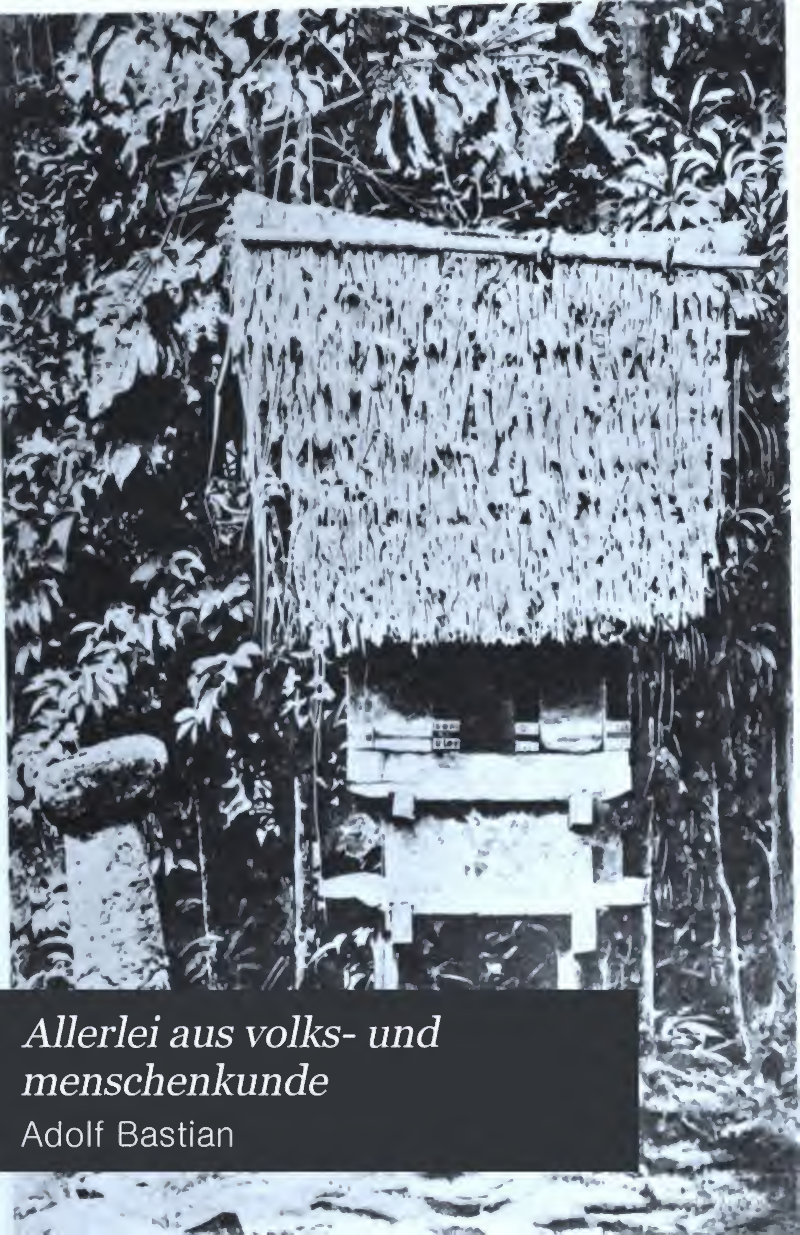


Allerlei aus volks- und menschenkunde

Adolf Bastian

Allerlei

aus

Volks- und Menschenkunde

von

A. Bastian.

Erster Band.

Mit 3 Tafeln in Lichtdruck.

Berlin 1888.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstrasse 68—70.

Inhalt des ersten Bandes.

*) Vor seiner Uebersiedlung nach Irkutsk hatte der Verfasser seinen Aufenthalt in Jakutsk dazu benutzt, das königliche Museum Berlins durch eine ethnologische Sammlung zu bereichern, auf freundliche Vermittlung Dr. Bunge's (der aus den Ergebnissen seiner Reisen weitere Vermehrungen hinzugeliefert hat).

Druck von H. S. HERMANN in Berlin.

Vorwort.

„Ethnologische Streifzüge mit Jagd- und Spukgeschichten" liesse sich dem Titel zufügen, denn des abenteuerlich Unglaublichen und Grauslichen findet sich allerhand (zwischen den folgenden Seiten) aufgetischt zur Auswahl des Lesers, je nachdem es ihm schmeckt und seinem „Appetitus intellectivus", wenn aus der Schule des „Doctor angelicus" gewürzt (den infallible Autorität zum Vorbild und Mentor empfohlen hat, für die Umkehr aus modernen Geschmacksverirrungen). Da die alten Götter sich überlebt haben sollen, — „der alde god" oder (b. Frauenlob) der „alte Friedel" (stari Krvnik, in antivegetarianischen Gelüsten) —, schnitzt sich ein Jeder (trotz Bacon's Protest) sein „Idolum" zurecht, wie ihm der Schnabel gewachsen sein mag, für einen „Neuen Glauben" jenes Ketzers (bei Eucharius), „qui habere quasi videtur sapientiae pennas, volare tamen non potest", ächzend in Todesangst (b. Shaw) oder (gleich dem Propheten Micha) klagend (s. Friedreich) in „Afgudei" (b. Ulfilas).

Spekulativ angelegte Talente, um aus dem Säckel derer, die zu den „klugen Leuten", oder den „weisen" (s. Wuttke), nicht gehören, gefüttert zu werden, bringen ihre Waare zu Markt —, in dienstbaren „Futtermännechen" (oder „Petermännchen"), unter den „Wolterkens" (b. S. Meiger), oder im „Napfhans" und Gesinde (für's Gesinde mit Gesindel) —, auf

dem „Spielbudenplatz", wie in der Handelsstadt die Aufschrift lautet. „Kauft Götter", ruft es wieder, billig und schlecht, so lange es am Besten mangelt (der Gaben eines „Hêrre Got der guote"), an „Gnade, Ruhe, Friede"; von einer feierlichen Stätte heisst es: ‚Hier wohnt der liebe Gott' (s. J. Grimm). Im tertium comparationis der „Messe" (aus dem Kirchweihfest der Kirmess) gehört die Kirche zum Markte, aber auf diesem übertönt zunächst ein lustig lebendiges Treiben, zum neugierigen Beschauen, was sich alles in bunter Auswahl aufgestellt bietet. Viel kindisch läppisches Puppen- und Fratzenzeug ist darunter, doch Anderes hübsch genug, um zu gefallen, wenn nach naturwissenschaftlichem Modell geschnitzt (und so eines „naturwissenschaftlichen Zeitalters" Kindern schicklich). Indessen fehlt die Hauptsache noch, die Seele (zur Beseelung), und mit stummen „Oelgötzen" (b. Hans Sachs) ist allzuwenig anzufangen, als dass man ihrer nicht bald wieder überdrüssig werden sollte (im Modenwechsel der Theorien).

Möge deshalb der Tag nicht ferne sein, wo die Psychologie, mit den Waffen der Naturwissenschaft ausgerüstet, auf den Kampfplatz tritt, um das zum Verschlingen aus (Calaminha's) „rauchigem Hause" (als „serpe tragadoura"), bedrohlich heranziehende Drachengespenst des Nihilismus zu erlegen und den Hoffnungen der Zukunft ihre Tempel zu errichten, wenn hingelangt zum Gefild der ewig „grünen Wiesen" („int ghebloide welt, ten paradise") auf Idavöllrs „goldenen Auen", die Forschung ihrer Aesir „Goldtafeln" gefunden haben wird, in den von der Ethnologie zu beschaffenden Bausteinen (sofern davon noch übrig geblieben sein sollte, unter dem Surtalogi, der, tagtäglich stärker angefacht, über den Globus dahinrast, die ethnischen Originalitäten verzehrend). „Besuch in San Salvador" (S. 322).

Unter Lobes-Hymnen wird in diesem Monat gerade der hundertjährige Geburtstag dessen gefeiert, der für die deutsche Philosophie den höchsten Triumph, oder letzten Trumpf, aus-

gespielt hätte, der Vorläufer des Unbewussten, — desjenigen Denkens, „welches vollständig auf den Standpunkt des Köhlerglaubens und der rohen Naturvölker zurückkehrt" (wie es behauptet wird, in der „Geschichte des Materialismus").

Der Wille hat sich, willkürlich genug, seine Welt der Vorstellungen geschaffen, und da er nichts vor sich sieht, als „Noth" oder „Langeweile", ergiebt er sich in blasirtem Gleichmuth der Selbstvernichtung.

Die religiösen Dogmen sind schaal geworden, die metaphysischen Spitzfindigkeiten unter Ueberreizung zum Ekel; die schönen Künste, durch Verhätschelung sinnlich berauscht, fallen bedenklich hinab in morastige Versumpfung, und das klassisch grammatische Gerüst erweist sich allmählich allzu dürr verdorrt und ausgesogen, um ihm noch viel Fleisch abzugewinnen (und, unter philologisch bescheidensten Ansprüchen kaum, die Hungerleider zu befriedigen). Materiell zuträgliche Kost liefern die Naturwissenschaften, aber da sie für idealere Gänge (bei bisherigem Ausfall der Psychologie) noch keine schmackhafte Zubereitung gefunden haben, regt sich die „sacra fames" (Virgil's) jenes „Appetitus intellectivus" (in Plato's *ὁρμὴ θειοτέρα*) nach Mehr. Die Kultur der Weltgeschichte hat sich in der Hauptsache erschöpft, im engen Gesichtskreis ihres (bisherigen) „Orbis terrarum", und so umdüstert sich dieser mit gespenstigem Heranzug nihilistischer Oede (in den „Zeichen dieser Zeit").

Schon indess steigt eine neue Sonne empor, die einen grossartig weiteren Horizont zu erhellen bestimmt ist, für eine verjüngte Phase in der Geschichte der Menschheit, und um das Material für den künftigen Bau zu beschaffen, führt sich in umkreisender Woge zunächst die Ethnologie heran, mit Hülle und Fülle fremdartig neuer Probleme, wie sie aus jener „Welt der Vorstellungen" hervorgewachsen, die im Reflex der Völkergedanken sich spiegelt, — gemäss der wandelnden Umgebungswelt jedesmalig geographischer Provinz.

Ob, in Lösung der sozialen Probleme, der „Noth“ abgeholfen sein wird, bleibt vorläufig dahingestellt, aber „keine Noth“ hat es jedenfalls mit der „Langeweile“, da bereits ein Universal- oder Total-Schutz dagegen gewährt ist, gegen Vergeudung kostbarer Zeit (μυιας ἀπαμυνειν), denn für den Ethnologen und seine Aufgaben bleibt jeder Tag um 48 Stunden zu kurz, um auch halb nur fertig zu werden, (mit jedesmaligem Tagespensum).

Die Jammerpropheten aus pessimistischer Schule haben es sich bequem genug gemacht (in blasirter Faullenzerei), um durch magische Kraft des Willens, — als ob aus Altweiberkram (der „Wünschelfrauen“) im Besitz eines Orkasteins (oder anderer „Wünscheldinge“ des aus des Κύλινδρος Drehungen schöpfenden „Manoratha“) —, ihre Welt- und Selbstvernichtunug herbeizuführen, während die Vorbilder buddhistischen Ostens die Lebensaufgaben ernster und strenger zu nehmen pflegen, mit den Meditationsübungen der Kasina (s. „Buddh. in seiner Psychologie“, S. 297) bei psychologischer Auferziehung zum Nirwâna, — nicht ein ausgeblasenes (und aufgeblasenes) Nichts, westlichen Missverstandes (cf. „Religionsphilosophische Probleme“, S. 3), sondern ein Pleroma volleigentlicher Realität (als „Asangkhara-Ayatana“, beim Durchblick des „Dharma“), und substanzieller Aussättigung fähig, aus den naturwissenschaftlichen Vorrathshäusern der Induktion (nachdem ihr, auch auf geistigem Bereich, philosophische Deduktion den zukommenden Platz eingeräumt haben wird).

Im momentan gegenwärtigen Standpunkt philosophischer Zeit- und Streitfragen dreht es sich um die „Psychologie ohne Seele“ (als Ergebniss des Materialismus), oder um „Seelen-Substanz“ wiederum (in subtiler Verfeinerung primär plumper Personifikation), bei der „Materie“ als „ausgedehnte Substanz“ (Ueberweg's), und wenn man, bei Anwendung der Kategorien auf geistige Vorgänge, den Begriff der Substanz setzen zu müssen meint, so leitet dabei das berechtigte Streben, auch

für sie die naturwissenschaftlich gesicherte Forschungsmethode in solchem Sinne festzuhalten.

Jedenfalls liegt hier, bei dem „Hypokeimenon", kein Materielles zu Grunde, da das sonst für die „Substanz" Wesentliche, die direkt sinnliche Auffassung (in Begabung mit spezifischer Sinnesqualität) durch den Gegensatz schon ausfällt (im Uebersinnlichen). Und das organisch als Geistiges Emporwachsende ergiebt sich zunächst als das Ergebniss der Gesellschaftswesenheit: als Gesellschaftsgedanke (oder in geographisch-historischer Variation: als „Völkergedanke") also, wogegen die individuellen Gedanken, die darin zusammenwirken (als integrirende Theile eingeschlossen) — und deshalb aus dem Ganzen erst bestimmbar bleiben, — unverständlich sich verhüllen würden (im eigenen Selbst), wenn bei ihnen stehen geblieben werden sollte; oder angesetzt etwa für den Ausgangspunkt (des logischen Rechnens). Aus realer Anschauung erst, ist deutlich geklärte Beobachtung der Vorgänge zu gewinnen, und deshalb, zur Ueberschau, bedarf es zunächst einer Materialbeschaffung (in den Völkergedanken).

Der dem Menschen an sich gebotenen Personifikation im zugehörigen Selbstsein lag bei den mehrweniger gleichartig angelegten Mitgeschöpfen des nächstliegenden Naturreiches, — den Thieren („Rlgphls. Pr." 2, S. 52) —, naturgemässer Anschluss, als ansichgegebener, nahe und ebenso, (bei Rückfolgerungen auf magische Bindungen der Seele oder ihr Aufblühen aus dem Grabe), der Weiterschluss auf lebendig wachsende Pflanze (mit fortschreitender Ablösung von Hamadryaden zu Dryaden etc.).

Zur Belebung dagegen des todt daliegenden Steins bedurfte es bereits des Zwischenspiels jenes schöpferischen Gedankenprozesses, welcher in subjektiver oder objektiver Auswahl des Fetisch sich thätig erweist (M. d. G., I S. 185), und wie sodann der Innuae (oder Einsitzer) heraustretend (oder darauf sitzend) vorgestellt werden mochte, so ergaben sich

andererseits wieder die Versteinerungen von Zwergen und Riesen, bis zu den aus höherer Religion fremden Ursprungs ermöglichten Bannsprüchen (eines König Olaf's u. A. m.).

Fremdartig ist's, was dem Menschen aus umgebender Natur entgegentritt, fremdartig zum Ich, — im strikten Gegensatz, insofern, als Nicht-Ich. Die Sinne führen Eindrücke zu, die sich aus gewohnheitsmässiger Vertrautheit zu Auffassungen gestalten, zu optischen Bildern im Auge, zu Klangfiguren im Ohr, die sich fühlen, riechen, schmecken, aber für ihre Ursächlichkeit unerreiehbar verborgen bleiben. Und doch schwebt beständig auf den Lippen die Frage nach dem Warum? (des Warum??), sie zu erkennen: rerum (cognoscere) causas („perspicere cognoscereque naturam rerum"). „Non aliud est deus esse et aliud facere, sed ei esse id ipsum facere" (s. Erigena), in der „Theophanie" der Welt („Ipsa namque creatio, hoc est in aliquo manifestatio").

Erst dann, wenn die Auffassung sich in das Wort umgesetzt hat, wenn dieses sprachlich wiedertönt aus gleichem Verständniss des Nebenmenschen, erst dann wird Beruhigung in der Antwort gewährt, — als, insoweit wenigstens, bis zur Ursprungsquelle zurückleitend.

Auf gesellschaftlich psychischer Sphäre umschreibt sich also der Gesichtskreis deutlicher Erkenntniss für die „Welt der Vorstellungen", innerhalb welcher das Bewusstsein sich selber sein Verständniss lebt, und alle derartigen Auffassungsweisen sind die Folgen sprachlicher Schöpfungen in dem „Gesellschaftsgedanken" (aus ihren geographisch-historischen Variationen, den „Völkergedanken"). Nachdem sich hier mit Verlängerung der Gedankenreihen (unter kultureller Pflege), bis auf den Einblick zu detaillirterer Scheidung der Einzelnheiten (in physiologischen Untersuchungen), Mancherlei in den ab- (und ver-) laufenden Vorgängen geklärt hat, durch bestimmter festgestellte Ausdrucksweisen nach gegenseitigem Uebereinkommen, mag die Forschung (psycho-physisch) hinübergreifen bis auf psychisches

Bereich, im Anschluss an spezifische Sinnesqualitäten, aber die letzten Ursächlichkeiten werden dadurch keine Fingersbreite näher angenähert sein, da es weder Langes noch Kurzes (kein Grosses und Kleines) giebt, betreffs desjenigen, was dem Unendlichen angehört.

Zum Ansatz für solches Ziel (um hindurch zu dringen zum „Ding-an-sich"), sind zunächst die Gesellschaftsgedanken selbst in induktive Behandlung zu nehmen, nach komparativ-genetischer Methode, in einer Differential-Rechnung nämlich, auf Grund thatsächlich angesammelter Beweisstücke, sobald (um von klaren Anschauungen aus den Ausgang zu ermöglichen) logisch genügend ausreichende Uebung, in solcher Arithmetik, erlangt sein wird —, nach ethnisch differenziirter Mannigfaltigkeit, wie auf dem Globus erscheinend (im einheitlichen Zusammenhang allgemein kosmischer Gesetzlichkeiten). Ihren letzten Ursächlichkeiten nach verzweigt sich die Wurzel des organischen Typus in die physikalischen Agentien geographischer Umgebung (mit siderisch zugehörigen Einflüssen), und aus den, im geschichtlichen Zusammentreffen wahlverwandtschaftlicher Verschiedenheiten, entzündeten Kulturgedanken strömt dann ein geistig höheres Agens ausserdem hinzu (das Ethnos auszuprägen in nationaler Physiognomie).

Der Kernpunkt fällt in die für unsere heutige Weltanschauung durchschlagende Lebensfrage über die Möglichkeit einer „naturwissenschaftlichen Psychologie", wofür die Ethnologie neue Richtungswege anbahnen zu können mancherlei Befähigung zu fühlen berechtigt scheint, sofern bei Fassung des Menschen als „Zoon politikon" der Völkergedanke voranzustehen hätte (als elementar Primäres in der Denkaufgabe).

Die (in ihrer primär einfachster Form) den hülflos nackt ins Leben gesetzten Menschen (seiner Gesellschaftswesenheit nach) umschwebende Kunstsphäre, (als an sich gegebene Vorbedingung der Existenzfähigkeit), haftet überall an den physisch-physikalischen Agentien geographischer Umgebung, aus dem

Klima sowohl, wie aus Flora und Fauna hineingreifend, je nach geologischer Bodenunterlage, sowie mit den Ansätzen zu historischer Fortentwicklung (auf den durch Hydrographie und Orographie vorgezeichneten Wegen).

Gemäss der zur Ernährung gebotenen Naturgegenstände bedingen sich die Werkzeuge zu ihrer Erlangung, für die Jagd mit Speer oder Keule (zum Wurf oder Schlag), mit Fallen oder Schlingen, für Landthiere gesetzt, oder dem Vogel der Luft, wenn nicht durch den Pfeil erreicht, der auch dem Fisch im Wasser nachstellt (unter Zutritt von Angel und Netz), während zum Ackerbebau die Schaufel in die Erde gräbt, und aus dunkeln Tiefen Hoffnungen, auf Blühen und Erneuerung aus dem Zerfall, das Heraufsteigen eröffnet (für Verwerthung in mysteriösen Weihen).

Je nachdem im Rohmaterial der Stein gewährt ist, die Muschel und Knochen, oder das Holz und später die Metalle, ändert die Anfertigungsart, und so für schützende Kleidung, im Filzen, Flechten und Weben, mit den daraus folgenden Anlässen zur Ausbildung des Ornamentes, um, bei erlangter Mussezeit, in den Künsten verschönert zu werden, die sich in der Architektur (vom Hütten- oder Hausbau an) ihre Denkmale dann setzen (wenn in der Kultur gepflegt).

Und so für die psychischen Schöpfungen, die (nach den elementaren Gesetzlichkeiten organischen Wachsthums) unter den Variationen des Völkergedanken in die Erscheinung treten, — zu höherer Vollendung emporstrebend, in ausreifender Entfaltung (unter dem Austausch im sprachlichen Verkehr) —, liegt die Wurzel eingesenkt in den allgemein das All durchwaltenden Kräften, (für erste Ursächlichkeit und letzte, zur Erkenntniss im Selbst), damit ihre naturwissenschaftliche Durchbildung für das Geistige im Menschen, die Psychologie erhalte, (auf Grund der ethnisch angesammelten Thatsachen).

In dem, was beim Menschen mit dem Seelischen zur (gefühlsschwärmerischen) Empfindung gelangt, überdämmert nur

ein schwankender Schatten des körperlichen Allgemeingefühls, während das darüber aufwärts Hinüberstrebende die That selbstbewussten Willens voraussetzt (kraft schöpferischer Kraft).

So flirrt es dem Träumenden mit nächtig schwankenden Bildern durcheinander, mit Dunst- und Luftgebilden in leichter Flüchtigkeit aufgelöst, aber dennoch, weil eigensinnig (und bis zur Einseitigkeit oft), festgehaltene Willensrichtung periodisch aufhebend, Mancherlei (aus entfernteren Beziehungen erst Gleichartiges), durcheinanderwürfelnd, und demzufolge vollendet höhere Zeugungen (bei echt vorhandenen Wahlverwandtschaften) mitunter hervorrufend, sobald mit dem Erwachen es neu zu arbeiten beginnt (im Denken), — wenn der **δῆμος ὀνείρων** mit dem Tageslicht erbleichend hinschwindet oder die „Leipya" zuückgeflattert kommt (aus nächtlichen Abenteuern). In Australien wird (für Traumeingebungen) auf Grabhügeln geschlafen, wie (in Afrika) auf denen der Vorfahren (zu Pomponius Mela's Zeit). ***Τῶν ἐνυπνιών τά μέν σημεῖα τῶν γινομένων, τά δὲ καὶ αἰτιά, τά πλεῖστα δὲ συμπτώματα μόνον*** (Aristl.). Im Traum ist die Seele ***θειοτάτη*** (s. Xenophon), und so zu Orakeln verwendbar, bei „Incubationes", je nach der Deutungskraft der Traumbücher (eines Einsiedler Ansgarius oder des Aegypter Philadelphus) oder auch in „Räthselkrankheit" (s. Gedike) verfallend, bei „Preisräthseln" (XVIII. Jahrh.) und für das Zahlenlotto hat sich die Kunstdeutung (in Franken) „zu einer Art Geheimwissenschaft entwickelt, welche ihren Kundigen reichen Erwerb sichert" (s. Wuttke), wie wissenschaftlich auszubeuten (beim Verfolg des psychologischen Prozesses) cf. „Beiträge zur vergleichenden Psychologie" (S. 126).

Wenn unter der Flucht irdischer Wechsel ein zeitlich Ueberdauerndes sein selbstständiges Bestehen erlangt, — ein aus der psychischen Atmosphäre der Gesellschaftswesenheit Entsprungenes, — dann hätte es darum sich zu handeln, solch' geistigem Hypokeimenon die Bausteine zu entnehmen, und

hier sodann (als integrirend eingeschlossener Theil des Ganzen) würde die Persönlichkeit eines eigenen Selbsts kosmischem Walten zwischenzufügen sein, um so, auf dem Grundton zusammenklingender Harmonien, hineinzutönen mit eigenartig gesetzlicher Melodie (wenn es zusammenrauscht im Jubelchor, aus den Symphonien des All).

Worte dieses! — ein Gerede: „flatus vocis" leeren Lufthauchs, oder Gekritzel auf windigem Papier (für nominalistische Verstandesklügeleien), aber (in der Mystik des Realismus) Ahnungen zugleich, die, weil erahnt, ihre Ursächlichkeit voraussetzen, im geistigen Wachsthum organischen Schaffens (bei Beantwortung gestellter Fragen), und demgemäss (aus innerstem Seiensgrund aufwärts), hervor aus einer Wurzel aufwärtsquellend, — wo immer diese nun liegen möchte (in der Unendlichkeit, die uns umgiebt). Die Früchte reifen heran, für die Zwecke ihrer Bestimmung, und diese, beim Einschluss des Selbst in eigenes Bewusstsein, führt dadurch selber dann auf solches Selbst zurück, um im innerlichen Einklang, mit sich selbst, verständlich zu reden, wie es aus der Umgebung hervorklingen müsste, im Abschluss des Ganzen (wenn dem Einzelnen der eigene Ziffernwerth berechenbar sich böte).

Und was soll hier die Ethnologie? Sie zergliedert den geistigen Organismus der Gesellschaftswesenheit, unter all den Variationen, worin auf Erden in Erscheinung getreten, und indem sie mit solch' physiologischer Kenntniss auf feste Gesetze organischen Wachsthumsprozesses gelangt, wird es ihr einstens vielleicht auch gelingen dürfen, pathologische Abweichungen zu heilen, in sozialen Schäden, oder Krankheiten, woran das Individuum hinsiecht (auf psychischer Hälfte), bei sündiger Verletzung der naturgemäss rationellen Lebensordnung, wie sie in der auf komparativ-genetischer Methode durchgebildeten „Lehre vom Menschen" pflichtgebieterisch niedergeschrieben sich erweisen dürfte. Wenn der „Mensch" in der Geschichte sich selbst gefunden, wird aus derselben der „Gott"

sich ihm enthüllen, und auf seine Verheissungen zu hoffen sein (unter thatsächlicher Erstarkung nationalen Einheitsgefühls).

Schon in der Einleitung über „eine wissenschaftliche Ergründung der Weltgesetze" heisst es (1827): Ueberall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres „Bestehens nach einem ewigen Gesetze" (*A. von Humboldt*) im Kosmos (als „Wohlgeordnetheit der Welt" oder des „Weltalls"). Und dann weiter (am Schluss des „allgemeinen Naturgemäldes"): „Ein physisches Naturgemälde bezeichnet die Grenze, wo die Sphäre der Intelligenz beginnt und der ferne Blick sich senkt in eine andere Welt; es bezeichnet die Grenze und überschreitet sie nicht (1845). Als dann in den Jahren politischer Kämpfe auch für die Physiologie ein glänzender Sieg erstritten war durch die Naturwissenschaften, fehlte es nur noch an dem Zutritt der Psychologie, welcher für Deutschland in seinen Jahren glorreichsten Ruhmes erfolgt ist (unter gleichzeitiger Begründung der ethnologischen und anthropologischen Studien, seit 1870).

Februar 1888.

Ich hatte schon früher die Gelegenheit gehabt, über die religiösen Ansichten der Pelauaner, wenn auch nur oberflächlich, zu berichten[1]); heute bin ich im Stande, in Folge meiner nachträglichen eingehenderen Studien über die Sitten der Völker Mikronesiens meine früheren Berichte zu vervollständigen.

Wenn man über die Religionen der hiesigen Völker spricht, muss man nicht an offenbarte Systeme, die auf den inneren Menschen sittlich-moralisch in unserem Sinne des Wortes einwirken und welche die Ergebnisse subjektiver Forschungen des menschlichen Geistes über sein Verhältniss zu der ihn umgebenden Natur sind, denken. Die Religion der ozeanischen Völker, die ja anerkannter Weise in einem Culturzustande leben sollen, der sich am meisten den primitiven Formen eines Urzustandes nähert, ist vielmehr das Resultat einer passiven, rein objektiven Thätigkeit des Geistes, bei welcher der Mensch keine Möglichkeit und wohl auch kein Bedürfniss fand, sich abstrakten Anschauungen zuzuwenden, die mit seinem alltäglichen Dasein nicht in einem sichtbaren Verhältniss standen. Diese Religion, das Werk der gröbsten Empirie, ist heute ein mehr oder minder gut erhaltener Bericht der durch die sich entwickelnden Völker angesammelten Erfahrungen, und dieselbe, wenn aller Orten genau bekannt, würde zu den sichersten Aufschlüssen über die Vergangenheit eines Volkes führen.

Da, ohne Rücksicht auf die Entstehungsweise und die nachfolgende Entwicklung der Menschheit, der Mensch in den ersten

---

1) Die Pelau-Inseln im stillen Ozean. Journ. Mus. God. Heft IV, 1873.

Stadien seines Daseins sich überall in genau denselben Umständen finden musste, d. i. er war abhängig, vorerst von dem Schutze seitens seiner Eltern, und dann von der Beschaffenheit der ihn umgebenden Natur, so sind die zwei ersten Elemente dieser natürlichen Religion die Begriffe der Verehrung seiner Vorfahren und der Gegenstände der Natur. Die Spuren dieser beiden Theile der ersten Religion der Menschen finden sich noch sehr gut erhalten, nicht nur bei den sämmtlichen Völkern des Ozeanes, sondern auch bei sämmtlichen Religionen der Welt, denn die überall noch bestehenden, im Ursprunge unklaren Ueberlieferungen, Aberglauben und lokalen Gebräuche, die oft eine grosse Aehnlichkeit auf verschiedenen Plätzen aufweisen, dürften ihren Ursprung in dieser Religion haben.

Wie fast alle Ozeanier, haben die Pelauaner entwickelte Begriffe von der Seele, von dem Tod und von einem Leben nach dem Tode. Die in dem lebenden Menschen verweilende Seele heisst „aðalbengél", und als solche beschäftigt sie nur wenig den hiesigen Menschen. Genau genommen ist „aðalbengél" nur der abgeleitete Name für die Seele während des Lebens, von „aðalép", Geist, nach dem Tode eines Menschen. Für Seele als Begriff der gesammten inneren Thätigkeit des Menschen haben die Pelauaner den Namen „arngúl", welcher den inneren unsichtbaren Inhalt bedeuten soll, ohne jedoch die psychischen Erscheinungen von den physiologischen zu unterscheiden, da sie auch das vorerst ganz unsichtbare Arrowroot-Pulver „arngúl a sobósob", und das der Curcuma „arngúl a kosól" nennen. Da jedoch die gewaltigeren psychischen Empfindungen, als grosse Angst, Freude oder Zorn von zusammenschnürendem Gefühl in der Kehle begleitet werden, so wurde auch der Name auf den Kehlkopf übertragen, was zur Annahme verleiten könnte, dass die Pelauaner den Sitz der Seele in dem Kehlkopf sahen. Dieses ist jedoch nicht der Fall, indem der „arngúl (ara und ngul)" sich durch Gefühl in dem

Kehlkopf offenbart, aber seinen Sitz in dem „mišo-ngul aulúl", der Brust, hat. Einen Hauptschlüssel zu den Ansichten der heutigen Pelauaner über die psychischen Eigenschaften des Menschen giebt eine Sage, nach welcher bei dem Erschaffen der ersten Menschen, was durch Iraka𝔡erngel geschah, der Thon, aus dem dieselben geformt wurden, mit dem Blute verschiedener Thiere gemischt wurde, weshalb auch die Leute heute in ihrem Charakter die Eigenschaften solcher Thiere aufweisen.

Ueber den Tod haben die Einwohner von Pelau verschiedene Ansichten. Der Tod, „ma𝔡", tritt ein bei altersschwachen Leuten, weil sie selbst nicht mehr leben wollen. Schwach und unfähig irgend etwas zu thun, sind sie müde des Lebens und deshalb wollen sie nicht mehr essen. Eben so ist es mit jungen Leuten, denen das Leben unerträglich wurde, z. B. aus unglücklicher Liebe, wo sie dann entweder verweigern, jede Nahrung zu sich zu nehmen und langsam zu Grunde gehen, oder Selbstmord verüben. Der letztere, obwohl nicht sehr häufig, ist bekannt. Z. B., unlängst stürzte sich in Kasakang vom Gipfel einer Kokospalme ein junger Mann herunter, dem die Verwandten abschlugen, Mittel zum Unterhalte seiner Liebsten zu geben. In Angarard hat sich ein anderer Mann, der Streit mit seiner Familie hatte, auf einer Waldliane aufgehängt.

Manche solcher traurigen Fälle sind zum Gegenstande der Volkspoesie geworden, und das Lied von Koréng und Mariár dürfte kein pelauisches Mädchen nicht kennen. Zu Zeiten, wo noch die Insel Eil Malk bevölkert war, lebte in Koigul ein hübsches Mädchen, Koréng, die des ebenfalls hübschen, aber armen Mariár Frau wurde, was jedoch nicht ganz mit den Wünschen ihrer habsüchtigen Mutter stimmte. Deshalb, als der reiche Kosílek aus Aulong (Orulong Wilson's, das zu diesen Zeiten noch bevölkert war) die Koréng begehrte, überredete die Mutter ihre Tochter, den Mariár zu verlassen. Nach zwei Tagen starb Mariár an gebrochenem

Herzen, und ein Mann, Kodráol, brachte die Nachricht nach Aulong, wo Koréng eben von den Felsen herunterstieg, um an der Klay-Quelle zu baden. Sobald sie die Unglücksbotschaft vernahm, verliess sie Alles und eilte mit Kodráol nach Koigul, um Mariár noch einmal zu sehen. Der Weg führte an den steilen Felsenwänden Aulongs entlang, von welchen mit weissen Blumen beladene Zweige herabhingen, und Koréng pflückte diese und schmückte sich, als wenn's einem Tanze gelte. Im Todeshause lag die Leiche, mit einer Matte bedeckt, in dem Kreise der trauernden Verwandten, man wehrte sie aber nicht ab, als sie bat, ihren Mariár noch ein letztes Mal sehen zu dürfen. Sie liess sich bei dem Haupte nieder und stiess die Klage aus:

Ki ko beg ardil ilú el mangáuš er Ulóng,
(Wir alle Frauen gingen mangáuš[1]) in Ulóng),
Ma ki bo mołongolúng a Klaj ralm, e to mo odịsek, to okrékl,
(Und wir stiegen herunter zur Klai-Quelle, und kauerten nieder, abzutrocknen,)
Jéng guk, maϑej delsai! a gaiš, a gaišel a Kodráol mej,
(Als eben, leider! (o Wehe!) eine Nachricht, Kodráol's Nachricht kam,)
E ko maϑéj Mariár! A Mariár! Mariár!
(Dass todt ist Mariár! O Mariár: Mariár!)
Ngak diák apahịl Kosịlek, e mo mageϑeket er ngịj,
(Ich bin nicht Weib Kosịlek's, weil ich weilte bei ihm,)
J adalák a ngịj pišáng, a kaldịl mlej
(Mich meine Mutter ihm gegeben, ein Geschenk[2]) gekommen)

---

[1]) Mangáuš (š = sch, wie z. B. in „Schule") bedeutet das Einsammeln von Blättern zum Flechten der Matten oder Schürzen.

[2]) Kaldịl (ị = y) bedeutet die Beute eines Fischers, Jägers, oder deren Antheile an einem Unternehmen der Art, welche hier Koréng's Mutter eingesandt wurden.

Lolátr ngịj er ngak, el tmo: mej mo pahịk,
(Bestechen sie gegen mich, sagend: gieb mir zur Frau sein,)
E hongáut ma mongá a delúul ngígiel,
(Und fischen[1]) und essen geröstete Fische,)
Er a Bidúul makešengl lulangašál.
(Auf Bidúul's Fischgründen unbekannt.)

Dann lüftete sie etwas die Matte vom Haupte des Todten und ihre Nase an die seinige drückend, bedeckte sie auch ihren Kopf mit derselben. Die Verwandten warteten lange auf ihre Erhebung und als sie endlich sie zum Weggehen bewegen wollten, fanden sie sie als Leiche. Den Athem einhaltend und die Nase zugedrückt, erstickte sie absichtlich, um mit ihrem Mariár vereinigt zu werden.

Der Tod in voller Lebenskraft, plötzlich oder in Folge von Krankheit, ist der Ausfluss des Zornes der Götter „Kaliϑ's", sei es in Folge eigener Verschuldung oder, was gewöhnlicher, in Folge eines fremden Zaubers, „ougoláj".

Unmittelbar rächt der Kaliϑ ein jedes Vergehen gegen sich, seinen Priester oder sein Eigenthum, indessen er kann auch durch den Priester bewogen werden, eine Person ohne jede Veranlassung zu schädigen, wenn demselben etwas von dem Haupthaar der zu schädigenden Person mit einem Geldstück für den Gott eingehändigt wird, was Dangasákl heisst. Der Priester, mololunk, bittet seinen Gott und versteckt die Haare in seinem Schreine, wo die Person dann mit der Zeit stirbt. Manche Personen möchten das Geldstück sparen und legen selbst die Haare in den Schrein, indessen solche Personen werden von den Priestern, łingaringers, dumm, genannt, und natürlich gilt es nichts.

Indessen viel öfters werden die zahlreichen Zaubermittel,

[1]) Kosílek, obwohl alt und hässlich, war reich und bekannt als ein besonders geschickter Fischer, was hier schon allein genügt, einem Manne Ansehen und Einkünfte zu sichern.

golays, angewandt, deren hauptsächlichste Form in dem ougolaya bunk besteht. Bei diesem wird eine Areka-Nuss bezaubert und dem ausersehenen Opfer dargereicht, oder in seinen Korb hineingelegt. Bei dem Hongélep nimmt man eine Handvoll ganz junger Areka-Blüthen und schüttet sie über das Dach des Hauses, dessen Einwohner dann sterben können. In dem Arkíyl werden kleine Muscheln bezaubert und ungesehen im Hause liegen gelassen. Endlich kommt Hongobrókkol, das Vergraben des Zaubers unter dem Hause, welches je nach dem verwandten Gegenstande verschiedentlich benannt wird.

In dem Korúmš wird eine Kokosschale angebrannt und dann in dem Kamrúngl, dem Raume unter dem Hause, vergraben. Bei dem Amarand thut man es mit einem Stück Koralle und bei dem Kašúlok mit einem Topfscherben. Bei dem Kwat wird die gleichnamige Blüthe in zwei Blätter eingewickelt und unter dem Hause vergraben; wird die gewünschte Person nicht bald krank, so stiehlt man sich heran und begiesst die Stelle mit Seewasser.

Natürlich, dass dergleichen Künste das Geheimniss einzelner Personen sind, die dieselben für eine Vergütung ausüben.

Wird so ein Gegenstand gefunden und befindet sich ein Kranker im Hause, so sucht man sich Sicherheit zu verschaffen, indem man bei einem Košákalkundigen anfrägt, ob der Gegenstand Gift oder Zauber ist oder nicht, was derselbe für Bezahlung gerne sagt. Ist man einmal sicher, dass die Sache Zauberei ist, so wird ein Agolpkundiger herbeigeschafft, der das Molgolpšel vornehmen muss, was er auch gegen Bezahlung bereitwilligst leistet. Er nimmt den Gegenstand nach dem Bache, wäscht ihn gut ab, bespricht ihn und lässt ihn im Wasser liegen, damit er nach der See wegtreiben kann. Genügt dieses nicht, so wird das molgolp a sis, das Abwaschen mit den Cordylina-Blättern vorgenommen, mit welchen das Haus sorgfältig bestrichen wird.

Manche andere Arten der Zauberei werden wir noch später kennen lernen.

Ohnmachten und Konvulsionen werden als Anfangsstadien des Todes angesehen, in denen der Einfluss eines Gottes den Ausgang verhinderte.

Nach dem Tode heisst die Seele „aďalép“, Geist, und sie geht nach dem unsichtbaren Lande Ngaďalók, welches sich an dem südlichsten Ende der Insel Pililu befindet. Das Leben in diesem Lande ist eine Fortsetzung des irdischen Lebens in allen seinen Einzelheiten, ohne irgend welche Bezugnahme auf die Lebensweise des Menschen. In dieser letzteren Hinsicht herrscht eine vollständige Uebereinstimmung in den Ansichten aller Völker der Südsee, denn der stellenweise erwähnte bedingte Eintritt in das Geisterland als das Ausweichen eines einzelnen Kokosbaumes auf Samoa und Frauenbegleitung auf Viti u. dgl., bilden kein moralisch wirkendes Moment auf das Leben des Lebenden. Die auf der Insel Jap, aber nicht allgemein bestehende Ansicht von einem Richter nach dem Tode und dem Ueberschreiten eines Abgrundes über einen Kokosstamm, von welchem dann das Herabstürzen im Falle des Befundes der Unwürdigkeit stattfinden soll, halte ich für einen Nachklang der ersten katholischen Missionsversuche, entweder nach der Eroberung Guam's durch die Spanier oder in Folge der auf Mogomog gescheiterten Mission.[1]) Auch auf den Pelaus besteht

[1]) Dass die Japer mit den alten Chamorros in Verbindung standen, schon vor sehr alten Zeiten, scheint durch eine der japschen Traditionen festgestellt zu sein. Die Kenntniss ihres Pallang-Geldes stammt von Sejpin (Sajpan auf Gou Ladronen) ab und übrigens ist es bekannt, dass viele der Chamorros den Verfolgungen der spanischen Eroberer sich durch Flucht auf die Carolinen entzogen. So z. B. trifft man auf Ruk zwischen andern die Wörter „šúba“ und „konák“ für Tabak und Hund, cénnnịya für Wassermelone u. a. m., die auch noch in dem heutigen Tagala-Chamorro der Ladronen „šúba“ und „galágo“ heissen. Was für sicher entscheidet, woher der Tabak und der Hund, welche vor der Ankunft der Fremden da waren, nach Ruk kamen. Ausführlicheres darüber an einer anderen Stelle.

die Meinung, dass die Frauen nach dem Tode in einem Fahrzeuge nach dem Jenseits gelangen, weshalb auch bei dem Bestatten der Leiche das Diall-Geld (für das Schiff) bezahlt wird.

Die Geister der Verstorbenen verweilen bei dem Körper bis zum Begräbniss, und eilen dann des Nachts nach Ngaðalók, wobei sie, falls bei der Insel Malákal vorgehend, in der dortigen Quelle erst baden. In Ngaðalók wird viel getanzt und gesungen, und über die Geister der im Kriege Gefallenen wird gespottet. — Di tellátel dos, ko bosós! — wird ihnen zugesungen, meinend, dass sie gespeerten Fischen gleichen.

Das Reich der Geister, in allen seinen Anlagen den auf der Erde befindlichen gleich, ist, wie auch seine Bewohner, dem Auge der Sterblichen unsichtbar. Es befindet sich indessen auf Pililu ein einziger Mann, der die Gabe ererbte, die Geister sehen zu können und manchmal werden seine Dienste in Anspruch genommen durch Personen, die gerne einen abgeschiedenen Geist noch sehen möchten. So z. B. ging noch vor Kurzem ein Mann, der seine sehr geliebte Frau verlor, nach Ngarríkl auf Pililu, wo der Seher wohnte und bewog ihn, ihm behülflich zu sein, den Geist seiner Frau in Ngaðalok aufzufinden. Es gelang ihnen dieses auch und da die Frau allen Beschwörungen des Mannes zuwider nicht auf die Welt zurückkehren wollte, so ergriff er sie auf des Sehers Geheiss und nahm sie mit sich zu den Menschen. Sie nahm indessen die Gestalt eines Vogels an, die sie fortwährend wechselte, um ihn zu täuschen. Er band sie aber an dem Fusse fest und war entschlossen, sie auch in solcher Gestalt nach Hause zu bringen. Wie er jedoch des Morgens erwachte, fand er nur das angebundene Bein des Kiúit (Calornis).

Obwohl nun die Geister in Ngaðalók ihren ständigen Aufenthalt und gegen die Wiederkehr zum weltlichen Leben einen unüberwindlichen Widerwillen haben, haben die Einwohner grosse Furcht vor denselben. Der Verkehr der Geister mit den Lebenden

ist mannigfaltig und manche Gebräuche bei den „Kameldijl", Begräbnissen, stehen in Zusammenhang mit den Begriffen über denselben. Stirbt eine Mutter im Wochenbette, so kommt ihr Geist und ruft: mej a ngálek! mej a ngálek! (gieb das Kind!), weshalb man der Leiche einer solchen Mutter, einen jungen Bananenstamm mit ins Grab giebt. Dieser wird kurz abgeschnitten und zur Rechten der Mutter zwischen Arm und Brustkasten gelegt. Zur Linken liegt der mit Allem versehene Handkorb, der der Seele die Reise nach der ewigen Heimath erleichtern soll. Tritt jedoch der Tod später ein und verlangt die Mutter doch das Kind, so muss dieses durch einen Beschwörer mit Oel eingerieben werden.

Das Zustopfen des Anus, der Vagina, der Urethra-Mündungen, welches hier mittelst ausgekämmter Pflanzenfaser auf Uleáj mittelst Curcuma-Wurzel, auf Ruk noch auf die Nasenlöcher angewandt mittelst des Gelbwurz-Pulvers und auch auf Ponape mittelst des Schwammes geschieht, soll verhindern, dass die Flüssigkeit des Innern durch diese Oeffnungen sich entleeren sollte, und soll hauptsächlich dem Geiste zu gute kommen. Ferner wird die ersten vier Tage nach dem Tode das „Ngoráŕϑ" ausgeführt, welches darin besteht, dass auf dem Grabe eine Oellampe während des Nachts brennt und Speisen auf demselben aufgestellt werden, wie auch dasselbe mit Getränk übergossen wird. Ist das Wetter regnerisch, so wird ein kleines Häuschen aufgebaut, welches bei dem Tode eines grossen Häuptlings ohne Rücksicht auf das Wetter zu einem solideren Gebäude wird, in welchem die „mongejú"-Zeit (Trauer-) durch die Familie verlebt wird. In der „maráđer a sis"-Ceremonie[1]) wird der Geist öffentlich um die Ursache des Todes befragt und die Begräbniss-Angelegenheiten in Hinsicht auf den Todten werden mit einem „gelél ađalép"-Opfer für den Geist beendigt. Die Ver-

[1]) Eingehendere Schilderungen über die Gebräuche bei Begräbnissen in: Die Todten-Bestattung der Pelauaner.

wandten, die die Leiche wuschen und vor dem Begraben handhabten, sind „meái“ und werden für 10 Tage abgeschlossen (kalšimmel) in ihrem eigenen Hause, d. h. sie dürfen sich nicht baden, nicht in die Taropatschen gehen und werden durch ausgesuchte von Anderen zubereitete Speisen genährt.

Die Furcht vor den Geistern findet nur statt, wenn es sich um fremde Geister handelt, denn gegen die eigenen ist man ziemlich gesichert durch das gute Einvernehmen, das zwischen der Familie und ihren Geistern, die zusammengenommen „bladhek“ heissen, besteht. Die Geister der im Kriege gefallenen Verwandten, denen der Kopf abgeschlagen wurde (weshalb man ihnen einen künstlichen Kopf aus Pandanusfrucht oder Musastamm ansetzt), die Geister der im kašmákal (Rache in der Ehe) getödteten, der matánget, Frauen, die im Wochenbette starben und endlich die der Selbstmörder, die sich im Walde auf der Stelle der verübten That aufhalten, sind die einzigen die also ohne alle Ehren ausserhalb der Niederlassung begraben werden, sind die einzigen, die der Familie lästig fallen können und zu den Begräbnissen solcher Körper wird ein Beschwörer herbeigerufen, der das „mošmogókl a hongolmáϑak“ versteht, und dieser beschwört Areka-Nüsse, die die Familie kaut, so lange der Geist sich noch unfern des Hauses befindet. Sie werden ebenfalls einige Tage „meái“. Sonst sind es nur irrende fremde Geister, die auf dem Wege nach ihrem Lande die Häuser durch Anschlagen an die Wände und das Schütteln mit den Fenster- und Thürdeckeln beunruhigen.

Die Geister sind stumm für die Sterblichen, höchstens geben sie sich durch ein leichtes Pfeifen zu erkennen, und doch empfinden die Hinterlassenen oft das Bedürfniss, mit einem Geiste zu verkehren, z. B. wenn der Verstorbene sein Geld vergrub und keine Zeit hatte, vor dem Tode das Versteck anzugeben, oder wenn, wie oben, bei dem Ngaďalók erwähnt wurde, besonders starke Gefühle zur

Geltung kommen. Es wurde schon gesagt, dass in Pililu in Ngarrikl, also in der Nachbarschaft von dem Geisterlande, sich ein Seher befindet, der für eine Vergütung zum Auffinden eines Geistes verhilft. Nun giebt es noch andere Menschen, die von dem Kaliϑ Osišnan besessen sind, die Gabe haben, mit einem erwünschten Geist in dem Hause der Verwandten sich unterhalten zu können. Es wird auf einer gewissen Stelle des Hauses eine am Feuer gebackene Tarowurzel hingelegt und der Geist lässt sich nieder und unterhält sich unhörbar für die Anwesenden mit dem Seher, aus dessen lauten Antworten die Anwesenden den Sinn des Gespräches entnehmen.

Die „Seher“ wie auch der „Beschwörer“ haben keine besonderen Namen und betreiben ihre Kunst als ein Gewerbe, ohne in direktem Verhältniss zu der Religion, als Götter-Cultus betrachtet, zu stehen.

Indessen sind die Geister der verstorbenen Verwandten die natürlichen Schutzgeister des Hauses, und obwohl als „Bláđek“ von den „Kaliϑs“ abgesondert, geniessen sie eine ernstliche Verehrung und haben einen regelmässigen Cultus, dessen Priester das Haupt der Familie ist. Die gewöhnliche Stelle, wo die „Bláđek“ sich im Hause aufhalten, ist der „reákl“, eine pultartige Einrichtung, wo die Insassen ihr bewegliches Eigenthum zum Theil aufbewahren, hier wird ihnen auch das „ađaleptép“, das Opfer dargebracht. Fehlt in dem Hause ein „reákl“, so stellt man das Opfer auf einen der Querbalken oder in eine Ecke auf die Kiste. Diese Stellen vertreten die Altäre und dienen auch zu gleicher Zeit den Haus- oder Familiengöttern, denn die Opfer und Gebete richten sich immer an: „komiu kaliϑ ma bláđek“ (ihr Götter und Geister der Vorfahren).

Das Anrufen der „Bláđek“ geschieht speziell nur dann, wenn eine besondere Veranlassung dazu da ist. So bei Krankheiten, wenn das „Mangilil“, das Befragen, wovon hier viele Formen be-

stehen, ergiebt, dass die Hausgeister die Ursache sind. Das Wahrsagen giebt auch an, womit man sie befriedigen kann. Das gewöhnlichste Opfer ist geschrapte junge Nuss, „aǳaleptép", in welche einige Geldstücke gelegt werden. In einem kleinen Schildpattteller wird die Speise einige Zeit ausgestellt und dann von dem Hausherrn selbst genossen, damit die Ausführung des Opfers symbolisch andeutend. Denselben Bláǳek's wird auch ein Theil von jedem anderen Kaliϑs gemachten Opfer dargebracht.

Ausser den Krankheitsfällen werden die Bláǳek's in allen wichtigeren Angelegenheiten angerufen, z. B. durch den Koréomel[1]) vor dem Herausgehen auf die See, oder durch den obersten Leiter des Landes vor wichtigen Entschlüssen. In dem letzteren Falle zieht sich der Häuptling vom Umgange mit der Aussenwelt zurück und bleibt abgeschlossen in seiner Residenz mit den ältesten Frauen des Stammes. Es wird nun angenommen, dass die Geister der Vorfahren, die sämmtlichen früher herrschenden Häuptlinge besonders, mit dem Abgeschlossenen verweilen und ihn bei dem Entschlussfassen leiten.

Es ist ersichtlich, dass die Bláǳek's, obwohl gänzlich von den Kaliϑ's in ihrer Bedeutung unterschieden, eine sehr wichtige Rolle in dem Leben der Pelauaner spielen und zwar bilden sie die eine Hälfte der pelauischen Familien-Religion.

Die andere Hälfte der häuslichen Religion bezieht sich auf den Kalíϑ-Cultus, in welchem jedoch immer noch das Familienoberhaupt der Priester ist.

Das Entstehen dieses Cultus muss man ebenfalls in die allerersten Anfänge der menschlichen Cultur verlegen und es als gleichzeitig und mit dem Geister-Cultus verknüpft auffassen. Der hauptsächlichste Zug dieses Cultus in seiner einfachsten Form ist, dass ein Mensch ausser den „Bláǳek" noch eine oder mehrere

[1]) Siehe in meiner Abhandlung: Die Industrie der Pelauaner, die Abtheilung: die Fischerei.

Gottheiten hat, die ihm ausschliesslich zugehören und die ihre Bilder in irgend einem Thiere, dessen Leben womöglich geachtet, welches aber keinen Falles genossen wird, haben. Fast alle Berichterstatter über die Religionen der Südsee erwähnten Spuren dieser Religion, und in Wirklichkeit bildet sie einen so eigenthümlichen und wichtigen Theil der Religionen der sämmtlichen Südseevölker, dass sie überall sich erhielt und den Zerfall, der später theilweise auf ihr begründeten nationalen Religionen überlebte. So fand ich z. B. noch 1870 in dem christianisirten Samoa die Sitte, in einem Thier oder einem Fisch einen „o le áta aitu" (den Schatten, Bild eines Gottes) zu achten. Von eigener Einsicht ist mir von Mikronesien bekannt, dass sämmtliche Völker diesen Cultus theilweise noch in ganzer Primitivität besitzen. So auf Ponape wird ein solcher Fisch ganz einfach „áni" genannt, mit welchem Namen auch die Gottheit und jeder Geist benannt wird. Auf den Marshall-Inseln wird es „anij." Auf den sämmtlichen Central-Carolinen bis Uleáj mit Einschluss der Ruk-Inseln ist es „anû" und zwar wird das Thier als „ngịnịn anû" (Schatten, Seele des anû) begriffen.

Auf den Pelau-Inseln heisst solches Thier „adalsahél", des Kaliϑ's oder des Menschen, welcher den Kaliϑ besitzt und dieses Wort, von „dalásak", ein Bildwerk, eine ausgeschnitzte Arbeit, von „melásak", mit der Axt aushacken, stammend, ist nicht blos gleichbedeutend mit dem samoanischen „áta" und dem karolinischen „nịnnịn",[1]) aber auch sehr verwandt dem Begriffe „o le tíno aitu" der Samoaner, „se tino aitu" der Nukuorer und am Ende auch der „tii" der Tahitier, wo entweder hölzerne Götzen bestanden oder die Götter-Körper in Steinen oder anderen Gegenständen sich

[1]) Auf Ponape bedeutet „áta" den Namen eines Menschen, was ja auch sein Bild genannt werden kann, die Seele dagegen heisst „ñgen", was in Ruk auch Seele, und ebenfalls wie auf Ponape „Schatten" (Bild) bedeutet.

gedacht wurden. Die Götzenbilder waren somit den Pelauanern früher eigen, wie es auch noch deutlichere Spuren derselben in einigen noch verehrten Götzenbildern in Eyrray und Ngaráuš giebt.

Wie der Begriff dieser Götterbilder entstand, kann man heute nur vermuthen, denn bei den hiesigen Völkern, die ihren Verhältnissen gemäss eine sehr hohe Stufe eigener Cultur erreichten, erlosch das Bewusstsein der Primitivität eines Urzustandes. Nur aus einigen Spuren bei eingehenden Durchsichtungen der bestehenden Ansichten darf man annehmen, dass die geheiligten Thiere vom Anfange an mit dem Geiste eines Verwandten in engem Zusammenhange gestanden und wahrscheinlich in der Zeit, wo der menschliche Geist sich noch nicht Länder im Jenseits dachte, als sein Aufenthaltsort, also als sein Stellvertreter schliesslich gedacht wurden. Als allgemein bekannter Beleg mag dafür der noch bis heute erhaltene Tiger-Cultus der Malayen gelten, der in dem gewaltigen Thiere die Seele eines Verwandten sieht und ihn deshalb nicht zu tödten erlaubt.

Der Name „Kalíϑ" reiht sich den malayisch-ozeanischen Benennungen des heute gemischten Begriffes: Seele — Geist — Gott sehr genau an, wenn man das „anti" und „anítu"[1]) der alten Chamorro der Ladronen zur Vermittlung zieht. Durch das Abwerfen der Endsilbe entsteht das „áni" von Ponape. Durch das Verstummen des Endlautes und das Erweichen des folgenden das „anij" (Anidsch) der Marshaller. Dem „áni" reihen sich an das „anû" von Kussaje und der sämmtlichen Central-Carolinen. Das japsche „khán" ist nur die stark aspirirte Anfangssilbe der Urwurzel und das pelauische „káliϑ" ist leicht durch die Stellvertretung der bei der Bildung der hiesigen Sprachen gleichwerthigen „n" und „ɫ" abzuleiten. Aus dem „aniɫu" wird das samoanische „aiɫu". Der Urbegriff durch diese Benennungen ausgedrückt ist entfernt von dem Begriff „Gottheit" und

[1]) Meinicke: Die Inseln des Stillen Ozeans. II. pag. 403 auf Freycinet.

scheint von Anfang an mit dem Begriff „Geist" vereinigt gewesen zu sein, denn so weit die Nachrichten über die Urreligion der asiatischen Malayen gehen, bedeuteten „niáwa" die Seele, „antu" einen Geist, Gespenst und der Begriff ein Name für Gottheit, als: „Állah" und „Déwa" dürfte erst sehr spät mit dem arabisch-indischen Einflusse gekommen sein. Ob die Ausdrücke „túhan" und „túah"[1]) in früheren Zeiten bei den Malayen im Verhältniss zur Religion standen, weiss ich nicht, aber ich möchte, aus dem Umstande schliessend, dass es ein Ausdruck der Ehrfurcht vor dem Alter im Leben war, es nicht für unmöglich halten, wo dann das polynesische „atúa" für Gott und „matua" für alt bedeutend (bei den Chamorros Benennung der Häuptlinge) aufgeklärt wäre.

Der Kalíϑ-Cultus der Pelauaner gestaltete sich in seiner Entwickelung ganz den bestehenden Begriffen von der Familie gemäss. Die im Süden des Ozeans[2]) stark verwischte ursprüngliche Ein-

[1]) In Bezugnahme auf die malayische Sprache diente mir Marsden's Dictionary of the Malayan Language.

[2]) Dass dieselbe Verfassung einstmal im Süden des Ozeans bestand, beweisen die Berichte der Reisenden über die Erbschafts-Verhältnisse, nach welchen auf Viti, Tonga, Samoa u. s. w., die Häuptlingswürde auf den Bruder überging. Dieses ist aber die Folge der epogenetischen Ehe, in welcher die Kinder ihren Stand von der Mutter erben. Dieser erklärt z. B. die scheinbar sonderbare Neffen-Sitte auf Viti, Tongo und Samoa. Der Sohn einer Frau vom Häuptlingsrange also z. B. auf Samoa, einer „Kamaikái", wird ohne Rücksicht auf den Stand des Vaters ein „alii", aber nur „i le tu fafine" (Herr von der Frauenseite), d. i. im Dorfe seiner Mutter wird er als „alii" betrachtet. Ist nun sein Vater auch ein „alii" und zwar der König desselben Landes, woher die Mutter stammt, dann ist er noch dazu ein „alii i le tu táne", also ein voller „alii", der auch in den beiden Ländern seiner Eltern, wenn deren Heimathsorte getrennt wären, grosse Achtung und Gewalt geniessen würde. Weshalb aber diese Sitte mit dem Verhältniss des „Neffen" (Meinicke, pag. 42. B. II) verbunden wird, ist mir unbegreiflich. Soweit in der Schilderung ersichtlich, handelt es sich um den Sohn (nicht den Neffen) eines Königs mit einer Frau von hohem Geschlechte, die schon so wie so ihrem Kinde ihren Stand in ihrer Heimath wenigstens sichert. Die wirklichen Neffen aber, oder vielmehr Vettern, sind die ursprünglichen Erben.

richtung der Gesellschaft, die noch ganz und mit verschiedenen Uebergangsformen sich im nördlichen Mikronesien erhalten hat und die der ursprünglichen malayischen „Suku"-Eintheilung [1]) aufs genaueste entspricht, ist besonders hoch entwickelt auf den Pelau-Inseln erhalten und in Folge dessen ist die Religion derselben eine spezifische Stamm- oder Suku-Religion. Der Grundzug einer solchen ist aber eine strenge Absonderung und deshalb giebt es so viel Gottheiten als Stämme, und da jeder Stamm die Neigung hat, seine Gottheit auf eigene Art und Weise zu verehren, so könnte man sagen, dass es so viele Culte als Gottheiten giebt. Indessen, da aus den einzelnen Stämmen mit der Zeit Staaten entstanden, so entwickelte sich damit zugleich eine Art eines stufenweisen Rangirens der einzelnen Gottheiten und natürlich wurde die Gottheit des Hauptstammes zu einer Haupt-Gottheit des entstandenen Staates. Ein solcher Staat heisst hier „pelú" und er besteht eigentlich aus einem einzigen Dorfe, in welchem gegen 20 Familien normaler Weise durch festgehaltene Titel vertreten sind. In einem Dorfe also giebt es mindestens 40 Gottheiten, wenn nicht mehr, denn einige Häuser können zwei Kaliϑs haben und jedes Haus hat auch eine weibliche

---

[1]) Wo im Süden die Herrscherwürde erblich vom Vater auf den Sohn wurde, dürfte sie das erst nachträglich und stellenweise sogar so spät eingetreten sein, dass bei der Veränderung unsere und oft die Einflüsse der Missionspropaganda sich geltend machten. So z. B. auf Samoa, wo noch in 1875 zwischen den schon christlichen Einwohnern ein heftiger Krieg entbrannte, dessen Ursache das alte Erbrecht war. Der Sohn des letzten Königs, ein Schüler der englischen Missionäre, wurde durch die letzteren vorgeschoben, wogegen das Volk für den Bruder des Königs auch gegen seinen Willen sich erhob. Wie lebhaft die Verhältnisse empfunden wurden, beweist die den Engländern in der Mulinuu Pointe gelieferte Schlacht, in welcher einige Marinen des Kriegsschiffes „Barracuta" ihr Leben unnützerweise verloren. — (Die eingehenden Bearbeitungen dieser Verhältnisse unter gründlicher Sachkenntniss, [an Ort und Stelle im Detail entnommen], haben von dort werthvollstes Material beschafft in holländischer Literatur, wie der deutschen aus Mikronesien durch den Verfasser gewährt ist. Red.)

Gottheit. Diese Dörfer bilden wieder grössere Verbände, in welchen wieder die Gottheiten der „Klóu pelú", der grossen Länder, die Hauptgottheiten bilden. In dieser Entwickelung einer allgemeineren gesellschaftlichen Religion kam es nicht zur Ausbildung einer allgemeinen Religion und die angedeutete Ordnung des Vorgehens hing von den Schicksalen, denen die einzelnen Stämme unterlagen, ab; deshalb findet man in den Culten der verschiedenen Gottheiten manche Unterschiede und Eigenheiten, die in der politischen Geschichte der Bevölkerung, so weit dieselbe in Ueberlieferungen erhalten wurde, aufgeklärt werden. Die zuletzt stattgefundene Gestaltung der Verehrung einiger höchsten Gottheiten „Klóu kaliϑ's" scheint durch ziemlich späte Einwanderung vor sich gegangen zu sein, wobei jedoch der Einfluss sich nur politisch, d. i. zur Begründung der endgültigen heutigen Eintheilung der Inseln in die verschiedenen bestehenden Staaten geltend machte, wonach der neue Cultus sich von selbst aus den vorhandenen Elementen entwickelte.

In der beifolgenden Tabelle sind die hauptsächlichsten Landesgötter der Pelau-Inseln verzeichnet.

Land	Gottheiten	
	männliche	weibliche
	Artinggal-Länder.	
	1. Land Molegoyók.	
Molegoyók	Kódal melék	Amlahél
Ngarupešang	Augél Kaliϑ	Dille Kaliϑ
Ngaruikl	Mongorngúl goálak	Amlahél
Ngarámaš	Maɗahéy pélau	ɗuóy
Ngaruliáng	Maɗahey pélau	ɗuóy
Ngabúrok	Kwódol	Amlahél
	2. Land Mar Aygól Engkašar.	
Engkašar	Maϑ el Kaliϑ	Ardhil Megetiy
Ngarangašáng	Augerrerák	Dórom kriik
Ngarakošou	Augél Kaliϑ?	Toylogorúr?
Ngaráuš	Magolóy?	Dúkuram?

Land	Gottheiten männliche	Gottheiten weibliche
	3. Land Ngiwal.	
Ngaramakhau	'Omúyuk	fehlt
Ngarŝngay	Augél Kalíϑ	ɹuóy
Ngaragolúuk	Ngirunhór	Eyluay (ɹuóy)
Ngaŝmaŝóang	Kaymagéy	Amlahél
Ngalláu	'Omúyuk	Koldebángl
	4. Land Ngorŝúl.	
Ngorŝúl	Iramerda Augél Kalíϑ	Kaϑerbub
	5. Land Eyrráy.	
Eyrráy	Maďahey pélau Goltakéy	ɹuóy Amlahél Kurŝuróy
Ngkaráu		Amlahél
Ngadyul		
Ngarulak		
Ngorŝúm	Iraybubú	
Ngaruŝar	Aboy	
Ngaruluóbel	Kaymagémet	Amlahél
Aϑkib	Augél Kalíϑ	
Koygúl	'Omúyuk	
Aywáyu	'Omúyuk	
Omaďál	'Augél Kalíϑ	Dórom kriik
Kaŝagáng	Takalbáy	Kamáñ
	6. Land Eymeliik.	
Ngargeáy	Atuñlbay	Arďilabáy
Aymúl	Ngirteláp	Amlahél
Goleguy	Kwódol	Eyluay
Komliángl	Augél Kalíϑ	Dille Kalíϑ
Iklngaŝ	Augél Kalíϑ	Dille Kalíϑ
Akmodhórom	Apagáy	Arďir a kamím
	7. Land Aremolunguy.	
Eymyúngs	Augerrerák	ɹuóy
Ngarameténgel	Maďahéy pélau	ɹuóy
Atmaϑéy		
Kamesét	Adam le Kalíϑ	Arméng
Ngangalabang	{Ngiragerok {Ulukuŝuk	Amlahél
Ngarutehej	'Orgim	Kogiamogóu
Aulugotóng	Aybaďúl	Kobil Meŝagál
Royos pelú	Irabaulbéy	Eyluáy a Ngéukl

Land	Gottheiten	
	männliche	weibliche
	8. Land Aϑpang.	
Emịs	Mađahéy pélau	đuóy
	9. Land Radman.	
Raϑman	Iramerdá	đuóy
Ngatpúyok	Iramerdá (Asagal tpúyok)	đuóy
Ngaruɫóy	Augerrerák	
	10. Land Angarardh.	
Ngarbúkush	Augerrerák	Dirruau
Ngaramеđép	Irakomgúul,	Alatakašngerél
Gol	Kabelik	Dira kamim
Galáp	Molób	Arméng
Kekláu	Augel Kekláu	
Ngešang	Adam le Kalíϑ	
Aulimáol	Dayškerel	
	11. Land Arekolóng.	
Ngabịul	Iraydamay	Eyluay
Ngarbáu	Amedúk kohịl	
Yebúkul	Kwódol	
Mangalakl	Kolngiyl	
Rịyl	Buulló	
Eúngl	Mađahéy pélau	
Ngarametúkul	Mađahéy pélau	
Kolékl	Irayluó	
	12. Insel Koryór.	
Koryór	Augél Kelden Augerrerák Ira Merray	
Arapakéϑ	Augél Kalíϑ	Dille Kalíϑ
Arakasoáol	Kwódol	
Armiϑ	Asagál yánget	
	Augél yánget	
Rbódol	Pogéu Rbódol	Ad lál korénges
Arekamai	Kwódol	
Yebukul	Kwódol	
Ngariélep	Amongašịmmer	

Land	Gottheiten männliche	Gottheiten weibliche
13. Insel Ngarekobasánga.		
Ngarekobasánga	Augél kobesáng	
Amyúngs	Irarisóyoš	
14. Insel Pililu.		
Assiás	Maɗahéy pélau	Katod
		◢uóy
Ardolólok	Kwódol	Eyluáy
	Made Kwodol	Amlahél
Aragól	'Omúyuk	Amlahél
Ngargeúkl	Augél geúkl	
Pkul o pelú	A Koreonul	
15. Insel Angáur.		
Augél komúr		
Maɗahéy peláu		
16. Kayangl-Inseln.		
Dukerám		
Augél sagál		

In den angeführten Gottheiten begreifen die Pelauaner ihre Landes-, so zu sagen ihre politischen Götter, deren Cultus die äussere soziale Religion ausmacht. Eine solche Gottheit leitet die Angelegenheiten eines Dorfes, bei ihr wird in Krankheiten, wenn die Familiengötter und die Blaɗek's nicht helfen, angefragt. Also die Familiengötter werden von den Landesgöttern unterschieden und obwohl es zu viel wäre, alle Familiengötter aufzählen zu wollen, will ich des Verständnisses wegen einige Beispiele geben. So z. B. in dem kleinen Lande Ngarupešang ist die Bevölkerung in ca. 20 Familien zertheilt, von welchen jedoch nur vier ursprünglich zwischen sich fremd sind. Die Familien sind: Ayngiás, Šokošo, Mangangín und Assias, von welchen sich dann die folgenden immer im Range reihenweise niedrigeren abzweigen. Die Götter dieser Familien:

1.	Familie	Ayngiás,	Gottheit	Eyluáy Ngaribúkul,	Bildniss	(Adalsahél)	Uruídel (Caranx-Arten).
2.	„	Šokošó,	„	Obil Kajšáu,	„	„	Gadúy.
3.	„	Mangángin	„	Dille Kaliϑ,	„	„	Kitelél (Aσguilla-Art).
4.	„	Assias,	„	Arméng,	„	„	Uruidel (Caranx Arten), Galaϑ (Mugil-Arten) und Kameɗukl (eine Labroiden-Art).
5.	„	Ogelgúmmur	„	Kobil makešéngl,	„	„	Misoguuk (Acanthurus-Arten).
6.	„	Kabúul,	„	Kobil Kajšáu	„	„	Turútum (Diodon).
7.	„	Atmilgól,	„	Gumreu	„	„	Luléu (Seeaal).
8.	„	Borsoyok,	„	Ayekaϑ el bay	„	„	Luléu (Seeaal) u. s. w.

In dem Hauptlande Molegoyók:

1.	„	Uduš	Gottheit	Arméng, Ɂuóy	Mugil, Kameɗukl (alle Papageien, Fische und Uruidel).
2.	„	Gúmerang	„	Augerrerák, Gobák lubíl	Rugú (Carpilius).
3.	„	Alúkus	„	Amlahél, Bongel meliik, Bil meay	Rugú (Carpilius), alle rothen (Holocentrum und Mesoprion-Arten), Yauš (Diagramma), Gaduy und Pāng (Upeneus).
4.	„	Amíd	„	Ɂilirugú, Turáng, Pellék	Rugú (Carpilius-Krebs) und Uruidel (Caranx).
5.	„	Ngaruósok	„	Kodal melék, θedey belngót	Kitelél (Auguilla) u. s. w.

Vor allem bemerkt man, diese Familiengottheiten betrachtend, dass sie sämmtlich weibliche Gottheiten sind, was sich durch die Bedeutung der Frau für den Stamm erklärt. Die Gottheit der Mutter wird vererbt, die des Vaters nicht. Die Pelauaner sagen, dass die Kaliϑ's der Männer sich ganz ruhig verhalten und nur die Kaliϑ's der Frauen ihr boshaftes Unwesen treiben und die Mitglieder der Familie mit Krankheiten verfolgen. Vergleicht man andererseits die Hausgötter mit den Landesgöttern, so sieht man, dass manche der ersteren zu letzteren wurden und wenn man die Umstände, unter welchen dieses geschah, aus Ueberlieferungen kennen lernt, so ist es ganz klar, dass die früheren Familiengötter unter späteren politischen Umständen das Grundmaterial für die Bildung der heutigen Religion lieferten. Hier mögen einige solcher Ueberlieferungen folgen, die uns nicht blos die Bedeutung einiger aus der grossen Zahl zeigen werden, sondern auch gewisses Licht auf die Gesammtheit derselben werfen werden.

Betreffs der Landes-Gottheiten findet man, dass die meisten derselben auf mehreren Plätzen zugleich verehrt werden. So z. B. Augél Kaliϑ, richtiger Augél le Kaliϑ, Augél der Gott, ist die Gottheit von Arapakéϑ in Kóryor, von Ngarakošou, ist neben Iramerdá in Ngoršul anerkannt, von Aϑkib und Amadal in Eyrrày und von Ngarupešang in Molegoyók. Ueber diesen Gott sagt die Ueberlieferung, dass zu den Zeiten, als das Land Ngaruángl im Norden der Pelau-Gruppe zu Grunde ging, wodurch die meisten heutigen grossen Familien, wie die der Amiϑ, der Aykaláu's, der Ngarueóš, der Ngidilíngl und e. a. nach Pelau kamen und, wie es aus deren heutigen Stellung ersichtlich, zu der Gestaltung der heutigen Verhältnisse endgültig beitrugen, bestanden auch längs der östlichen Küste der Pelau-Gruppe die Länder Ngiptal, vor dem heutigen Ngiwál und Augúl pelú vor Erekeldéu, das letztere, wo sich heute das gleichnamige Riff befindet. Ein Theil der Einwohner flüchtete sich nach dem Platze Aranggól und liess sich hier nieder, ein

anderer ging nach dem Norden, wo in dem heutigen Molegoyók die Zustände noch ganz primitiv waren. Das Land war im Besitze einzelner Familien, die unter einander in ewigem Kriegzustande lebten. Das richtige Hauptland Molegoyók bestand damals noch nicht und es bestanden eigentlich zwei Länder, ein oberes und ein unteres (nördliche und südliche Hälfte), in deren erstem der Häupling Arngúul, in deren letzterem Atmagey und Sagaruleo herrschten. Die heutigen kleinen Länder bestanden schon, aber sie bekämpften alle zusammen das eigentliche Molegoyók. Die Flüchtlinge erwiesen sich nützlich in den herrschenden Unruhen und erhielten Land, wo sie das heutige Ngarupešang anlegten, mit ihren Gefährten von Aranggole jedoch in Verkehr und Zusammenfühlen lebten. — Indessen hatten die Aranggoler Gelegenheit gefunden, sich in den auf Koryór herrschenden Wirren geltend zu machen und zwar halfen sie Koryór, die anderen kleinen Länder auf der kleinen Insel zu bekämpfen und besonders Arapaked, welches sie zugetheilt erhielten. Der Name des ersten Häuptlings der Augel-Pelauaner war als Mensch Kobokobákel, und ihn behielt man sich als Gott unter dem Namen Augél Kalíd. Da nachträglich Arapakéd wie auch Ngarupešang sich bei dem Bevölkern anderer Länder, namentlich das erstere in A϶kib und Komliángl, das letztere in seiner Umgebung in Engkašar und Ngiwal geltend machten, so wurde aus diesen zwei Centren die Verehrung des Gottes verbreitet.

Aehnlich verhält es sich mit einer der wichtigsten Gottheiten der Gruppe, dem Maďahéy pélau von Eyrráy. In früheren Zeiten und noch vor der letzten Gestaltung der heutigen Verhältnisse war Ngarduáis das Hauptland und dessen Gott Šemdiu der Hauptgott Eyrráy's. Der Maďahéy pélau kam und trat in eine Karamrum genannte Seewalze, die von Leuten aufgelöst und ans Land gebracht, ihn gebar. Er lebte nun wie ein Mensch unter dem Namen Abóy, war aber von sehr herrischer Gesinnung und verlangte das Land

zu regieren, worüber die Leute, bei denen er lebte, lachten. Erzürnt ging er weg und überzog Eyrray mit Hülfe der Nachbarn mit einem Kriege, in Folge dessen er die Regierung erhielt und die heutigen Verhältnisse schaffte. Das Entstehen dieses Gottes ist sehr spät und dürfte nicht lange Zeit vor der Ankunft der Europäer stattgefunden haben, denn man zeigt noch in seinem Hause die Kriegstrophäen, die er von den anderen Häuptlingen im Kriege eroberte. Er stiess die früher erste Familie herunter und nahm ihre Stelle ein, dann suchte er sich die niedrigere Familie der Ngirigiklas, deren Haupt sein Priester wurde und verschwand dann, man weiss nicht wo.

Vom Pagéu Rbóðol, dem Gotte des Landes Rbóðol auf Koryór, wird erzählt, dass er sehr tapfer war und das Land von einem menschlichen Ungeheuer, das ganz mit Schildpatt bedeckt war und Ougolúyup hiess, befreite. Der Ougolúyup lebte auf Baobelϑáob und schädigte die Bewohner der Umgegend und deshalb ging Pagéu Rbóðol, der einen Speer führte, der dicker war als ein menschlicher Schenkel, ihn zu tödten. Ehe er seinen durch die Schildpattbedeckung unverwundbaren Gegner zum Kampfe herausforderte, schlug er ihm einen Gesang vor und wie der arglose Ougolúyup den Mund öffnete, steckte ihm der listige Rbóðol seinen Speer in denselben. Als sein Bild bewahrt man einen grossen und dicken Speer auf.

Vom Kwódol wird erwähnt, dass er in Aϑpáng von einer Frau aus Ngoršul geboren wurde und als einst nachträglich die Aϑpanger Ngoršul bekriegten, stand er seiner Mutterheimath bei und errettete Ngoršul. Das war aber noch in den dunklen Zeiten, und wie es hell wurde, da war er schon ein Kaliϑ, deshalb der Name von „Kwod" alt.

Der Maϑ el Kaliϑ von Engkašar stammt von Arekolóng, woher auch ein Theil der Einwohner ihre Abkunft herleiten. Der Name, der ein menschlicher Titel ist, beweist schon zur Genüge,

dass der Gott einstmals ein Maϑ war, der zum Kaliϑ erhoben wurde.

Dasselbe muss man auch von den Göttern Iraydamay in Ngabiul, Irayluo in Kolékl sagen. Die Namen sind soziale Titel von Aydamay und Ayluo, den ersten Häusern der beiden Länder abgeleitet. Ngabiul ist der Ausgangspunkt für diese Gottheit. Die frühere weibliche Gottheit von Ngabiul, Eyluayer Aydamay (die Greisin von Aydamay) hat noch heute ihre Geltung bewahrt und sie ist der Sage nach die Mutter des heutigen Gottes. Eine darauf bezügliche Sage findet sich weiter unten erwähnt. Die Gottheit Iraylóu in Kolékl soll ganz dieselbe wie Aydamay sein und ihr Auftreten in dem so unfern von Ngabiul gelegenen Kolékl entspricht nur den lokalen Verhältnissen des Arekolóng - Landes, welches in die „Adašpadál-“ (Wind-) und „Geyukl-“ (Lee-) Seite getrennt ist. Ngabiul ist der Hauptplatz der ersteren, und Kolékl, der am zugänglichsten am Ufer gelegene der letzteren und soll der Irayluó, obwohl derselbe mit Iraydamáy eine Rolle des mehr ausschliesslichen Gottes der Geyukl-Seite spielen.

Ebenso soll die Gottheit von Raϑman und Ngoršul identisch mit den letztgenannten Göttern, obwohl politisch von denselben unabhängig sein. Diese Gottheit heisst in Ngoršul Iramerdá und nahm hier einst die Stelle des früher verehrten Kwódol ein. Da tödteten einstmals die Einwohner den Priester dieses Gottes und er flüchtete erzürnt nach Raϑman, nach dem Lande Ngatpúyok, wo er die Häuptlingsstelle eben wie in Ngoršul und Arekolóng inne hat. Sein Priester führt den obersten Titel des Landes Sagaltpúyok, welcher oft dem Iramerdá gleichkommt.

Aus dem Gesagten ist es klar, dass der Kaliϑ-Cultus in seiner spätesten Entwickelung ein Heroen-Cultus wurde und seine endgültige Gestaltung hauptsächlich der politischen Entwickelung der Pelauaner verdankt. Man bemerkt aber auch, dass der neue, heutige Cultus die Elemente der älteren Religion nicht verdrängt

hat, sondern im Gegentheil, dass er sich aus demselben entwickelte, denn wir finden überall neben diesen männlichen Gottheiten auch je eine weibliche und diese ist meistentheils eine Familiengottheit.

So z. B. sind die Hauptgottheiten von Molegoyók: Amlahél, „die Gebärende“ und Ködalmelek. Die letztere ist eine männliche Gottheit und die Schutzgottheit des Häuptlings Sagaruleo, dessen Familie Ngaruósok heisst und Amlahél, eine weibliche Gottheit, ist zugleich die Schutzgottheit der Familie Alúkus, die den Häuptlingstitel Arulúkud besitzt. Nun aber ist Arulúkud der dritte und Sagaruleo der fünfte Häuptling des Landes, und ihre Familiengötter wurden zu Schutzgöttern desselben von Alters her.

Zur Aufklärung dieses Zustandes muss man die alten Ueberlieferungen zu Hülfe nehmen. Vormals, als noch Molegoyók nicht konsolidirt war, bestanden schon die Häuser Alúkus und Ngarúleo, obwohl beide von aussen gekommen sind, denn die Tradition lehrt, dass die Gottheit Kodalmelék von Aulimaol nach Norden kam und die Amlahél heirathete. Das Haus Alúkus scheint von Kayángl herzustammen. Die beiden Häuser bestanden neben dem Hause „Θerebey“, dessen Haupt Atmagéy heute der neunte Häuptling, damals der vorderste war. Da kam zur Zeit der Zerstörung Ngaruangls die Familie Amiϑ und Gumerang und endlich das Haus Uduš, und in der folgenden Zeit entspannen sich die Kämpfe um das Uebergewicht. Indem nun die heutige Ordnung entstand, wurden die beiden früheren Gottheiten beibehalten, da die beiden Häuptlinge durch ihren Anhang ziemlich mächtig waren und ihren Einfluss durch die ganze Zeit zu bewahren wussten, wogegen die Gottheiten des Hauses Uduš sich öffentlich wenig geltend machten.

Diese weiblichen Gottheiten der einzelnen Länder stehen meistentheils in einem Verhältniss der Verwandtschaft zu den männlichen und da diese weiblichen Kaliϑs auch meistentheils alte Familiengötter sind, so beweist schon dieser Versuch der Ver-

schmelzung der neu entstandenen mit den alten Begriffen, dass die jetzige Religion die Folge der zuletzt stattgefundenen politischen Entwicklung ist. So ist z. B. eine *Λ*uóy die Mutter des Ma*đ*ahey pélau, die Ar*đ*il a bay die Mutter des Atúnglbay, die Ar*đ*il Mege*ϑ*iy die Schwester des Ma*ϑ* el Kali*ϑ*. Augél le Kali*ϑ* wird als der Vater des Iramerda und der Ka*ϑ* er bub genannt, die letzteren sind also Geschwister. Goltakéy ist der Neffe des Ma*đ*ahéy pélau und Gemahl der Karšuroy. Die Amlahél a Ngašmašóang, die weibliche Schutzgöttin des Landes Ngašmašóang, die Mutter des Schutzgottes desselben Landes Kaymagey, ist die Frau des Ngirunhór, des Hauptgottes von Ngaragolunk u. s. w.

Nimmt man in Betracht, dass die Begriffe der Pelauaner in Hinsicht auf ihre Gottheiten nur den Nutzen in persönlicher oder sozialer Hinsicht umfassen, wie auch, dass sie den Kalí*ϑ*s ausser spezifisch pelauischer Denkungsweise eine unbegrenzte Freiheit zumuthen, sich ihre Heimath und ihre Priester zu wählen und zu wechseln, so wird die grosse Zahl der Götter wie auch ihr oft gleicher Name erklärlich. Entsprechend den sozialen Verhältnissen der Familie, wird ihre Gottheit mehr oder weniger zur Geltung kommen, wie wieder die Gottheit eines grossen Landes, um z. B. ein nahe gelegenes Ländchen besser an sich zu fesseln, seine Gottheit mit der des letzteren verheirathet oder irgend wie verwandt macht, was natürlich weniger die Folge eines politischen Planes als vielmehr der Ausfluss der Umstände war. Bei der grossen Zersplitterung der Gesellschaft in zahlreiche kleine Gemeinden, die früher von einander unabhängig waren, entstand die Nothwendigkeit der vielen Gottheiten, und da der Raum sehr begrenzt war und die verwandtschaftlichen Verhältnisse sich von Anfang an geltend machen mussten und hier also der weibliche Einfluss sich besonders geltend machen musste, so sieht man auch heute für weibliche Gottheiten vieler Plätze denselben Namen, obwohl die Einwohner heute versichern, dass diese Gottheiten trotz des gleichen

Namens ganz verschieden sind, wie z. B. die Δuóy's, die Amlahél's, die Eyluáy's, Arδil's, die Armeng's und die Kabíl's. Recht haben sie nun insofern, als die gleichnamigen Götter überall lokale Götter sind, die Gleichheit der Namen zeigt aber auch anderseitig eine Gleichheit der Entstehungsweise an.

Die Namen der Gottheiten sind selten Eigennamen, meistentheils haben sie eine allgemein fassliche Bedeutung. So bedeutet z. B. Eyluáy eine Greisin, Δúl, Arδúl, Arδúr eine Frau; Kabíl ist eine Benennung der ältesten Frauen eines Stammes, z. B. Kabíl Arakláy wird die ältesten weiblichen Verwandten, die Mutter und Tanten des Königs Arakláy bedeuten. Amlahél von „romagél", gebären, bedeutet die Gebärende. So erhalten die Namen der weiblichen Gottheiten, wie Amlahél von da und da, oder die Eyluáy (Greisin) von diesem oder jenem Orte eine verständliche Bedeutung. Einige der Namen, wie: Kaϑ er bub (Mensch des bub's, eine Reuse), Dórom kriik (scharfe Ebbe) beziehen sich auf Naturgottheiten, die, wie es nachträglich ersichtlich sein wird, trotz des schon herrschenden Reichthums an Göttern in dem Leben des Insulaners eine sehr wichtige Rolle spielen und einen eigenen sehr ausgebildeten Cultus haben. Einige Namen zeigen durch ihre unverständliche Form einen sehr frühen Ursprung, als Tukeram, die Gottheit von einer Hälfte der Kayangle-Jnseln, Armeng und Δuóy, die Schutzgottheiten der sämmtlichen königlichen Häuser (also von Uduš, Atúelbláy, Ngartúro, Aydiϑ und einiger andern reichen „Klapkál" (ausschliessliches Recht habend) genannter, mit welchen sie ankamen. Sehr interessant ist der alte Name der Gottheit von Róyoš pélu in Aremolungúy, welcher durch den nachträglichen Irabaulbéy vertreten wurde. Der Name heisst Aδam el Kaliϑ und das Interesse ist deshalb begründet, weil Róyoš pélu (das Felsenland) das höchste Land Pelaus auf dem Berge Aremolungúy gelegen, das älteste Land der Gruppe sein dürfte. Hier ist der Ausgangspunkt für die neueste Geschichte der Pelau-Jnseln.

Mangidap bruϑóul und Kórrol, heute noch Hausgötter in Ngiwiel, stammen aus Ngiptal.

Unter den männlichen Gottheiten deuten die meisten schon durch ihren menschlichen Namen auf ihren Ursprung und ihre verhältnissmässig späte Entstehung. Von besonderer Bedeutung ist aber der Name „Augél“, auch „Arugél“ und „Ngaruhél“, bedeutend „der Vorderste“, weil er eine ganze Reihe von Gottheiten, die sich auf eine gewisse Epoche beziehen, umfasst. Die heutigen Bewohner der Inseln schreiben die heutige Gestaltung der pelauischen Verhältnisse den Augél's zu. Man weiss nicht von wo sie gekommen sind, ihr Vorschreiten auf der Gruppe war aber von Norden, und auf der Insel Angyáur beendeten sie ihre Alles umgestaltende Thätigkeit. Ihre Spuren sind hinterlassen, nicht blos in den Namen der Gottheiten: Augérrerák, Augérkeldéu, Augél ayánget, Augél sagál, Augél le Kaliϑ, Augél Kobesáng, Augél Komúr, Augél geyúkl u a., sondern auch in vielen Namen der Familienhäupter, als Auger pélau und Augél mit verschiedenen Beinamen, die besonders auf Angyaur zu Hause waren. Alle diese vergötterten Augel's haben als ihr Bild ein kleines Segelkanoe, was schon genügend ihre Herkunft bezeichnet. Ferner die Entstehung des Augél le Kaliϑ gleichzeitig mit dem Versinken der Länder Ngaruángl, Ngiptal und Augúl pelú dürfte zu der Annahme veranlassen, dass die neuen Ankömmlinge von diesen Ländern diese Augél's waren. Ueber diese Augél's besteht schon heute keine klare Vorstellung, und will man zu denselben auch den Maδahey pélau zuzählen, wie andererseits auch deren Anwesenheit noch vor der pelauischen Sintfluth zuschieben. Die Namen vieler dieser Augéls sind verschollen, unter denselben werden jedoch sieben als besonders zusammenhaltend erwähnt, obwohl über die Namen derselben schon keine Uebereinstimmung herrscht. Auger dušum aus Ngardušum (längst verschollen) in Eyrráy wird einmüthig als der witzigste unter ihnen erwähnt, denn als sie einmal zusammen nach

dem Süden segelten, und zwar um eine Wette, wer von ihnen zuerst einen Ngas (Casuarina)- Zweig abbrechen würde, so liess er sein Fahrzeug durch die Ngal-Ameisen (weisse Ameise) aushöhlen, wodurch es bedeutend leichter wurde, als das der anderen, dann versah er sich auch mit sieben Klema𝒮's (Grossschoten), wogegen die andern nur eine mitführten. Als sie bei der Passage zwischen Ulóng und Uruk𝒮apel anlangten, erhob eine boshafte Gottheit einen Wind und zerriss ihnen die Segelschoten, so dass sie nicht weiter konnten. Augél Šum hatte aber deren sieben und langte mit der letzten in Pililu an. Er kam mit dem abgebrochenen Zweige heim und hatte noch auf der Reise manche Widerwärtigkeit zu bestehen, und bei Eyrráy angelangt, segelte er, um den Weg abzuschneiden, quer durch eine Felsenwand, die noch heute abgetrennt steht und Aytumrúkul heisst, und die so entstandene Passage benutzen die Eingeborenen noch heute bei sehr stürmischem Wetter. Die Passage aber, wo die feindlichen Kalí𝒮's die Segeltaue der Ankommenden zerrissen, heisst deshalb Aklema𝒮áol, d. i. die Passage der Segelschoten.

Manche dergleichen Sagen werden in den Schnitzereien der Bai's versinnlicht, obwohl die heutigen Pelauaner weder die Sagen selbst genau erhalten haben, noch den genauen Sinn der Wandmalereien ihrer Bai's kennen. Sehr oft helfen sie sich aus durch eine eigenen Ansichten entsprechende Erklärung, und z. B. die Eyrráyer wollen all die Thaten des Augél Šum dem späteren Maďahey pélau zuschreiben. Indessen wie die heutigen Kali𝒮's auch entstanden sein mochten, sie haben einen einheitlichen Cultus insofern, als sie als Landesgötter mit den Menschen durch die Vermittelung eines mächtig entwickelten Priesterinstituts verkehren. Jeder Kali𝒮 (nicht mit Kale𝒮, was Seewalzen und Seeschnecken, speziell Seethiere im Allgemeinen mit Ausschluss der Fische bedeutet, zu verwechseln) kann sich in Jedermann, den er will,

niederlassen und durch ihn sprechen. Jede solche Offenbarung, wie auch die Person selbst, wird „óδo“ genannt. Ist diese Offenbarung nur vorübergehend, denn der Kalíd sucht sich sein Werkzeug lange aus, ehe er sich bleibend seiner bedient, so bleibt es bei dieser Benennung. Kommt es aber endlich zu einer Entscheidung, so heisst die erwählte Person ein „Koróng“, wenn es ein Mann ist, oder „Koróng el δúl“ im entgegengesetzten Falle. Der Kaliϑ ist der Theorie nach ganz frei in seiner Wahl, der Priesterstand ist also nicht erblich. Nach dem Tode eines Koróng's ist die Gottheit einige Zeit unvertreten, bis sich sein „óδo“ plötzlich in irgend einer Person kundgiebt. Die Person versucht dann möglichst unnatürlich zu erscheinen, gähnt, läuft herum, begeht unsinnige Handlungen, über die die Leute anfangs lachen, bis die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die Person in genügendem Grade gefesselt worden ist. Da nun in den Handlungen des angehenden Priesters gewisse für jede Gottheit charakteristische Symptome nicht fehlen, so ist die Umgebung selten im Zweifel um die Bedeutung der Kundgebung und nach einiger Zeit und nach gründlichen Berathungen zwischen den Familienhäuptern wird die Person ersucht, die ihr gebührende Stellung in dem Staate einzunehmen. Am gewöhnlichsten ist diese Stelle eine hervorragende und giebt dem Erwählten einen mächtigen Einfluss auf die ganze Gemeinde. In Kolékl, Ngabi̯ul, Ngiwal, Ngoršul, Assias, Arδololok und Aragol ist der Kaliϑ zugleich das politische Oberhaupt des Landes, und der neu ernannte Priester ohne Rücksicht auf seine sonstige gesellschaftliche Stellung tritt in die Stelle des geistlichen Königs ein und regiert über die sämmtlichen übrigen Häuptlinge. Solche Korong's führen dann einen besonderen Titel, den δuy der Häuptlingstelle, welche der Gott bekleidet, als: Ngiriyiklang in Eyrray, Tahoóko in Kolékl, Irauuréket in Ngabi̯ul, Béuk el Kaϑ in Raϑman, Goback Aremogóu in Ngoršul u. s. w., die sämmtlich den Titeln No. 1. der Gemeinden: Aybadul, Aruklay u. s. w. entsprechen. Diese

Priester werden zu den Leitern des Landes, so lange der Gott in ihnen verbleibt. Die Götter haben dann ausser ihren Namen auch noch einen ꓲuy; Maꝺahey pélau heisst noch Kerúkel pad, Iraydamay noch Aragrayrey Aydamáy, von welchem dann Irayluo in Kolékl, und Iramerda in Ngoršul und Raϑman und Irakomguuk in Gol abstammen. Im Allgemeinen jedoch trifft die Wahl der Gottheit eine unbestimmte Person; deren Anerkennung hängt also von ihrer eigenen Geschicklichkeit im Durchführen der angenommenen Rolle, wie dann auch andererseits, da die gesammte Bevölkerung der Richter in der Entscheidung ist, von ihren persönlichen Verhältnissen zu den verschiedenen Familien ab. Der Bestand der Koróng-Würde ist immer eine unbeständiger, der Kaliϑ kann ebenso gut den Koróng verlassen und sich in einem anderen niederlassen, wo dann der frühere sich zurückziehen muss. Diese scheinbare Unparteilichkeit der Gottheit giebt dem allgemeinen Cultus einen grossen Halt im Glauben der Masse des Volkes, indessen dieses hält sich selbst in einer geistigen Sklaverei und hilft unbewusst zu dem Entstehen eines unumschränkten Theokratismus, der jede andere Regierungsform in unferner Zeit verschlingen wird. Denn früher, wo die Bevölkerung stärker war, war der Einfluss der Priester begrenzt, das jetzt aber zusammenschmelzende Volk ist physisch seiner Aufgabe, sich auf der Basis der alten Begriffe zu erhalten, nicht mehr gewachsen, und so überlässt es gern sein Schicksal den Kaliϑ's, deren Koróng's die Leitung der gesammten Angelegenheiten des Staates in ihrer Hand haben. Z. B. noch bei meiner Anwesenheit hatte Galáp seinen Oberhäuptling Iraróyoš verloren und der Nachfolger war jung und den Gefahren der Lage in Folge des Krieges mit Ngarbukud nicht gewachsen. Man wusste nicht, was zu machen und half sich aus, indem man den ꓲuy dem Gotte von Gol gab, somit wurde Koꝺép der Priester des Gottes Irakomguul, zugleich Iravoyoš in Galáp und Koꝺép in Gol.

Als Zeichen der Anerkennung wird dem Bewerber für den ihn bewohnenden Kaliϑ ein Opfer aus Betelpfeffer und Areca-Nüssen dargebracht, und die Ausübung seines Amtes beginnt damit. Seine Pflichten bestehen darin, dass er für Jeden zu jeder Zeit zugänglich sein und die Bitte an seinen Kaliϑ entgegen nehmen und beantworten soll, was bei den verschiedenen Koróngs auf verschiedene Weise geschieht. Die meisten empfangen erst die Bezahlung, die in geringen Fällen aus Betel, in wichtigeren aus Geld besteht und manchmal sogar von sehr hohem Werthe ist; dann giebt der Koróng irgend ein Zeichen, das die Umgebung versteht, ein Husten, Gähnen, was Alles die Ankunft des Gottes anzeigt. Der Priester z. B. des Augel Kaliϑ, der dicht bei dem Eingange sitzt, berührt noch rasch die Thürbedeckung und sagt: tritt herein! dann verwandelt er plötzlich sein Aussehen zu dem eines Greises. Sein rechtes Bein und der Arm derselben Seite zittern nervös, sein linkes Auge ist geschlossen, das rechte etwas offen, das ganze Gesicht altersschwach grinsend verzogen. Was willst Du von mir? fragt er den Bittenden, und dieser hat das Vergnügen, Aug' in Aug' mit den Kaliϑ zu verhandeln. Manchmal dauert eine solche Unterhaltung stundenlang, wobei sich der Kaliϑ fleissig mit Betel bedient und wie ichs aus eigener Erfahrung einsehen konnte, ist die Kunst, den Augél zu spielen, keine leichte. Der Mann muss einen wirklich starken Willen haben, sich durch eine längere Zeit in einer zitternden Bewegung der einen Leibeshälfte erhalten zu können und dabei bei der manchmal sehr wichtigen Unterhaltung nicht aus der Rolle zu fallen. Der Glaube an seinen Beruf scheint ihm keineswegs zu fehlen, obwohl ich andererseits keinen Augenblick im Zweifel bin, dass in ihm der Mensch auf den Gott nicht ohne Einfluss ist.

Der Priester des Kodal melék spricht ebenfalls offen zu den Anwesenden und ebenso Maδahéy pélau in Eyrráy. Charakteristisch ist für den ersteren, dass er in wichtigen Fällen sehr aufgeregt

wird und unter Weinen und Zürnen manchmal das vor sich liegende Areca-Nussbündel mit einem gewaltigen Faustschlage über das ganze Haus zersprengt.

Die meisten der Koróng's aber sprechen hinter einem Vorhange, so dass man nur die verstellte Stimme vernehmen kann und einige der besonders wichtigen, wie der Iraydamay und Irayluo aus Arekolong und Asagaltpuyok aus Raϑman, sprechen für gewöhnlich nur zu ihren irdischen Gemahlinnen, die den männlichen Koróng vertreten. Diese Frauen nennen sich Amlahéy's und wird deren Verhältniss so aufgefasst, dass es nicht für unnatürlich angesehen wird, wenn so eine göttliche Gemahlin zuweilen mit einem Kinde niederkommt. Das Kind gilt der Form nach für die Frucht der göttlichen Ehe, denn ein Sterblicher würde nicht wagen, ein Liebesverhältniss zu einer Amlahéy einzugehen, weil dieses von dem Gotte mit tödtlicher Krankheit, einem langsamen Absterben gerächt wird, indessen vernünftiger Weise wird dem Kinde gar keine fernere Achtung gezollt. Zum Zeichen seiner Abstammung ist es ihm erlaubt, mit losen Haaren umherzugehen. Ich sah blos einen Mann von solcher Abstammung. Die hier erwähnten Gottheiten sind ebenso eigenwillig wie alle Kaliϑ's, und die beiden von Arekolong haben ihre Amlahéy's verlassen und haben sich Koróngs erwählt. Da dieses nach wichtigen politischen Ereignissen, die für Arekolong ziemlich verhängnissvoll wurden, geschah, so ist es ersichtlich, dass die Geschicklichkeit des Koróngs mit der öffentlichen Meinung im Einklange sein oder sie zu leiten verstehen muss.

Wo die Amlahéy den Verkehr mit der Gottheit vermittelt, geschieht dieses in einer abgeschlossenen Kammer, in welche diese mit dem empfangenen Opfer eintritt und dort hörbar mit ihrem Gotte verkehrt. Vor zehn Jahren that die Amlahéy in Ngabịul dieses von aussen, die Antwort kam dann von der leeren Kammer hörbar für alle Anwesenden. Dasselbe Kunststück führt heute der Koróng der Amlahél von Molegoyók aus, indem er Antworten

giebt auf alle drei Weisen, d. i. entweder durch seinen Mund oder hinter dem Vorhange mit oder ohne seine Theilnahme.

Manchmal geschieht es, dass eine weibliche Gottheit sich einen jungen Mann zur Priesterin erwählt, wo dieser dann ganz als Frau angesehen und behandelt wird. Er zieht bei Gelegenheiten ein Frauenkleid an und nimmt auf den Hals ein Stück Geld, bearbeitet auch manchmal eine Taropatsche und die Nachahmung geht so weit, dass sein sittlicher Ruf bei den meisten Leuten sehr niedrig steht.

Den Koróngs persönlich als solchen wird keine besondere Auszeichnung oder Verehrung gezollt, indessen hängt viel von den Umständen ab, und da die meisten Koróng's nicht blos die Gottheit selbst, sondern auch die soziale Stellung derselben zu vertreten haben, so werden sie, wenn nicht schon Häuptlinge von selbst, doch als solche behandelt oder gar solchen vorangestellt. Bei dem Austheilen des Getränkes in den Versammlungen wird ihnen der erste Becher unter der Anrufung des Namens der Gottheit dargereicht. Das geopferte Geld wird zu ihrem Eigenthum, und obwohl der praktische Sinn des Volkes meistentheils Geldsorten von fingirtem Werthe für sie bestimmte, findet dieses blos Anwendung für die geringen Fälle, wo es dagegen darauf ankommt, werden auch Geldsorten von hohem Werthe gegeben und ein Koróng wird immer reich. Nach Kriegszügen wird den Göttern oft ein Theil der Beute geopfert, was natürlich dem Koróng zu Gute kommt. Wo der Kaliϑ zugleich der oberste Landesherr ist, wie in den oben erwähnten Plätzen, da fallen auch alle Regale seinem Priester zu. Bis zu einem gewissen Grade steht der Priester über der Landessitte und darf Neuerungen vornehmen, die anderen nicht zustehen. Sie dürfen sich z. B. mit Kleidung und Hut bedecken, was sonst streng verboten ist u. dgl. m.

Was nun den äusseren Cultus der Kaliϑ's betrifft, so wird die Wohnung des Koróng's als der ständige Tempel der Gottheit

angesehen. Darin wohnt der Priester mit seiner Familie und übt sein Priesteramt aus, die Besucher empfangend. Gewöhnlich hat aber jeder Landes-Kaliϑ ein mehr oder minder grosses schreinartiges Häuschen, sehr an die Shinto-Schreine der Japaner erinnernd, das sein „teϑ" heisst und seinen Handkorb vorstellen soll. Dieser Schrein steht gewöhnlich unfern des Häuptling-Bay (des Rathhauses) und werden in denselben zu gewissen Zeiten Opfer hineingelegt, z. B. wenn das Land zum Fischfang ausgeht und Košols oder Ruk vorhat, und besteht das Opfer aus einer Kokosnuss, die ulghóuk heisst. Der Schrein wird auch von Zeit zu Zeit mit einem neuen Dache versehen und zu der Zeit auch mit herabhängenden Kokosblättern behangen. Den Familiengöttern werden meistens ähnliche, aber etwas kleinere Schreine dicht bei den Wohnhäusern errichtet. Manche Koróng's haben ihre Wohnhäuser in einem besonderen Stil aufgebaut. Meistentheils ähneln sie den Bais, d. i. sie sind viereckig und lang, indessen hat der Koróng des Maďahéy pélau ein achteckiges zweistöckiges Haus, oder ein besonders konstruirtes, Šop genanntes, in welchem aus der Mitte eines grösseren gewöhnlichen Hauses ein erhöhter viereckiger Theil herausragt, welcher mit dem übrigen Theil unter einem Dache steht. Manchmal steht unweit der Wohnung des Priesters ein besonderes Haus, das zum Unterbringen der aus der Ferne gekommenen Gäste dient, welches Telegijl heisst. Oft wird der Gottheit ein ganzes Bai geweiht, oder ein solches zweistöckiges, „Autang" genanntes,[1] welche dann leer stehen. Dieses scheint der Fall zu sein, wo wegen der zusammenschrumpfenden Bevölkerung die vorigen Zeiten zugehörenden Bais leer stehen oder wo ein Krieg die Bewohner vertrieb und der Sieger einen besonders schönen Bai mitnahm, um daraus dem heimathlichen Kaliϑ ein Opfer zu machen. Der Omúyuk von Ngaramakháu hat einen

[1]) Ausführlicher über die Kaliϑhäuser in der „Industrie der Pelauaner", Abth.: die Baukunst (im Mnscrpt. Rd.).

Schrein, einen Autáng und einen Bai, der letztere eine Beute aus Augarard, ausserdem einen Šop.

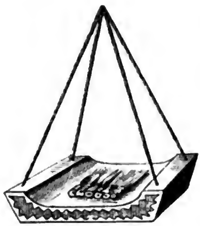
Wie schon erwähnt wurde, haben die Augél's ihre Amlays, hölzerne Fahrzeuge von geringerer Grösse, die in dem Bai aufgehängt werden und dem rukschen Nerin anú entsprechen. Zuweilen wird auch ein grosses, möglichst schönes Fahrzeug, das in dem diángl mit anderen aufbewahrt wird, dem Gotte verehrt, wo es dann des Koróng's Eigenthum wird und gelegentlich benutzt wird.

Manche Kaliϑ's haben auch ein „Kingelél", einen Sitz, der bei dem Augél le Kaliϑ aus einer sehr alten im Boden aufrecht stehenden runden Steinsäule, auf deren oberem Ende ein kleinerer abgerundeter Stein sich befindet, besteht und dicht bei welcher der Augél-Schrein sich befindet. Beide stehen dicht bei dem Bai a rúpak, dem Rathhause der Häuptlinge, welches sich wieder in Mitten des Bai el pelú, eines erhöhten freien Platzes, möglichst in der Mitte des Dorfes gelegen, also den polynesischen Marae und den altmalayischen freien Plätzen inmitten der Dörfer der Lampongs (Waitz V. 1 pag. 131), auf denen die Baleis stehen, entsprechen.

Der Iraydamay in Ngabịul hat vor seinem Hause einen gewaltigen viereckigen Basaltblock von 1 m Dicke und gegen 2,5 m Höhe, der auch sein Kingelél ist. Früher bestand die Sitte, dass der Mann, der vorgab, von dem Madahéy pélau besessen zu sein, hierher kommen und als Beweis seiner Berufung auf die Spitze des Blockes ohne Hülfe der Hände springen musste, was, wenn ihm dies gelang, ihn genügend legitimirte; er war ein bodókol Kaliϑ.

Die meisten Götter haben aber keine dauerhaften Sitze und nur in Arekolóng finden sich einige Häuser, deren Gottheiten gelegentlich ein hölzernes Kingelél bekommen. Dieses geschieht, wenn das Wahrsagen entscheidet, dass die Familien-Gottheit ein neues Kleid verlangt. In solchen Fällen wird ein hölzernes vier-

eckiges Pult mit einfachen Schnitzereien verziert und roth, gelb und weiss bemalt, an vier Fäden in einer der Hausecken aufgehängt. Auf diesem Pulte wird dann ein kleiner Frauenschurz als Opfer niedergelegt.



Schliesslich haben beinahe alle Landesgötter gewisse, ihnen geheiligte Thiere, meistentheils aber Fische, die den Kasíngls (den adalsahéls) der Familien entsprechen, weil sie jedenfalls in denselben ihren Ursprung haben. So hat der Augél Kalíϑ den Mangerngér (Platyurus fasciatus), der Maďahéy pélau den Maďugeolt (Hai); die Arekolóng-Götter den Nycticorax manilensis; der Maϑel Kalíϑ einen Rochen und einen Puffinus; Raϑman den Kaďám (Dysporus), Kwódol den Turútum (Diodon); Katáϑ den Birgus latro; Kamáng den Lupea-Krebs u. s. w., die beinahe sämmtlich Gegenstände von Sagen und Mythen sind.

Von diesen Thieren muss man die adalsahels der Götter, die den „dalásah", den Bildnissen dieser Götter, und den Menschen gegenüber ihren Kasíngl bilden und die immer Fische sind, von den Vögeln, als Karamél a Kalíϑ, die Thiere der Götter, unterscheiden. Wie z. B. der Puffinus zu einem Göttervogel wurde, erzählt eine alte Ueberlieferung. Nach derselben lebte der Puffinus in dem alten Kloukoygul auf Eylmalk, wo er, in einem Hause grossgezogen, seine Dankbarkeit dadurch erwies, dass er auf die See ging und fischte, und hierdurch den Hausstand seiner Beschützer mit Fischen versorgte. Wie er einmal von der See zurückkam, fand er aber das bekannte Haus nicht mehr. Koryor überfiel Kloukoygul und vernichtete es, und das Land stand leer. Der Kokhayo flog nun lange Zeit herum und suchte seine Mutter, bis er sie endlich in Engkašar antraf. Ein Lied hält das freudige Wiedererkennen der Getrennten fest, die Bewohner aber widmeten ihm Liebe und Ver-

ehrung, und er wird noch heute oft gefüttert und zahm gehalten. Der Kaďám in Raϑman steht im Zusammenhange mit der Vergangenheit dieses Landes, und nach einer Sage soll er auf dem Rücken dieses Vogels hier angekommen sein, was aber nach anderen nicht der Fall sein soll, weil es heissen soll, dass, als einstmal ein Drachenspiel in Kolékl aufgeführt wurde, sich eine Frau an dem Schweif desselben festhing und so nach Raϑman getragen und da niedergelassen wurde, wo sie dann Nachkommenschaft erzeugte und Raϑman oder Gurϑman anlegte. Der Kaliϑ von Kolékl fand sie wieder und liess sich bei ihr als Iramerda nieder. Die Gottheit hat ihr Bild in einem Drachen, der aus Buuk-Blättern und Rohr bereitet wird, der Augél le Kaliϑ in Ngarupešang, in einem hölzernen Dysporus, der auch Kaďám heisst und mit dem ihm geweihten Fahrzeuge in dem Bai a rupak hängt. Bei den Ruk-Tänzen wird das Bildniss über den Köpfen der Tanzenden an den Dachfirsten aufgehängt.

Ganz vereinzelt für Pelau steht das in Raϑman übliche feierliche Drachenspiel, welches zu Ehren der Gottheit, mit grossen Festlichkeiten verbunden, in unregelmässigen Zeitabständen stattfindet. Die Bevölkerung begiebt sich auf die ausserhalb der Stadt befindlichen baumfreien Höhen und lässt hier an einer langen Leine einen grossen Drachen in die Lüfte steigen, was im Zusammenhange mit dem Dysporus-Culte steht, denn der Drache heisst auch Kaďám.

Der Nycticorax manilensis im Jugendkleide, der Turútum (gescheckt) heisst, wird als das Thier des Iraydamays und des Irayluó betrachtet, indessen bezieht sich dieses auf die sämmtlichen Reiher, und manchmal sieht man einige gezähmte Vögel in Kolékl auf dem Ufer frei von jeder Verfolgung seitens des Menschen umherspazieren, besondere Verehrung geniessen sie aber nicht.

Was das innere Wesen des Kaliϑ - Cultus betrifft, so ruft man die Gottheiten nur an, wenn dazu Ursache vor-

handen, dem Familiengotte und den Blád̄ek's opfert man auch nur, wenn dazu veranlasst. Indessen sah ich in dem Hause Úduš, dessen Haupt Araklay noch gänzlich in den altpelauischen Anschauungen versunken ist, dass dem Hausgotte Armeng alle paar Tage ein frisches Bündel Arecanüsse in einer Ecke des Hauses hingelegt wurde und dass von diesen Niemand geniessen durfte, ausser dem Hausherrn. Das Uebertreten dieses Verbotes würde mit der Krankheit eines jüngeren Mitgliedes der Familie gestraft werden. Im Allgemeinen ist dieses aber nicht üblich, und gewöhnlich ist es eine Krankheit, die eine Anrufung der Götter bedingt. Vorerst muss man sich aber vergewissern, welche Gottheit die Ursache ist, und hier kommt das Honglil zur Anwendung, die Wahrsagerei, die auf den Pelaus besonders entwickelt ist.

Das Wahrsagen (manglíl) bildet einen besonderen Beruf, dessen Geheimniss in einer Familie streng aufbewahrt wird, dessen Ausüben einträglich ist, denn die Auskunftbedürftigen bezahlen die Anfrage. Es gelang mir die folgenden Arten des Honglíl zu bemerken:

1. Olongásak ayábeϑ ist ein Prophezeien aus den Wolken, hat hauptsächlich Bezug auf Krieg und die Geschicke eines Landes.

2. Das Manglil des von dem Hongoáol heimkehrenden Koreomel's, welches honglul mlar mešúbut a toákl heisst, wird sehr hoch gehalten und bezieht sich ebenfalls nur auf wichtige, kommen sollende Ereignisse. Hier studirt der Fischermeister alle Umstände seiner Reise, die Wolken über dem Lande, die See, Treibholz u. dgl. m., und verkündigt dann nach seiner Heimkehr sein Gutachten.

3. Oméu a ļiuš, das Nussbrechen, nur von männlichen Wahrsagern ausgeübt, wird sehr oft angewandt bei Krankheiten und vor einem Kriegszuge, bei einem Honget-Fischzuge des Oberhäuptlings.

Die Nuss wird durchgeschlagen und aus der Beschaffenheit des Bruches der Bescheid entnommen.

4. Malángaš a lap und Malángaš a šngal, nur von weiblichen Personen betrieben, beruht darauf, dass die Wahrsagerin mit der erhaltenen Gabe, gewöhnlich einem Schildpattteller, sich einem Lap- oder Šngal-Baume nähert und auf ihre Beschwörungen den die Krankheit verursachenden Kaliϑ erblickt.

5. In dem manglil a mangiďáp wahrsagt die Person aus dem Gewebe einer Spinne.

6. Meréo a galéol ist ein Wahrsagen mittelst eines Speeres, dessen Länge auf gewisse Weise ausgemessen wird.

7. Bei dem Mangált a gréel wird der Bescheid aus dem Aufwickeln eines Fadens auf die Hand gegeben.

8. Bei dem Manglíl a búuk wird eine Arecanuss durchgespalten und aus der Beschaffenheit der Spaltflächen der Bescheid gegeben.

9. Bei dem Manglíl a güttum legt der Wahrsager das empfangene Geldstück auf die Erde und stösst daneben in dieselbe ein scharfes Stück Holz, dieses dann umbiegend, bringt er einen Theil der umgewühlten Erde hervor und nach dem Aussehen etc. derselben giebt er den Bescheid.

10. Malátk (das Denken) wird von Frauen betrieben. Die Wahrsagerin bereitet sich andächtig die ihr gebrachte Betel und giebt dann, von ihrem Keďúl inspirirt, den Bescheid.

11. Omásak er a ďuy ist das Wahrsagen aus gespaltenen und zu Knoten gebundenen Kokosblättern.

12. Bei dem Melingáol omuóngl wird die leere Kokosschale in der Mitte durchgestossen und aus dem Umrisse des Bruches gewahrsagt.

13. Bei dem Melyúuk a hauš wird das Kalkrohr mit der Handspanne auf eine gewisse Weise ausgemessen.

14. Marášm a šuk wird ausgeführt, indem man auf einen Stab

von gewisser Länge, dessen Mitte man bezeichnet, Šuk-Blätter nebeneinander näht und aus dem Zusammentreffen der Mitte mit einem Blatttheile seine Schlüsse zieht.

15. Das Manglíl a úyuϑ stammt von der Insel Augyáur und wird angewandt, wenn man sich über das Schicksal eines Landes vergewissern will. In eine Schüssel mit Wasser wird eine gewisse Anzahl kurzer Stücke der pelauischen Úyuϑ-Fackel, von gleicher Länge aufgestellt und jedes Stück einem gewissen Lande bestimmt. Dann wird das Wasser mit einem Stäbchen leicht bewegt und aus dem Erlöschen der Stücke über das Schicksal der betroffenen Länder Schlüsse gezogen.

16. Manglíl a Kossuk begreift das Wahrsagen in der Nacht aus dem Geschrei einer Eule.

17. Manglíl a θanatik wird am Tage aus dem Verhalten eines Halcyon chlons abgeleitet.

18. Manglíl a borsóyok wird mit Schlangen vorgenommen.

19. Manglíl a Ulghóuk wird mit einigen Kokosschalen beim Feuer ausgeführt. Man legt die Schalen in einer mässigen Nähe hin, beobachtet die Wirkung der Hitze und weissagt aus den entstandenen Sprüngen und der Versengung.

20. Homlušúut wird mit abgerissenen kleinen Blättern vorgenommen, indem man dieselben, ohne zu zählen, verschieden gruppirt und endlich in Paare auflöst.

21. Manglíl er arđil wird mit zwei Betelblättern und zwei Areca-Nüssen ausgeführt. Die Blätter werden gekreuzt und die Nüsse daraufgelegt und dann in die Luft geworfen, von dem Falle und der Anordnung auf dem Boden wird über das Gelingen des Unternehmens geschlossen. Diese Art, das Schicksal zu befragen, wird ausschliesslich bei dem Stehlen der Frauen aus fremden Orten angewandt.

22. Maláuk a gargár, es wird ein Stock mit einem Messer auf der Oberfläche angehackt und aus den Kerben geweissagt.

23. Bei dem Manglil a Sis wird geweissagt aus den Durchbrechflächen mehrerer Cordyline-Stämme.

24. Manglil amlay findet statt bei dem Vorbereiten eines Fahrzeuges für eine Reise und wird dadurch ausgeführt, dass der Wahrsager alle Umstände scharf beobachtet und von der Weise, wie z. B. ein Mann das Segel nach dem Fahrzeuge bringt u. dgl., seine Schlüsse zieht.

25. Manglil mlar mešúbut er a keϑ, die von den den „Keϑ", das Inland, Beschwörenden herkommende Weissagung, ist ein Gegenstück zu dem „mešúbut er a toákl".

26. Omásak a ϑomikel wird mittelst dreier Kokosblattnerven ausgeführt und angewandt, um in zweifelhaften Fällen die Stelle, wo ein verlorener Gegenstand sich befindet, anzuzeigen.

27. Olđúruk a kalkngelél (Fingerbefragen) ist unser Fingerspitzentreffen.

Wird auf eine dieser Weisen erfahren, welche Gottheit dem Kranken zürnt, so wird wieder gefragt, was der Kaliϑ wünscht. Ist es die Gottheit der Frau, was am gewöhnlichsten, so will sie wohl ein Schwein, eine Ziege oder eine Schildkröte essen. Man verschafft das Thier und begiebt sich mit der kranken Person nach der Stelle, wo der Kaliϑ zu Hause ist, weshalb alle Kranken immer nach ihrer Heimath zurückkehren. Man schnitzt gewöhnlich ein kleines, Kaϑigil genanntes Häuschen, das einen Schrein vorstellen soll, und die Familie begiebt sich auf die Pilgerschaft. An Ort und Stelle angekommen, wird der Miniaturschrein auf irgend einer Stelle, und wenn im Freien, auf einem Baume aufgehängt, das Thier wird geschlachtet und verzehrt, und die mögliche Genesung des Kranken in Folge der stattgefundenen Veränderung u. s. w., wird dann dem Kaliϑ zugeschrieben.


Kaϑigil.

Ist es die Frau, die leidet und ist sie z. B. zum ersten Male

schwanger, dann verlangt der Kaliϑ einen „molóik", einen Tanz, der zwar nur drei Tage dauert, aber gegen einen Monat Zeit und viel Auslagen zur Vorbereitung verlangt.

Die aus dieser Veranlassung veranstalteten Festlichkeiten heissen „Mur" und werden solcher mehrere Arten unterschieden.

Molóik púyul ist das geringste dieser Opferfeste, bei welchem nur ein einzelnes Haus betheiligt ist. Die Frauen des Hauses laden einige Frauen ein und tanzen für sich allein. Zu solchem Feste giebt die Krankheit eines kleinen Kindes Veranlassung.

In dem Melánges aδep wird ein kleines Fest aus 10 Körben Taro, einem Topfe gekochten Fleisches und Betel bereitet und der Freund des Kranken zur Annahme desselben eingeladen.

Ngais burbúr ist schon eine grössere Festlichkeit, an welcher die ganze Bevölkerung des Dorfes theilnimmt. Die Männer und Frauen tanzen separirt auf dem Makosókos, dem Vorplatze des Hauses, und werden durch reichliche Darreichung von Speisen unterhalten.

Bei dem Košólš ara arδil werden schon grössere Vorbereitungen getroffen und namentlich viel Taro und Fleischspeisen den tanzenden Frauen für mehrere Tage lang dargereicht. Während ein Theil der Frauen auf dem Godošongl, der steinernen Grab-Estrade vor dem Hause verschiedene Tänze aufführen, singt ein anderer Theil in den Zwischenpausen verschiedene Lieder, die sammt den Tänzen dem die Krankheit verursachenden Kaliϑ gewidmet sind.

Der Murkalšịmmel ist ein grosses Fest, das bis einen Monat lang die ganze Familie in Anspruch nimmt. Es wird eine erhöhte Holzrüstung mit gutem Fussboden erbaut, die mit Blattvorhängen eingeschlossen wird, so dass die tanzenden Frauen nicht öffentlich gesehen werden können. Das verzehrte Taro beläuft sich auf hunderte von Körben und die Unkosten sind so bedeutend, dass

bei demselben das Horau stattfindet, d. i., dass sämmtliche verwandte Frauen der Familie dem Festgeber Geld geben.

Der Mur turúkul ist ein noch kostspieligeres Fest, das lange Vorbereitungen verlangt. Der hierzu nöthige Fussboden wird bei den Kayangl-Leuten bestellt und die tanzenden Frauen sind ein ständiger Klogadáol, der für zwei Monate eins der Ꞵais in Beschlag nimmt und verschiedene Male täglich seine Tänze und Gesänge auf der Rüstung aufführt.

Der Tamangel a wak ist die letzte und wichtigste Form der auf Geheiss der Götter veranstalteten Murs, der von dem Ruk (siehe: Die soziale Einrichtung der Pelauaner) sich nur durch kleineren Maassstab und die Abwesenheit der politischen Staatsbesuche unterscheidet.

Oder endlich die Gottheit verlangt einen männlichen Košólš, dann begiebt sich ein Regiment junger Leute in Begleitung einiger Häuptlinge nach dem Sitze des Gottes, opfert das Geld des zu Hause gebliebenen Kranken, der in diesem Falle ein ansehnlicher Häuptling sein wird, und die jungen Leute singen vor dem Kaliϑ-hause. Manchmal hat der Kaliϑ seinen „teϑ" in dem Bai der Häuptlinge, und wenn es erwünscht ist, so wird der Schrein aus dem Bay herausgetragen und vor demselben im Freien ausgestellt.

Am gewöhnlichsten ist das Verlangen eines besonderen Thieres, was als Hauptmedizin für jede Krankheit angesehen wird, deshalb sagen die Pelauaner: „Ah, unsere Kaliϑs sind ϑingaringers (verrückt), sie wollen Geld, Schweine, Schildkröten und Sachen essen. . . . ."

Zur grössten Geltung kommen die Landesgötter bei den Berathungen der Häuptlinge und wird kein Staatsoberhaupt wagen etwas zu unternehmen, ohne erst den Koróng um Rath zu fragen. Deshalb fängt auch jede Unterhandlung mit einem Staate mit einem Besuche bei seinem Koróng an, wenn solcher vorhanden. In den politischen Intriguen, die zwischen den hiesigen kleinen Staaten herrschen, ist das heimliche Bestehen eines Koróngs eine gewöhn-

liche Sache und diesem Umstande verdankt Koryór überhaupt seinen Einfluss, den es im Norden von Baobelϑaob besitzt. Soll ein Kriegszug unternommen werden, so wird der Kaliϑ um Beistand ersucht und von seinem Bescheide hängt sein Zustandekommen ab.

Der Pelauaner ist aber lange noch nicht genügend mit den obenerwähnten Kaliϑs versorgt, und der dritte Theil, seiner Religion, die des alltäglichen Lebens, nimmt seine Aufmerksamkeit beinahe mehr in Anspruch als die vorigen Theile, die besser als die Religionen der Familienhäupter und Staatslenker aufzufassen wären. Die Religion des Volkes bezieht sich auf die Kaliϑ's, die ihm bei jeder seiner Handlungen entweder nützlich oder schädlich werden können. Seine Imagination bevölkerte ihm die See, den Wald, die Erde mit zahlreichen Kaliϑ's und was er auch vornehmen will, sei es Fische angeln oder einen Baum fällen, so muss er erst die Gottheiten versöhnen oder sich vielmehr vor ihrem nachträglichen Zorne sichern, was nur durch gewisse Formeln und Beschwörungen zu erzielen ist. Die Kenntniss dieser Beschwörungen ist aber sehr begrenzt und bildet eben das Geheimniss der betriebenen Künste und Gewerbe, und ein Meister ist nicht der, der ein gutes Haus aufzubauen versteht, oder ein makelloses Fahrzeug herstellen kann, sondern der ausserdem das „goláy“ (die Zauberkraft) besitzt, die die Bäume besitzenden Götter zu verbannen, damit sie den Arbeitern und den späteren Nutzniessern nicht schädlich werden können. Alle diese Götter der Erde, des Waldes, der Berge, der Bäche, sind sehr boshaft und gefährlich und der grösste Theil der Krankheiten ist durch dieselben verursacht und deshalb werden die Leute, die im Besitze des Golays gegen sie sind, gefürchtet, vielfach benutzt und gut bezahlt, aber in äussersten Fällen als Zauberer angesehen und so behandelt. Baut ein Takhalbay ein Haus und ist er mit der Bezahlung unzufrieden, so bewegt er den Kaliϑ a gargar, den Baumgott, ihn zu rächen. Die Einwohner werden krank und wenn keine Hülfe genommen wird, sterben sie.

Man muss also entweder den unzufriedenen Meister versöhnen oder einen anderen bewegen, die schädlichen Götter zu beschwichtigen. Will jemand aus Kašmákal (Rache aus Eifersucht) einen Mann tödten und er hat keinen Muth, die Person selbst oder durch einen Miethling zu tödten, so bezahlt er einen solchen Međúk a goláy und verspricht ihm noch mehr nach der Vollführung der That, den Verhassten mittelst Zauber zu beseitigen. Hat eine Frau auf den Höhen ein Stückchen Land für Gelbwurz zubereitet und bepflanzt, aber sie verstand nicht, „mesúbut a keϑ", das Land, d. h. die Landgötter, zu benachrichtigen, so hat sie sich den Zorn irgend einer der zahlreichen Gottheiten zugezogen. Dasselbe findet statt, wenn Jemand ins Innere gegangen ist zu jagen, Bambus zu schlagen oder irgend eine Beschäftigung auszuführen.

Die Kenntniss der verschiedenen Goláys ist das streng gehütete Geheimniss einiger Leute, die es nur vor dem Tode dem Sohne oder dem nächsten Verwandten offenbaren. Diese Goláys haben solche Macht, dass sie das Leben der sie besitzenden Person verlängern und ist es deshalb Sitte, dass ein Verwandter von einem Schwerkranken diese Zaubergifte möglichst rasch empfange, theils um sie vor dem Untergange zu bewahren, dann auch, um der Familie die Mühseligkeiten einer zu sehr verlängerten hoffnungslosen Krankheit zu ersparen. Wenn der Tod jedoch trotz der Mittheilungen der Geheimnisse nicht eintreten will und der Sterbende sich quält, so schreibt man dieses irgend einem wichtigen Goláy zu, welches noch in ihm geblieben ist und den Tod bekämpft, und solchen Kranken wird dann zum Tode verholfen, indem man ihnen den Mund mit bitteren und scharfschmeckenden Blättern oder die Nase mit Capsicum-Pfeffer füllt.

Der Besitz dieser Zauberkenntniss ist einträglich und wird deshalb so eifersüchtig bewahrt; indessen ist er nicht immer ungefährlich. Stirbt nämlich eine Person von Bedeutung unter Umständen, die auf ein ougoláy deuten, und an Mitteln, sich Sicherheit

zu verschaffen, fehlt es ja nicht, denn wenn die zahlreichen Honglils nicht genügen, zeigt ja der Geist des Verstorbenen bei dem nach dem Begräbniss unternommenen „maráđ a sis“ die Ursache seines Todes an, so wird die Aufmerksamkeit der Gemeinde auf den vermeintlichen Urheber geleitet und der Unmuth der Verbliebenen wach. Wiederholt sich ein ähnlicher Fall, dann ist sein Schicksal besiegelt, denn er wird als ein schädlicher Zauberer, ein „Keđáol“, denn nur nützliche werden gepriesen, ums Leben gebracht. Dieses geschieht mit stiller Zustimmung nicht blos der Familienhäupter, sondern sogar der eigenen Verwandten, die keinen Muth haben, Angesichts des allgemeinen Unwillens den Verdammten zu vertheidigen. Solche Person, manchmal ganz alte Frauen, wurden früher mit einem Klengápl-Speere, einer verächtlichen Waffe, getödtet — heute jedoch schiesst man sie heimlich todt oder erwürgt sie. Zwei solche Fälle, einer in Gol und einer in Ngaruikl, kamen während meines Aufenthaltes vor.

Die Reihe dieser Kaliϑs mag mit dem Horgịm, dem pelauischen Kriegsgotte, eröffnet werden. Die Tradition erzählt über seinen Ursprung, dass einmal im Lande Ngaϑmil in Arekolóng ein Mann Namens Irariá ins Innere ging, einen Bambus zu fällen, und da ereignete es sich, dass während er ein Rohr anschnitt, eine Stimme vom Innern des Rohres ihn zurief, er solle sich in acht nehmen. Der erschrockene Irariá ging weg, er wollte aber das Rohr haben und so kehrte er wieder zurück. In dem Rohre lebte aber der Horgịm, und wie der Mann weiter zu hauen anfing, rief er ihn wieder an, er solle vorsichtig sein, weil er drinnen wäre. Der Mann lief wieder weg, fasste aber wieder Muth und kam zurück, wo er das Rohr durchhauend endlich den Horgịm erblickte. Dieser theilte ihm nun mit, wer er sei und lehrte ihn muthig zu sein, ihm Glück im Kriege versprechend. Er lehrte ihn auch die Weisen, wie man regelrecht einen Speer machen solle u. s. w.

Diese Gottheit wird von den jungen Leuten sehr gefürchtet und man darf nicht ihren Namen laut aussprechen, sondern benutzt statt dessen den Irariá. Wenn ein Kriegszug bevorsteht und Jemand sich einen neuen Speer macht, so hängt er ihn für die Nacht in dem Hause auf und ruft den Irariá an, ihn um Beistand bittend. Er beachtet jeden Umstand und achtet besonders auf die wahrzunehmenden Laute, denn wenn Horgịm günstig gestimmt ist, so antwortet er durch den Segések (eine kleine Geko-Art) oder durch den Kamais, ein kleines Insekt von unbekannter Gestalt, was ein gutes Zeichen ist. Ein Mann ist dann nicht bange und geht dreist „a matál mokumáϑ" ins vorderste Treffen, sonst bleibt er hinten. Hat Jemand einem erlegten Feinde den Kopf abzuschlagen, so muss er das thun, indem er nach oben schauend dem Gotte zuruft: „Horgịm ak oldúruk er akan, horgéy ak malái a bošél apagáy!" Horgịm, ich gebe Dir kund, hier nehme ich vom frischen Gefässe — der Körper des Feindes ist der Apagáy (ein thönernes grosses Gefäss, in welchem der Syrup aufbewahrt wird), sein Hals die Oeffnung, das Blut, der Syrup, der dem Gotte geweiht wird. Unterlässt er dieses, so bespritzt ihn das herausrieselnde Blut und er wird längere Zeit leidend und deshalb unterlässt ein erfahrener Krieger niemals, vor dem Abschlagen des Kopfes die heilige Widmung im Angesichte des Feindes auszurufen. Dieses erklärt, weshalb ein verwundeter Feind nie auf Gnade rechnen darf und motivirt das Kopfabschlagen, welches nicht nur bei mehreren malayischen Stämmen des malayischen Archipels, sondern auch in Polynesien, besonders bei den Samoanern sehr gebräuchlich ist. Bei den Pelauanern hat es noch ferneren Halt in der Sitte, ein neues Kaliϑhaus mit einem feindlichen „Blobáol" (abgeschlagener Kopf) einzuweihen, was hier ihn bemalen heisst.

Der Horgịm, manchmal durch zu langen Frieden unzufrieden gemacht, lässt sich in eine Person nieder, die dann krank wird und die Gefährten eines solchen Kranken müssen an ihm das

„Melúbut", das Heraustreiben des Gottes bewirken. Im Lande Ngarulang, dessen Landesgott Horgịm wurde, befindet sich ein ihm gewidmeter Stein, und hier wird der eine Theil des „melúbut" durch das Opfern und gemeinschaftliche Verzehren von Speisen ausgeführt. Der andere Theil ist ein Kriegsspiel, indem die sämmtlichen Männer den Besessenen mit Speeren aus weichen Pflanzenstengeln unter grossem Geheul bewerfen, was der Betroffene erwidert. Ist der Kranke, der immer sehr tiefsinnig und träge ist, zum Verlassen des Hauses nicht zu bewegen, so wird er mit möglichst grossem Kriegstumulte in seinem Hause überfallen, wo die Ueberraschung dann auf ihn so wirkt, dass er einen Speer ergreift und den vermeintlichen Feind verfolgt, wonach immer seine Genesung zu erwarten ist. Ein solcher Mann gilt dann für die Zeit bis zum nächsten Falle für den „óđo" des Horgịm; es wird ihm aber keine besondere Aufmerksamkeit gezollt als höchstens, dass man ihm Arecanüsse opfert und bei ähnlichen Fällen um Rath fragt.

Nach diesem dürften dann die wichtigsten die Kaliϑs oder die Keđuls der See und des Landes sein, die sehr zahlreich sind.

Von den ersten sind zu erwähnen Adálaϑmigáy, Koreómel pogíyl, Laladáng, Ašaoláng, Klúbuϑ tingál, Obakáđ a toákl, Götter der Passage; Góbak er Šáol und Arđil Šáol, Gottheiten des flachen Uferwassers; Kamenomúl a patáoϑ, Arđil a Mašaršúruk, Kađil ibréu, Gottheiten des Seegrundes; Kobíl silákađ, die mit dem Ayekađ Kalmól das Riff (Kalmól) beschützt; Atáϑ el bára, Kamáng el gutíyl, Kamáng el dabašárak, die mit Sagál dólok Arngoy, Kašịu und Kadogođúk, die Mangrowsümpfe im Besitze haben; Obakáđ tutáor, Ayekáđ tutáor, Hongál epegébek, Aϑedéy bregim, Melék Angoáol, Tilibóš, Kasílwel, Akalipeđébeϑ, Aylodoáng, Aylodoár, Amelđúl, Alemakéy, Biđalók, Biđalák, Pilipiyó sind Götter des Treibholzes; Ayekađ el ϑnger mit Ayekađ el toákl beschützen die Angelfischerei; Melimrásak, Golubás, Amerekrịk, Orpaϑellóuk, Korsúk leló be-

schützen den Landungsplatz; Audibó, Kamáng el guláϑ, Keδép el guláϑ und Kabil le géyul verfügen über den Bodengrund des Landungsplatzes; Koreómel und Ayekáδ el key sind die speziellen Beschützer der Fischerei; Koráki Yekáδ, Buiki Yekàδ, Kobil kabelbál, Ayekaδ kalmol und Kauróδ el bōng beschützen die Reusenfischerei; Koreómel, Riyek und Melimrásall den Schildkrötenfang; Dórom Kriik ist eine der Strandgottheiten u. a. m.

Wie ich es schon bei der Fischerei gelegentlich des Hongoáol erwähnte, muss der Koreómel (der Fischermeister) alle diese Gottheiten anrufen und ihnen opfern. Die Opfer bestehen entweder aus Kokosnuss und Taro oder, wie es bei der Reusenfischerei geschildert ist, aus dem Kasúk-Opfer und den Blumen des Šngal-Baumes. Ausserdem hat man in gewisser Weise schleifenartig zusammengeknüpfte Blätter, die „ϑiakl" heissen und als das „audóuϑ" (Geld) der Seegottheiten gelten und die bei der Ansprache emporgehalten, dann in die See geworfen werden.

Nicht weniger zahlreich sind die Kalíϑs des Landes, die, wie die Seegötter sich in mehrere Gruppen scheiden lassen. Balabálak und Tahaduyáu sind zwei Brüder, die, sammt ihrer Schwester Hrongókl, auch Kobilδép genannt, die Beschützer der Taubenjagd sind. Zu den geheim gehaltenen Gebräuchen in Hinsicht auf diese Götter gehört auch das Aufhängen auf gewissen Bäumen von ausgezahnt geflochtenen kleinen Matten, „toluϑán" genannt. Morgórok obogím ist eine sehr alte Gottheit, die ihr Haus in einem grossen Felsen im Lande unweit von Raϑman hat und die die Reusen der Uferbewohner und den in den Apagay's aufbewahrten Syrup beraubt. Deshalb findet man auch um den Fels viele Apagayscherben zerstreut. Meliit keϑ und Ayekáδ ked sind Gottheiten der höchsten Stellen im Innern des Landes, Obakáδ a kéϑ ist deren Mutter und sie ist die Göttin des Erdbodens auf den Höhen. Akarawán elbúkl (von búkl, Hügel) und Obakáδ er búsok (búsok, Vogelfeder) stehen im Verhältniss zur Taubenjagd. Δir Aykebúy ist die Gottheit einer

Waldgegend, die Ngeráoϑ heisst und reich an Tauben, die ihre Kinder sind, ist. Pogolulúuk ist wieder eine mit Taubenjagd in Verbindung stehende Gottheit. Audibó, Abóy, ⁄il aryár sind alles Gottheiten des Innern, die man bei dem „mešúbuϑ a keϑ" berücksichtigen muss. Kobil Mešoroes ist der Kaliϑ der Koheáls, der unbewohnten Kalkfelsinseln, die noch andere geringerere Keđuls haben. Ogúamgu ist unter diesen besonders bekannt, da sie den einzeln in den Koheáls verweilenden Männern in der Gestalt einer hübschen Frau entgegenkommt und um ihre Neigung wirbt. Die Muthigen, die vor ihr nicht weglaufen, werden bei dem Schildkrötenfang begünstigt. Der Gayúk eydaϑk ist eine im Erdboden lebende Gottheit, die man beim Graben anrufen muss, sonst erscheint sie in der Gestalt eines schwarzen Regenwurms. Eyluay a komertál ist eine Waldgottheit, die den Menschen im Walde als eine alte Frau mit lang herabhängenden Brüsten begegnet und sie unter dieselben versteckt, daher der Name (von mertịy, verstecken). Orublokobók ist eine Gottheit, nach Andern nur ein boshafter „Ađalép", der sich Abends an der Ufergegend herumtreibt und vom Fischfange zurückkommende Leute verfolgt und Fische abfordert. Der Kamasiókl hauste früher bei der Buck a mangae Passage auf Urukϑápel, wo er die vom Norden nach Süden gehenden Fahrzeuge beraubte und das Vorbild des von den Leuten geübten „mageók" (Zwangraub)-Systems wurde. Golúbas, Melimrásak, Kopaϑlóuk Amerekrịk, sind Gottheiten des Strandes, des Landungsplatzes u. s. w. Die Süssgewässer haben ihren Eúbut a dio; beinahe jede Stelle hat seinen Keđúl und bei dem Niederfällen eines Baumes muss der Dakalbay erst die Gottheit beschwören, sich auf einen andern Baum niederzulassen. Ausser der Beschwörungsformel wird eine Kokosnuss entzweigeschlagen und das Wasser derselben auf den Stamm ausgegossen, wonach das Niederfällen gefahrlos vorgenommen werden kann.

Dieser Theil der pelauischen Religion besteht noch in voller

Blüthe und übt auf das Gemüth der Einwohner einen viel gewaltigeren Einfluss als die politische Religion der Landesgötter, die sich mit allen den Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens nicht befassen. Dieses deutet auch auf den früheren Ursprung dieser Religion, die sich der primitive Mensch in seiner Berührung mit der Natur erschuf. Ein Theil dieser Gottheiten ging über in die Familienreligion, wie die Namen Dórom kriik, Kobil Kašáu (die Frau des Regenbogens), Dukuram, Turang, Mongorngul Goálak beweisen, und die zuletzt entstandenen Kaliϑs verschmähten es nicht, sich mit diesem älteren Cultus auszugleichen, wie wir ja finden, dass Augél und Iraydamay Sitze aus alten Steinblöcken neben Tempeln und Schreinen besitzen und die Gottheit von Amyúngs auf Ngarekobasanga Irarisóyoš (Herr-Felsen), und die Gottheit von Eyrráy Kerúk el paϑ heisst. Zu diesen Gottheiten gehört noch Kolegoyók, von welchem das Land Molegoyók seinen Namen führt und die durch einen Stein von der Gestalt eines Menschenkopfes versinnlicht wird. Diese Gottheit frisst die Blobaols und ist versteckt in dem Ngomoróyol-Haine auf dem „Bayel pelú", wo ihr die abgeschlagenen Köpfe dargereicht werden. Während die Ueberlieferungen von den Augéls nur zum Anfange der heutigen staatlichen Einrichtung reichen, beziehen sich die weiter zurückreichenden Traditionen auf den Obakáđ (oba besitzen und kađ Mensch) und seine Genossen, die sämmtlich Naturgottheiten sind. Die Begriffe von dem Obakáđ deuten auf einen sehr frühen Ursprung, es ist eine vielseitige, unbestimmte Gottheit, die die Erde beherrscht und sich in alten Bäumen aufhält. Sie will der Menschheit wohl, und unter anderem lehrte sie den Menschen das Feuer zu machen und Taro zu kochen. Die wichtigste der Sagen vom Obakáđ berührt eine allgemeine Ueberfluthung der Inseln; sie lautet folgendermassen:

In alten Zeiten, ehe noch die heutigen Menschen lebten, da waren die Bewohner der Pelau-Inseln wohl alle Kaliϑ's, denn sie

waren stark und vollführten Wunderdinge und die Kaliϑs gingen herum auf der Erde wie andere Menschen. Einer dieser Kaliϑs, Namens Aϑndokl, der einer der Obakáđs war, kam nach Ngarekobukl im heutigen Eyrráy und wurde von dessen Einwohnern umgebracht. Da gingen die übrigen der sieben befreundeten Götter ihn zu suchen und kamen nach derselben Ortschaft, deren Bewohner überhaupt für boshaft und übermüthig bekannt waren. Die Götter wurden also überall unfreundlich empfangen mit der einzigen Ausnahme einer alten Frau, Namens Miláϑk, die sie in ihrem Hause empfing und auch mit dem Tode des Aϑndókl bekannt machte. Voll Schmerz und Zorn entschlossen sich die Götter ihn zu rächen, um aber die Freundlichkeit der alten Frau zu vergelten, beschlossen sie dieselbe zu retten und riethen ihr deshalb, sich ein Floss zu bereiten und dasselbe mittelst eines Taues aus Waldschlingen an einem Baume zu befestigen. Um die Zeit des Vollmondes trat eine ungeheuere Fluth ein, die ganz Pelau bedeckte, die gute Miláϑk aber trieb auf ihrem Flosse herum, bis endlich auch ihr Tau zu kurz wurde und sie in den Fluthen ihren Tod fand. Ihre Leiche trieb herum und verfing sich endlich mit den Haaren in einem Gestrüpp des Róyoš Aremolungúy. Als nachher die Götter auf die Erde kamen, um die Miláϑk zu besuchen, fanden sie sie todt und bedauerten ihr Schicksal so, dass der älteste Obakáđ sie wieder zum Leben zu rufen beschloss. Er that dieses auch, indem er ihr in die Brust seinen Athem einhauchte, indessen er wollte sie auch unsterblich machen und dazu hatte er ein Unsterblichkeitswasser nöthig, welches ihm einer seiner Gefährten holen sollte. Einer der Götter aber, der Tariit, der sein Bild in dem Rallus pectoralis hat, war boshaft und wollte nicht, dass die Menschen unsterblich sein sollten und so beredete er den Karamál-Baum (Hibiscus populneus), dass er das Taroblatt, in welchem das Wasser gebracht wurde, durchstechen sollte, was der letztere mittelst einem vertrockneten, unscheinbar herausstehenden Zweig-

ende that. Die Milá𝔡k kam dadurch um ihre Unsterblichkeit und der Karamál erhielt ein so dauerhaftes Leben, dass sein kleinstes Stück, in Erde gelegt, keimt und zum Baume aufwächst. Der erzürnte Obakáđ aber bestrafte den Tariit und trägt er noch heute die Spur davon in dem breiten rothen Striche, den er auf dem Kopfe hat. Seitdem gilt der Tariit als das Sinnbild der Bosheit und Missgunst. Die Milá𝔡k blieb nun in Aremolungúy und wurde die Mutter der heutigen Menschen."

Von dieser Mila𝔡k leiten ihre Abstammung die fünf Länder Aremolungúy, Eymeliik, Kórryor, Ngabjul und Molegoyók ab. Eymeliik war die Tochter und Aremolungúy der „Kwođ" (der Erstgeborene) und das Royošpelú-Land in Aremolungúy, das höchst erhobene Dorf der Gruppe, ist auch das älteste zugleich und hat noch einen länglichen Stein auf der Stelle, wo die Milá𝔡k todt gefunden sein sollte [1]).

Die Pelauaner haben noch Erzählungen, die auf eine noch entferntere Vergangenheit sich beziehen und die auch mit Berücksichtigung des fabelhaften, allen solchen Ueberlieferungen anhaftenden Anstriches am Ende doch nicht ganz ohne Werth für das Verständniss lokaler Verhältnisse sein dürften.

Zu Zeiten, wo es noch ganz dunkel war, lebten schon Leute in Pelau, und zwar die auf Angyaur waren sehr wild und sie sollten stark behaart gewesen sein und starke Kerešupšup-Haare auf dem Kopfe gehabt haben. Die nördlicher lebenden Völker sollen

[1]) Dr. Semper giebt in seinen: „Die Pelau-Inseln", pag. 195, eine beträchtlich veränderte Version dieser Sage nach seinem Gewährsmann Arekolulk (unter Verlegung des Róyoš Pelú von Aremolungúy nach dem weit entfernten Molegoyók). [Der, — bei den Eskimos im Gekeife alter Frauen (mit der Ratte auf Viti) geführte —, Streit um den Tod entscheidet sich in Samoa durch einen Regenschauer, bei den Hottentotten dagegen hinterlistiger Weise, und zur Strafe wird dort die Hasenscharte als Zeichen getragen (statt des rothen Striches, wie oben), Rd.]

von ihnen ganz verschieden gewesen sein, und vor Allem, sie wurden auf der Stelle, wo sie sich aufhielten, erschaffen. Die Erschaffung wird einem Geschwisterpaar, dem Irakaðerngel und der Eyluay Ngadašákor, zugeschrieben, die beide in Eymeliik auf Baobelϑaob, in der Gegend der Landspitze Ngel (deshalb der Name kað er ngel, Mensch von Ngel), wohnten. Sie formten die Menschen aus Erde und dem Blute verschiedener Thiere. Die Mutter des Schöpferpaares war eine Schlange, sie selbst aber, eben wie die von ihnen geschaffenen Menschen, waren geschlechtslos, weder Mann noch Weib. Nachträglich gefiel es aber den Menschen nicht so zu leben und das Schöpferpaar erschuf die Geschlechtstheile, jedes von ihnen für sein Geschlecht und es traf sich, dass die Schwester ihr Werk mit Blättern bedeckte und dem arglos neugierigen Bruder dessen Anblick verweigerte. Sie passten dann die Theile den Menschen an und erschufen die Ehe, indem sie je ein Paar zusammenlegten, von den Paaren aber fielen viele auseinander. Deshalb zeigt auch das menschliche Geschlecht in allen seinen Eigenschaften die Spuren dieser ersten Umstände. Die Frauen sind zurückhaltend und bedecken sorgfältig ihre Scham, während die Männer, ohne Anstoss zu erregen, nackt herumgehen können. Die meisten Ehen sind selten beständig und das Auseinandergehen ist leicht und sittlich, bis sich die rechten Hälften zusammengefunden haben. Die Menschen aber, je nachdem, ob sie aus dem Blute der Ratte, der Schlange, des Hahnes u. s. w. entstanden, zeigen sich diebisch, schleichend, tapfer u. s. w.

Diese ersten Menschen kämpften mit den südlichen Nachbarn lange Zeit, bis es auf den Pelau-Inseln hell wurde, was nach dem Erschaffen der Sonne und des Mondes ebenfalls durch das oben erwähnte Schöpferpaar geschah. Die beiden Himmelskörper waren ein Geschwisterpaar und waren bestimmt, zusammen zu wandeln. Der Mond jedoch gehorchte nicht sogleich, sondern ging seinem Vergnügen nach und verspätete sich so, dass die glänzend aus-

gestattete Sonne allein ihre Tagereise unternahm, der vergnügungssüchtige Mond aber in der Nacht ihr nacheilt. Deshalb arbeitet man am Tage, die Mondnächte sind aber nur dem Vergnügen und nutzloser Zerstreuung gewidmet. Alle diese Menschen, von Irakaðer-ngel erschaffen, waren aber Kalĭϑs und sie starben nicht, bis sie durch die Ueberschwemmung der Milăϑk endlich vertilgt wurden. Die Nachkommen der Letzteren sind die heutigen sterblichen Menschen. Sobald es hell wurde, verschwand das Schöpferpaar und nur zwei grosse Felsblöcke bei Ngel sind von ihnen übrig geblieben.

Ueber die Sonne haben die Eingeborenen einige Erzählungen, die, wie manche anderen, in den Wandschnitzereien der Bai's figuriren.

Das Haus der Sonne befindet sich im Westen unter der See und auf der Stelle wuchs ein Denges-Baum (Rhizophora macrorhizza), der an den Ufern des Landes dichte Wälder bildet. Wenn die Sonne Abends zu dem Baume kam, so riss sie die schon auf dem Baume keimenden Früchte ab und warf sie in die See; die Haifische, die den Eingang zu dem Sonnenlande bewachten, waren begierig hinter diesen Früchten und bemerkten nicht, wie die Sonne untertauchte, um zu ihrem Hause zu gelangen.

Diese Einzelheiten erfuhr man von einigen Menschen, die der Sonne in ihrem Hause einen Besuch abstatteten. Es waren das vier Männer aus Ngargeúkl (nicht Argeutel), einem auf der Lee- (geukl) Seite der Insel Pililu gelegenen Dorfe, die sich entschlossen, der untergehenden Sonne einen Besuch zu machen. Sie ruderten einstmals hinter der Sonne her und erreichten den Denges-Baum, eben als sie untergehen wollte. Von dem Grunde ihres Kommens benachrichtigt, hiess die Sonne sie, ihre Kanoes treiben lassen und dann ihr rasch nachzufolgen. Das thaten sie auch und fanden sich bald in einem neuen Lande in einem guten Hause, wo sie von der Sonne sehr gut bewirthet wurden. Die dargereichten

Speisen waren winzig klein bemessen, sie wurden aber nicht weniger durch das Essen. Als sie heimkehren wollten, ihre Fahrzeuge aber weggetrieben waren, so schloss die Sonne sie in ein dickes Bambusrohr, welches in Pelau noch unbekannt war, und so trieben sie in demselben an das Ufer ihrer Heimath an. Sie wurden hiernach die vier ersten Häuptlinge des Landes, wogegen die früheren abgesetzt wurden und Ngargeúkl wird als das Land der Sonne betrachtet.

Das Bambusrohr wurde von den Leuten unbeachtet gelassen und trieb in Ngarekobasánga an, wo es zu Wäldern anwuchs. Die an Bambus reichen Länder Pelaus lachen jetzt über Ngargeúkl, dass es einen so nützlichen Baum wegwarf, aber in Anerkennung der früheren Rechte dürfen die Einwohner von Ngargeukl in Ngarekobasánga nicht nur ungehindert Bambus schlagen, sondern sie können im Falle der Noth auch einen vollständig fertigen Mast aus irgend einem Hause holen. Die überall in den Dörfern Pelaus wachsenden Kasúk-Bäume sollen von den Blättern, mit denen das Bambusrohr zugestopft wurde, herstammen.

Vom Monde erzählt eine Sage, dass eine Frau, Aϑkuϑk, mit ihrem Manne, Arameséy, aus Ngaruliang, Pelaus überdrüssig, dasselbe verlassen wollten. Sie begaben sich nach ihrer Heimath, dem Royošbúyul (Mondfels), und als der Mond sich näherte, stiegen sie auf den Nacken einer Schlange und gelangten auf den Mond, wo sie noch heute von einem einzigen dort befindlichen Orangenbaume leben. Eine andere Version ergänzt, dass, als der Mann beim Mondschein zu fischen ging, die Frau mit einem Kinde ins Freie trat und mit dem Kinde spielend, dem Mond zurief: Komm, nimm Dein Kind. Als der Mond jedoch kam und das Kind verlangte, wurde sie bange und bat ihn, auf den Mann zu warten. Bei der Rückkehr desselben entschlossen sich alle zusammen zu zu gehen.

Ferner wird erzählt, dass auf dem Róyoš Aremolungúy eine

sehr hohe Areca-Palme stand, die bis zum Himmel reichte, und zwei Männer stiegen hinauf, um die Nüsse zu holen. Der eine fiel herunter und fand den Tod, der andere aber erreichte die Nüsse und blickte in den Himmel hinein. Er sah dort ein schönes Land voll Orangenbäumen, mit Häusern, Menschen und Steindämmen in der See. Die grosse Palme stand sehr lange, bis sie endlich verfaulte, umfiel und mit ihrer Krone die mit Wasser ausgefüllte Bucht bei Arekamais auf Korya einschlug.

Dr. Semper erwähnt eine Sage (pag. 335), die aus Yap herstammen soll, jedoch wesentlich von der yapsch-mogomogschen Lórop-Sage (siehe Journ. Mus. Godeffroy, H. II pag. 54) abweicht. Ich traf indessen im Norden Pelaus, nämlich in dem dicht bei Ngarbukuϑ in Angararð liegenden Gálap eine so interessante und in Einzelheiten ausführliche Sage, die mit den beiden vorigen verwandt sein dürfte, dass ich dieselbe unverkürzt mittheile.

„Akapekémek und Keršoy, zwei Brüder, hatten eine Schwester, Oukimim, und alle drei lebten in Ogwit (pelauischer Name für Uogóy oder die Mogomok- [Mackenzie-] Inseln). Akapekémek kam ein Mal vom Kokosschneiden (zum Zweck des Syrupmachens) und zürnte auf das übrige Geschwisterpaar, was Keršóy gegen ihn so aufbrachte, dass er unternahm, seinen Bruder und seine Heimath zu verlassen. Er höhlte einen grossen Ptakas-Stamm (Calophyllum) aus und machte in ihm drei Abtheilungen, eine vorne für Nahrung, eine in der Mitte für die Schwester und eine hinten für sich selbst. Dann bereitete er fleissig Auleiϑ, eine Speise aus Kokosnuss mit Syrup vermischt, die sich lange hält, und als er genügend hatte, verwahrte er es in der vorderen Kammer seines Stammes, seine Schwester brachte er in die mittlere unter, und als er selbst in die letzte hineingehen wollte, kam der ältere Bruder und entdeckte die Absicht der Flucht. Als er Alles erfahren, wollte er selbst mit und sprang in die vorderste Abtheilung und schloss sie mit dem Deckel zu; die See nahm endlich den Stamm und trug

ihn gegen Pelau, wo er auf dem Kóssol-Riff gegen einen hohen Korallenblock mit dem mittleren Theile aufstiess, so dass der Deckel absprang und die Oukimim herausgewaschen wurde. Man weiss nicht, was mit ihr geschah, der Stamm aber trieb gegen Kolékl in Arekolóng und er wurde unterwegs aufgefischt durch Šemdịu aus Ngarđuáis in Eyrráy, der aus ihm einen Ausleger für sein Fahrzeug zu machen beabsichtigte. Šemdịu hatte in Kolékl einen Freund, Tahoóko, der ihm Geld schuldete, und als er dies bezahlt erhielt, kehrte er wieder nach seiner Heimath zurück, den Stamm ganz vergessend. Dieser aber folgte von selbst dem Šemdịu und trieb längs des östlichen Ufers nach Eyrráy. Bei allen Passagen des Ostufers, die sehr schmal sind, wollten die Leute ihn auffangen und ans Land bringen; der Stamm aber richtete sich immer in die Quere, so dass man ihn nicht hineinbringen konnte. So kam er glücklich an allen Passagen vorbei und ging von selbst in der Eyrráy-Passage auf das Ufer von Ngarđuáis, wo ihn Šemdịu's Leute fanden. Auf Šemdịu's Befehl nahm man Aexte und fing den Stamm an zu bearbeiten, als auf ein Mal Stimmen aus seinem Innern hörbar wurden. Die Leute erschraken und benachrichtigten den Šemdịu, der sie aber ruhig weiter arbeiten liess, sagend, es wäre Alles eins, wenn es Menschen sind, so werden sie seine Verwandten, wenn Götter, so werden sie seine Götter. So kamen die beiden Brüder heraus und gaben dem Šemdịu von dem Auléld und wurden von ihm freundlich und gastlich empfangen, und da Pelau zu damaliger Zeit es nicht kannte, so fingen sie an, Syrup und Auléłϑ zu bereiten. Indessen fand Akapekémek, dass seine auf den Palmen ausgehangenen Becher jede Nacht von Jemandem ausgeleert wurden, und er legte sich auf die Lauer. Wirklich gelang es ihm eines Nachts zu sehen, dass ein Fisch aus der See hinaufstieg und, seinen Schwanz ablegend, in menschlicher Gestalt auf die Palme stieg. Nun ergriff Akapekémek rasch den Schwanz und brachte ihn zu Šemdịu, der ihn in dem dem Hause

zugehörigen Aulongá aufhängen liess. Als Akapekémek am nächsten Morgen kam, um den Palmwein einzusammeln, fand er unter einer Palme eine Frau, die ihm zurief, dass sie nackt sei, und er solle ihr rasch einen Schurz bringen, was er auch that. Als er seinen Palmwein zusammen hatte, gingen sie nach dem Hause Šemdiu's und die Unbekannte, die ⁄ila𝜗ugúu (𝜗ugúu, ein junger Kersúuk, Coryphaena) hiess, wurde Akapekémek's Frau. Hier gebar sie eine Tochter, die Merúul pélau hiess und die zu einem sehr schönen Mädchen heranwuchs. Da kam ein Mal ein Besuch aus Amaðál nach Koygúl, ein Klegaðáol von Häuptlingen, und Ngarðuáis sollte sie bewirthen und die ⁄ila𝜗ugúσ, nicht wissend, wo ihr Mann den Tarostampfer hingelegt, sandte ihre Tochter zu demselben mit einer Anfrage. Der Bescheid war, der Stampfer wäre in dem Aulonga, und die Mutter ging denselben zu suchen. Hier erblickte sie den vor vielen Jahren aufgehangenen Schwanz, den einstmal ihr Mann unter der Palme weggriff, und es bemächtigte sich ihrer eine unüberwindliche Sehnsucht nach ihrer früheren Heimath. Einige Zeit danach sagte sie zu ihrer Tochter, dass, im Falle sie längere Zeit ausbleiben sollte, sie sich an den Vater halten solle, und am selben Abend nahm sie im Geheimen den Schwanz lief zum Strande und stürzte sich in die See. Indessen der Schwanz war von dem langen Trocknen so leicht geworden, dass es ihr unmöglich wurde, in die Tiefe zu sinken und so machte sie einen Tausch mit dem Karamasúus, und sie verschwand rasch, nach ihrer Heimath eilend.

Da ereignete es sich, dass das Land Ngarbúku𝜗 einen Ruk feierte; die Häuptlinge von Ngarðuáis gingen sämmtlich dorthin und Amerúul pélau wollte auch mit, aber sämmtliche Fahrzeuge waren schon weg. Sie bündelte ihren Schurz zusammen und lief über Land nach Ngoršúl, wo sie in Ngotogúyul ausruhte, lief dann auf dem Seestrande über Taperngešang, Ngaru𝜗óy, Aybay (Ngarupešang) nach ⁄orangol in Molegoyók, von wo sie nach

Ngiwal hinüberschwamm und wieder auf dem von der Fluth befreiten Strande über Kekláu nach Galáp eilte (denselben Weg, wenn zu Fuss, machen auch die Insulaner heute), wo sie sich anzog und nach Ngarbúkuϑ ging. Unterwegs hob sie zwei Steinchen auf, mit welchen sie spielte, und als sie am Ziele ihrer Reise anlangte, fand sie den Bai Aruau (Name eines der Rathhäuser des Platzes) gefüllt und auf der bepflasterten Umgebung desselben keinen Platz mehr für sich; so setzte sie sich auf ihre zwei Steinchen, die bald zu wachsen anfingen, so dass sie ebenso hoch zu sitzen kam wie die Andern. Alle Ngarbúkuϑ-Leute wunderten sich über sie, und viele Häuptlinge wollten sie heirathen, sie gab jedoch dem Ardyál aus Ngaritéeϑ Gehör und wurde seine Frau. Als sie hier eines Tages ihr Tarofeld bearbeitete, kam der Neffe ihres Mannes vom Fischfange zurück und er zeigte ihr seine Beute, die aus etlichen Fischen und dazwischen einen Θmay, der sehr gering geschätzt wird, bestand. Sie sagte nun, dass dieser Θmay für sie aufbewahrt werden solle und arbeitete weiter, bis sie Abends ermüdet zu Hause kam und erfuhr, dass ihr Mann den Θmay aufgegessen habe. Sie sagte nichts, aber sie schlug ab etwas Anderes zu geniessen und als Alle schliefen, verliess sie das Haus, um nach Ngarðuáis zurückzukehren. In Galáp traf sie jedoch der Augél a Royša, der den Häuptlingstitel Molób hatte, und der bewog sie zu bleiben und seine Frau zu werden. Hier gebar sie den Aϑmolókoϑ, der, sobald er zum Knaben aufwuchs, sich im Hauswesen nützlich machte. Einige Neffen seines Vaters schnitten Palmwein in Ngarulumuóng und Aϑmolókoϑ frug, ob er ihnen nicht das Essen bringen dürfte, was der Vater ungern erlaubte, weil diese Neffen eine wundervolle Lampe besassen, die nur aus zwei Perlmutterschalen bestand und ohne zu brennen ein prachtvolles Licht gab. Nun gebot er dem Sohne, bei dem Essenbringen immer laut zu singen, damit die im Hause ihn hören und so die Lampe zeitig verstecken könnten. Das fiel dem Knaben auf und er handelte eines Tages wider das

Gebot und kam schweigend, wobei er die Perlmutterschalen zu Gesicht bekam. Nun hatte er keine Ruhe mehr und verlangte sie zu haben. Augél Royša schnitt ihm ein Stück von einer der Schalen ab und machte ihm daraus einen Fischhaken, dann gab er ihm auch eine Leine und A𝜗moloko𝜗 fischte nun jeden Tag an der Spitze des Ngarabošo-Steindammes. Jedes Mal, wenn er heimkehrte, musste er dem Vater den Haken zeigen; es traf sich aber, dass ihm eines Tages ein Fisch den Haken abbiss und er kam sehr unmuthig nach Hause. Der Vater zürnte ihm sehr und nannte ihn das Kind einer dummen Mutter, die er auf dem Wege gefunden hätte, was dem Sohn wehe that, und er sprach mit der Mutter, die nun den Verlust erfuhr und zur Adalál Obakáđ ging Hülfe zu suchen. Sie rieth ihm, Asche und etwas von dem Karamalholze zu nehmen und diese von der Spitze des Steindammes in die See zu werfen, sich selbst aber dann nachzustürzen. A𝜗molóko𝜗 gehorchte dem Rathe und sprang in die See und fand sich in dem Lande Adá𝜗k. Unterwegs kamen ihm die Fische entgegen und da er Betel kaute und es aus seinem Munde nehmend einigen gab, so bekamen diese die rothe Fleckung des Mundes, die man bei vielen antrifft; andere frugen ihn, wo er hinginge, worauf er ungeduldig šwálek! ausrief, wobei ihm der zerkaute Betel aus dem Munde stöberte und den Körper dieser Fische roth färbte (alle Holocentrum-Arten). Nach dem Lande Adá𝜗k folgte ihm nur der eine Θuđálem und die Beiden sassen an einer Quelle, als eben Mädchen kamen, Wasser zu holen. Auf die Frage, weshalb sie das thäten, antworteten sie, dass die Ϥili𝜗ugúu im Sterben liegt und sie holen das Wasser für sie, und wie er befragt wurde, wer er sei, antwortete er: auđugúl ma kewí𝜗! und nichts weiter. Das berichteten nun die Mädchen im Hause und die Fremden wurden ins Haus geladen. Die kranke Frau war erstaunt über die Aehnlichkeit des A𝜗molóko𝜗 mit ihrer Tochter und sie frug, wer seine Mutter wäre und erfuhr, dass der Fremde ihr Enkel sei. Dieser

frug nun nach der Ursache der Krankheit, die ein Halsleiden war, und da der Θuđalem, der den Aϑmolókoϑ begleitete, sich sehr komisch benahm und tanzte, so fing die alte Frau zu lachen an, wobei ihr aus dem Munde ein grosser Fischhaken herausfiel, den Aϑmolókoϑ als den seinen erkannte und rasch in seinen Korb nahm. Nun erholte sich die Frau wieder und sagte zu ihrem Enkel, er möge nach seiner Heimath gehen und wenn er wieder angeln würde, so könnte er aus dem Adaϑk-Lande, das ihm nun gehöre, alles heraufholen, was er wolle, und wenn er einmal die Angel sehr beschwert finde, so solle er vorsichtig weiter ziehen, denn es wird sein Land sein.

Als Aϑmolókoϑ wieder auf die Welt zurückkam, angelte er nun jeden Tag Körbe von Bananen und sonstiger Nahrung, bis er endlich fühlte, dass die Angel den Grund gefasst hatte. Er zog vorsichtig weiter, bis ein Theil des noch schief liegenden Landes trocken lag, aber seine Begleiter sprangen auf das Land und nahmen es in Besitz, so dass ihm nur ein kleiner Theil am äusseren Rande übrig blieb, denn die Leine riss ab. Auf diese Weise entstand das heutige Galáp, dessen mittlerer hoher Theil früher an dem Meere lag.

Aϑmolókoϑ bebaute nun sein Land, fand aber eines Tages, dass ihm sein Vater von einer der Bananen ein Blatt abschnitt und er zürnte deshalb auf ihn. Er ging in den Wald und verursachte, dass alle lebenden Thiere auf den Augél Royšá mit furchtbarem Lärm herfielen und ihn schalten, wozu noch die Bäume und der Wind sich zugesellten, so dass Augél Royšá Alles wegwarf und nach Arekolóng weglief.

In Arekolóng bauten die Augél's in Kolikl einen Bay oder ein Haus, und so ging er ihnen zu helfen. Er war aber sehr hässlich von Ansehen und mit der Schuppenkrankheit behaftet, und als er ruhig dasass und den Andern zusah, zürnten diese und riefen ihm zu, in das ausgegrabene Loch in der Erde zu steigen

und die Erde daraus herauswerfen. Als er gehorchend herunterstieg, trieben die Andern ihm einen Pfosten durch den Rücken, fanden aber zu ihrem Erstaunen, dass der Augél unbeschädigt auf der Spitze des Pfostens sass. Das wiederholte sich aber bei sämmtlichen Pfosten. So beabsichtigten sie ihn durch Hunger zu tödten und gaben ihm beim Vertheilen des Essens keinen Antheil. Er befahl aber den Ameisen, ihm von den Speisen der Andern zu bringen und war ebenfalls satt. Endlich begab er sich auf die Heimreise über das Land. Unterwegs traf er mit Eyluáy Aydamáy zusammen, die Suk-Blätter bereitete und sehr durstig war. Sie bat ihn daher, ihr aus dem Dorfe Jemanden mit Wasser zu schicken. Er stampfte jedoch in den Boden und es entsprang die Ngatakomátak-Quelle, aus der die Frau ihren Durst löschte. Dann nahm Augél Royšá ihren Blätterbündel und sie gingen zusammen ins Dorf, wo er als ihr angenommenes Kind blieb. Hier ereignete sich eines Tages, dass die Eyluay vor dem Hause sitzend und flechtend wieder durstig wurde und Augél berührte das Wasser in einer Muschelschale, die vor dem Hause stand und veranlasste sie, daraus zu trinken, er selbst aber liess sich in dem Wasser nieder als eine kleine Larve und so wurde die Eyluáy Aydamay schwanger und gebar zu seiner Zeit einen Knaben, der ungeheuer rasch wuchs und endlich den Namen Iraydamay bekam. Iraydamay gab aber immer kund, dass er übernatürlicher Abstammung sei. Er forderte von allen Fischenden den Ghay-Fisch ab, und wenn er denselben den Häuptlingen ins Bay schickte, so verlangte er den Kopf für seine Mutter. Ging er aber mit den Häuptlingen ins Fahrzeug, so kam immer schlechtes Wetter, welches nur er zu beschwören verstand, so blieb er immer auf dem Dosomel (dem Ausleger), dem vornehmsten Platze, sitzen und die Leute kamen durch ähnliche Begebenheiten zur Ueberzeugung, dass er ein Kaliϑ ist und nahmen ihn als solchen an."

Dergleichen Ueberlieferungen sind zahlreich, obwohl nur

wenigen älteren Personen ausführlich bekannt. Die vorhergehende, mehrere Sagen umfassende Erzählung ist um so interessanter, da sie des Iraydamay's und des Augél Royšá, der heute zu Iraroyos wurde, erwähnt. Die Ueberlieferung selbst erwähnt Uguit als den Ausgangspunkt der ganzen Begebenheit, und der Name Mólop, der Gottestitel des Augél Royšá von Galáp, der zugleich die grüne Schildkröte bedeutet, ist dem uguitschen Lórop nicht fremd.

Die Pelauaner haben noch eine Sage, die sich auf noch frühere Zeiten, auf das Entstehen der pelauischen Inselwelt bezieht. Auf der Insel Augyáur lebte ein Mädchen, Namens Kwap, die so riesig aufwuchs, dass die Menschen ihren Kopf vom Boden nicht sehen konnten. Sie wurden bange vor ihr und belegten ihre Beine mit trockenem Gestrüpp und zündeten dieses an. Kwap fiel um und zerbrach in Stücke, aus denen die einzelnen Inseln entstanden. Die letzte Sage interessirt wegen des Namens Kwap, der beinahe identisch mit dem einheimischen Namen der Insel Uap (Yap) ist, und da bekanntlich die früheren Yaper sich im Süden der Gruppe geltend machten, z. B. Ardolólok, von welchem nachträglich Keklau abstammte, anlegten, und wie ich es bei der Schilderung des pelauischen Geldes bemerkte, Vieles darauf weist, dass die einstigen Bewohner Pelaus und Yaps einem Volk gehörten, so mag diese Sage einen Nachklang, eine fernere Spur dieser früheren Zusammengehörigkeit bilden.

Die vorhergehende flüchtige Schilderung der religiösen Begriffe der Pelauaner überblickend, sehen wir, dass sie in denselben die sämmtlichen Entwicklungsphasen, von einem ursprünglichsten Zustande einer rohen empirischen Auffassung der Aussenwelt, bis zu einem hoch entwickelten System mit geregeltem Kultus und Priesterthum, in einer beinahe ursprünglichen Frische sich erhalten haben und in denselben vereinigt und noch lebend alle die Erscheinungen haben, welche in vielen anderen Religionen der Süd-

See theilweise verwischt oder erloschen, auf verschiedenen Inseln von einander getrennt anzutreffen sind.

Neben den mit aller Macht der Götter ausgerüsteten und von ihnen selbst berufenen Priestern, die sich der Herrschaft über einen bedeutenden Theil der Gruppe bemächtigten und einen ausschlaggebenden Einfluss auf den übrigen Theil ausüben, walten von den ersteren friedlich anerkannte, unzählige Zauberer, Seher, Besprecher und Wahrsager, von denen jeder sein eigenes, meistentheils ererbtes Nostrum besitzt und ausübt. Ein jeder von diesen hat seinen keđúl, manchmals mehrere, deren Priester sie sind, obwohl sie nicht Koróng genannt werden, sondern međúk, die Wissenden (von mađanéy, wissen). Sie sind noch nicht Werkzeuge eines schon losen Aberglaubens geworden, ihre Götter leben noch eben wie die Augél's, sie sind Familien- und Hausgötter, manche verblieben noch Schutzgötter der Gemeinden und theilen den Schrein- und Opfercultus der späteren grossen Kaliϑs, die durch politische Ereignisse mehr zu den griechischen Orakeln wurden, während jene noch immer den Hauptkern der Volksreligion bilden. Der frühere Ursprung dieses Theiles der Religion verräth sich auch in den Begriffen über ihre Beschaffenheit, Aufenthalt und spezielle Attribute. Sie sind in Steinen, Bäumen, Felsen, Thieren, in allen Gegenständen und Plätzen inbegriffen und beeinflussen jede persönliche Thätigkeit des Menschen, von der geringsten bis zu der wichtigsten. Der Koróng des Mađahéy oder des Augél ist vor dem Einflusse dieser älteren Gottheiten nicht geschützt, und um Sicherheit zu erlangen, welcher Gott ihn oder sein Kind krank macht, frägt er erst einen Wahrsager, und da es immer ein fremder Gott ist, so musste er sich der speziellen Beschwörer u. s. w. bedienen. Wie der späteste Theil der Religion ein ausgeprägter Heroen-Cultus ist, so ist der andere eine Verbindung des Anfanges desselben mit der Religion der Natur.

Der dritte ursprünglichste Theil der Religion, der Geister-

Cultus, offenbart sich ebenfalls in allen Stadien seines Entstehens. Von der Zeit, wo der geistig noch unentwickelte Mensch seine ihm unentbehrlichen Erzeuger und Beschützer durch Tod vermisste und sich deren Bild im Traume oder in der Einbildung zum Begriff von Seele und Geist gestaltete, rühren die „Kasingls" her, die geheiligten Fische und Thiere, in welchen die Seelen ursprünglich ihren Sitz fanden. Wie sich aber die Einbildungskraft des Menschen mehr entwickelte, fing er an, die ihn umgebende Natur zu personifiziren und sie mit den Seelen der Verstorbenen zu bevölkern, wodurch auch die sich entwickelten Naturgottheiten mit den entsprechenden Kasingl's zusammengestellt wurden. Der innere Zusammenhang des Vorganges ist schon verschollen, nur die äussere Form, ohne ein Verständniss der Ursache, ist geblieben. Das zwischen dem Menschen und den Geistern seiner Vorfahren auf Pietät begründete Verhältniss giebt sich kund durch die Abwesenheit jeder Furcht vor den Geistern seiner Verwandten, und die Verehrung in dem heutigen Blá*ð*ek-Cultus, der neben dem später entstandenen Kalí*ϑ*-Cultus sich unabhängig erhalten hat. Eben ihretwegen (der Blá*ð*eks) dürfen die Kasingl-Fische nicht getödtet und von den Angehörigen im Hause verspeist werden.

In der Form der Verehrung finden wir Spuren der „Dalásak", hölzerner oder steinerner Götzenbilder, dann eine symbolische Bekleidung der Gottheit, Pilgrimwagen zu den Bildern oder Schreinen der Gottheiten, direkte Opfer und Anbetung, die jedoch immer privater Natur sind, solche, die in der Form von Festlichkeiten stattfinden und endlich indirekte, durch den Priester vermittelte.

In der ganzen Auffassung des Verhältnisses zu den Gottheiten und den Geistern tritt eine ganz menschliche Nüchternheit zu Tage und wurden sie, nur für das leibliche Leben wichtig, vollständig in die typische soziale Anordnung eingereiht. In der Mythologie der Pelauaner giebt sich dieselbe Nüchternheit kund, Alles ist sehr alt, göttlich, aber irdisch und menschlich gedacht,

die lebhafte Einbildungskraft der Polynesier ist abwesend. Den lokalen Verhältnissen entsprechend, der numerischen wie räumlichen Begrenztheit, wegen der naturwüchsigen, primitiven Gleichheit der Menschen, zwischen denen eine Zertheilung auf Volksstände im Sichgeltendmachen eines Herrschers, also das Entstehen eines einzigen Volkes in grossem Maassstabe unmöglich war, konnte eine mehr phantasiereiche Mythologie nicht entstehen. Anklänge an die Mythologie Polynesiens sind mehr sachlicher denn formeller Natur und sie können nicht ihren Ursprung in der Mythologie der heutigen Polynesier gefunden haben, sondern sie reichen zu den Zeiten einer vorpolynesischen urmalayischen Zusammengehörigkeit, in das „po", das pelauische „milgólk", wo es noch dunkel war, und alle Götter noch Menschen waren. In den zahlreichen Namen der pelauanischen Gottheiten, der mythischen besonders, findet man keine Aehnlichkeit mit dem Tangalóa, Mani, Tane u. s. w., ja, dem Himmel, Regenbogen, Erdbeben u. a. haben die Pelauaner noch gar keine Aufmerksamkeit in ihrer Mythologie geschenkt.

Ngarupesáng, Pelau-Inseln, im Oktober 1883.

J. Kubary.

Kubary's Abhandlungen nehmen in der ethnologischen Literatur eine Ausnahmestellung ein, durch Beherrschung des unter sorgsamen und langdauernden Beobachtungen angesammelten Details auf einem für derartige Studien besonders ergebnissreichen Untersuchungsfelde. Bei der geographischen Abgeschlossenheit Mikronesiens hat dort der typische Völkergedanke nach all ihm innewohnenden Keimanlagen seine Weltanschauung ungestört auszubauen vermocht, und solche Eigenthümlichkeiten haben ihre ethnische Originalität auf geographisch (in anthropologische Provinz) umschriebener Lokalität um so treuer bewahrt, weil von den Ausdehnungen des internationalen Verkehrs bis dahin weniger betroffen, als die übrigen Theile der Südsee.

Melanesien schliesst hier und da noch unberührte Punkte ein, welche im Fortschritt neuester Entdeckungsreisen auf neue Beiträge ungetrübter Aechtheit hoffen lassen (und dem Museum bereits geliefert haben, durch Dr. Finsch's erprobte Thätigkeit); von Polynesien dagegen ist unter dem, durch das Gewaltsame fremden Eingriffes, hervorgerufenen Zersetzungsprozess Alles bereits weggeschwemmt, — von der Oberfläche wenigstens für das im durchschnittlichen Gesichtskreis zur Beobachtung Gelangende (unter jenen allgemeinen Fernsichten, mit denen sich die ethnologische Erfahrung soweit zu begnügen gehabt hatte).

Indem wir nun aber im Gange und im Fortschritt der Arbeiten auch hier auf (und in) Einzelheiten gelangen, zeigt sich erfreulicher Weise noch mancherlei Nachlese, erlangbar in abgelegen versteckten Winkeln — (wenn Hebung dieser zurückgebliebenen Schätze durch fernerhin fortdauernde Gleichgültigkeit ebenfalls nicht vereitelt

werden sollte) —, und dass selbst für die Museums-Sammlungen unter günstigen Verhältnissen noch werthvolle Lehrstücke nachträglich zu erlangen sein mögen, ist durch das kürzlich dem hiesigen Eingefügte (durch die Resultate aus Dr. Arning's Reise) auf das Glänzendste bewiesen worden für Hawaii. Abgesehen von der anachronistischen Widersinnigkeit (mit ihren bedenklichen Folgen), wie sie aus der aufgelebten Tendenz zu (national unmöglicher) Reform den Inselstaat bedrohen könnte, hat sich doch bei derartigen Rückblicken auf das Alte und Vergangene mancherlei Gelegenheit geboten, prähistorische Zeugen abzuhören, ehe sie völlig in stumme Vergessenheit versenkt sind, der sie nach unabwendlichem Geschichtsgang nothwendig verfallen bleiben müssen (s. Heilige Sage der Polynesier, S. 9 u. a. a. O.).

Desto wichtiger ist also dasjenige zu schätzen, was im momentanen Aufblinken noch seine Sicherbringung gestattet hat, und dazu gehören, neben den Veröffentlichungen Gill's aus seinem Missionsaufenthalt in Mangaia, das über Hawaii bereits Mitgetheilte betreffs der zur Zeit des „Tabu-Bruchs" (1819) fixirten Documente und daran anschliessende Ergänzungen in „Inselgruppen in Oceanien" (Schluss mit Anhang), sowie „Zur Kenntniss Hawaii's" (S. 2-40 und 104-112).

Es folgen deshalb im Nachstehenden zunächst zwei Darstellungen, (eine aus Mangaia und eine aus Hawaii), welche in abgerundeten Bildern das organische Schaffen des Völkergedankens nach elementaren Grundzügen enthüllen, wofür die Vergleichungspunkte sich dann als selbstgegeben zu erweisen haben (bei objektiver Umschau über das bereits beschaffte Material).

„Der Hades
oder
die Lehre von der Geisterwelt“
auf Mangaia (cf. William Wyatt Gill).

Der eigentliche Name für Hades ist Avaiki; auf Tahitisch: Hawaii; auf Neuseeland: Hawaiki. Noch viele andere Bezeichnungen kommen in ihren alten Liedern und Mythen vor, aber diese darf man nur als Benennungen für Oerter und Distrikte in Avaiki ansehen, als eine ausgedehnte Höhle, über welcher die Insel sich ausbreiten soll. Da die Todten für gewöhnlich in die tiefsten Abgründe hinabgeworfen wurden, so war es nicht unnatürlich, wenn die Hinterbliebenen sich einbildeten, die Erde sei hohl, und der Eingang in diese weite Unterwelt führe durch eine dieser Gruben. Das darf keinen verwundern, der da weiss, dass die äussere Umgebung von Mangaia eine Honig-Wabe ist, indem der Steinfels nach jeder Richtung hin von Höhlungen, voller Windzug, und schrecklichen Abgründen förmlich durchbohrt ist. Man behauptet, dass die Missions-Gebäude zu Oneroa oberhalb einer dieser grossen Höhlen errichtet worden sind. Diese Höhlungen erstrecken sich so weit in die See hinaus, dass das Getöse der Brandung ganz genau gehört werden kann, während das Wasser, von den salzigen Bestandtheilen gereinigt, beständig von dem steinigen Gewölbe hernieder träufelt. Diese Gegend, welche zu dem unterirdischen Territorium den Zugang bildet, war der grossartige Verwahrungsort (Ruhestätte) für die Todten, bekannt unter dem bezeichnenden

Namen: Auraka (Thu-nur-Rechts). Zweifellos ist dies der wirkliche Ursprung ihrer Ansicht über den Ort der Geisterwelt.

Die Bewohner von Avaiki sind die vornehmen und die geringeren Gottheiten. Sie heirathen, vermehren sich und streiten sich, wie Sterbliche. Sie tragen Kleidung, sie pflanzen, kochen, fischen, bauen und bewohnen Häuser von ganz derselben Art, wie solche auf der Erde sich befinden. Die Nahrung, welche die Unsterblichen zu sich nehmen, ist nicht besser als diejenige, welche von Jedermann genossen wird. Die Erzählung von der wunderbaren Flucht Kura's aus dem Hades stellt einige Gegenden des Geisterlandes dar als von Kannibalen bewohnte, deren Hauptvergnügen darin besteht, unbedachtsame Sterbliche, zu deren Unglück, zu fangen — vermuthlich ohne Wissen des furchtbaren Miru. Vögel, Fische und essbare Ratten; Mantis, Käfer und Tausendfüssler; Cacao-Nussbaum, Pandanus, Myrthe, der Morindo citrifolia und der Yam — alle gedeihen in üppiger Fülle im Hades, sei es zum Unterhalt für die Unsterblichen, oder zum Schmuck. Mord, Ehebruch, Trunksucht, Diebstahl und Verlogenheit wird von ihnen verübt. Die Künste (Beschäftigungen) in dieser Welt sind Wiederspiegelungen von dem, was ursprünglich zur Unterwelt gehört, diese lehren die Götter Jedermann: die sichtbare Welt ist an sich nur ein roher Abklatsch von dem, was im Geister-Lande vorgeht. Dass das Feuer brennt, kommt daher, weil eine verborgene Flamme im Holze vom Mauike im Hades versteckt ist; wenn das Beil zerbricht, so geschieht es, weil die Fee des Beiles unsichtbar gegenwärtig ist; wenn die Eisenholz-Keule ihr Opfer tödtet, so geschieht es, weil ein wilder Dämon von Tonga in jenem eingeschlossen ist. Ein Ort, genannt Aremauku, ungefähr eine halbe Meile von dem Haupt-Dorfe ab, an einem jähen Abhang, der über den westlichen Ocean hinragt, soll der gerade Weg ins Geister-Land sein. Schon zu alten Zeiten wurde hier eine beständige Verbindung mit dem Hades unterhalten. Auf diesem Wege kam Maui an das Haus

von Mauike und entriss das Geheimniss des Feuers. In einer anderen Gegend lebte ein Volksstamm, der einäugig war! — Abends steigt der Sonnengott Rā hinab in die Oeffnung, die zu seiner Bequemlichkeit in einer Ecke des Horizonts hergestellt ist, und erhellt nun die Bewohner der Unterwelt. Nach einer Sage soll er auf diese Weise häufig hinabsteigen nach Avaiki, um seine Frau „Tu“ zu besuchen, welche bei ihrer „Grossen Mutter“ Vari wohnt, recht eigentlich unten am Boden der weiten Cocos-Nuss-Höhle — wobei Kniee und Kinn sich berühren!

Daher kommt das Sprichwort: („Day here, night in Avaiki“) „Hier ist Tag, in Avaiki Nacht“, und umgekehrt. Wie auch der Priester Tekā sang: (1794);

Jetzt ist's Nacht im Geistes-Gebiet (Ua po Avaiki),
Denn Licht ist auf der Oberwelt (Ua ao nunga nei).

Nach einer festgesetzten Zeit klimmt der Sonnengott Rā empor, nicht ohne Mühe, aus der Unterwelt durch eine Höhlung an der Ecke des östlichen Horizonts und erleuchtet Mangaia. Die gesetzmässigen und regelrechten Bewegungen sind den Anordnungen (Bemühungen) von Māui zu verdanken.

Die Strasse nach Avaiki ist für immer verschlossen. Das war jedoch nicht das Vergehen der Menschheit, vielmehr eine Strafe für die Ausschweifungen der Bewohner des Geisterlandes. Sie wurden dem Menschengeschlecht sehr beschwerlich — indem sie dasselbe stets mit Krankheit und Tod bedrohten. Sie bewirkten eine grosse Theuerung, weil sie alle Arten Lebensmittel stahlen und sogar die Frauen aus dieser Welt raubten. Die brave und schöne Tiki, eine Schwester von Veêtini entschloss sich, diesen Plagen ein Ende zu setzen. Zu diesem Zwecke rollte sie „lebendig“ sich hinab in den düsteren Abgrund, der sich unmittelbar hinter ihr verschloss. Seit jenem denkwürdigen Tage werden die Seelen der Sterblichen gezwungen, auf anderen Wegen nach Avaiki hinabzufahren. Glücklicher Weise jedoch dürfen die Bewohner von Avaiki von

nun an das Menschengeschlecht nicht mehr belästigen. Der verschlossene Abgrund ist unter dem Namen „te rua ią Tiki“ = Tiki-Höhle bekannt.

Von den Seelen der Todten erzählt man, dass sie oft längs des Randes der See dahinwandeln, wo diese am trostlosesten ist; nicht im Geringsten durch die Schärfe der Felsen belästigt und durch das windende Gestrüpp und die dicken Ranken. Sie sind mit geisterhaftem Netzgeflecht umhüllt; und ihr phantastisches Trauergewand, von Kräutern gebildet, die am Wege gepflückt worden, wird durch wohlriechende Heliotropen, die auf dem unfruchtbaren Felsen wachsen, verschönert. Eine rothe Schlingpflanze, gefärbtem Garn vergleichbar, windet sich rund um den Kopf, wie ein Turban, was die geisterhafte Kleidung vervollständigt.

Ziemlich unvereinbar mit dieser Erzählung ist die Schilderung einer lieblichen, sanft abschüssigen Partie eines Corallen-Eilandes, an dessen westlicher Küste als derjenige Ort bekannt, an welchem die Geister ihre neuangefertigten Kleider bleichen; gerade als wenn sie, während der harten Monate ihrer Wanderung über die rauhen Felsen, ebenso wie die Lebenden gezwungen sind, von Zeit zu Zeit neue Kleidung anzufertigen, um die von Büschen und Gerank zerrissene zu ersetzen. Geschah es, um zur Herstellung solcher Bekleidung behülflich zu sein, dass die Frauenzimmer mit diesem und jenem Gewande stets beerdigt werden, das sie im Leben getragen haben?

Die grösste Freude dieser klagenden, melancholischen Geister besteht darin, dem Laufe der Sonne zu folgen.

Beim Sommer-Solstitium, im Januar, geht sie scheinbar aus dem Ocean herauf, der Anā-kura gegenüber liegt (die sog. „Rothe Höhle“, weil sie die rothen Strahlen der Morgenröthe empfängt); im Winter-Solstitium, im Juni, kommt die Sonne vom „Karanga-iti“ hervor (das „kleine Willkommen“, denn der Winter ist nur

zur Hälfte willkommen). Diese beiden Oerter wurden deshalb die Rendezvous für alle Geister: diejenigen, welche der nördlichen Hälfte der Insel angehören, versammeln sich am letztgenannten Orte, Karanga-iti; und diejenigen, welche — an Zahl erheblich grösser — der südlichen Hälfte angehören, treffen sich am erstgenannten Orte: Anā-kura.

Es vergehen viele Monate, ehe die beabsichtigte Abreise der Geister vor sich geht. Die lästige Zwischenzeit wird mit Tanz und Besuch ihrer früheren Wohnstätten hingebracht, wo die Ueberlebenden noch existiren und von den Todten in liebender Erinnerung gehalten werden. Wenn die Nacht naht, so wandeln sie zwischen den Bäumen und Anlagen umher, die zunächst den Wohnungen liegen, und unterlassen es nicht, zuweilen einen Blick in das Innere derselben zu werfen.

Es gilt als Regel, dass diese Geister ihren eigenen Anverwandten wohlgesinnt sind; aber oft werden sie (erzürnt und) rachsüchtig, wenn ein liebliches Kind von einer Stiefmutter oder anderen Angehörigen schlecht behandelt wird.

Zuweilen versammeln sich die Geister in grossen Haufen, wenn sie ermüdet sind infolge dieser Wanderungen, in der „Rothen Höhle", deren felsiger Grund beständig von den Wogen des Pacific bespült wird, Wogen, welche von Osten her mit heftiger Gewalt hineinrollen. Oder auch, sobald sie Neigung dafür empfinden, steigen diese Geister aus der Höhlung empor, aus den Wogen und dem Schaum des Oceans (jetzt ein Lieblingsplatz der Fischer, wo diese einen Theil ihrer Ausbeute (im Fang) kochen und verzehren). Diesen grasreichen Platz, der durch die Lieder und Sagen aus dem Todtenreich so berühmt ist, kennt Jeder unter dem Namen „One-ma-kenu-kenu" = „der liebliche Ort", oder der „wohlbewahrte Ort". Eine grobe Art von Gras bedeckt den sandigen Boden, die sich lieblich aus dem unfruchtbaren Boden, wo die Verwüstung sonst zu herrschen scheint, emporhebt.

Die bestimmte Zeit für die endliche Abreise der Schaar wird endlich vom Führer festgesetzt. Wenn aber keine Person von hervorragender Bedeutung unter ihnen ist, so müssen sie abwarten, bis ein solcher erscheint. So wird dieser in den herrlichen, classischen Klageliedern für „Vera" als ein auserwählter Hauptmann, ein Führer der Todten, dargestellt, wie sein Onkel Nagara die Mitwelt vor ungefähr 125 Jahren beherrschte.

Der Anführer dieser trostlosen Menge beschliesst die Abreise. Es werden Gesandte abgeschickt, um jene verirrten Geister aufzusuchen, die noch ihre alten Wohnungen umschweifen. Unter vielen Thränen und sehnsüchtigen Blicken auf die lieben Stätten versammeln sie sich an der „Rothen Höhle", oder auf dem grasigen Abhang darüber, um den Sonnenaufgang zu erwarten. Dann folgen sie seinem Zuge so nahe als möglich: er steigt zum Himmel empor, sie aber, zuerst auf dem Ocean unten, dann nachher über Fels und Gesteine (wobei sie stets die innere Fläche der Insel zu vermeiden suchen),[1] bis sie am späten Nachmittage des festgesetzten Tages Alle in Vaireorongo versammelt sind, wo sie der untergehenden Sonne nachschauen.

„Vairorongo" bedeutet „Rongos heiliger Fluss". Dies ist ein kleiner Bach, der aus den Felsen des Sees Rongo hervorquillt, in welchem in alten Zeiten nur die Priester und Könige badeten.

Zuletzt empfindet die versammelte Schaar, deren Augen auf die untergehende Sonne gerichtet sind, dass der Augenblick gekommen ist, wo sie für immer Abschied nehmen müssen von den theuren Stätten der Erde — trotz der Thränen und Bitten der Hinterbliebenen, von denen man oft erzählt, dass sie hinter ihren lieben Angehörigen über Felsen und gefahrvolle Abgründe dahin-

[1] Die Felsen, welche die Insel umgeben und der See zunächst liegen, bildeten die Heimstätte der im Kampf „Besiegten", die allzuoft gehetzt und endlich gefallen sind; gleichzeitig auch das vorübergehende Heim der „verbannten Seelen".

jagen rund um die halbe Insel. Die Sonne versinkt im Ocean; eine goldene Spur bleibt hinter ihr zurück; die volle Schaar der Geister grüsst zum letzten Male und, ihrem irdischen Führer folgend, entflieht sie über den Ocean hin in die Strasse des Sonnengottes Ra; aber nicht, um gleich ihm, am andern Morgen wieder zu erscheinen.

Die Geisterschaar betritt Avaiki durch dasselbe Thor, durch das der Sonnengott hinabsteigt, um eine zeitlang jene dunkeln unterirdischen Regionen zu erleuchten. Diese Anschauung wird in dem wundervollen Märchen von Veêtini mitgetheilt.

Wenn nun die Menge der Geister ihre Abreise angetreten hat, so bleibt zuweilen ein einsamer Nachzügler zurück, — er ist an dem Rendezvous-Platz angekommen zur Zeit, um noch eben den langen, jährlichen Zug mit der glühenden Sonne dahinschwinden zu sehen. Dieser unglückliche Geist muss warten, bis eine neue Schaar sich gebildet hat im folgenden Winter, sein einziges Vergnügen besteht darin, „zu tanzen den Tanz der Tiitii, oder den Tanz der vor Hunger Sterbenden!" oder „Kieselsteine in die Luft zu schleudern" während der schwierigen Monate, die dazwischen treten.

Der Ort der Abreise ins Geisterland wird „Reinga Vaerua" genannt. Deren giebt es auf Mangaia drei, die sämmtlich der untergehenden Sonne gegenüberliegen.

Die Umgrenzung der Missionsgebäude in Oneroa wird auf der einen Seite durch einen schroffen Felsen markirt, der wie ein Riese dem Westen gegenüber hinausragt. Man glaubt nun, dass die Seelen jener Verstorbenen in dem grossartigen Verwahrungsort der Todten, „Auraka", zur geeigneten Jahreszeit jene düstern, unheimlichen unterirdischen Gänge veranlassen und sich in zwei Haufen vertheilen: Die Mehrzahl geht von „Araia" ab, und lässt sich unter dem unheilbringenden Baume „Bua" nieder; Andere — von „Kauava" herkommend — ziehen im Trauergefolge dem vor-

hin geschilderten Felsen zu, springen dort einzeln auf einen viel kleineren Felsblock, wobei sie sich an der inneren Seite des Riffes halten, dann wieder auf die äusserste Kante des Riffes, an welchem die Meeresbrandung unablässig heranrollt. Von diesem Punkte aus unternehmen sie ihre schliessliche Abreise in die Schatten des Sonnenpfades.

In Atua-koro, auf der Nordwestküste der Insel, befinden sich zwei grosse Felsen, die von der Natur sehr gleichmässig hingestellt erscheinen. Diese besondere Lage wurde als eine Bequemlichkeit angesehen, die den Geistern jenes Theils der Insel zu Gute kommt. Ebenso wie die ersterwähnten, sind diese Steine unter dem Namen „Reinga vaerua“ i. e. „Springplatz der Geister“ bekannt.[1])

Dies sind nur unbedeutende Modifikationen einer hochpoetischen Schilderung von entkörperten Geistern — nicht der Erschlagenen — die angetrieben werden, dem Zuge der ins Geisterland hinabsteigenden Sonne Folge zu leisten.

Auf Rarotonga fand die grosse „Reinga“ oder die „Rereanga Vaerua“ in Tuoro statt; im Westen der Insel in Mangaia. Und ebenso geht es auf den andern Inseln dieser Gruppe zu. Auf Samao, der östlichsten Insel aus dieser Gruppe, müsste der Geist, wenn er dem todten Körper entflieht, die volle Reihe der Inseln überschreiten, wobei manche Wasserstrasse an bestimmten Punkten passirt werden muss, um in die unterirdische Geisterwelt am westlichsten Theile von Savai hinabzusteigen.

Nun aber ist die mustergültige und geheime Lehre der Priester die, dass die Seelen der im Sterben Liegenden den Körper

[1]) [s. Inselgruppen in Oceanien (S. 42). Die Springsteine finden sich stets nach Westen, zum Eintritt der Sonne, bei Abydos auch im Amenthes, (für Ra oder Thmu). Red.]

eher verlassen, als bis der Athem völlig erloschen ist, dann in die Gegend des Kliffes nach Araia (wo sie zurückgewiesen werden) wandern, in die Nähe von Rongo, dem Westen gegenüber. Trifft nun ein freundschaftlich gesinnter Geist den einsamen Wanderer auf seiner öden, aber unvermeidlichen Reise an, weitab von dem Orte, wo der vermeintlich todte Körper liegt und ruft ihm zu: „Gehe heim und lebe!" so kehrt der jetzt aufs Neue entzückte Geist mit einem Male in sein altes Heim zurück und — bezieht wieder den einst verlassenen Körper. So ist die Anschauung der Eingeborenen über „Ohnmacht".

Wenn aber k e i n freundlich gesinnter Geist dem trauervollen Wanderer begegnet, so muss die Seele wandern, bis sie den äussersten Punkt der Klippe erreicht hat. Dann erscheint augenblicklich eine mächtige Woge (die See ist wohl 100 Yards davon ab) am Fusse des Felsens, und im selben Augenblick auch der Riesenbaum „Bua" (beslaria laurifolia), erfüllt von wohlriechenden Blüthen: er entsteigt Avaiki, um mit seinen weitreichenden Zweigen unglückliche Menschenseelen aufzunehmen. In diesem Augenblick mag wohl, wenn der Fuss des Wanderers kaum die Zweige des Baumes berührt, ein Gruss auf Leben und Gesundheit zurück ertönen. Andererseits aber kann der Geist einen besonderen Zweig erklimmen, der in geheimnissvoller Weise ihm aufbewahrt ist für sein (Stammesgeschlecht)[1]), und ihm dann bequem nahe gerückt wird. Die Anbeter (Gläubigen) von Motoro haben einen Zweig für sich, und die von Tane haben einen anderen: der in Rede stehende Baum hat eben gerade so viele Zweige, als es Götter in Mangaia giebt. Die ganze Sippschaft der untergeordneten Tanes kommt auf einem einzigen grossen Zweige zusammen etc. etc.

Sobald die Menschenseele sich ruhig niedergelassen hat auf diesem Riesenbaum, taucht der „Bua" hinunter mit seiner leben-

[1]) [Beim Wiederaufleben der Kranken (unter Thai), s. Völker des östl. Asien, III, S. 280. Red.]

digen Bürde in die Unterwelt. Inzwischen schaut der armselige Geist hinunter zu den Wurzeln des Baumes, und zu seinem Schrecken erblickt er ein grosses Netz, das dort unten ausgespannt ist, um ihn aufzufangen[1]). Dieses Netz, aus starken Maschen hergestellt, aus denen es kein Entwischen giebt, wird von Akaanga und seine Gehülfen gehalten. Schliesslich stürzt der verdammte Geist in das Netz und wird plötzlich in einen See voll kalten Wassers hinuntergetaucht. Dieser See liegt am Fusse des Riesenbaumes „Bua" und trägt den Namen „Vai-roto-arika" = königlicher Kalt-Wasser-See. In diesem trügerischen Gewässer erschöpfen sich die gefangenen Geister, indem sie gleich Fischen vergebens sich hin und her winden in der Hoffnung entfliehen zu können. Das grosse Netz wird nun wie durch Zufall in die Höhe gezogen, und die halb ertrunkenen Geister treten zitternd vor die schreckliche Miru, allgemein „die Röthliche" (Miru Kura) genannt, weil ihr Gesicht die Hitze des stets glühenden Ofens zurückstrahlt. Diese Hexe setzt ihren unfreiwilligen Gästen rothe Erdwürmer, schwarze Käfer, Krabben und kleine schwarze Vögel vor.

Das grossartige Geheimniss der Macht von Miru über ihre bestimmten Opfer besteht in der „Kava"-Wurzel (piper mythisticum). Es besteht aus einer ungeheuren Wurzel, die von ihr „Tevoo" genannt wird und ihr ausschliessliches Eigenthum ausmacht. Die drei Arten „Kava", die in der Oberwelt bekannt sind, waren ursprünglich Zweige dieser in Avaika immer wachsenden ungeheuren Wurzel. Die vier lieblichen Töchter Miru's sind angewiesen, ganze Schalen voll von diesem kräftigen Kava für ihre unfreiwilligen Gäste anzufertigen. Völlig verdummt durch den

---

[1]) Daher rührt das Sprichwort in Bezug auf terbende: „Ka ei i roto i te kupenga tini mata varu" = „der wird im Netze unzählbarer Maschen gefangen", i. e. im Netze von Akaanga. Es ist merkwürdig, dass ein solches Sprichwort das Faktum, worauf es gegründet ist, überdauert.

Trunk, werden die Opfer, welche keinen Widerstand leisten, nach dem Ofen getragen und dort gebraten. Miru mit ihrem Sohne und ihren liebenswürdigen Töchtern erhalten sich durch die Verspeisung solch menschlicher Seelen-Geister. Der Abfall wird ihren Mägden, Akaanga und anderen vorgeworfen. Dies ist das unvermeidliche Geschick aller derjenigen, die eines natürlichen Todes sterben, i. e. aller Weiber, Jünglinge und Kinder. Sie werden „vernichtet“.[1])

So aber nicht bei den Kriegern, die auf dem Schlachtfeld erschlagen werden. Die Geister dieser glücklichen Männer durchwandern eine zeitlang die Felsen und Bäume der Nachbarschaft, wo ihre Körper niedergelegt sind, indem die schrecklichen Wunden, mit welchen sie vom Geschick ereilt worden, noch sichtlich erkennbar sind. Eine selten gesehene Art von Heimchen, deren Stimme des Nachts klagend zirpend zu hören ist als: „kere-kereretao-tao“ soll die Stimme dieser Krieger-Geister sein, die sorgenvoll ihre Freunde ruft. Daher kommt das Sprichwort: „Das Geister-Heimchen ruft“ = Kua tangi te vava. Zuletzt pflegt der auf dem Schlachtfelde zuerst Erschlagene seine Brüder als Geister zu versammeln an einem Orte, der nur wenig von Araia entfernt liegt (dem Abreise-Punkte für Alle, welche infolge von Krankheit sterben), auf der Ecke der Klippe und der untergehenden Sonne gegenüberliegend. Die Aufsicht hierüber hat Rongo, der König der Schlachten. In der That stellt eine Sage diesen Rongo dar als aus der Unterwelt kommend zu gewissen Zeiten, um selber die Geister der im Kampfe Erschlagenen, wenn sie auf ihrer letzten Reise versammelt sind, festlich zu bewirthen. Mit Bissen von reifen Bananafeigen besänftigt sie Rongo und verschlingt sie dann hinterlistiger Weise! Aber diese Geister haben den Trost, dem Feuer der Miru entgangen zu sein: ausserdem werden sie noch lebend

[1]) Einige „weise Männer“ behaupten, dass diese Geister wieder aufleben, nachdem sie die Eingeweide von Miru und ihrem Gefolge passirt haben.

aus den Eingeweiden des schrecklichen Kriegs-Gottes erlöst. Zuletzt kommen sie an den höchsten Himmel, wo sie ihre kriegerischen Brüder treffen.[1])

Aber eine lieblichere Version stellt die Geister dar, indem sie sich eine zeitlang auf der Klippe aufhalten. Es erhebt sich plötzlich zu ihren Füssen ein Berg. Der Weg, auf welchem sie diesen Berg besteigen, ist aus den Speeren und Keulen hergerichtet, mit denen sie erschlagen worden. Sind sie auf der Spitze angelangt, so hüpfen sie hinein in den weiten, blauen Raum, und auf diese Weise entstehen die sonderbaren Wolken des Winters, der trockenen Jahreszeit. Diese Wolken werden von denjenigen der gewöhnlichen Regenzeit wohl unterschieden.

Die Geister der Krieger aus früheren Zeiten sowohl, wie die der kürzlich Erschlagenen bilden zusammen die dunkeln Wolken des Morgens, die zeitweilig die glänzenden Sonnenstrahlen das Jahr über verdecken. Während der Regenzeit können sie nicht in das Krieger-Paradies emporsteigen. Im Juni, dem ersten Wintermonat, ist die Luft von diesen Geistern überfüllt, denen die Todtenstarre noch anklebt. Ihre grosse Zahl verbirgt die Sonne tagelang, wodurch der trübe, matte Horizont (Himmel) erzeugt wird: Tod und B e d r ü c k u n g der Geister ist dieser Jahreszeit eigenthümlich. Dies währt bis Anfang August, wenn der Korallenbaum seine blutrothen Blüthen erschliesst und der Himmel buntscheckig wird, und lichtes, flockiges Gewölk über den Himmel zieht. Für die Geister der tapferen Todten wird der Himmel (die Luft) zu ihrer Flucht vorbereitet. Bald wird der Himmel wolkenlos, das Wetter schön und warm. Das rührt daher, weil sie davongezogen sind. Die Lebenden nehmen nun ihre gewöhnlichen Beschäftigungen in Ruhe wieder auf.

Die Geister derjenigen, welche eines natürlichen Todes gestorben, sind ausnahmsweise schwach und kränklich, da ihre

---

[1]) [Bolotu (als Walhalla Tonga's), s. Inselgruppe in Oceanien (S. 30). Red.]

Körper der Auflösung entgegengingen; dahingegen sind die Geister der im Kampf Gefallenen stark und kräftig, weil ihr Körper nicht von Krankheit zerrüttet worden ist.

Von diesen Geistern sagt man, dass sie „in den weiten Raum hineingesprungen sind“ (kua-rere ki te neneva). Dieser liebliche Aufenthaltsort der Tapferen wird zuweilen Tiairi genannt, von dem Namen desjenigen Ortes, wo Matoetoeā, der erste Mann, welcher auf Mangaia (erschlagen worden) gefallen sein soll, also nach der Auffassung, dass dies das Land ist, welches Matoetoeā zuerst bewohnte, nämlich der weite Himmelsraum. Zu anderen Zeiten wurde es Poêpoê benannt, oder „Flecken-Land“, weil in der Entfernung des oberen Himmels diese Krieger-Geister wie ausgemachte (wirkliche) Flecken erschienen.

Die Geister der Gefallenen sind unsterblich. Sie sind mit Guirlanden von aller Art wohlriechenden Blumen umhüllt, wie solche bei weltlichen Tänzen Verwendung finden. Die weisse Gardenia, die gelbe Bua-Blüthe, die goldene Frucht des Pandanus und die dunkele Crimson, die glockenförmige Blüthe des einheimischen Lorbeerbaumes sind zu diesem Behufe allerliebst von Myrthen durchflochten.

Die Beschäftigung dieser glücklichen Geister besteht darin, zu lachen und immer und immer wieder ihre alten Kriegstänze zu vollführen, in Erinnerung an die Tänze, die sie im Leben machten. Auf jede mögliche Art amüsiren sie sich. Aber sie sehen mit unaussprechlichem Widerwillen auf diejenigen Elenden in Avaiki hinab, die verdammt sind, die unwürdige Kränkung zu erdulden, dass sie mit dem Koth beschüttet werden, welcher von ihren glücklicheren Freunden dort oben herabfällt. Ein bekanntes und spasshaftes Sprichwort berichtet über das vergebliche Klappen der Flügel dieser unglücklichen Geister in Avaiki, die mit Unrath beworfen, bemüht sind, obgleich ohne Erfolg, sich aus dem Netze Akaanga's zu befreien.

Die natürliche Folge von diesem Glauben war, eine grosse Verachtung vor einem (erzwungenen) gewaltsamen Tode zu erzeugen. Es werden viele Geschichten erzählt, dass alte Krieger, die kaum noch den Speer halten konnten, darauf bestanden, auf das Schlachtfeld geführt zu werden, in der Hoffnung, das Paradies eines Kriegers zu gewinnen.

Es liegt mir ein Gedicht vor, welches die Geister gewisser Krieger schildert, die dem Stamme Tane angehören und in Maungaroa und in Maputu umherwandern, den berühmtesten marae, die jener Familie zugehören, um daselbst den Augenblick abzuwarten, der zur Abreise nach dem „Flecken-Lande" für sie, wie für die Uebrigen festgesetzt ist.

Mit Anspielung auf die Sage vom Bua-Baume kann wohl Jemand, der recht krank gewesen und nun wiederhergestellt ist, in scherzhafter Weise sagen: „Ich habe den Fuss auf einen Zweig des Bua-Baumes gesetzt gehabt, und bin nun (von Gott) zum Leben zurückgeschickt worden!"

Von denjenigen, welche eines natürlichen Todes sterben, sagt man, sie gehen ein zur Nacht oder zur Dunkelheit (aere ki te po), was bedeuten soll, dass sie verdammt sind, von Miru gebraten und verspeist zu werden, d. h. für immer „vernichtet" sind. Ein glücklicheres Loos ist das der Kriegsgeister, „die zum Tage oder zum Lichte (aere ki te ao) eingehen". Hierauf bezüglich haben die christlichen Missionäre es nicht unterlassen, von diesen Ausdrücken, die unserem Zwecke so dienlich sind, Gebrauch zu machen. Der mustergültige Ausdruck für „Himmel" ist „Tag oder Licht Gottes"; der Gegensatz ist einfach: „Nacht oder Dunkelheit".

Auf dem nördlichen Theile der Insel befindet sich ein tiefer Einschnitt in dem Fels. Der Andrang der Gewässer von der Klippe her bewirkt bei dem Zusammentreffen mit dem Ocean einen kleinen Strudel. Bezüglich dieser einfachen Thatsache wird erzählt, dass meist ein Stückchen Sandstein, das zauberisch geweiht war, dort

hineingeworfen ist: und daher soll nun die beständige Unruhe der Gewässer kommen.

Zur Zeit von Ngauta träumten einige Fischersleute — Karaunu und noch andere —, dass sie dahingerafft würden an diesem bösen Orte.

Ein lauernder Hinterhalt von Feinden behorchte die Erzählung dieses Traumes und machte es zur Wahrheit, indem sie sie Alle erschlugen und ihre todten Körper in den sprudelnden Wirbel warfen. Dieser abschreckende Ort wird als einer von den Zugängen zum Schattenreich angesehen, hauptsächlich für die Gläubigen in Motoro. Der ausersehene Wanderer erblickt „in seinem Schlafe" ein Haus, das auf langen Pfählen erbaut ist, die über dem ruhelosen Gewässer hervorragen, daran eine Leiter, um das Haus zu besteigen. Die Seiten dieses Hauses bestehen aus dichtgeflochtenem, gelbem Schilf, das mit schwarzem cinet geziert ist. Ausserhalb dieser behaglichen Wohnung sind neue Calabassen aufgehängt etc. etc., um den Vorübergehenden zu verlocken oder zu ködern. Würde der wandernde Geist zögern, um diese trügerische Hütte zu bewundern, so würde er wohl aller Wahrscheinichkeit nach sich getrieben fühlen, auf der Leiter emporzusteigen, um von einigen der schönen Sachen, die dort hängen, Besitz zu ergreifen. Im selben Augenblick, wo seine Hand sich ausstreckt nach dem vorzüglich geflochtenem Webewerk cinet, an welchem die Calabassen hängen, wird zu seinem Entsetzen: Haus, Leiter, der Gast und die Calabassen — Alles dahingeschwemmt in die Tiefe des Oceans, und dieser verdammte Geist findet sich wieder in der unheimlichen Geisterwelt und in der Gewalt von „Miru". —

Solcher Häuser soll es drei geben: „die Häuser von Motoro", oder die unsichtbaren Fallstricke für die Geister, welche als unbedachtsame gefangen werden. Dies ist nur eine Variation der Lehre vom B u a - Baume, um die Lage derjenigen zu bezeichnen, welche

das Missgeschick haben, von den drei kleinen Strudeln, die hier sind, hinabgezogen zu werden.

Seit der Einführung des Christenthums ist der Glaube aufgetaucht, dass „Avaiki“[1]), von wo die ersten Bewohner der Insel kamen, „Savai'i“ ist, nämlich die grösste Insel der Samoa-Gruppe. Im Hervey-Dialekt fällt das „S“ aus, und die Lücke zwischen den beiden „I“ wird von einem „K“ ausgefüllt. Auf den Penrhyns sprechen die Eingeborenen vom „nach Savaiki gehen“, wie vom Sterben. Auf den Tahiti-Inseln nimmt das „H“ die Stelle von „S“ ein, und das Wort wird dann zu „Hawai'i“, denn es giebt kein „K“ im Tahiti-Dialekt. Auf diese Art sind Avaiki, Hawai'i und Savai'i nur wenig von einander abweichende Formen ein und desselben Wortes. „Savai'i“ liegt westlich, oder wie diese Insulaner sagen: „unterwärts“, und so würde es völlig richtig sein, wenn man sagen wollte, dass ihre Vorfahren von Savai'i „heraufgekommen“ sind.

Diese Ansicht über den Ursprung aller dieser östlich wohnenden Insulaner wird noch bekräftigt durch die beständige Wiederkehr von Namen aller Hervay und der Tahiti-Gruppe nahe belegenen Inseln, wir finden: Manuk'a, d. i. Manw'a, „Tatuila“, „Ukupolu“ für „Upolu“ unter der Samoa-Gruppe. „Das ferne Land Vavau“ findet in Liedern Erwähnung; ebenso Rewa. Tonga kommt häufig vor. Ein zweifaches Canoe von „Tonganischen durch die Lüfte Segelnden“, das im Süden von Mangaia landete, gründete den kriegerischen Tonga-Stamm, der jetzt fast erloschen ist. Es ist wohlbekannt, dass jene kühne Rasse einst Besitz von Savai'i ergriffen und Niuā erobert hat.

Ortschaften auf Mangaia werden Niuā, Rotuma und Papua benannt. Diese sind alte Benennungen, die, wie es scheint, auf die ursprünglichen Ansiedler hindeuten. Der Leser wolle sich

---

[1]) [s. Wanderungen der Polynesier (Vrhdlg. d. Gs. f. Erdk., 1881), Red.]

ferner Namen erinnern wie „Savage Island“ = Insel der Wilden, Rotumah, und die grossartige Insel Neu-Guinea.

Man hat die Behauptung aufgestellt, dass die Gegend von Avaiki (Hawai'i) die eigentliche Heimath dieser Insulaner ist. Ein sorgfältiges Studium ihrer Mythologie macht es zur unumstösslichen Gewissheit, dass Savai'i, das ursprüngliche Avaiki, der wahre Mittelpunkt ist, von wo aus diese Rasse vor fünf oder sechs Jahrhunderten auszog, sei es freiwillig oder gezwungen. Wie aber ihre Vorfahren nach Samoa gelangt sind, soll noch aufgeklärt werden; aber der gewöhnliche Passat, nördlich vom Aequator, ermöglicht es, dass sie — selbst wenn sie nicht von Insel zu Insel schifften — doch von der Malayischen Halbinsel abfahrend stetig von den wilden Negrito-Stämmen verfolgt wurden.

Der des älteren unter den drei Brüdern aus Avaiki wurde „Papa-rangi“ genannt — buchstäblich: die „sky-beater“ (= Weltenstürmer) das ist der eigentliche Ausdruck, mit welchem alle Fremde bezeichnet werden bis auf den heutigen Tag, die Samoa besuchen. Augenscheinlich ist es eine Rückerinnerung an die ersten Ansiedler, „die den Himmel durchbrechen“, um nach Mangaia zu gelangen.

Der Sohn Mokiro's wurde „Vaerua-rangi“ oder: „Geist des Himmelsgewölbes“ genannt.

„Te-akataaira“, der Name des dritten Bruders aus Avaiki, bedeutet „Angelangt“. Auf diese Weise bedeuten die eigentlichen Namen der drei königlichen Brüder aus Avaiki: Wanderer vom Westen (oder Sonnen-Untergang). Damit stimmt auch die Tendenz der Priester des herrschenden Stammes in entlegenen Zeiten überein, wonach Avaiki die Höhlung einer grossen Kokos-Nussschale ist oberhalb der Oeffnung, auf der Mangaia liegt. In späteren Zeiten verbreitete sich die Sage, alle diese weitläufigen Inseln wären in der Unterwelt belegen. Ihre Vorväter seien von „Avaiki“ gekommen; und die Seelen derer, die eines natürlichen Todes

sterben, wandern wieder heim nach „Avaiki", d. h. „in die Heimstätten ihrer Vorfahren".

Dass „Avaiki" und „Po" verwechselt werden, ist erklärlich aus dem Namen eines unheimlichen Spaltes in den Felsen von Ivirua, der als „Avaiki-te-po", d. h. „Avaiki, oder Nacht", bekannt ist.

Der Himmel der Samoaner heisst „Pulolu" oder „Purotu" und soll unterhalb des Meeres liegen. Auf den östlichen Inseln bedeutet dasselbe Wort „vollkommene Schönheit".

Auf Samoa sagt man eigentlich nur von „Schweinen", dass sie sterben; „Menschen" dahingegen sollen nur gemäss einem Euphemismus „beendigen". Von den Seelen der Verstorbenen sagt man, „sie begeben sich auf eine Reise". Von grossen Männern wird gesagt, „dass sie in eine Versammlung von Häuptlingen gegangen seien", d. h. in die unsichtbare Welt. In Bezug auf die Todten dieser Art „sollen die Himmel immer offen sein", „die Wolken sind entstoben", d. h. die Geister können in diese Höhen eintreten.

Auf Rarotonga war der grossartige Versammlungsplatz der Geister in Tuoro, gegenüber dem Sonnenuntergang. Diejenigen aus Avarua zogen die gewöhnliche Strasse diesem felsigen Orte zu, wo die Abfahrt der unsichtbaren Welt statt hatte. Noch vor ganz kurzer Zeit stand an dem sandigen Ufer von Nikao, angesichts vom unvermeidlichen Tuoro, ein bestimmter Baum, bekannt unter dem Namen „der Trauer-Lorbeer" (te puka aueanga), wo die entkörperten Geister eine Zeitlang Halt machten, um dann ihrem schweren Geschick entgegen zu gehen. Wenn der Geist kein Mitleid fand und nicht heimgesandt wurde zum Leben, so zog der erschöpfte und untröstliche Wanderer zum Versammlungsort und erklomm den Zweig eines alten „Bua" der noch in vollem Schmucke dastand. Unterhalb demselben ist ein zirkelrundes Loch

in dem Felsen, wo Muru sein Netz ausspannt. Wenn der Zweig durch das Gewicht der Geister vom Bua-Baume abbrechen sollte, so werden die Opfer augenblicklich von dem Netze aufgefangen. Gelegentlich jedoch zerreisst ein lebhafter Geist die Maschen und entwischt auf kurze Zeit, indem er einem widerstandslosen, inneren Antriebe folgt, durch die äusserste Ecke des Felsens zu entfliehen, in der Hoffnung den Ocean zu überschreiten. Aber in gerader Linie befindet sich am Ufer eine zweite runde Höhle, wo das Netz Akaanga's verborgen ist. In diesem werden die in der That wenige aus den Händen Muru's Entwichenen ohne Fehl aufgegriffen. Ein Fliehen ist unmöglich. Die erfreuten Dämonen (Taae) nehmen die gefangenen Geister aus ihren Netzen, zerschmettern ihren Schädel an den harten Korallen, und tragen ihr Opfer im Triumph davon in das Schattenreich, um es dort zu verzehren.

Die Geister von Ngatangiia sollen die schöne Bergesreihe besteigen, die sich quer durch die Insel hinzieht von Osten nach Westen und bei Tuoro in die See hinabtaucht. Unaussprechlich schwierig und böse wurde diese Reise für die Sterblichen über eine unzugängliche Strasse. Denn dieser Theil des Versammlungsplatzes der Geister war mit einem mächtigen Eisenholz-Baume ausgerüstet, von dem einige Zweige grün, andere abgestorben waren. Alle Geister, die sich auf den grünen Zweigen niederlassen, gelangen zum Leben zurück; während diejenigen, welche sich auf die abgestorbenen Zweige hinschleichen, mit einem Male in dem Netze entweder von Muru oder Akaanga gefangen werden. Die Geister der Krieger sollen glücklicher sein, und sollen nach „Aere kia Tiki“ gelangen, das bedeutet, sie gelangen zum Tiki, der auf der Erde in dieser Weise (als Krieger) starb. Auf Mangaia ist Tiki ein Weib, die Schwester von Veêtini, die erste welche eines natürlichen Todes starb.

Tiki sitzt auf der Schwelle des langen mit Schilf bedeckten Hauses in Avaiki (d. h. im Schattenreich). Rund herum sind Ge-

sträuche und Blumen von unvergänglichem Wohlgeruch und nie erlöschender Schönheit gepflanzt. Der Wächter dieses Rarotongischen Paradieses wartet immer geduldig neue Ankömmlinge aus der Oberwelt ab. Es bestand ein Gebrauch auf Rarotonga, den Todten den Kopf und die Nieren eines Schweines, ein Stückchen Coca-Nuss und eine Wurzel vom Karar (piper mythisticum) mitzugeben, um den Geist, der sich auf die Reise begiebt in den Stand zu setzen (dem) Tiki eine annehmbare Gabe darzubieten, welcher auf diese Weise versöhnlich gestimmt wird und dem Geber einen Ort innerhalb seiner Behausung anweist. Hier, ganz in ihrer Behaglichkeit niedergelassen, essen, trinken, tanzen oder schlafen die Tapferen aus früheren Zeiten, stets bereit den neuen Ankömmling freundlich zu begrüssen, und immer wieder von neuem bereit, die Geschichten von ihren mörderischen Thaten zu ihrer Lebzeit zu erzählen. Der unglückliche Geist, welcher für Tiki kein Geschenk mitbrachte, muss für immer draussen stehen in Regen und Dunkelheit, zitternd vor Frost und Hunger.

Auf Tikitaveka, nahe der See, befindet sich ein Haufen blutrother Felsblöcke. Man glaubt, dass dort, oben im Himmel, ein Ofen ist, um die menschlichen Geister zu braten; das Blut dieser Opfer färbt die Felsen dunkelroth, indem es an demselben herniedertropft.

Auf Aitutaki ist es gebräuchlich, auf die Herzgrube des Leichnams ein Kokosnusskern und ein Stückchen Zuckerrohr zu legen. Auf Mangaia thut die äusserste Spitze einer Kokosnuss dieselben Dienste, um als Zauberstab und sicheres Geleit für den Eintritt in die Unterwelt zu dienen.

Die heiligen Männer auf Pukapuka, oder Gefahrs-Insel, gebrauchten 1862 zwei „Ere vaerua", d. h. „Schlingen, um die Seelen zu fangen", aus starken Fasern geflochten, die eine Schlinge 28 Fuss lang, die andere ungefähr halb so lang. Die Schleifen, welche an jedem Ende angebracht sind, haben eine verschiedene

Grösse, angemessen den Grössenverhältnissen der Geister: denn einige sind dünn, andere dick. Wenn nun Jemand recht krank wird, oder die heiligen Männer gekränkt hat, dann hängen die Priester einige von den „Geister-Schlingen" in die höchsten Zweige der Bäume nahe der Behausung und erwarten nun das Entschlüpfen des Geistes. Wenn die Seele des Kranken nicht in die Schlinge fährt in Form eines Insekts oder kleinen Vogels, so erholt sich der Kranke wieder; aber wenn, wie die weisen Männer versichern, der unglückselige Geist sich in den Schlingen verstrickt, so ist keine Hoffnung mehr vorhanden. Der Dämon „Vaerua" oder „Geist", der im Geisterland herrscht, trägt jetzt eiligst den unglücklichen Geist davon in die Unterwelt, um ihn zu verschmausen.

Diejenigen Geister, welche dem Zorne des Vaeru entrinnen, folgen dem Zuge der untergehenden Sonne und finden sich in einem geräumigen Hause zusammen, das Reva zugehört. Drinnen liegt eine Anzahl von Matten, auf jeder derselben hält eine Gottheit die Wache über die Seelen, welche ihm angehören. Diese entkörperten Geister vergnügen sich damit, die Trommel zu schlagen, zu tanzen und den Inhalt der dargebotenen Gaben aus der Oberwelt zu verzehren. Ein wilder See-Gott bewacht unaufhörlich rundum das Haus, im Fall, dass einer der Landgötter da drinnen Mitleid empfinden sollte mit einem dieser verlorenen Geister, und ihm gestatten, in seine alte irdische Heimath zu entwischen.

Auf Uea, eine der Loyalitäts-Inseln, war es gebräuchlich in früherer Zeit, dass, wenn Jemand recht krank wurde, man nach einem Manne schickte, dessen Beschäftigung es war, „die Seelen wieder zurückzuführen in die aufgegebenen, verlassenen Körper". Dieser Seelen-Doktor versammelt nun seine Freunde und Gehülfen, bis zur Zahl von zwanzig Männern und ebenso viele Weiber, um

nach demjenigen Orte abzufahren, wo die Familie des Erkrankten ihre Todten zu begraben pflegen. Sobald sie hier angekommen sind, fangen der Seelen-Arzt und seine männlichen Begleiter an, die „näselnden" Flöten zu blasen, mit welchen sie sich versehen haben, um den Geist in seine alte Behausung zurück zu locken. Die Weiber helfen ihnen mit einem leisen Gepfeife, was als unwiderstehlich für die verbannten Geister gilt. Nach einiger Zeit zieht die ganze Gesellschaft der Wohnung des Kranken zu, wobei die Pfeifen der Männer ertönen und die Weiber leise wispeln, indem sie insgesammt „den fahrlässigen Geist heimführen!" Um eine mögliche Flucht zu verhindern, treiben sie den Geist mit erhobenen flachen Händen vor sich her mit milder Gewalt und Schmeichelreden. Wenn sie sich dem Dorfe nahen, tanzen sie und jubeln: „Wir haben den Geist von dem und dem heimgeführt!' Dann folgt ein lautes Gelächter und Ausrufe des Entzückens über die Geschicklichkeit ihres Führers, des Seelen-Doktors.

Beim Betreten der Wohnung des Kranken wird dem vagabondirenden Geiste befohlen, sofort den Körper des kranken Menschen wieder einzunehmen, der übrigens, wie man sich wohl denken kann, von der ganzen Procedur nicht wenig bewegt wird. Dann wird ein tüchtiger Schmaus von den Anverwandten des Kranken gegeben. Hin und wieder stirbt nun so ein armer Bursche: Der Seelen-Doktor führt für diesen Umstand als Ursache an, dass der Geist sich geweigert hat seine alte Wohnstätte wieder einzunehmen, weil der Schmaus zu kärglich ausgefallen sei.

Die aitutakianische Hölle.

Die Priester behaupten, dass beim Tode die menschlichen Seelen in das Reich der Göttin Miru hinabsteigen, deren Körper schrecklich missstaltet und deren Gesicht furchtbar anzuschauen ist.

---

[1]) [Wie der Puteah der Naga, s. Völkerstämme am Brahmaputra, S. 23. Red.]

Vor alten Zeiten verspeiste sie die Geister der Entschlafenen, aber zuletzt wurde sie schachmatt gesetzt von einem tapferen Manne, namens Tekauae,[1]) oder (the-chin) = das Kinn. Als er dem Tode nahe war, wies er seine Freunde an, sobald der Athem aus seinem Leibe entflohen sei, eine Kokos-Nuss zu nehmen, diese vorsichtig aufzuknacken und den runden Kern aus der Schale zu heben. Dieser Kern wurde dann in ein Stück Tuch gehüllt und auf die Herzgrube des Todten gelegt und dabei vollständig unter dem Todtenkleid verborgen.

Zur bestimmten Zeit stieg Tekauae hinab in die Geisterwelt und wurde auf das gröbste erschreckt durch den schrecklichen Anblick der Beherrscherin dieser Regionen. Die Miru hat nur eine Brust — die ist in irgend einer Weise abgeschnitten worden. Nur ein Bein ist vollständig vorhanden — das andere ist am Knie abgenommen worden. Nur einen Arm hat sie — der andere ist am Ellbogen abgeschnitten.

Diese missgestaltete Hexe befahl Tekauae, näher zu treten. Der menschliche Geist gehorchte zitternd und setzte sich vor Miru nieder. Ihrem unabänderlichen Gebrauche nach setzte sie ihrem vermeintlichen Opfer eine Schüssel mit Speisen vor und lud ihn ein, Alles zu verzehren. Miru wartete mit grosser Aengstlichkeit ab, dass er die Speisen verzehre.

Als Tekauae die Schüssel erhob, sah er zu seinem Schrecken, dass sie mit „lebendigen Tausendfüsslern" angefüllt war. Der scharfsinnige Sterbliche erinnerte sich nun des Kernes der Kokosnuss auf seiner Herzgrube, der vor den Augen Miru's durch das Todtenhemd verborgen war. Mit der einen Hand führte er die Schüssel an seine Lippen, als wenn er ihren Inhalt verzehren wollte; mit der andern erfasste er heimlich den Kokosnuss-Kern und ass diesen, wobei die Schüssel diese Nuss vor den Blicken

[1]) Auf Mangaisch „te kauvae" = Kinn.

der Miru verbarg. Es war der Göttin klar, dass Tekauae irgend etwas genoss: was konnte es wohl anders sein, als den Inhalt der schrecklichen Schüssel? Tekauae sann nun in listiger Weise darüber nach, während er die nahrhafte Kokosnuss zu sich nahm, wie er es ermöglichte, die lebendigen Tausendfüssler bei Einen oder Zweien auf die Erde könne fallen lassen. Da dieses vermuthliche Opfer die ganze Zeit über am Boden sass, so war es kein schweres Geschäft, in dieser Weise die Schüssel vollständig zu leeren in der Zeit, während welcher er die Kokosnuss verzehrte.

Miru wartete vergeblich darauf, ihr Opfer im Todeskampf sich winden zu sehen und vor Durst zu rasen. Ihre Gewohnheit war es bei solchen Gelegenheiten den gequälten Opfer-Geist in einen nahegelegenen See zu tauchen. Keiner der in jenes Wasser untergetaucht wurde, kam lebend davon; eine unaussprechliche Angst und qualvoller Durst nahmen ihre Gedanken so sehr in Anspruch, dass sie beständig betäubt sind. Miru pflegt alsdann ihre Opfer zu kochen und mit Musse zu verzehren. Hier begab sich ein neues Ereigniss in ihrem Leben: die Schüssel voll lebender Tausendfüssler war vermeintlich verzehrt, und dennoch wies Tekauae kein Zeichen von Schmerz auf, keine Neigung in das kühlende, aber boshafte Wasser zu springen. Miru wartete lange, aber vergebens. Zuletzt sagte sie zu ihrem Besuche: Kehre heim zur Oberwelt (d. i. zum Leben). Nur bedenke dieses — sprich nicht zu Sterblichen (gegen) über mich. Verrathe nicht mein garstiges Aussehen und meine Art die Gäste zu behandeln. Solltest Du so thöricht sein, es doch zu thun, so wirst sicher zu einer künftigen Zeit wieder in mein Reich zurückkehren, und ich werde Acht geben, dass Du meiner Rache nicht zum zweiten Male entgehst."

Tekauae verliess darauf das Schattenreich und kehrte zum Leben zurück. Seine Freunde, erfreut über seine Genesung, fragten ihn, wo sein Geist gewesen, und wie er gefahren sei. Er beachtete

nicht den Zorn der Miru und das Versprechen zu schweigen, das er ihr gegeben hatte, sondern theilte den Bewohnern der Oberwelt mit, was sie zu erwarten haben, wenn sie unglücklicher Weise in die Klauen dieser Feindin des Menschengeschlechts fallen.

Der aitutakianische Himmel.

Es giebt noch ein grosses Land, Ava, unter der Obhut von Tukaitaua[1]), von angenehmem Anblick und lieblicher Beschaffenheit. In Iva gab es Ueberfluss an guten Lebensmitteln: das schönste Zuckerrohr wächst hier. Die glücklichen Geister, welche in dieses angenehme Land kommen, bringen die Zeit hin in der Gesellschaft von Tukaetaua, indem sie unvermischtes süsses Zucker-Rohr käuen.

Tekauae warnte die Leute dieser Welt auf ihrer Hut zu sein vor Miru. Die Art, ihr auszuweichen, besteht darin, dass man einen Kokosnusskern und ein Stück Zuckerrohr auf die Herzgrube legt beim Tode, um die Miru zu täuschen. Die abfahrenden Seelen, welche sich so vorgesehen haben, kommen in das liebliche Land von Iva, wo sie nach ihrer Bequemlichkeit sich lagern und sich an den reichsten Speisen laben und Zuckerrohr käuen.

Dramatischer Gesang von Miru, die Herrscherin der Unterwelt.

Zum Tekavai's Feste. Von Kapua, 1824.

Chor. Miru hat einen Ofen[2]) im Geisterland,
Gleich demjenigen, welcher den Stamm Tane verschlang.

---

[1]) Auf Mangaia war „Takaitaua" von boshaftem Wesen, der erste gewaltsame Tod wird seiner Tapferkeit zugeschrieben. Er lehrte den Menschen die Kriegskunst.

[2]) Der Ofen im täglichen Gebrauch in jeder Haushaltung, und be-

Solo. Ach!

Chor. Dem Tanze Tautiti wurde ein Ende gemacht,
Auf den kriegerischen Befehl von Rongo.
Ach, Tane! Urheber aller unserer Freuden!

Solo. Jene Freuden hatten alle ein Ende;
Denn Miru's schrecklicher Ofen brennt für immer im Schattenreich!
Sie verschlingt Alle, die hinabsteigen.

Chor. Sie verschlingt
Alle, die sich dem glühenden Ofen nähern,
Wo Miru ihre Speisen kocht.
Woher kam Miru?
Aus Avaiki (dem Geisterlande), aus der schrecklichen Dunkelheit.
Sie bereitet Deinen berauschenden Trunk[1]).
Koche den lieblichen Ti —
Spare nicht den nahrhaften Ti;
Nicht den, der vor deiner Thüre gewachsen,
Noch denjenigen, welcher der Stolz von Hades ist.
Ach Miru, so sind Deine schlimmen Streiche!

Ein alter Abschiedsgruss[2]) im Hinblick auf das Sterben war:

---

sonders die ungeheuren Oefen, in welchen die Tanes Ti-Wurzeln (Dracoena terminalis) kochten, sollen von Miru's Original-Ofen herstammen im Hades. In Bezug auf den Stamm Tane, so wurde dieser zwei Mal vernichtet von den Feinden (im Feuer eigener Oefen).

[1]) Miru wird vom Chor aufgefordert, den berauschenden Trunk zu bereiten, um ihre Opfer zu betäuben. Sie wird dargestellt als einen grossen Ofen aufbauend von Ti-Wurzeln aller Arten zum Fest; aber Miru's Ti-Wurzeln sind menschliche Seelen.

[2]) [Auch in dem Liede Tonga's (bei Mariner) singt es von Schwermuth (Loto-manatu) und Heimweh (wie ewe-ewe in Hawaii), s. Zur ntw. Bhdlg. d. Psychologie, S. 122. Red.]

„Ei ko na ra, tau taeake, ko aere i te tava ia Miru," d. h. „Lebe wohl, Bruder, ich gehe in das Reich der Miru!"

Die Herrin dieser unsichtbaren Welt, so grausam gegen ihre Gäste, war gegen ihren einzigen Sohn Tautiti sehr zärtlich gesonnen. Sie erlaubte Niemand ihm Trinkwasser zu bringen, als sie selber. In dunkeln Nächten, oder wenn ein tiefer Schlaf die Sinne der Sterblichen verschlossen hielt, so pflegt die Miru ihren Weg nach den wohlbekannten Strömen Auparu und Vaikaute zu nehmen, indem sie die leeren Calabassen trägt, die gefüllt werden sollen. Hierauf die Anspielung in Tereavai's Festgesang:

„Eine Calabasse mit Wasser für Tautiti
Wird Miru selber holen,
So dass Tane dies frische Wasser trinken kann.

Ihre Töchter wundersam werden häufig gesehen und bewundert; aber die Mutter ist sehr besorgt, ihre hässliche Gestalt zu verbergen.

(Uebersetzung des englischen Originals: London 1876.)

VIII.

Aus einem Hawaiischen Manuskript.

(Zeitschrift der Ges. f. Erdk., 1881.)

Bei letzlichen Aufenthalts in Honolulu erhielt ich Einsicht in ein auf dem dortigen Kultus-Ministerium aufbewahrtes Manuskript, das alte Hawaii und seine Geschichte betreffend. Der kürzlich verstorbene Verfasser ist unter dem Namen David Malo[1]) nicht nur in Hawaii wohl bekannt, sondern durch seine vielfache Erwähnung in den über diese Inseln publizirten Schriften auch weiter hinaus. Er war einer der Ersten unter den einheimischen Gelehrten, der sich den amerikanischen Missionaren bei ihrer dortigen Nieder-

[1]) Vergl. Die heilige Sage der Polynesier (Leipzig 1881) S. 67.

lassung anschloss, und von diesen im Schreiben unterrichtet, wandte er diese neu erworbene Fertigkeit dazu an, die bisher nur mündlich bewahrten Traditionen seiner Heimath, die vor der neu einbrechenden Zeit rasch dahinschwinden mussten, auf dem Papier zu fixiren.

Der Missionär J. Andrews, der durch sein Wörterbuch und seine Grammatik als erste Autorität im Hawaiischen betrachtet werden kann, beabsichtigte Malo's Geschichte Hawaii's dem Druck zu übergeben, und liess die Uebersetzung des Hawaiischen Textes ins Englische beginnen. Doch war bei seinem Tode erst ein Theil vollendet, und dieser, zusammen mit dem Rest im Hawaiischen, wird, wie erwähnt, auf dem Kultus-Ministerium in Honolulu aufbewahrt. Die Kürze meines Aufenthalts auf der Insel erlaubte nicht, das Ganze für eine Veröffentlichung vorzubereiten; doch sah ich den hawaiischen Text mit Hülfe eines Munshi durch, und konnte eine Anzahl von Notizen aus der englischen Uebersetzung entnehmen.

Das folgende Kapitel liess ich der Probe wegen ganz kopiren und zwar mit den Eigenthümlichkeiten der Schreibweise, wie sie aus dem Hawaiischen ins Englische herübergenommen sind, und auch in der, von geschickter Hand, hier angefertigten Uebersetzung beibehalten ist. Meinerseits habe ich dann einige kurze Noten zugefügt, während weiteres Eingehen verschoben bleiben muss, bis ich mit Herausgabe meines letzten Reiseberichts bis nach Hawaii gekommen sein werde.

Vierunddreissigstes Kapitel.

No ko Hawaii nei waa.

Ueber die Kanoes von Hawaii.

1. Seit sehr alter Zeit schon ist der k o a derjenige Baum von Hawaii, aus dem die Kanoes verfertigt werden[1]). Der Brodfrucht

[1]) Die ölige Nuss wurde zur Beleuchtung verwendet.

baum (ulu), der kukui-Baum, der ohiaha[1]) und der wiliwili[2]) werden auch zur Herstellung eines Kanoes verwendet, am häufigsten jedoch wird der koa dazu genommen.

2. Das Aushauen eines Kanoes stand mit dem Dienste der Götter im Zusammenhange. Wenn Jemand einen koa-Baum entdeckt und einem Kanoe-Zimmermanne (kahuna[3]) kalai waa) die Mittheilung gemacht hatte, dass es ein grosser koa — ein schöner koa sei, und wenn der Zimmermann dieses vernommen hatte: ging er nach seinem Hause und legte sich in seinem Tempel (heiau) nieder, auf dass er von dem Gotte Etwas empfangen möchte, was er dem Manne, der ihm von dem Baum gesagt hatte, mittheilen könne. In einem Traume wurde er dann darüber belehrt, ob der Baum zu einem Kanoe gut oder ob er vielleicht im Innern schadhaft (huhá) sei.

3. Wenn er während des Schlafes jener Nacht einen Menschen, Mann oder Frau, erblickte, der unbekleidet dastand, weder mit malo[4]) noch paú; und wenn der Priester erwachte, so wusste er, dass der koa-Baum schadhaft war, und dass der Kanoe-Zimmermann nicht nach dem Berge hinaufgehen durfte, um ein Kanoe daraus herzustellen.

4. Danach suchte der Mann einen anderen koa-Baum; und wenn er ihn gefunden, ging der Priester dann wieder in den Tempel (heiau), dort zu schlafen, und wenn er im Traume einen gut aussehenden Mann oder eine hübsche Frau erblickte, die mit

[1]) Zum Ohiöl gehörig.

[2]) Erythrina corallodendron.

[3]) Als Künstler (Experter oder Gelehrter) erlangte der Kahuna oder Tohunga auch priesterliche Bedeutung, bei den Zimmerleuten Tonga's, wie der Brückenbauer in Rom, der Pontifex (nam ab his sublicius est factus primum, ut restitutus saepe) zur Sühne des mit dem Joch belegten Flusses, indem Ancus Martius (bei Befestigung des Janiculus) das von Numa begründete Colleg beauftragte.

[4]) Der Schurz, wie solcher besonders bei der Arbeit getragen wird; der Paú ist eine ganz ähnliche Art von Schurz.

einem schönen paû bekleidet war, oder wenn der Mann ein schönes Gewand anhatte, und der Mann oder die Frau stand, so wusste er bei dem Erwachen mit Sicherheit, dass es ein gutes Kanoe sein würde.

5. Dann machten sie die Vorbereitungen, um auf den Berg zu gehen und den koa-Baum für die Anfertigung des Kanoes umzuhauen. Wenn sie sich zu dem Gange auf den Berg rüsteten, nahmen sie ein Schwein und Kokosnüsse und einen rothen Fisch (ia ula) und etwas awa; wenn sie den Ort erreicht hatten, schliefen sie jene Nacht: nachdem sie dem Gotte diese Opfer dargebracht hatten und nach Gottesdienst und einem Gebete, danach schliefen sie.

6. Am Morgen kochten sie das Schwein an einer Stelle nahe der Wurzel des koa-Baumes, und wenn das Schwein gekocht war, assen sie alle, und wenn sie gegessen hatten, gingen sie den koa-Baum zu beschauen. Einer kletterte hinauf, um zu sehen, wo der Baum sich in Zweige theilte und welches der Boden des Kanoes sein würde und was die Länge des Kanoes sein würde; und wenn dieses gethan war,

7. dann nahm der Priester das Steinbeil und weihte es dem Gotte als ein Opfer, indem er sprach: „O Kupulupulu, Kualanawae, Kumokuhalii, Kukaieie, Kupalalake, Kukaohialaka, alle ihr männlichen Götter“[1]); dann rief er die weiblichen Gottheiten an: „O Lea, Kaperaowalakai, höret dieses Beil; dies ist das Beil, welches jetzt das Kanoe umhauen soll.“ Wenn dieses Opfer vollbracht war,

8. dann wurde der koa-Baum in folgender Weise zu einem Kanoe umgehauen: ungefähr drei Fuss von einander entfernt, wurden Einschnitte über einander gemacht, diese Einschnitte wurden oben und unten vergrössert, dann, nachdem er oben

[1]) In der Zahl solcher dii indigetes wetteiferte der Hawaier mit den Römern.

und unten eingeschnitten hatte, spaltete er ein Stück heraus und löste es ab.

9. So fuhren sie fort beständig zu hauen; wenn nur ein Zimmermann da war, so währte es viele Tage, bis der Baum umgehauen war: wenn mehrere Zimmerleute da waren, so fiel der Koa-Baum bald, vielleicht in einem Tage. Wenn der Baum zu krachen begann, bevor er niederstürzte, wurde vollständiges Stillschweigen anbefohlen, kein Geräusch war erlaubt.

10. Wenn der Koa-Baum niedergefallen war, bestieg der Zimmermann, der Anführer des Werkes, mit seinem Beile in der Hand das dicke Ende des Baumes, das Gesicht nach dem unten liegenden Stumpf des koa und den Rücken nach der Spitze des Baumes wendend;

11. Dann rief er mit lauter Stimme: „O Kuaea, bringe ein malo hierher;“ dann brachte das Weib des Kanoe-Zimmermannes sein Zimmermanns-malo, welches weiss war; dann band der Zimmermann sein malo fest um und wandte sein Gesicht wieder nach der Spitze des Koa-Baumes, den Rücken aber nach dem Stumpfe.

12. Dann ging er einige Schritte auf dem Stamme des Koa-Baumes vorwärts und dann rief er wieder mit lauter Stimme: „O Kuaea, gieb hier ein Kanoe“; dann that er an dieser Stelle einen Hieb mit seinem Beile, dann schritt er wieder vorwärts und rief wieder mit lauter Stimme; und so schritt er weiter vorwärts, stand still und rief, bis er an der Stelle angekommen war, wo der Baum an der Spitze abgeschnitten werden sollte.

13. An dieser Stelle band er die ieie-Ranke herum, damit die Spitze des Baumes hier abgeschnitten werde; dann brachte er dem Gotte für das Abschneiden der Spitze des Koa-Baumes wieder ein Opfer dar; wenn das Opfer beendet war, untersagte er jedes Geräusch, und wenn alle Geräusche verstummt waren, wurde die Spitze des Baumes abgeschnitten und der Priester hob das kapu

des Stillschweigens auf, indem er sprach; „o holele wale ka aha“[1]); dann durften die Leute wieder Geräusch machen.

14. Dann begann das Behauen des Kanoes in folgender Weise: sie spitzten die beiden Enden des Kanoes zu, den Bug und das Hintertheil; dann wurden die Seiten des Kanoes und die Unterseite (kuamoo malalo) behauen; dann wurde der obere Theil abgehauen und breit und flach gemacht und die Mündung geöffnet; dann die Längsrichtung gefolgt, dann wurde die Grösse des Innern frei ausgelegt.

15. Wenn das Kanoe ausgemessen wurde, damit alle inneren Theile richtig würden, so that der Zimmermann dies allein; und war auch dieses beendet, so hörten alle Ceremonien für das Kanoe auf.

16. Dann wurde das Innere des Kanoes vollendet; man liess die Vorsprünge stehen und höhlte das Kanoe bis zum Boden aus; dann machte man an dem Hintertheil des Kanoes einen kreisförmigen Umschlag, der makuu genannt wurde; hier wurde der Strick befestigt, an dem das Kanoe nach dem Strande hinabgezogen wurde.

17. Wenn die Zeit gekommen war, wo das Kanoe zum Meere hinabgeschleift werden sollte, kam der Priester, um die Fortschaffung des Kanoes zu sehen, und er stand neben der makuu genannten Stelle, wo der Strick angebunden wurde.

18. Aber bevor der Strick an den Umschlag (makuu) des Kanoes gebunden wurde, rief der Priester die Götter an: „O Kupulupula, O Kualanawao, O Kumokuhalii[2]) nimm Du dieses Kanoe

---

[1]) Aha (ein vom Gefaser der Kokosnuss gedrehter Strick) bedeutet ein mit dem kapu verbundenes Gebet. The name originated in the fact, that cocoanut fibre is very strong, when braided into strings, so this prayer, with its rigid kapus, was supposed to be very efficacious in holding the kingdom together in times of danger *(Andrews)*.

[2]) Der „Gott des Ausbrütens“ (des Hervorbringens), der „Gott des Fluthens“ (flott machen), der „Gott schwellender Breitung“.

in Acht; wache über dem Bug des Kanoes, wache über dem Hintertheil des Kanoes; behüte das Kanoe von jetzt an bis es das Meeresufer erreicht, und behüte es, wenn es in dem langen Hause (alau) liegt." [1]) Wenn dieses Gebet beendigt war,

19. Dann rüsteten sich die Leute zum Hinabziehen des Kanoes, und während das Kanoe gezogen wurde, ging der Priester allein in einer Entfernung von etwa zehn Faden hinter dem Kanoe; das Kanoe und alle Leute waren vorn und der Priester hinten; Niemand durfte zwischen dem Kanoe und dem Priester gehen; denn dieser Raum war dem Gott der Kanoemacher sehr geheiligt (kapu loa)[2]); der Kanoe-Zimmermann allein durfte hier gehen.

20. Das Hinabziehen des Kanoes musste mit grosser Vorsicht geschehen; an steilen Stellen, wo es bergauf und bergab ging, und wo das Kanoe durch seine eigene Schwere schnell hinabglitt, musste einer der Leute es stützen, damit es nicht an den Felsen zerbräche, und wenn es an eine Stelle kam, wo es festsass, musste einer es so bedecken, dass es in der Sonne nicht spaltete. Und dieses setzten sie fort, bis das Kanoe den Strand erreichte und bis es sicher in dem langen Hause (halau) untergebracht war.

21. Bei dem langen Hause wurde das Behauen des Kanoes fortgesetzt; so wurden alle die dünnen Streifen (moo) an den Seiten des Kanoes ausgehauen; dann wurden die Seiten des Kanoes, die an den Streifen (moo) einen Vorsprung haben, behauen; wenn dies gethan war, legte man das Kanoe mit dem Kiel nach oben, und nun wurde der Rumpf des Kanoes behauen; war dies geschehen, so wurde es wieder umgewendet, mit der offnen Seite nach oben, und dann wurde das ganze Innere geglättet, danach auch die ganze Aussenseite sauber geglättet; dann wurde das ganze Kanoe mit Polirsteinen gerieben und dann sehr schwarz angestrichen; dann

[1]) Das siamesische Boot wurde der Fee (in der Kielschlange) zum Schutz übergeben (s. Völker des östl. Asiens, III).

[2]) Ein Gross-Tabu.

wurde es mit einem meisselartigen Beil (koiowili) bearbeitet und an der inneren Seite ausgehöhlt.

22. Dann wurde einiges Holzwerk, vielleicht von ahakea oder anderem Holze, an das vordere Ende der Streifen (moo) angefügt und mit Schnur festgenäht und auch gerade an die Nase (ihu) des Kanoes angefügt, bis alle diese Stellen fertig waren; dann wurde der Rand des Hintertheiles angepasst und mit gedrehter Schnur festgenäht; das vollendete die Glieder des Kanoes. Nun blieb für den Eigenthümer des Kanoes noch übrig, zu bestimmen, ob es ein einzelnes Kanoe bleiben oder ein doppeltes werden sollte.

23. Wenn es ein einzelnes bleibt, dann wird er einen Ausleger (iako) machen, d. h. die gebogenen Hölzer und den Längsstock (ama); dann folgt der Vollendungsgottesdienst des Kanoes und noch eine Anbetung des Gottes in derselben Form bei der Ausfahrt auf das Meer und der Rückkehr des Kanoes.

24. Dann wurde das Kanoe emporgehoben und in das lange Haus (halau) getragen, wo das Schwein, die Kokosnuss und der rothe Fisch vor dem Kanoebaum lagen. Dann, indem er sein Gesicht dem Bug des Kanoes zuwandte, während der Eigenthümer des Kanoes neben ihm stand und sie Beide allein standen, sprach der Kanoe-Zimmermann zu dem Manne, dem das Kanoe gehörte: „Höre jetzt auf die Schönheit der Vollendung des Kanoes und die Hässlichkeit“. Dann betete er folgendermaassen:

25. O Kuwaa[1]) der Himmel, die Erde, Berg, Ocean, Tag, Nacht; O Malualani Kuwaa, O Maluahopu Kuwaa, hier ist das koi. O Kuwaa, dies ist das Kanoe des alten Weibes: wer ist das alte Weib? Das alte Weib Papa,[2]) die Gattin des Wakea, welche

---

[1]) Bootgott.

[2]) Papa, die alte Erdgöttin, wird in ihrer späteren Personificatia, als Gattin Wakea's, des Stifters der Königsdynastie, mit dem Tabubruch dieser, bei ihrer Wiedervermählung, in Beziehung gesetzt. (cf. *Heilige Sage der Polynesier.*)

es ausgrub, welche das Trinken bewirkte, welche umherging, welche einwilligte und welche ein kapu brach — das kapu ist frei, das Kanoe des Wakea auszugraben.

26. Dies ist das Kanoe des alten Weibes. Wer ist das alte Weib? Das alte Weib Lea, die Gattin des Mokuhalii, welche das Trinken veranlasste, welche umherging, welche einwilligte, welche das kapu befreite — das kapu zum Ausgraben des Kanoes von Mahukalii ist frei.

27. Hina heleleiaku, Hina helelei mai, he miki oe Hane he miki oe Kanaloa, o Kanaloa hea oe, o Kanaloa inu awa, e hano awa hoa, e hano awa pau, aka halapa i ke akua i laau waila, o mama ua noa, lele wale akula. Pau ka pule ana a ke kahuna.

Hina,[1]) wirf es umher, hierhin, dorthin. Ein Bissen für dich, o Kane; ein Bissen für dich, o Kanaloa.[2]) Wo bist du, Kanaloa? Kanaloa trinkt Awa. Aus Kahiki den Awa, aus Upolu den Awa, aus Wawau den Awa. Schlürfe die schäumende Awa. Beendet das Schlürfen des Awa. Doch gewährt sei die Gunst der Götter, das Wasser dort. Zugänglich, frei sind jetzt die Opfergeber, schiess fort, rasch dahin. (Ende des Gebets des Priesters.)

28. Dann fragte der Kanoebauer den Eigenthümer des Kanoes: „Wie ist dieses Gebet? Wie ist dieses Entlassungsgebet? Wenn irgend Jemand ein Geräusch[3]) gemacht hat, wenn irgend Jemand sich bewegt hat oder von einem anderen bewegt worden ist, ist das Gebet ohne Bedeutung; dann darf der Eigenthümer des Kanoes sagen: „Das Gebet ist schlecht“. Dann wird der Er-

---

[1]) Als Hina erscheint Papa in der Form der Mondgöttin (auch als „Grosse Mutter“).

[2]) Kanaloa, dem hier ein vedisches Soma-Opfer dargebracht wird, bildet auch als Tangaroa (in der Auflassung als höchster Himmelsherr und Schöpfer) den besonderen Schutzgeist der Zimmerleute, in seiner Beziehung (als Meeresgott bei den Maori) zum Kanoe (zugleich als Zwillingsbruder Kane's oder Tane's).

[3]) Das „Silentium“ gebrochen (favere linguis).

bauer des Kanoes sprechen: „Segele nicht in diesem Kanoe, damit du nicht sterbest".

29. Wenn kein Geräusch war, wenn Niemand sich während des Kanoegebetes bewegt hat, dann wird der Eigenthümer des Kanoes sagen: „Unser Gebet war gut;" dann wird der Kanoemacher sagen: „Segele du auf diesem Kanoe; denn der Dienst ist angenommen worden".

30. Aber wenn das Kanoe ein Doppelkanoe ist, sind die Ceremonien anders; der Kanoebauer versammelte die Leute wie zum Gottesdienste, er liess den Ausleger holen; in alten Zeiten waren die Ausleger gerade, und ebenso waren die aller Doppelkanoes; aber in den Tagen des Keawe[1]) begannen die Kahuna gebogene Ausleger zu machen, und auf den hohen Sitz zwischen den Kanoes wurde ein Pfahl aufgesetzt.

31. Während das Kanoe betakelt wurde, war eine Zeit des kapu; wenn das Tau von kumuhele oder vielleicht ein kumupou war, so war es noch unter kapu; aber wenn das Tau, mit welchem das Kanoe betakelt werden sollte, kaholo oder Luukia[2]) war, so gehörte solch' ein Kanoe dem Oberhaupte; und der gemeine Mann, der es wagte, auf sein Kanoe zu gehen, während sie es betakelten, verwirkte sein Leben.

32. Wenn das Kanoe vollständig betakelt war, und als vollendet zu betrachten und der Pfahl auf dem Kanoe zur Rechten aufgesetzt war, welches Ekea genannt wurde, während das andere

---

[1]) König Keawe-a-Heulu, Sohn Heulu's mit Ikuaana.

[2]) Da der Uebersetzer aus dem hawaiischen Text diese Worte bereits mit Fragezeichen angemerkt hat, bleiben etwaige Vermuthungen vorläufig besser fort. In der englischen Uebersetzung heisst es: While the canoe was being rigged up, it was a time of kapu, if the cord was of kumuhele (?) or perhaps a kumupou (?), it was still under kapu, but if the cord was kaholo (?) or Luukia (?), with which the canoe was to be rigged, rucha canoe would belong to the high chief, and the cammon man would forfeit his life, who should dare to go on his canoe, while they were rigging it up.

Ama[1]) genannt ward, wurde der Pfahl von oben bis unten mit Stricken befestigt; aus Cauhala-[2]) Blättern wurde ein Segel gewebt und dieses Segel wurde La[3]) genannt.

33. Dann wurden Ruder angefertigt und Bänke und Schalen zum Ausschöpfen des Wassers. So machten sie Kanoes und richteten sie zum Gebrauche her. Die Kanoes wurden aber von dem Volke mit vielen Namen benannt: die kleinste Art von Kanoes für nur eine Person hiess kioloa, sie wurde auch kookahi genannt; wenn zwei Personen darin fahren konnten, hiess das Kanoe zweifach (koolua);[4]) konnte es drei Personen tragen, so nannte man es dreifach (kookolu) und so fort bis zu der Zahl von acht Personen (koowalu).

34. Ein einzelnes Kanoe wurde kaukahi[5]) genannt; wenn zwei Kanoes zusammenhingen, so nannte man sie ein Doppelkanoe (kaulua). Zur Zeit Kamehameha's des Ersten machte Kaenakane ein dreifaches Kanoe, welches ein Dreikanoe (pukolu) genannt wurde; wenn die Kanoes untereinander ganz gleich waren, wurde es kauluio genannt; war ein Kanoe lang und das andere kurz, so wurden sie Gegensatz (kuee) genannt.

35. War das Kanoe am Bug breit, so nannte man es leiwi; war es kurz (poupou), so hiess es pou; auch nach ihrer Gestalt (ano) wurden die Kanoes benannt; war das Hintertheil des Kanoes breit, so nannte man es Grossnase (ihunui); es wurde auch abgenutztes Kanoe (kupeulu) genannt.

36. Zur Zeit Kamehameha's des Ersten wurden einige Kanoes ausgehöhlt, die man Peleleu nannte; dies waren sehr gute Kanoes,

---

[1]) The longitudinal stick of the outrigger of the canoe.
[2]) Pandanus.
[3]) Ein antiquirter Name für Segel.
[4]) Koo (tragend), lua (2), kolu (3), walu (8).
[5]) Neben dem allgemeinen Namen (waa) findet sich kau für Kanoe (kahi, einzig).

sie konnten viel Last tragen, sie waren am hinteren Ende wie ein Schiff gestaltet. Von dieser Art waren die Kanoes, in welchen Kamehameha der Erste nach Oahu kam, um nach der Besiegung seiner Feinde von seinem Lande, seiner Kolonie (panalau), Besitz zu nehmen.

37. Aber in diesen neuen Zeiten giebt es viele Kanoes von neuer Form — grosse Kanoes — sehr schöne; diese Kanoes werden Schiffe (moku) genannt.

38. Das Aussehen dieser Kanoes ist, als ob das Land in das Meer geglitten wäre; sie sind sehr schön. Wegen der Grösse dieser Kanoes segeln jetzt sehr viele Menschen nach verschiedenen Gegenden der Erde, und gross sind die Wohlthaten, die hierdurch entstehen, die früher noch nicht bekannt waren.

39. Manche Schiffe haben drei Masten, manche zwei; manche Schiffe werden Schooner genannt, und manche haben nur einen Mast.

40. Ein Boot (waapa) ist eine Art Kanoe. Diese sind die Kanoes der jetzigen Zeit. Aber sogar manche Schiffe zerbrechen und Scheitern auf dem Ocean und ebenso auch manche Boote.

41. Sie sind aber nicht, wie Kanoe von Eingeborenen, und es ist ein grosser Verlust, wenn viele von ihnen auf dem Meere untergehen.

(Anschliessend folgt im nächsten Heft: „Betreffend das Gute und Böse", Ko na hena, mena pa.)

Die Unterwelt Hawaii's

(aus mündlichen Erzählungen verschiedener Berichterstatter niedergeschrieben),

s. Inselgr. in Oceanien (S. 264).

Milu's unterweltliches Reich scheint von Anfang bestanden zu haben (während das des einst als König herrschenden Wakea's später begründet wurde), und wird fortdauern ohne Veränderung und Ende für immer. Die besten Nachrichten darüber sind von Einem (als Scheintodter) in Kuala (auf Hawaii) Verstorbenen zurückgebracht, der bei seiner (nach achttägiger Abwesenheit erfolgter Rückkehr in's Leben die gemachten Beobachtungen seiner

Familie mittheilte und fortan unter dem Namen Namaka-o-Milu (die Augen Milu's) bekannt blieb: Das Land ist flach und fruchtbar, auch einigermassen erhellt, und alles wächst dort von selbst, so dass in Milu's Palasthof Gelegenheit zu aller Art Ergötzungen geboten ist. Milu ist nicht mit einer bestimmten Frau verheirathet, wählt sich aber stets die schönsten unter den weiblichen Seelengeistern, sobald sie dort anlangen, für sich aus, und diese bleiben dann für die übrigen Akua tabuirt. Die Seelen leben dort in demselben Zustand fort, in welchem sie den Körper verlassen haben, die der Jungen (also besonders die in der Schlacht Gefallenen) kräftig und stark, die der im Bett durch Krankheit Verstorbenen dagegen siech und schwach, wie die der Alten.

Als der Häuptling Elleiu (in Maui) um seine verstorbene Frau klagend, sie zurückwünscht, erhält er von den Kahuna den Gott Lono Kialii zum Begleiter und Führer, um die Seele aus Milu's Reich abzuholen.

Wenn in Oahu abgestorben, begeben sich die Seelen zunächst nach dem Leinaakuanni genannten Platz am West-Cap, um von dort hinabzusteigen, werden aber erst für einige Zeit in den Vorländern (an der Grenze von Milu's Reich) herumgeführt, um, wenn etwa nur scheintodt, in die Oberwelt zurückkehren zu können.

Wakea und Milu herrschen (der erste für hohe, der letztere für niedere Seelen) in verschiedenen Abtheilungen der Unterwelt, die gegenseitig tabuirt sind, so dass man von der einen nicht zur andern gelangen kann (da in der einen Sinnesfreude, in der anderen fromme Busse geübt wird). Im Gegensatz zu dem glänzenden Himmel der Häuptlinge dagegen, (in Wakea's oder Akea's oberer Erscheinung), finden sich die Seelen der Gemeinen nach dem schlammigen Platz Milu's (in der Unterwelt) verwiesen. Wenn Scheintodte nach einigen Stunden oder Tagen plötzlich wieder aufleben, ist die Uhane (Seele), von Milu wiedergesandt, in den Körper zurückgekehrt. Nach der irdischen Herrschaft gründete Wakea

(Awakea oder Mittag, als Sonne im Zenith) ein Reich im Jenseits. Die abgeschiedenen Seelen (auf Hawaii) begeben sich fort in der Richtung der untergehenden Sonne und springen entweder von einem Fels in's Meer oder verschwinden durch ein Loch in die Erde, um in Milu's Unterwelt zu gelangen. Die Reiche Wakea's, als des Akua-olu-olu (gütigen Gottes) und Milu's, als des Akua-huhu (tollen Gottes) sind in der Unterwelt durch einen Zaun geschieden.

In Kolau (auf Oahu) gebar Malekahana an der Stelle, wo durch Verwandlung der jüngsten Schwester in einen Fisch, ein Loch gebildet wurde, die Tochter Laieikawei, durch deren am Himmel gesehenen Glanz gerufen, der Kahuna-Makaula von Kauai kam und die bei dem Bruder der Mutter versteckte Tochter auffand. Als sie nach Molokai gebracht wurde, folgte er, und ebenso nach Lanai, wohin (nach dem Heiau-Kauiviki) Laieikawei's Grossmutter Waka in Vogelgestalt herüberkam und sie fortführte nach dem (in schwierigen Eingängen bezauberten) Paradiesland Paliuli auf Hawaii, wo die von vielen Liebhabern umworbene Schöne schliesslich durch Kanonohiolala (Augenbild der Sonne) nach der Sonne fortgenommen wurde.

Frischabgeschiedene Seelen (ehe nach Milu fortgegangen) werden als Akua-lapu gefürchtet, da sie durch ihre halbkörperliche Erscheinung bis zum Wahnsinn erschrecken können (in Hawaii). Pokinikini (Pomanomano oder Polio) oder Poli-ukua (Poliola) war ein Ort der Qual für die Bösen, als Ka-pe-make-mau-loa, ka-lilo-i-ka-make (die Nacht des fortdauernd langen Todes, das Uebergehen in den Tod). Ma-kahi-o-na-hoku-i-kau-ai-ma-ka-paia-kua-o-ka-lani, ma-kahi-poelede, der Platz, wo die Sterne hängen an der Rückseite des Himmels, ein tief dunkler Platz. An dem Pomanomano genannten Platz erheben sich die Wolken aus dem Wasser. Powehiwehi bezeichnet trübes Dasein (undeutliches Erkennen). Po-ele bezeichnet die schwarze (ele) Dunkelheit der Tiefe.

Als der über den Tod seiner Frau (in Hawaii) betrübte

Häuptling sich an seinen Priester wandte, gab dieser ihm den Kane-i-kou-alii (Gott der Häuptlinge) genannten Gott, als Führer in Milu's unterirdisches Reich. Am Weltende auf einen Baum gelangend, spaltete sich dieser, so dass sie in die Tiefe hinabglitten. Dort verbarg sich der Gott hinter einem Felsen und liess den Häuptling allein vorangehen, nachdem er ihn mit einem stinkenden Oel eingeschmiert hatte. An den Palast Milu's angelangt, fand er den ganzen Hof desselben mit lärmenden und tobenden Akua gefüllt, so in ihre Spiele vertieft, dass er sich unbemerkt zwischen die Menge mischen konnte, und zwar um so leichter, weil die Nächststehenden eine neuangekommene Seele (Uhane) vor sich zu haben glaubten, und sich unwillig abwandten, mit höhnischen Beschwerungen über das zu lange Verweilen beim verwesenden Körper dieses Akua-pilau (stinkenden Geistes). Als nach allerlei Spielen ein neues ausgedacht werden sollte, schlug der Häuptling vor, dass sich Alle die Augen ausreissen sollten, und diese auf einen Haufen zusammenwerfen. Dies gefiel, und Jeder war rasch dabei, doch hatte der Häuptling genau Acht, um aufzumerken, wohin die Augen Milu's fielen, so dass er diese im Fluge aufgreifen und in seinen Cocosnussbecher (Punia) verbergen konnte. Da Alle blind waren, gelang es ihm, nach dem nahegelegenen Reiche Wakea's zu gelangen, das (als der für Häuptlinge bestimmte Platz in der Unterwelt) gegen die Heerschaaren Milu's tabuirt ist, und von diesen nicht betreten werden darf. Nach längeren Verhandlungen (unter dem Schutze Wakea's) erhielt Milu seine Augen nur unter der Bedingung zurück, dass er die Seele (Uhane) der Frau auslieferte, und diese auf die Oberwelt zurückgebracht, wurde mit dem Körper wieder vereinigt. Beim Eintritt in die Unterwelt kann die zur Zurückgezogenheit geneigte Seele, statt Milu's Lärmplatz, den Ruheplatz Wakea's aufsuchen, wenn sie zum Eintritt Berechtigung besitzt.

Im Reiche Milu's (des Akuha-huhu oder tollen Gottes) ver-

sammeln sich allnächtlich in seinem Pallaste die Akua aus allen Theilen der Welt, um sich in lärmenden Spielen zu ergötzen, während Wakea (der Akua-olu-olu oder milde Gott) in seinem tabuirten (und deshalb der grossen Menge unzugänglichen) Reich in stiller Ruhe zurückgezogen lebt, allen wilden Spielen abhold. Milu begründete sein unterweltliches Reich, als Mann aus dem Volke, während Wakea erst später, nachdem er auf der Erde als Fürst geherrscht hatte, hinabstieg, und einen besonderen Platz für sich abgrenzte. Wakea oder Akea, als mit höherem Tabu begabt, besitzt grössere Macht, als Milu, und kann denselben unter Umständen hindern, zu tödten. In den ersten Tagen nach dem Tode bleibt die in dem Akua (Geist) verwandelte Seele (Uhane) in der Nähe des Grabes oder Hauses und wird dann als Akua-lapu (schreckender Geist) gefürchtet, weil sie sichtbar, in Gespenstern, erscheinen kann. Im Laufe der Zeit wird sie schwächer und schwächer (nawaliwali) und verschwindet schliesslich unsichtbar, gleich den übrigen Akua. Sie wird bis dahin dann auch schon einen Führer gefunden haben, um den Weg nach Milu's Reich zu finden, von wo keine Rückkehr ist. Bisweilen indess geschieht es, dass der Unihe-pili oder Familiengott sich der Seele in den Weg stellt, um ihr Fortgehen zu verhindern und zur Rückkehr, in den Körper zu zwingen, so dass Scheintodte dann wieder aufleben, und andererseits kommt es vor, dass die eines solchen Schutzgeistes (Unihe-pili) bedürftige Familie die Seele eines geliebten Verwandten durch Gebet (Homana) festbannt, so dass sie in der Nähe (bei Reliquien) zu bleiben hat, und für Begeistern gerufen werden kann. Unter den (in Körpergestalt abscheidenden) Seelen (als Akua-lapu oder schreckende Geister) sind besonders die gewaltsam Getödteten gefürchtet, die am wildesten umhertoben, als Kakauoula oder Hakakaula (wie ein Lebender kämpfend) gefährlich (in Hawaii).

Nachdem beim Tode eines Fürsten (Alii-nui) der Thronfolger

nach einem andern Bezirk (um der Verunreinigung zu entgehen) gebracht war, wurde die Leiche in dem Esshaus (Mua) vor die Versammlung der Häuptlinge gelegt, um von dem Kahuna-hui (Priester der Versammlung) dem Gott Lolupe übergeben und in einen Akua-aumakua verwandelt zu werden. In Bananenblättern fand (unter Gebeten) die oberflächliche Begrabung mit Feuer darüber statt, bis zur Putrification der Palakahui (am 10. Tage), und nachdem (beim Ausgraben) die Knochen herausgenommen waren, wurde die verweste Fleischmasse (oder Pela) in einer tabuirten Nacht (wo Niemand bei Todesstrafe das Haus verlassen durfte) in die See geworfen. Indem (mit Ende der Verunreinigung) der Thronfolger zurückkehrte und einen neuen Tempel (Heiauhou oder Halepoki) baute, wurden die als Skelett zusammengesetzten Knochen, aufrecht stehend, darin begraben, um als vertrauenswürdiger Gott (Akua-aumakua) verehrt zu werden (in Hawaii). Der Fürst hatte bei Krankheit einen Lonopuha oder Koleamoku genannte Heiau zu bauen, während sonst (beim Gebet des Priesters) ein Hee (Octopus) zu essen war.

Nachdem unter dem Walten Kumulipo's (Dunkel des Abgrundes) das Land (Hawaii's) gleich einer Pflanze aufgewachsen war, entstand die Frau Lailai (Friedensstille) in Lalowaia, und als Kealiiwahilani (Himmelssprenger), vom Himmel herabschauend, ihre Schönheit erkannte, zeugte er mit ihr den Vorfahren der Menschen, unter welchen sich Kahiko (der Alte) mit Kupulanakehau (aufspriessend schweben in den Lüftchen der Winde) vermählte, und von ihr wurden Lihauula (rothglühend im Herabhängen schwingend) und Wakea geboren wurden (in Kamawaelualani). Wakea vermählte sich mit Haumea (aus einer Felsschlucht oder Pali entsprungen) oder Papa, die in Loloimehani lebte, aber, bei der Trennung von Wakea, nach Nuumehelani fortzog. Die (sechs) Generationen von Wakea bis zum Tode Haumea's wohnten in Ololoimahani und nach 19 Generationen wurde (in

der zwanzigsten) Kapawa geboren in Kuhaniloko (zu Waialua auf Oahu), als Grossvater Aikanaka's (Vater Hema's).

Der erste Mensch Hoolahakapoo entstand aus dem Naku oder Schlammwasser genannten Alii-Baum, und als er sich auf Geheiss der Gottheit im Teich Mukihane badete, entstand aus seinem abgelegten Kleid (Heakaula) die erste Frau Kapohihihi (nach Kamahomoho in Honolulu). Kaulu-maka-opua-ha-ika-lani von kaulu (wachsen), maka (Auge), opua (Wolke), ha (vier), ika (towards) lani (heaven) bezeichnet: im Auge aufwachsen durch die Wolke zum Himmel.

Wenn die in der Himmelsluft lebenden Akua bei ihren Festesspielen in Procession einherschreiten, beauftragen sie den Donnergott (Kanelehikili) und den Blitzgott (whila-nui-maka-eha-ika-lani) sie mit Musik und Feuerwerk zu begleiten, in Donner (hekili) und Blitz (whila). Bei der, wahine-pouli (dunkler Mond) genannten, Mondfinsterniss ändert derjenige Akua, der Vorzeichen zu geben beabsichtigte, das Aussehen des Mondes (in Hawaii). Die Frau Lono-Muku findet sich im Mond, als von diesem aufgehoben. Kane-luhuna war der Erdbebengott. Keauu-opua, Gott der Wolken, giebt Vorzeichen (in Himmelserscheinungen). Kane-hekili, Gott des Donners, sendet schwere Krankheiten (zum Wahnsinn führend).

Die Akua-mai-ko-po-mai (Götter von der Nacht her) zerfallen in zwei Klassen, die Kane's (für die Männer) und die Pele's (für die Frauen). Zum Reiche Kane's gehören: Kane-ikehikili (Kane im Donner tönend); Kane-kepohaka (Kane auf rollendem Stein); Kane-i-kau-alii (Kane als Freund der Häuptlinge); Kane-wahilani (Kane als Himmelsbrecher); Kane-ke-pualana (Kane der Kämpfende) u. A. m. In Pele's Reiche finden sich die Vulcangottheiten. Da diese Götter insofern von dem Kahuna abhängen, weil sie von ihm Speise und Trank empfangen, können sie von ihm zum Krankmachen ausgesendet werden. Doch folgen sie diesem Geheisse nur dann,

wenn das ihnen angedeutete Schlachtopfer sich wirklich Uebertretungen schuldig gemacht hat, die Strafe verdienen (während die Akua-makua aus dem näher liegenden Interesse an ihren eigenen Verwandten weniger Bedenken tragen). Der durch einen dieser Götter Erkrankte wendet sich an den Kahuna, der durch Befühlen des Bauches auszumachen weiss, aus welcher Klasse ein Dämon eingeschlüpft ist. Dieser wird dann durch die für ihn geeigneten Spruchgebete hervorgerufen, um aus dem eigenen Munde des Kranken zu verkünden, was die Ursache seines Einfahrens gewesen und welcher Opfer es bedürfen wird, um ihn zum Fortgehen zu bewegen. Hat sich der Akua tief in den Leib eingekrochen und hält er sich verborgen, Antwort verweigernd, so bereiten die Kahu-Akua (Hüter der Götter) Speise und Trank für das Idol, und der Akua wählt sich dann einen der Anwesenden, als Haka oder Sitzplatz (meist auf der Schulter, oder sonst in der Nähe des Kopfes), um von dort die geeigneten Mittheilungen zu machen (in Betreff der Arznei). Um einen widerspenstigen Akua zu entfernen, wird derselbe (durch den Körper des Kranken) mit Bambus-Nadeln geprickelt, indem der Kahuna zugleich Wasser in die Augen tröpfelt.

Die Akua-noho oder (in Besessenheit) besitzenden Götter, zerfallen (in Hawaii) in die Akua-Uhinipile (aus einem Abortus erzeugt) und in die Akua Aukamakua, indem man beim Abscheiden eines geliebten oder geehrten Verwandten, dessen Seele durch sein Bündel Kleider oder aufbewahrte Knochen zurückhielt. Derselbe kann dann durch Gebete gerufen werden, und spricht durch diejenige Person, wohin er einfährt Neben diesen seelischen Göttern (oder Vergötterungen) finden sich die ursprünglichen Götter He-Akua-mai-ka-po-mai (die Götter vom Po her), als He-Kanaka-mai-ka-po-mai oder die Menschen vom Po her (deren Seelen oder Uhane nach dem Tode in Akua übergingen). Alle diese Götter (die seelischen und die ursprünglichen) können (wenn in der richtigen Weise ausgesandt) krank machen, während den Akua-kii

oder den (für Hülfe bei Werkbeschäftigungen) durch Spruchgebete göttlich belebten Idolen eine solche Kraft abgeht. Wer keinen zuverlässigen Akua-aumakua (zum Privatgebrauch) besitzt (oder die richtigen Gebete nicht kennt) wendet sich (wenn eines Gottes bedürftig) an einen der öffentlich allgemeinen Götter, meistens an Kane (auch in Verbindung mit Kanaloa), der indess am Besten durch einen der für ihn fungirenden Priester angerufen wird (um nichts zu versehen). Diese Priester oder Kahuna, die zwischen den Inseln umherfahren, lernen von einander die geeigneten Gebete, so dass der Cultus in den Heinau's überall der gleiche ist.

Um möglichst gegen Krankheit gesichert zu sein, ist es rathsam, soviel Götter, wie thunlich, zu verehren, da die durch reichliche Opfergaben zufrieden gestellten Akua sich wahrscheinlich weigern würden, wenn man ihnen (feindlicherseits) zumuthen wollte, einem treu erprobten Gastgeber zu schaden. Bei der Unmöglichkeit indess, alle Einzelnamen der unter Umständen in Frage kommenden Akua zu kennen, ist es am Besten, eine allgemein zusammenfassende Gebetsformel (wie in Rom) zu verwenden, wie die (in Hawaii) gewöhnlichen, gerichtet an Na-Aumakua-ke-po, die Seelengeister der Nacht (der Vergangenheit); Na-Aumakua-ke-ao, die Seelengeister des Tages (der Gegenwart); Mai-ka-hi-kina-aka-la, ka-na-po-ka-la, Alle von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang; Mai-ka-pa-o-luna, mai-ka-pa-o-lalo, Alle in der Höhe und in der Tiefe; Mai-ka-o-kui-akala-wai, Alle im Kui (ein Mittelplatz der Luft); Na-kua-kane, na-kua-wahine, Alle männliche und weibliche. Wenn (bei gewünschter Befragung in Krankheiten) der auf die als Haka (Sitzplatz) ausgewählte Person niedergestiegene Wahrsagergeist sich als ein Kindergott manifestirt, so müssen Bananen (wie für Kinder geeignet) und Brod dargebracht werden. Nachdem ihn der Dämon wieder verlassen hat, erinnert sich der Besessene Nichts von dem Gesprochenen, da er meint, geschlafen zu haben. Diagnosticirt der Priester beim Betasten des Körpers den Akua-

mano (oder Hai-Gott) als Ursache der Krankheit, so wird derselbe durch summendes Gebet besänftigt.

Die Uhane (Seele) wohnt überall im Körper, wählt sich aber gewöhnlich, als ihren Lieblingsplatz, die Augenhöhle (um aus den Augen herauszuschauen), und zwar besonders die Lua-uhane (Seelenloch) genannte Thränendrüse (die von Gemüthsbewegungen rasch ergriffen wird, wie das Weinen zeigt), indem von dort aus auch am leichtesten die Manao oder Gedanken (im Kopfe) regulirt werden können. Bei Erkrankung wird es der Uhane ungemüthlich im Körper, und wenn derselbe mehr und mehr im Innern zu faulen beginnt, so dass sich kein reiner Aufenthaltsort mehr auffinden lässt, so verlässt sie ihn, um sich nach Milu's Reich zu begeben. Auch während des Schlafes wandert die Uhane manchmal fort, und sieht dann die im Traum erscheinenden Visionen, doch lässt sie dann alle ihre Einrichtungen im Körper so zurück, als ob sie selbst da wäre, nicht länger ausbleibend, als wie es ohne Schaden geschehen kann. Bei einer dem Tode zuneigenden Krankheit zieht sie dagegen mit Sack und Pack aus, weil keine Rückkehr beabsichtigend. Sollte sich die im Traume umherwandernde Uhane verirren, weil durch Akua-lapu oder andere Gespenster geschreckt, so kann man versuchen, einen zuverlässigen Aumakua (Familiengeist) auszusenden, um sie aufzusuchen und wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Im Unterschied zu der Uhane make (das Todtengespenst) kann die Uhane ola schon im Leben gesehen werden (als Doppelgänger).

Der Kahuna-Kilo sah das Abbild eines Lebenden am hellen Mittag mit verschlossenen Augen umhergehen (wild aussehend, nackt, mit der Zunge aus dem Munde), und unterrichtete die Betheiligten, dass das durch den Zorn des Hausgottes (Akua-aumakua) geschehen sei, und dass die entfernte Seele (uhane) besser zurückgerufen würde, wie es unter Gebet vor dem angezündeten Feuer (na-mai-kai-e-ahi, das Feuer war günstig) geschah (in Hawaii).

Die Makaula genannten Zauberer konnten die Seele (Uhane) Lebender sehen, und griffen sie, um sie in eine Calabassendose zu stecken und solchen zum Essen zu geben, die Seelen zu sehen wünschten. Auch mochten sie die gehaschte Seele in der Hand quetschen, um durch ihre Vermittlung die Stelle geheimer Begräbnisse zu sehen. Die Wahnsinnigen (hewa-hewa) gleichen den Propheten oder Kaula (poe-Kaula) und ihnen wieder die Makaula oder Geisterseher (poe-Makaula), ohne toll zu sein. Die Kaula lebten entfernt in der Einsamkeit, mit ihren Gedanken auf Gott gerichtet (manao-nui-lakou-o-ke-akua), und erhielten von Gott Kanenuiakea Auftrag für wanana oder Wahrsagungen.

Die Erde ist durch sich selbst gefestigt (Paa-nona-iho), als grosse Masse (honua), und in derselben ist ein Weg offen gelassen für die Sonne, die Abends in das eine Loch eintritt, und Morgens aus dem entgegengesetzten hervorkommt. Die Oeffnung für den Sonnenaufgang findet sich am Fels von Kumu-Kahi bei Puna (auf Hawaii), indem man dort an dem in die See auslaufenden Vorgebirge sehen kann, wie die Sonne des Morgens früh den Kopf hervorstreckt (so dass sie sich in Schlingen fangen lässt). Der Erdbebengott (Kane-Luu-hanua) wohnt im Feuer, und wenn er sich auf die Brust niederlegt und dadurch das Feuer erstickt, beginnt die Erde zu beben (in Hawaii). Die Säulen von Himmel und Erde wurden von der Mutter Kumukumukekaa hervorgebracht (in Hawaii). Nach Kumulipo's Genealogie wuchs das Land gleich einer Pflanze hervor (in Hawaii). Nach Wakea's Genealogie gebar Papa das Land, oder wurde es durch Wakea's Hände gefertigt. Die Vorfahren (in Hawaii) kamen aus Nacht (mai-ka-po-mai). Kamaieli (Frau Kumuhonua's) brachte die Grundvesten der Erde hervor. In Puanue's Genealogie kommen durch Kumukumukekaa (Frau Kumuhonua's) die Pfeiler der Erde und die Pfeiler des Himmels zur Schöpfung. In Nuumealani wohnend, gebar Papa aus ihrem Mutterschoss die Inseln (Papa hanau moku) und zwar Hawaii (mit Wakea),

Oahu (mit Lua) u. s. w., indem sie sich der Reihe nach mit verschiedenen Göttern für Schöpfungen verband. Nachdem das Land Hawaii, und umliegende Inseln, geschaffen war, kamen Bewohner aus Kahiki (in Kanoes). Mehrfach kamen aus der Fremde (aina-e-mai) oder fremdem Lande Kanoes nach Hawaii. Die Prophetin Uli, wegen ihrer Prophezeiungen vergöttert, wurde in Hawaii verehrt (in der Himmelsbläue waltend). Kumu-honua, als erster Mensch, entstand durch sich selbst aus dem Po.

Von kinderlosen Eltern in Folge steter Gebete (an Kane und Kanaloa) ohne Nachkommenschaft geboren, wurde die Tochter Hina-akeahi von den Göttern Kane und Kanaloa befruchtet, indem sie sich beim Baden mit dem Gürtel des Häuptlings (von Hilo) Kalana-mahiki bekleidete, und gebar dann aus einem Ei den Sohn Maui (als Maui-kiikii-Akalama). Aufgewachsen wurde er von seiner Mutter mit dem Gürtel (zum Zeichen) und einem Häuptlingsstabe an seinen Vater geschickt, der ihn anerkannte und zusammen mit seinen anderen Söhnen erzog, die er mit verschiedenen Frauen des Landes (aus allen Rangstufen) gezeugt hatte und sämmtlich Maui benannte, als Maui-Mua (der erste), Maui (der letzte) und Maui-waina (der mittlere). Einst mit seinen Brüdern auf den Fischfang ausfahrend, sah Maui-kiikii zu seinem Erstaunen Feuer an der Küste, denn bis dahin war das Feuer nur im Hause seiner Mutter bekannt gewesen, deren Haut brennend war, und Alles, was sie berührte, anzündete. Dem Feuerplatz in den Bergen nachgehend, fand Maui dort eine Kolonie der Alae-Vögel, deren Einer das Feuer umhertrug und seinen Gefährten mittheilte, um Bananen oder Taro zu rösten. Nach vergeblichen Versuchen, die Vögel einzufangen, begab sich Maui zur Aufklärung nach Hina-akeahi und erfuhr von dieser, dass der Alae-Vogel ihr Erstgeborenes (Alae-huapi) sei, und in den Bergwäldern lebend, den Gebrauch des Feuers gelernt habe. Sie rieth ihm, ein Puppenbild (Kii) zu verfertigen und dies, mit einem Ruder in der Hand, in das Bug des

Kanoe zu setzen, wenn seine Brüder wieder auf den Fischfang ausführen, um die Alae-Vögel glauben zu machen, dass auch er sie begleitet habe. Als dies geschehen und das Kanoe fortgefahren war, überraschte der am Lande zurückgebliebene Maui auf's Neue die Alae-Vögel und obwohl dieselben fortflogen, konnte doch Einer derselben, der sich überfressen hatte, nicht rasch genug folgen und begann stürzend den Hügel hinabzurollen, wo er von Maui ergriffen wurde und um die Herkunft des Feuers befragt. Er gestand, dasselbe aus dem Reiben zweier Hölzer zu erzeugen und wies verschiedene Bäume dafür an, die indess alle, beim Probiren, untauglich befunden wurden. Erzürnt wollte ihm Maui den Schnabel auseinanderreissen, wenn nicht schliesslich noch der Hau-Baum gezeigt wäre, von dem er Feuer erhielt. Doch steckte er zur Strafe für die nutzlos verursachte Mühe und Arbeit einen brennenden Scheit auf den Kopf des Vogels, wie in dem rothen Busch der Alai (Alae) zu sehen.

Das beim Erntefest (zur Erinnerung an den Gott des Himmels) aufgesetzte Idol war mit den Bechern Lono's (ipu-o-Lono) umhängt (in Hawaii). Die Fischer (in Hawaii) hatten verschiedene Kapu, für Einige galt so das Schwarze (indem sie solches nicht bei der Kleidung oder sonst gebrauchen durften), für Andere das Gelbe u. s. w. Während des Monats Mahoehope (September) blieben (für das Fest Makahiki) die religiösen Ceremonien unterbrochen und die statthabenden Gebete waren (nicht an die Götter, sondern) an die Hüter der Götter gerichtet, bis (nach dem Neujahr im Monat Ikuwa) Häuptlinge und Volk zu der Beobachtung ihrer religiösen Ceremonien zurückkehrten (cf. Inselgr. i. Oc. passim).

Wenn bei dogmatischem Verknüpfen des ceremoniellen Cult für periodische Verjüngung die Lebensfrage herantritt, wird dieselbe aus dem in der mysteriösen Mystik versenkten Herzensdrang geschöpft, indem zum Wulomo der Wongtschä tritt, oder zum Kapuwale der Yakke duro (wie zum Hiereus einstens der Mantis) s. der

Fetisch, (S. 34). Hier wird dann zurückgegriffen auf hysterische Verstimmungen, wie sie in modernen Verirrungen auch überlebseln (auf dem Grenzgebiet der Psychiatrie).

Aus den hier einschlagenden Reiseberichten werden nachfolgend die Mittheilungen einiger Beobachter zugefügt, sowie die von einem Missionar gelieferte Beschreibung der dabei zur Ausführung kommenden Operationen, unter verschiedenen Formen, auch unter Alfuren (s. a. Indon., Lf. I, S. 2).

„Die Jakuten (oder überhaupt die indigene Bevölkerung des Gouv. Jakutsk) sind grösstentheils sehr nervös, zumal die Weiber, und unter ihnen sind mit Merjätsch Behaftete nicht selten. Herr Schtschukin nennt die Merjäken in seinem Buche „Reise nach Jakutsk", Smerjäken, indem er diese Bezeichnung von dem jakutischen Worte imerek, welches zucken, toben bedeutet, herleitet. Er theilt auch mit, dass dies nicht die einzige Form der nervös-hysterischen Krankheit ist, welche im Gouv. Jakutsk vorkommt, sondern dass es zu seiner Zeit in Kolyma und Zaschiwersk noch Besessene (Epileptische?) gegeben habe. Der Anfall von Merjätsch äussert sich gewöhnlich durch unbewusste momentane Nachahmung. Man braucht nur in Gegenwart eines solchen Subjektes einen Schrei auszustossen, so wird der Befallene zusammenzucken und irgend eine schnelle Bewegung des anderen nachahmen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie sehr ehrbare Leute einen Merjäken in Verlegenheit versetzten. Als ich bei Gelegenheit einer Inspektion des Kreises durch die Stadt Werchojamok kam, stieg ich im Hause des Feldscheerers Klimowski ab, eines sehr ehrbaren und dort geachteten Mannes von 60 Jahren. Es besuchten mich der örtliche Kreisrichter und der Protierej. Ich begleitete sie hernach ins Vorzimmer hinaus, und mein verehrter Wirth war ihnen beim Ankleiden behülflich. Bis dahin hatte ich

noch nie einen Anfall von Merjätsch gesehen. Der Protierej, der das ahnen mochte und mich zum Lachen bringen wollte, stürzte sich auf den Kreisrichter und that, als wollte er ihm die Mütze vom Kopfe reissen. Sofort stürzte sich Klimowski ebenfalls auf den Kreisrichter und begann ein grobes Schimpfen, kam jedoch bald wieder zu sich und wurde überaus verlegen.

Ein anderes Mal sah ich einen Merjäken auf einem Dampfschiffe zwischen Blagoweschtschensk und Chabarowska. Die ganze müssige Schiffsgesellschaft verfolgte den Unglücklichen, wohin er auch gehen mochte, überall empfing man ihn mit unerwartetem Händeklatschen, sofort warf sich dann der Kranke fluchend auf einen Vorübergehenden, kam jedoch bald wieder zu sich und ging beschämt beiseite, um wieder in derselben Weise überrascht zu werden. Man braucht nur in Gegenwart eines Merjäken irgend etwas auf den Boden zu werfen, so wird er es unbewusst wiederholen so warf dieser Merjäk seine Mütze ins Wasser, auf das Verdeck sein Glas Thee und seinen Geldbeutel ebenfalls ins Wasser. Der letztere Umstand, hervorgerufen durch den Gehülfen des Kapitains, der ihn anrief und dann irgend ein Stück Holz ins Wasser warf, erregte ihn ganz besonders. In Olekminsk sah ich eine für gewöhnlich sehr ehrbare und schüchterne Frau, die durch zudringliche Arbeiter veranlasst wurde, die empörendsten Dinge auszuführen, indem jene sie anriefen und ihr sagten, was sie thun sollte.

In unserer medizinischen Literatur bin ich nur ein Mal der Merjätsch (auch olgandscha genannt), lateinisch chorea imitatoria, begegnet, nämlich im Archiv für gerichtliche Medizin, 1868, No. 2, in einem Berichte des Dr. Kaschin, der diese Krankheit im Gouv. Jakutsk beobachtet hat. Diese Krankheit besteht, nach seiner Definition, aus Nachahmungssucht und zum Theil konvulsivischen Bewegungen und Handlungen, welche die Kranken unbewusst vollziehen, indem sie die Handlungen und Bewegungen Anderer

copiren. Einmal ist Dr. Kaschin Zeuge folgenden Falles gewesen: Eine der Abtheilungen des 3. Bataillons des Sabaikalischen Kosakenheeres, welche aus Eingeborenen besteht, wiederholte während der Uebung die Kommandoworte. Der Kommandeur ärgerte sich natürlich, begann zu schelten, zu schreien, zu drohen und hörte zu seinem Erstaunen, dass die Abtheilung dies alles wiederholte. Unter den Jakuten nimmt diese Krankheit bisweilen eine solche Form an, dass die Unglücklichen jeden Befehl ausführen, gleichviel worin er besteht und von wem er ausgeht, ein Umstand, den sich nicht selten die Taugenichtse unter der örtlichen Jugend zu Nutzen machen.

Ich habe mich daher scheinbar so lange bei dieser Art der Kranken aufgehalten, weil sich der Schaman aus den nervöseren unter den Eingeborenen rekrutirt, die mehr zur Erregtheit inkliniren und während der Mysterien in Ekstase gerathen, zu der sie entweder prädisponirt sind oder die sie künstlich durch nervenerschütterndes Geschrei, durch Drehen auf demselben Flecke, durch Hin- und Herneigen des Kopfes in sich hervorrufen. Die Eingeborenen glauben, dass der Schaman während der Mysterien bisweilen Prophetenthum offenbart, wenn er durch den Teufel selbst, durch den Geist des finsteren unterirdischen Reiches beherrscht wird. Diese Besessenen werden nun, sei es aus eigenem Antriebe, sei es durch Wahl (von Seiten der Schamanen) zu Schamanen. Die Schamanenweihe findet öffentlich statt. Der Schaman für den neu Aufzunehmenden auf einen hohen Berg oder auf ein offenes Feld, bekleidet ihn mit dem Kumu, giebt ihm einen mit Rosshaar geschmückten Weidenstab in die Hand, stellt rechts von ihm 9 Jünglinge, links 9 Jungfrauen auf, während er selbst hinter den zu Weihenden tritt und laut die schamanische Beschwörungsformel hersagt, die jener zu wiederholen hat.

„Ich gelobe, ein Beschützer der Unglücklichen, ein Vater der Armen, eine Mutter der Waisen zu sein; ich werde die Dämonen,

die auf den Gipfeln hoher Berge wohnen, ehren und schwöre, dass ich ihnen mit Leib und Seele dienen werde. Ich werde den obersten, mächtigsten unter ihnen, den Dämon über den Dämonen, den Gebieter über die drei Dämonengeschlechter, die auf den Gipfeln der Berge wohnen, den die Schamanen Sostugauah Uu-Tojóu (der Furchtbare, Stolze) nennen, ehren, mich vor ihm beugen und ihm dienen, desgleichen seinem ältesten Sohne Uigu-Tojóu (der Verrückte), dessen Gemahlin Uigu-Hotum (die Verrückte), seinem jüngeren Sohne Käkä-Tschurau-Tojóu (der Lautredende), dessen Gemahlin Käkä-Tschurau-Hotum, sowie ihrer zahlreichen Familie und ihren Untergebenen, durch welche sie den Menschen Krankheiten, Anfälle, Knochenreissen und Beinkrämpfe schicken. Ich gelobe, die Leidenden von diesen Krankheiten zu erlösen, indem ich eine Stute von der Farbe Kärä (isabellfarben) opfere.

Ich werde dem jüngeren Bruder des Uu-Tojóu, den Dämon Hara-Surun-Tojóu (schwarzer Rabe) kennen, ihn verehren, ihn anbeten und ihm dienen, desgleichen seinem Sohne Aban-Burai-Tojóu (gewandter Waghals) und seiner Tochter Kys-Saytai (zu Fusse gehende Jungfrau), welche die Menschen zu Mord, Selbstmord und Afterreden verleiten. Ich gelobe, die Menschen von diesen Neigungen zu befreien, indem ich diesen Dämonen ein Pferd von der Farbe hara (Rabenfarbe) opfere." (cf. *Pricklonski.*)

„Das erste, was in den ersten Stunden nach meiner Ankunft in Kesala (auf Java) mein Interesse erregte, war ein Fall jener merkwürdigen Hirnaffektion, von den Eingeborenen Lata genannt, bei einer Dienerin des Hauses. Sie ist hysterischer Natur und findet sich vorzüglich bei Frauen; doch habe ich auch einen Mann davon ergriffen gesehen. Wenn die Person plötzlich erschreckt oder erregt wird, wird sie lata, verliert die Herrschaft über ihren eigenen Willen und muss durchaus alles nachahmen, was sie hört oder thun sieht. Solange der Anfall dauert, ruft sie fortwährend den Namen des Gegenstandes aus, welcher sie erschreckt und den An-

fall verursacht hat, z. B. „He-ih-heh, matjan“ (Tiger) oder „He-ih-heh, borung besar“ (grosser Vogel). Je nach der Heftigkeit der Veranlassung kann der Anfall nur einige Augenblicke, oder einen grossen Theil eines Tages dauern, besonders wenn die Patientin verhindert wird, sich zu beruhigen. Wenn der Zustand nicht sehr heftig ist, so hindert er die Patientin nicht an der Verrichtung ihrer gewöhnlichen Geschäfte. Das Merkwürdigste an den Kranken ist die Nachahmung jeder Handlung, die sie sehen. Bei einer Gelegenheit, als ich gerade eine Banane ass, begegnete ich plötzlich dieser Dienerin mit einem Stück Seife in der Hand, ich bemerkte, dass sie etwas lata war; aber ohne sie scheinbar zu beachten, biss ich im Vorübergehen kräftig in die Frucht, worauf sie mit dem Stück Seife dasselbe that. Ein andermal legte ich einige Pflanzen in Papier, während sie zusah, und da ich nicht wusste, dass Raupen von den Eingeborenen stark verabscheut werden, schnippte ich im Scherz eine solche, die auf einem Blatt sass, auf ihr Kleid. Sie wurde augenblicklich intensiv lata, warf alle ihre Kleider ab und rannte wie ein gejagtes Reh der Bergstrasse entlang, wobei sie das Wort Raupe im Laufen immer wiederholte, bis Erschöpfung sie zum Stillstehen zwang und der Krampf zu Ende ging. Einer meiner eigenen Diener, der unbedenklich Schlangen jeder Art in die Hand nahm, wurde auch eines Tages lata, als er, ohne es zu wissen, eine grosse Raupe berührt hatte. Einmal wurde die Dienerin meines Wirthes in einiger Entfernung vom Hause von einem Paroxismus befallen, weil sie plötzlich einer grossen Eidechse (dem Baiawak) begegnet war; sogleich liess sie sich, um das Reptil nachzuahmen, auf Hände und Kniee nieder und folgte ihm durch Schmutz und Wasser bis zu dem Baume, auf welchen es sich flüchtete; hier kam sie wieder zu sich. Ein anderer Fall, den ich später erfuhr, hatte tragischere Folgen. Das Weib trat auf dem Felde auf eine der giftigsten Schlangen, die es dort giebt, und wurde vor Schreck dermaassen lata, dass sie stehen blieb und den

Finger vor dem Kopfe hin und her bewegte, um die zitternde Zunge der Schlange nachzuahmen. Sie wurde von der zornigen Schlange gebissen und starb binnen einer Stunde.

Während des Anfalls hat das Auge etwas unnatürlich Starres, aber das Bewusstsein geht nie ganz verloren, und die Patientin versucht sich, solange der Anfall dauert, von dem Gegenstande zu entfernen, der ihn hervorgerufen hat, ohne jedoch genug Willenskraft zu besitzen, um wegzugehen oder die Nachahmung einzustellen. Leute, die lata sind, werden beständig von ihresgleichen geneckt und bleiben oft ganze Tage in dem aufgeregten Zustande." (cf. *Forbes.*)

Bei der in Birma als Yaun bekannten Krankheit (Hysterischer) ahmen die Patientinnen unwillkührlich alle Bewegungen nach, die sie andere Leute machen sehen; ein altes Weib, das einen Topf mit Oel trug, ging hinter einem Ochsen her, und als derselbe zu stallen anfing, nahm sie ihren Topf und goss in gleichen Strömen das Oel aus (in Siam). Völker des östl. Asien, III. S. 296.

„Il y a parmi les Jakoutes beaucoup de gens enclins au haut mal. Ils tombent et crient, puis perdent connaissance, mais ils ont le don de seconde vue et prédisent l'avenir. C'est parmi eux que les chamans choisissent leurs élèves" (s. *Roussy*).

These ecstasies of thought and feeling are easily provoked in those persons who are susceptible by natural temperament and who have increased their natural susceptibility by practice; for in this case, as in other cases, the nervous functions fall easily into the habits of their exercise, and very easily into habits of irregular exercise in neurotic temperaments, where their innate tendencies are that way. In olden times, when the mind was regarded as a simple, uncompounded spiritual unity, acting always as a whole in every function of it. Such extraordinary states, in which it seemed to be distintegrate, could not well be conceived otherwise than as owing to some supernatural influence which had

taken possession of it, and was constraining it to displays of function more than natural; but now that the mental functions are known to be inseparably connected with their nervous substrata, and that these are disposed and united in the brain in the most orderly fashionsuperordinate, cor-ordinate, and subordinateforming in the sum a complex aggregate or confederation of nerve-functions and nerve-tracts, each of which is capable of more or less independent action, it is probable that the extraordinary states of apparent mental disintegration are owing to the separate and irregular function of certain mental nerve-tracts or combinations of nerve-tracts, and to the coincident suspension of the functions of all the rest — a sort of blocking of all junctions during its express activity. The supernatrural powers which were thought to possess and constrain the mind are in that case plainly no more than its natural nervous substrata engaged in disordinate, abnormal, or so to speak, unnatural function. Thus it comes to pass that the strange nervous seizures with their peculiar mental concomitants, instead of being outside the range of positive research, are most interesting events within it; they are useful natural experiments which throw light upon the intricate functions of the most complex organ in the world — the human brain. The painstaking researches of pathology tend steadily to supersede an awestricken and impotent admiration of the supernatural in this its last and most obscure retreat; for they prove that in the extremest ecstasies there is neither theolepsy nor diabolepsy, nor any other lepsy in the sense of possession of the individual by an external power. What there truly is is a psycholepsy. (Maudsley.)

Unter den „intellectuellen Phänomenen“ findet sich der „Verzückungszustand“ (im Spiritismus): „Das Medium scheint von einem anderen Wesen in Besitz genommen, es spricht, fühlt und es handelt nach dem Charakter desselben in der bewunderungswürdigsten Weise, in manchen Fällen redete es fremde Sprache“ unter den

überall wiederkehrenden Erscheinungen der Inspiration, wie bei der Manifestirung des Chao in Siam, neben dem Besessensein durch Phi (Völker des östl. Asien III. S. 280.) Wenn der Einfluss gewaltsam oder schmerzlich ist, so sind die Wirkungen solche, welche dem Besessensein von bösen Geistern zugeschrieben werden (s. Wallace).

Der Schamane zieht seinen Pelz an, setzt sich hin und schlägt eine Zeit lang die Trommel. Darauf gähnt er nach Teufelsart, schreit dann dreimal wie eine Gogora, dreimal wie ein cmepar, dreimal wie ein Kuckuck und dreimal wie ein Rabe. Dann erfolgt die Anrufung (inistigjas) des schiefen (Keltjagjai), krummen (dogolon), lahmbeinigen (jugjuk emjagjat) Teufels: „Komm' in mich herein", damit schliesst die Anrufung. Danach erhebt er sich, überzeugt, dass er sich mit dem Teufel vereinigt habe, dass der Teufel in ihn eingezogen sei und dass er selbst zum Teufel geworden, auf den Flügeln der Gogora in die Unterwelt hinabgezogen sei. Hier angelangt, beginnt er eine abermalige Anrufung: „Mein Ort sei weisse Speise (jurjun as), grünes Gras wachse darauf, ich bin zu Deinem Fleisch und Blut geworden, Teufel!" Dann fährt er fort: „Ytyk ölju törde, Wurzel alles Unheils, achtbeiniges Scheusal (aldmarvi), ich habe mich Dir angepasst, so hilf Du meiner Krankheit. Deine drei schwarzen Schatten haben sich mit mir vereinigt, darum bitte ich Dich, mir zu helfen! Das und das Thier werde ich Dir geben — hilf meinem Jammer!"

Darauf nähert er sich dem Krankenlager und schreit dreimal über dem Kopfe des Kranken: „Was für ein Vieh willst Du haben? Sag' mir's, nur verlasse den Kranken!" Der Teufel, der jetzt im Kranken sitzt, antwortet: „Wenn Du mir eine Kuh mit weissem Rücken (sadschagai) und ein Pferd (bulus) giebst, werde ich den Kranken verlassen." Man giebt das Vieh her. Sodann steckt man 9 Zweige (Avgus kerbjanja) vor demselben in den Boden und bindet es an einen Pfahl. Der Schamane spricht: „Hier steht es, nimm

es, behalt' es, aber hilf!" — „Ich habe es genommen," anwortet der Teufel, und nach 7, 8, 9 Tagen ist der Patient gesund.

Nach dieser Prozedur muss der Teufel mit der Gogora in den eisernen Behälter (vibon temirja) versinken bis hinab auf den Boden der Unterwelt. Dort lässt er das Thier schlachten. Der Schaman nimmt nun ein kleines Brett, in welches er ein kleines Loch bohrt: das soll den Tisch in der Unterwelt darstellen. Auf das Brett legt er ein Stückchen Fleisch und wirft dann Fleisch und Brett ins Feuer. Darauf zündet er dreimal die Mähne eines schwarzen Pferdes an und athmet den Rauch ein. Endlich bittet er Jemand, über ihm mit dem Feuerzeug Feuer zu schlagen und ihm dann, nach dem Wasser jener Welt, Umdan zu geben (Wasser mit einem kleinen Zusatz saurer Milch). Darauf ergreift er drei Zweige und peitscht mit denselben die Teufel hinaus. (s. *Radloff.*)

„Auf den Tonga-Inseln bilden die Priester keine privilegirte Kaste, wie in den anderen polynesischen Gruppen, auch keine unterschiedene Korporation. Die Natur macht den Priester, nicht die Berufung; die Priester müssen mit der Fähigkeit begabt sein, begeistert zu werden, von Zeit zu Zeit von der Gottheit besucht zu werden. Dann sind sie fahe guehe, d. h. unterschieden, getrennt von den übrigen Menschen und in den Zustand reiner Wesenheit übergegangen. Wenn die Ekstase gewichen ist, stirbt auch ihr priesterlicher Charakter; sie sind nur sehr gewöhnliche Wesen; sie treten in die Stellungen ihres gemeinhin niedrigen sozialen Ranges zurück. Die eguis (Edeln), überhaupt die von etwas höherem Range, sind wirklich selten Priester. Dieser Begeisterungszustand hat ohne Zweifel seine Charlatans und seine Betrüger; aber Mariner neigt zu dem Glauben hin, dass die Ekstase des Begeisterten, indem sie aus einer grossen Ueberreiztheit im Gehirn hervorgeht, bisweilen tief und wirklich ist. Die Priester Tonga's scheinen die organischen Erscheinungen zu beweisen, welche das Alterthum bei den Pythien und Sybillen gekennzeichnet und der moderne Magnetismus auf

eine Weise wiederbelebt hat, die die Ungläubigkeit entwaffnet. Der Tonga-Priester, dem Einfluss der Gottheit unterworfen, wird zuerst melancholisch und düster; er scheint gegen eine unwiderstehliche Macht zu kämpfen, die er besiegen möchte; selber besiegt, weicht er und spricht zuerst mit einer dumpfen, gleichsam erzwungenen, vergewaltigten Stimme; dann, sich allmählich in konvulsivischen Paroxysmen erhebend, presst er die Worte, stossweise, zitternd, stellt sich auf einen Standpunkt des Trotzes und der Drohung. Dann beginnt eine Art epileptischen und nervösen Zitterns; der Schweiss tropft von der Stirn des Priesters, sein Mund bewegt sich in beständigen Schlägen, seine Zähne klappern, seine Lippen werden schwarz. Mit athmender Brust, mit schlagendem Puls würde er sterben, wenn nicht Thränen im Ueberfluss seinen Augen entströmten. Dieser Erguss erleichtert ihn, er erholt sich von diesem schrecklichen Anfall und isst wie vier ausgehungerte Menschen" (s. *Dumont d'Urville*). „Iss nicht zu viel!" (cf. Swedenborg!) s. „In Sachen des Spiritismus" etc. (S. 6).

Mit Zittern (des Quakers oder Shakers) beginnt die Inspiration auf Tahiti (s. Btrg. z. vrgl. Ps. S. 135).

„Der Machi (bei den Pehuenchen) begann die Entzauberung (der Kranken) mit einem langsamen und pausenweisen Gesange, der aus der innersten Brust dumpf hervortönte, und die Umstehenden begleiteten das Zauberlied mit taktweisem Klappern von Blasen mit Erbsen gefüllt. Im Verhältnisse, wie die Stimme sich erhebt und schneller wird, vermehrt sich dieser Lärm, und endlich brechen die Gehülfen in ein lautes Kreischen aus. Der Arzt fällt in Ekstase, die bald in wüthendes Gebrüll und Verzuckungen des Körpers ausartet. Stürzt er zu Boden, so ist er kaum zu bändigen, um ihn vor Schaden zu bewahren, während der Schaum vor die Lippen tritt. Wenn er erstarrend liegen bleibt, so benutzt ein Gefährte diese Ruhe, um den Kranken zu streichen und zu manipuliren. Langsam, wie aus einem Traum erwachend, erhob sich der Machi

endlich vom Boden und blickte heiter um sich her. Der böse Zauber war gelöst und dem Kranken wurden Tränke aus Kräutern gereicht, deren Kenntniss und Bereitung als Geheimniss vom Vater auf den Sohn erbt" (cf. Pöppig). Mit der Stimme des Eurikles (als ἐγγαστριμαντις) sprechen die Zemes der Butios und Afrikas Ganga (s. L. a. d. L. 2. S. 57.)

„Die Konvulsionärs legten sich als Busse nicht bloss strenges Fasten auf, auch eine Menge anderer Qualen wurden von ihnen ausgesonnen. Viele legten sich ganz angekleidet, Winter und Sommer nur mit einer dünnen Decke versehen, auf die Diele oder auf die platte Erde, Andere auf Stücke Holz oder auf Eisenstangen. Mädchen trugen Eisenstücke mit spitzen Stacheln an ihrem Körper, und schlugen sich mit Steinen gerade auf die Stellen, so dass die Eisenspitzen tief ins Fleisch eindringen mussten. Bei Vielen trat in ihrer Exaltation auch ein Zustand von Ekstase, eine Art von Somnambulismus ein. In diesem „état de mort", wie man ihn nannte, ist nach Montgeron's Schilderung die Seele durch irgend eine Vision vollkommen absorbirt und der Gebrauch der Sinne theilweise oder ganz aufgehoben. Manche blieben zwei, selbst drei Tage hintereinander mit starrem, unbeweglichem und unempfindlichem Körper, die Augen weit geöffnet und starr, und das Gesicht bleich, wie bei einem Todten. Bei den Meisten erreichte der Zustand allerdings nicht seine extremste Ausbildung; sie waren nicht vollkommen unempfindlich und hörten auch zum Theil, was um sie vorging. Sie schienen in einzelnen Fällen in eine tiefe Kontemplation versunken, ihr Gesicht war lebhaft geröthet und strahlend, als wenn sie im Anschauen himmlischer Bilder schwelgten. Ihre ganze Gestalt war wie transfigurirt. Der Ausdruck von Glückseligkeit, der sich in solchen Augenblicken in dem Konvulsionär ausdrückte, spiegelte sich dann auch in den Zuschauern wieder.

Wie die Kamisarden, so fingen auch die Konvulsionärs von St. Medard an, lange Reden zu halten. Sie klagten über die Ver-

derbtheit des Klerus, sie verkündeten den nahe bevorstehenden Untergang der Welt und die Ankunft des Propheten Elias auf der Erde; hauptsächlich aber war die Bulle Unigenitus der Gegenstand eifriger Predigten. Ihre Ausdrucksweise hatte, wie sich dies in ähnlichen Fällen einer starken Erregung der Nervencentren zu finden pflegt, etwas Erhabenes und Schwunghaftes; ihre Geisteskräfte schienen in solchen Exaltationszuständen im Allgemeinen einen höheren Entwickelungsgrad erreicht zu haben; schüchterne ungebildete Mädchen von niederer Herkunft sprachen in ihren Konvulsionen in glühenden und erhabenen Worten von der Verderbtheit des Menschen durch seine Erbsünde u. s. w. Zuweilen wurden die Reden in Form eines Dialogs gehalten. — Bei aller Schönheit des Ausdrucks mussten indess manchmal die Gebete und Reden der Konvulsionärs wegen ihrer seltsamen Bewegungen einen lächerlichen Eindruck hervorbringen. Eine Konvulsionärin trug ein de profundis, auf dem Kopfe stehend und die Füsse in die Luft reckend, sehr erbaulich vor. Nachher liess sie sich ganz und gar in der Luft überstürzen, ohne sich darum zu kümmern, dass es Männer waren, die diese Operation mit ihr vornahmen. Dadurch wollte sie das grosse Mysterium, dass in der Kirche alles verkehrt sei, sinnbildlich darstellen. — Eine, Namens l'Invisible, sang Loblieder, indem sie Purzelbäume schlug; Andere hingen sich an einem Nagel auf und schnürten sich mit einem Strick den Hals zu, bis ihnen die Zunge aus dem Halse heraushing, liessen sich von Männern auf den Bauch und auf den Rücken schlagen, die Arme, die Beine und die Brüste von Männern auseinanderzerren; sie nahmen vor einer Menge von Zuschauern die unanständigsten Stellungen an. Auch die Männer machten es ebenso.

Wie in früheren psychischen Epidemieen, so kam es auch hier den Inspirirten vor, als ob eine fremde Gewalt ihre Lippen und ihre Zunge in Bewegung setzte; der Sinn ihrer Reden schien ihnen erst dann zum Bewusstsein zu kommen, wenn der Klang

der Worte ihr Ohr berührt hatte; Manche wähnten, aus ihrem Munde eine andere Stimme hervorgehen zu hören, sie verglichen sich selbst mit einem Echo oder mit einem Schreiber, der nur das nachschreibt, was ihm vordiktirt wird. Fontaine giebt über diesen unbewussten, von dem eigenen Willen unabhängigen Zwang, den er an sich selbst erfahren, ausführlichen Aufschluss. Es ging ihnen ebenso, wie vielen Wahnsinnigen in unseren heutigen Irrenhäusern; auch sie unterscheiden die Gedanken, die ihnen selbst angehören, und diejenigen, welche, wie sie meinen, ihnen von Anderen zugeflüstert werden; Hallucinationen haben für sie nicht den Werth ihrer eigenen Gedanken. Die einzelnen Worte klangen öfter wie eine fremde, schwer verständliche Sprache, deren sich indess die Konvulsionärs mit grosser Leichtigkeit bedienen konnten.

Nach Montgeron's Versicherung sollen sie in diesen an und für sich unverständlichen Lauten die verschiedenartigsten Empfindungen ausgedrückt haben, so dass man unter gleichzeitiger Berücksichtigung ihrer Gesichtszüge und Bewegungen ihre jedesmaligen Gemüthszustände deutlich erkennen konnte. — Die Meisten wussten nach einem konvulsivischen Paroxismus nicht, was mit ihnen vorgegangen; sie hatten nur manchmal eine unvollkommene Erinnerung von den während ihrer ekstasischen Verzückung gehaltenen Reden; die während des Nachschreibens ihrer Predigten gebliebenen Lücken konnten sie nachher nur auf eine sehr einfache und verworrene Art ausfüllen und nachbessern, während sie in Verzückung die erhabensten und kräftigsten Ausdrücke hatten brauchen können. Einzelne verloren auch während der Konvulsionen das Bewusstsein nicht und konnten nachher sich noch deutlich der ausgesprochenen Worte erinnern.

Auch Wunder wollten die Konvulsionärs verrichten, Krankheiten und Wunden heilen. Eine gewisse Lopin, mit dem Zunamen l'aboyeuse, weil sie mit mehreren anderen während ihrer hysterischen Anfälle bellte, versprach, ein todtes Kind wieder zu

erwecken. Es wurde mit grosser Feierlichkeit zu ihr gebracht; sie wusch den Leichnam mit Wasser aus dem Brunnen des heil. Paris, rieb ihn mit Erde von seinem Grabe und legte sich nach dem Beispiele der Propheten über seinen Körper, wo sie so lange sitzen blieb, bis das Fleisch in Fäulniss zerfallen war. Einige leckten mit ihrer Zunge die ekelhaftesten Wunden und Geschwüre ab, saugten den Eiter aus, bis die Wundfläche vollkommen rein war; sie tranken das Wasser, in dem sie die von Eiter vollgesogenen Kompressen gewaschen hatten. Sie bebten selbst davor zurück, aber ein übernatürlicher Trieb zwang sie, und ihr Widerwille verschwand, sobald sie sich entschlossen hatten, zu gehorchen. Sie suchten ferner das Schauspiel der Leiden Christi darzustellen: „Sie hielten ihre Arme unbeweglich ausgestreckt, als wenn sie am Kreuze hingen; ein lebhafter Schmerz malt sich auf ihren Zügen, die Blässe des Todes bedeckt ihr Gesicht, der Glanz ihrer Augen scheint zu erlöschen und der Kopf sinkt auf ihre Brust nieder. Einige gingen noch weiter; sie liessen sich wirklich mit Stricken festbinden und blieben längere Zeit in der Stellung des Gekreuzigten; sie liessen ihre Hände und Füsse mit grossen eisernen Nägeln am Holze befestigen, sich die Zunge und andere Glieder durchbohren und hatten während dieser Leiden doch noch die Kraft, die Umstehenden zur Gottesfurcht zu ermahnen. Die Konvulsionäre Nisette oder Denise liess sich an den Füssen aufhängen und blieb in dieser Stellung ungefähr dreiviertel Stunden. Ein anderes Mal liess sie sich, während sie auf ihrem Bette lang ausgestreckt war, 2400 Mal von vier Männern in die Höhe reissen und gewaltsam wieder zurückstossen; einmal liess sie sich Arme und Füsse auf dem Rücken zusammenbinden, und während sechs Männer ohne Unterlass auf ihren Rumpf schlugen, musste ihr ein siebenter die Luftröhre eine Minute lang zusammendrücken; sie blieb dann einige Zeit regungslos liegen; und die blaurothe und angeschwollene Zunge trat ihr weit aus dem Munde. Am 9. März 1633 liess sie

sich mit einem Stück Holz auf den Kopf schlagen, dann an allen Gliedern auseinanderzerren, während mehrere Personen auf ihr herumtraten, und dann von fünfzehn Personen auf dem Boden herumwälzen. Montgeron bewog, um „die Bitterkeit, an der die Kirche krankte", sinnbildlich darzustellen, eine Konvulsionäre, sich bis an den Kopf in ein Grab hineinzustecken, dessen Erde er mit starkem Essig befeuchtete. Andere liessen sich mit Holzkloben mit der grössten Gewalt schlagen, Steine von ungeheurer Grösse auf den Magen werfen, so dass man hätte glauben müssen, der ganze Körper werde zerschmettert werden, Bretter über ihren Leib legen, auf welchen eine Menge Menschen, bis an zwanzig Personen, herumstampfen mussten, um zu beweisen, dass Gott in seiner Gnade sie unverwundbar und unempfindlich gemacht habe; je stärker die Schläge auf ihren Leib dröhnten, desto mehr Linderung ihrer krampfhaften Beschwerden meinten sie zu empfinden. Es mussten oft die kräftigsten Männer ausgesucht werden, man musste Eichenkloben, so gross wie Keulen, nehmen und eiserne Stangen, weil sie von schwachen, mit gewöhnlicher Manneskraft geführten Schlägen nicht im geringsten befriedigt wurden. Die Sache würde unglaublich erscheinen, wenn nicht ganz Paris damals Zeuge gewesen, und die einzelnen Facta von sehr vielen Beobachtern bestätigt würden. Nach Montgeron's Zählung gab es ungefähr viertausend Menschen, die sich zum Schlagen und Stampfen der von Krämpfen Befallenen verwenden liessen. Besonderes Aufsehen machten die secours, die sich Charlotte Delaport und die Turpin geben liess (s. *Leubuscher*).

In Wohlgerüchen schwelgend, betäubt sich die Seele in Fühllosigkeit (des Hypnotismus) zu Alladin's Verfügung, oder in anderen Düften, nach Lust- oder Unlustempfindung, von Anfang her (in Condillac's Statue).

Aus Afrika berichtet die Katholische Mission (unter den Suahili): Um einen Begriff von den teuflischen Ceremonien zu geben,

welche die Pepo verlangen, will ich den Tanz Mana-Wa-Mana zu Ehren des Kitimiri beschreiben.

Nachdem der Mganga den Kranken ausgefragt, verordnet er ihm Heilmittel, die ohne Erfolg bleiben. Dann nimmt er Sand, wirft ihn auf ein Brett, zeichnet einige Figuren hinein, die er sorgfältig studirt, und erklärt sodann, dass der Kranke von einem Pepo besessen ist.

Aber da es mehrere Gattungen von Dämonen giebt, deren jede ihre Priester oder eigenen Opferpriester hat, so prüft der Mganga abermals die auf das Brett gezeichneten Figuren, um zu erfahren, an welchen Priester er sich wenden muss.

Bald nennt er den Fundi oder Priester, welcher den Pepo vertreiben muss. Dann verfügt man sich feierlich zum Fundi, um ihm die Berathung mitzutheilen, die Tosamia heisst. Dieser antwortet: „Ich will diesen Pepo anrufen und ihn fragen, welches Opfer er wünscht."

In der Zwischenzeit, so lange der Opferpriester die Antwort abwartet, verfügt er sich zu dem Kranken und giebt ihm sieben Tage lang einen Aufguss von wohlriechenden Pflanzen zu trinken. Während sieben weitere Tage lässt er ihn Dampfbäder nehmen, die, wegen einer gewissen narkotischen Beimischung dem Patienten alle Symptome von Trunkenheit geben. Dann verkündigt der Opferpriester die Ankunft des Geistes. Sogleich beginnt er nun, ihn zu fragen und mit ihm zu handeln.

„Warum quälst Du diesen Kranken?"

„„Weil ich ein Opfer will.""

„Welches Opfer willst Du?"

„„Das von einem Ochsen.""

„Aber weisst Du nicht, dass dieser Kranke arm ist, und dass Du ihn eher sterben lassen müsstest, als dass er Dir einen Ochsen geben könnte."

„„Nun, so will ich mich mit einer Ziege begnügen.""

„Aber er kann Dir nicht einmal eine Ziege geben. Habe Geduld bis zur Reisernte. Dann wird der Kranke Töpferwaaren und Matten verfertigen, um ein wenig Geld zusammenzubringen, und Du wirst mit einem Opfer beehrt werden, mit einem nächtlichen Tanz und einem Turban."

„„Das ist genug!"" antwortet der Pepo.

Und er entfernt sich, wie der Opferpriester. Der Kranke wird in der Regel kurze Zeit darauf gesund.

Zur bestimmten Zeit bringt der Kranke dem Opferpriester seinen Lohn, der in zwei Silberpiastern besteht. Diesem fügt er zum Opfer bei: eine Ziege, drei Stück weisse Leinwand, das eine zum Turban, die beiden anderen für den Fundi, drei Maass Mehl für den heiligen Kuchen, sieben kleine Tassen, eine Schale aus Porzellan, sieben Stück Zuckerrohre, sieben Eier, sieben weisse Wasserrosen, ein wenig Honig, ein Sandelholz, eine weisse Matte, zwei Maass Reis für den Tisch des Fundi und vier Maass für den Tisch der Eingeladenen.

Sogleich ladet der Fundi die Wari und die Fundi Kitimiri der Nachbarschaft ein, das heisst: die Eingeweihten und die Priester dieser Pepo. Das Wort Wari ist die Mehrzahl des suahelischen Wortes Mari, welches soviel heisst, als Schützling oder Eingeweihter.

Gewöhnlich sind diese Wari Frauen. Um die Beschreibung anständiger zu machen, setze ich voraus, dass der Eingeweihte oder Kranke, welcher das Opfer darbringt, gleichfalls eine Frau ist. Ich thue dies mit um so grösserem Recht, als Besessensein vom Teufel häufiger unter Personen des weiblichen Geschlechts stattfindet.

Die Wari beginnen damit, der neuen Mari oder Eingeweihten die Toilette zu machen. Sie rasiren ihr den Kopf, waschen sie, bestreuen ihren Leib mit Staub von Sandelholz und reiben ihn mit Rosenblätteren. Mit einem aus Sägmehl bereiteten

Teige zeichnet man ihr verschiedene Figuren auf den Kopf; dann zieht man ihr zwei weisse Kleider an, die sie selbst zuvor bereit gehalten hat.

Sind die Sorgen für den Putz beendet, befassen sich Wari mit der Zubereitung des grossen Tellers, der zum Opfer dienen muss. Sie kneten einen grossen Kuchen, den sie ans Feuer setzen. Während des Backens taucht eine jede Wari (die älteste macht den Anfang) den Finger in einen Teig von Sandelmehl, und schreibt sieben Zeichen auf den Opferteller.

Nachdem man sieben Stück Zuckerrohr darauf gelegt hat, sowie sieben Wasserrosen, sieben Aehren von wohlriechendem Pandanus, bedeckt man ihn mit Basilienblättern, und stellt im Umkreis sieben Tassen, sieben Eier, Honig und Weihrauch herum. In die Mitte des Tellers legt man den Kuchen, auf welchen man eine Schale voll wohlriechender Kräuter stellt, die sorgfältig zerrieben sind.

Alle diese Vorbereitungen, begleitet von besonderen Gesängen, geschehen mit dem feierlichen Ernst der religiösen Ceremonien.

Die weissgekleideten Wari sind bedeckt mit Turbanen von der gleichen Farbe. Jede dieser Helfershelferinnen des Teufels ist im Gesichte ganz beschmiert mit Roth, Weiss und Schwarz und trägt in der Hand einen Maulthier- oder Zebraschweif. Ich gestehe, dass, als ich das erstemal diese so verkleideten Frauen sah, ich glaubte, die Teufel seien von der Hölle heraufgestiegen, denn das Bild, das ich von ihnen entwerfe, ist sehr matt, verglichen mit der Wirklickeit.

Wenn Alles zum Opfer bereit ist, so tritt die älteste Wari in den Saal und ruft: „Taireni: seien wir bereit!"

— „Tairi tai: ich bin bereit!" antwortet der Opferpriester.

Sogleich bringt man dann, in Prozession und unter Gesang, den grossen Teller des Opfers. Man stellt ihn auf einen Schemel,

in eine Ecke des Saales, in dessen Mitte ein weisses Tischtuch in aller Unordnung daliegt.

Hierauf erscheint die Mari, welche mit hohen Holzschuhen hereintritt. Sie ist bei ihrem Gange unterstützt von drei Wari, von denen die älteste sie siebenmal in der Mitte des Zimmers niedersitzen und aufstehen heisst.

Wenn die Mari sich gesetzt hat, so setzen sich die Wari, welche sie geführt haben, in der gleichen Ordnung, wie sie gekommen sind. Einen Augenblick darauf sagt die älteste von Neuem: „Taireni!“ Der Fundi antwortet: „Tairi tai!“ und ladet die fremden Fundi ein, die Ceremonie zu beginnen. Sie nehmen diese Ehre in der Regel nicht an.

Der Opferpriester nimmt dann eine kleine, eiserne Glocke, mit der er siebenmal klingelt, wobei er sie ebenso oft weglegt und wieder nimmt. In diesem Augenblicke beginnt der Tanz beim Wirbeln der Trommel, und der Zuschauer wird Zeuge von sehr seltsamen Szenen.

Da die afrikanischen Tänze, wie diejenigen anderer Völker, ihre mehr oder weniger häufigen Pausen haben, so singt man um die Mari während dieser Unterbrechungen bizarre und meistentheils unverständliche Strophen. Bald zerarbeitet sich der Fundi in immer heftigeren Bewegungen und der Gesang wird durchaus traurig.

Wenn die Ceremonien bei Nacht stattfinden, haben sie etwas Erschreckendes. Der orientalische, für den Europäer so ungewöhnliche Tanz, der Anblick des schlecht beleuchteten Saales, der angefüllt ist mit einer schweigenden Menge weisser Gespenster, welche krampfhafte Verzerrungen machen, das dumpfe Geräusch der Trommeln, die Gesänge, welche hie und da dem Choral in unseren Kirchen gleichen, überraschen die Phantasie derart, dass man gar nicht daran denkt, über solch ein Schauspiel zu lächeln.

Es verursacht im Gegentheil tiefen Kummer, wenn man

sieht, dass der Teufel, dieser Affe Gottes (simius Dei, nach dem Ausdrucke Tertullian's), so sehr geehrt und so treu bedient wird.

Gewöhnlich gehorcht der Pepo der Stimme seines Priesters. Gegen Mitternacht fängt die Mari an, sich von links nach rechts zu balanciren. Die Trommeln wirbeln in schnellerem Takte. Es bildet sich eine Runde von Wari und in der Mitte des Saales bleibt nur die Eingeweihte und der Opferpriester.

Man wiederholt mehreremal unter Trommelwirbeln: „Moana mawua; nakonita pande msima nikuene: Blumendame, man ruft Dich, steig' auf den Berg, dass man Dich sieht.“

Die Mari macht sodann hastigere Bewegungen als zuvor. Der Ringeltanz der Wari, welche schwindelerregend sich drehen, beschleunigt sich. Die Trommeln wirbeln, dass sie beinahe platzen.

Die Menge schreit ganz betäubend: „Io, io! mscheni, io, io! Aschungulieni mscheni, io, io! Da, da ist der Fremde! Sehet den Fremden; da ist er, da ist er!“

Im Augenblicke der Erscheinung bleibt die Mari regungslos. Ein tiefes Stillschweigen giebt sich in der ganzen Versammlung kund, und der Fundi stimmt an: „Tuombe Monggu: bittet Gott!“

Nach der öfteren Wiederholung dieser Worte durch den Chor umgiebt er sein Haupt mit einem Kranze von Basilienkraut, wozu Pandanusblätter und Aehren kommen. Darauf sagt er: „Bittet Gott!“ und jeder Gesang und alles Geräusch hört auf.

Nach einem ziemlich langen Stillschweigen sagt die Mari: „Ich grüsse Euch!“ und Niemand giebt Antwort.

Dreimal wiederholt sie dann: „Ich grüsse Euch!“ und dreimal verneigen sich die Anwesenden. Ist dieser Gruss beendigt, wickelt der Fundi ein Stück weisser Leinwand zu einem Turban zusammen und setzt ihn der Mari auf.

Die älteste unter den Wari legt ihr eine silberne Kette um den Hals, oder eine Schnur von weisser Farbe, die aus Glasperlen

besteht; dann Armspangen an die linke Hand und den linken Fuss.

Der Fundi seinerseits nimmt eine Anzahl Kräuter, die in dem auf den Kuchen gestellten Gefässe gesotten wurden, legt sie in eine Tasse, thut Honig dazu und ein Ei und macht aus allen diesen Ingredienzen eine Mischung, von welcher er der Mari zu kosten giebt. Die weissgekleideten Wari theilen den Rest unter einander und essen Alles, sogar die Wasserrosen.

Am Ende dieses Mahles, das eine satanische Nachäffung der Kommunion oder des christlichen Liebesmahles ist, schlachtet man das Opferthier. Der Fundi fängt das Blut auf, mit dem er die Kranke besprengt. Er trinkt einen Theil davon und giebt den Rest den Wari zu trinken.

Der Priester opfert hierauf der Mari, oder vielmehr dem Geiste, von dem sie besessen ist, und sagt: „Nun bist Du mit einem Opfer und einem Tanze beehrt; Du hast überdies einen schönen Turban; sag' uns nun, wer Du bist."

Der Geist erwidert mit einem bei den Pepo gebräuchlichen Worte: „Gungoni nymphea."

„Das ist nicht genug," sagt der Fundi; „wenn Du ein wahrer Pepo bist, so hast Du einen Vater und eine Mutter, eine Familie und Vorfahren." — Der Pepo antwortet: „Ich bin Gungoni, die Tochter von Gungoni; meine Familie wohnt in Mahri, sie stammt ab von Mana-Wamuna, und unsere Vorfahren stammen von der Insel Pomba."

Nach dieser Erklärung halten sich alle anwesenden Frauen, die mit dem Geiste der Neueingeweihten verwandt sind, für besessen. Sie umgeben sie um die Wette und beehren sie mit tausend Liebkosungen.

Um zu zeigen, dass der Pepo gewiss in der neuen Mari sich befindet, verlangt der Opferpriester, dass sie übermenschliche Dinge thue. Er wendet sich an den Pepo und sagt zu ihm: „Das ist

nicht Alles, Du bist in diese Person eingefahren; Du musst an ihren Beschäftigungen Theil nehmen, ohne Dich von etwas abschrecken zu lassen."

Unmittelbar darauf fangen die Trommeln an zu wirbeln. Der Fundi heisst die Mari aufstehen und lässt sie im Tanz die im Leben gewöhnlichen Arbeiten ausführen. So zum Beispiel misst, stösst und wäscht sie den Reis unter Tanz; spült Schüsseln unter Tanz; schürt das Feuer unter Tanz; schöpft Wasser aus dem Brunnen und trägt es immer unter Tanz nach Hause. Sind diese Arbeiten zu Ende, lässt man sie ihren Mann und ihre Kinder umarmen, mitten unter charakteristischen Tänzen, bizarr und mitunter grotesk, die sich bis gegen den Morgen ausdehnen. In diesem Augenblick essen die Opferpriester und die alten Eingeweihten die Ziege, die zum Opfer gedient hat (s. „Afrika im Osten", S. 30).

Die Menschen bewohnen die weiten Länder der organischen Welt (amaramak) im Osten, Süden und Norden. Die Tänggri zerfallen in: 1) Tänggri amaramak (in sechs Klassen or Aimak), 2) Tänggri, die eine bestimmte Gestalt haben (Dursutu) in 17 Klassen, 3) Tänggri, die keine bestimmte Gestalt haben (Dursutu ugei) in vier Klassen. Die höchste Stufe nehmen die 33 Heroen ein, die auf dem Sumber (mit Chormusda) ihre Heldenthaten ausführen, als die 1) Edun naiman Tänggri (die acht Häuptlinge), 2) Naranu Arban Choir Kubegun (die 12 Söhne der Sonne), 3) Arban nigen Dokschin (die 11 Grausamen), 4) Assovanin choir Dsalagu Kubegun (2 junge Söhne der Assovani). Zu den weiblichen Tänggri (ukhin-Tänggri) gehören die Urmütter des Menschengeschlechts, als die Daren und die Rakschissen. Durch gute Thaten wird der Tänggri Mensch, durch böse wird er Assur, Birit oder Höllenbewohner. Jeder Buddha, Bodhisattwa und Tänggri gehört zu den 4 Kategorien des Friedens (amorlingoy), der Belehrung (delgerengoi), Macht (erke) oder Kraft (Dokschin), als die Durben undusu (die vier Wurzeln). Die höchsten Götter sind die Götter der Krone

(tetemum burchan), nämlich Abida, Amoga sidi, Biriousana, Otschir sadowa und Radna-samboba. Sie nehmen ihren Ursprung aus derselben Wurzel, aber das Vorrecht gehört dem Abida, dem alle göttlichen Vollkommenheiten zukommen. Wie das Licht mit unendlichen Strahlen im Wasser reflektirt, kann Abida in seine Chubilghane ausstrahlen, ohne deshalb seine Identität zu verlieren in der Einzelnheit der göttlichen Natur (gaktza tschinar), unberuhigt (amorlingoi) durch Abida's Wort verbreitet sich das Gesetz über die ganze Erde. Abida's Gedanke (Setkil) ist allmächtig. Alles, was der Gedanke berührt, ist ihm unterworfen. Seine herrschende Kraft (erke barimoi) waltet über Alles. Abida's Verstand umfasst Alles. Der Vater der Götter weiss Alles, in Gegenwart, Vergangenheit, und Zukunft. Auf die Götter des Kranzes folgen die Weltregenten, und besonders diejenigen, die schon an gewissen Epochen zur Regierung der irdischen Welt erschienen. Solche sind: Schigi, Biswawo, Diwangara, Ganagamoni, Gargasondi, Gashib, Schigemuni. Dem Gebete fügen die Mongolen bei: Dolou Tengun tschilen erecsun dor murgumoi bide (die Siebenzahl, die schon gekommen ist, beten wir an), Andere Gebete werden an alte vergangene und künftige Götter gerichtet. Schigemuni (1000 a. d.) geboren aus dem schakiamunischen Stamme (in der Nähe Nepals), hiess anfänglich Siddartha. Dieser Stamm wurde der königliche Stamm (nachdem Mahasammata den Thron bestiegen), aber später vernichtet durch seinen Feind Virudakh. Siddarta jedoch entfloh nach dem Ufer des Niradschana und wurde, als freiwilliger Verbannter, der Einsiedler aus dem Stamm der Shakia (Schigemuni) genannt (*Nil*).

Zu den Beschützern und Gönnern des Menschengeschlechts gehören auch die Bodhisaden und Machasaden, die (obwohl nicht von der Höhe des Buddha) immer zu gutem Dienst und Hülfe bereit waren. Zu den furchtbaren Göttern gehören Chormusda, Bimala-Sederi, Schakjin-arsalan, Oktargoin-san und Erlik-Chan;

der erste von ihnen regiert die Tänggrinen, der zweite die Assurinen, und als Wohnplatz für beide dient der Berg Sumber; aber nur Chormusda (mit den 33 vornehmsten Tänggrinen) weilt auf dem Gipfel in der Wohnung Sadorwassun balgasun. Bimala-Sederi wohnt in den Höhlen unter dem Berge, Schakjin-arsalan herrscht über die wortlosen Thiere. Oktargoin-san herrscht über die Biriten. Erlik-Nomun-Chan oder Tschoijin herrscht in der Hölle. Vor ihm steht ein Spiegel (Gegen toli), um alle Thaten der Menschen zu reflektiren, und die Wage der Gerechtigkeit (Tschinnur), die jedes Wort, Gedanken und That richtig schätzt. Alle Thaten der Menschen werden eingeschrieben, und bei der Präsentation der Seele sieht der Tschoijin, ob die Mehrheit der Thaten auf der weissen oder schwarzen Seite seines Scepters ist (um das Geschick der Seele zu entscheiden). Das unvermeidliche Schicksal treibt dann die Seele, gleich einem Stäubchen, in ihre Sphäre. Nur die reine, tugendhafte Seele entgeht dieser Probe. Zur letzten Kategorie der Götter gehören die Tänggrie aller Länder, Gestalten, Arten, Gattungen und Formen, mit Ausnahme der Glieder des schwarzen Reichs (Chara Sugun). Die Tänggri werden als Mittler zwischen Göttern und Menschen angerufen, besonders wenn dem Schitkur, Schimnus oder anderen menschenfeindlichen Geistern entgegen zu arbeiten ist, die dafür nöthigen Anrufungen werden nach dem Dokschit gemacht. Die sprachlosen Geschöpfe (adagusun amitan) gehören zu der niedrigsten Klasse der beseelten Wesen. Die Angesehensten wohnen im Meere, die Niederen wohnen auf dem westlichen Kontinent oder zerstreut auf den andern (den Menschen unterworfen). Die von den Biriten (mit unverhältnissmässigem Riechorgan) verschluckten Tropfen verwandeln sich im Magen in Harz und Feuer. Das Höllenreich (in vielen Abtheilungen) ist von verschiedenen Geschöpfen bewohnt, als den Tschitkur, Sedker, Schimnus, Albin, Buk, Orolon, Ongod u. a. m. Sie bewohnen die Hölle, Abgründe, Wüsten, Gebirge, Wälder oder auch mensch-

liche Wohnungen, und je näher sie dem Menschen sind, desto mehr suchen sie ihm zu schaden. Die Sonne besteht aus feurigem Krystal (Gal molor). Sie umkreist die vier Kontinente in 24 Stunden. Denjenigen Tänggri, die die Söhne der Sonne heissen, ist es erlaubt, sich auf der Sonne in ihren Palästen aufzuhalten, und sie geniessen die Glückseligkeiten in ihren glänzenden Palästen. Im Norden der Sonne liegt der goldene Palast, im Osten der silberne, im Süden der Lapisazuli, im Westen der krystallne. Eben solche Paläste befinden sich auf dem Monde und stehen den dort wohnenden Tänggri zu Gebote. Bevor der Platz für den Bau eines Tempels (Datzan) entschieden wird, wenden sich die Lamen der Buräten) in Gebeten an die Geister der Erde (in der gaser goyouschi genannten Ceromonie), um die Cedirung des Platzes zu erhalten. An den vier Ecken werden Gruben gegraben und Thongefässe (mit Samen, Münzen, Korallen u. s. w. gefüllt) als Opfer hineingelegt. Nachdem die Gruben zugeworfen, wird auf jede der Stock eines Akazienstrauches gesteckt (Schara-modon), mit einem Text aus dem Gandjur-Dandjur beschrieben. Zwischen den Stöcken (nachdem das Innere mit weissen Filzdecken bedeckt ist) wird eine fünffarbige Schnur gezogen, und längs derselben (mit aller Art von Instrumenten von der Lanze bis zum Pfluge, ein Rhinoceroshorn eingeschlossen) eine Furche geritzt, die mit der Milch weisser Thiere begossen wird.

Das Dach der Tempel ist mit kegelförmigen Kuppeln geschmückt, die verschiedenen Figuren (Gandjir) verzieren (wie Sonne, Mond, Damara, Muscheln, Otschir), den Hauptplatz (im Innern des Tempels) nehmen die Götter des Kranzes ein und Schigemuni mit seinen unzertrennlichen Begleitern Tschodbo und Zunchaba. Ausser Mandala und Toli (den Symbolen des Himmels und der Erde) finden sich, als Gaben, auf dem Opfertisch (täglich erneuert): 1) Wasser in drei Sorten (Argam, badim, gandi), als Opfer des Meeres, 2) Samen (busei) von der Erde, 3) Räucherwerk (dukbei)

von der Luft, 4) Lampen (aloge) vom Feuer, 5) Fladen (niwidje) von Menschen, 6) Musikinstrumente (schabda) von der ganzen Welt. Zu den Heiligthümern des Altars, die nicht berührt und verändert werden dürfen, gehören: 1) Rantschim Dukden (Molor erdeni), eine (aus Linchovi-Kügelchen geformte) Pyramide (unter einem Sonnenschirm) darstellend, die das Bild des Sumber und andere Naturkräfte einschliesst (zu Wunderthaten befähigend), 2) Serniadan (Altan Dzagasu) oder zwei goldene Fische, als Repräsentanten der die Erde umhüllenden Fische, die die Arbeit des Altan Melekeya (in seiner Stützung) erleichtern, 3) Dirtschin bumba (mit süssem und aromatischem Wasser), als Symbol des Himmelswassers, 4) Badma san linchova, als Emblem des Reiches Sukavadi, 5) Dungar yactschi (Schnecke), den Ruhm der Götter verkündend, 6) Balbao (farbiges Zeug), die Bereitwilligkeit des Menschen zu Opfern bezeichnend, 7) Tschogi Dzaltzan (eine vierfarbige Fahne), die vier Gebräuche repräsentirend, 8) Chorlo sok (Kurda) zum Gebet, 9) Chorlo rimbutschi (das heilige Rad), die verschiedenen Geschenke der Welt repräsentirend (als das erste der sieben Kleinode oder Dolon erdeni), 10) Norbo rimbutschi (der Würdevolle), als Ideal der Wohlthätigkeit, 11) Dzumbe rimbutschi (die Wunderfrau), das Wohl des Bestehenden begünstigend, 12) Lombo rimbutschi (Riesen-Elephant) mit 84000 heiligen Büchern auf dem Rücken, die Länder durchwandelnd, um den buddhistischen Glauben zu verbreiten, 13) Lambu rimbutschi (Feuer-Talisman), die Seele des Menschen durch Himmelsfeuer erleuchtend, 14) Damtschok rimbutschi (Wunderpferd), von den Missionären, die den Gandjur-Dandjur ausbreiten, geführt, 15) Makbon rimbutschi (Helden-Paladine), mit Riesenkraft für den Ruhm des Buddhismus streitend. Hinter den sieben Kleinodien stehen die fünf Himmelsjungfrauen (takilun tabun ukin tänggri), durch deren Vermittelung Opfer und Gebete zum Himmel gebracht werden. Sie gelten als Symbol der fünf Gefühle des Menschen. Von den Macharansa hält der eine Schwert

und Horn, der zweite Schlangen, der dritte Stab und weisse Maus, der vierte spielt die Laute. An den Seiten der Macharansa findet sich die Göttin Lchamo oder Samo, auf dem Pferde Lus reitend, und der blaufarbige, schreckliche Jamandaga (ein ähnliches Ungeheuer in die Arme schliessend). Dann folgt der klauige Höllengott Tschoijil, der sechsarmige Sungar, der dreiköpfige Sukiernamjit, die Göttin Sendame und der tapfere Gombo (mit Schlangen umwickelt und einen Kranz von Todtenköpfen tragend), dessen sechs Händen Trident Haken und Schlinge, Damara, Schädel, Rosenkranz und Schwert halten.

Zur Vorkehrung wegen der bösen Geister Schorroi-Källil muss man dreierlei grosse Götterbildnisse aufrichten lassen, und dann wird die Seele unverweilt wieder einen Menschenkörper, wenn aber die vorgeschriebenen Regeln nicht pünktlich befolgt werden, einen Schafkörper beleben. Des Menschen (der in einem Feuerjahre [Gal] geboren ist) Seele nimmt Erlick (einer der 360 Diener des Erlick-Chan) und fährt damit in einen gelben Hund oder ein fuchsfarbiges Pferd desselben Hauses, oder nordwärts in einen schwarzen Hund oder Ferkel, oder setzt sich auf ein schwarzes Schweinefell oder einen zerbrochenen Spiegel oder irgend etwas Metallisches, das zerbrochen ist. Nach sieben Nächten aber kommt er wieder und haftet auf der älteren Tochter derselben Familie. Dies Unglück des Verstorbenen rührt von irgend einem Zank her, den er in einer Wittwe Hause, im Herbste, wenn das Gras bleich wird, gehabt und dadurch seinen Schutzgeist abwendig gemacht hat. Weil nun Gefahr ist, dass Erlick noch Jemand von der Familie (er sei Vater, Mutter, Frau oder Sohn) zu sich hole, so muss über dem Todten das Gebet Zagan-Schikurtu verlesen und dem Schutzgeist ein Brandopfer gebracht, der Leichnam aber mit etwas Rothem bedeckt und mittelst eines fuchsfarbigen Pferdes von der Stelle gebracht werden, so wird der Erlick die Seele verlassen und bei dem Oheim oder Bruder des Verstor-

benen in Speise fahren, die in einem rothen Gefäss ist (nach dem Buche Altan Saba oder das goldene Gefäss). Eine im Windjahre (Kie) geborene Seele nimmt Erlik gegen Westen oder Norden mit sich fort und setzt sie auf einen schwarzen Hund. Nach elf Nächten kommt er wieder und sucht einem im Tiger- oder Affenjahre geborenen Menschen Schaden zu thun. Der also Verstorbene hat irgendwo einmal mit einem Zauberer Streit gehabt. Um alles Unglück abzuwenden, muss das Buch Zagan Schikurtu niguza dunli sudur 100 Mal, dann das Buch Sasa delek belik barimat abgelesen werden. Sollte der Tod davon gekommen sein, dass der Verstorbene einmal Sachen von einem Täufling in Verwahrung genommen, so muss Erlick durch das Hornvieh, etwas von Eisen, Gold oder Silber und etwas Seidenzeug besänftigt werden, sonst fährt er in den Sohn oder die Tochter einer schwangeren Frau oder ein scheckiges Pferd. Bei dem Tode eines im Eisenjahre (Tummür) Geborenen muss (zur Verhütung von Unglück) dem Abida Burchan ein Opfer gebracht werden. In der Jahreszeit, wenn die Donnerwetter am gefährlichsten sind, richten die Mongolen und Tibeter auf hohen Stellen ein Indra (Ingdra oder Donner) auf, als ein hölzernes Kreuz mit Kräutern umwickelt, um einer Menschengestalt zu gleichen, die mit ausgestreckten Armen dem Gewitter droht. Die Tungusen nennen die mit Zweigen umwickelten Kreuze Doi, und die kleinen Kreuze (an denen Kopf und Arme ausgearbeitet sind) Boje. Wer in der Mäusestunde (Cholgona) stirbt, zu dem ist Erlick von der Abendseite gekommen, und sein Schicksal rührt von einem weissen Pferde oder weissem Hornvieh her. Nach acht Nächten fährt seine Seele in eine Schlange, welches durch Gebete abgewendet werden muss, so findet er gegen die Morgenseite einen Verwandten. Der Leichnam muss mit Weiss bedeckt werden. Leute, die im Maus- oder Affenjahre geboren sind, dürfen ihn nicht anrühren, sonst wird Unglück widerfahren und Tod eintreten. Die Seele eines Weibes fährt westwärts und haftet auf

einem Weibe oder einem Vieh. So Jemand in der Hasenstunde (Toolai) stirbt, da ist Erlick, wegen etwas Weissem und Dunkelfarbigem von der Abendseite hergekommen und hat die Seele abgefordert. Hierauf wird im letzten Sommermonat, gegen Mitternacht, in einer Wohnung, wo fünf Menschen beisammen sind, den Brüdern oder einem kleinen Sohne Unglück widerfahren. Leute, die im Schweine-, Schaf- oder Hasenjahre geboren sind, dürfen den Leichnam nicht anrühren. Eine männliche Seele wird gegen Mittag fahren und da in zwei oder vier Häusern und auf einem Knaben, der ein Muttermal hat, sich ansetzen. Weibliche Seelen begeben sich morgenwärts und setzen sich auf einen schwatzhaften Mann mit gelbem Antlitz, der acht Monate darauf, an einem Hahnen- oder Hasentage, durch Krankheit sterben muss. Beim Tode in der Schlangenstunde (Mogoi) schwebt die Seele zwei Tage um die Wohnung. Beim Tode in der Hundestunde (Nochoi) versteckt sich die Seele in Lederwerk und dann bei einem Menschen, der im Tiger-, Pferde oder Hundejahre geboren ist. Ist einem Kalmücken durch einen gebrechlichen Mann oder Weib Krankheit angethan worden, so wird aus Mehlteig die monstruöse Figur eines Ghai verfertigt und nach derselben Himmelsgegend hingetragen. Ist ein Kalmücke mit Chan-ada (hitziges Fieber mit Raserei oder ungewöhnlichen Manieren) behaftet, so wird aus Teig ein unförmlicher Menschenkopf verfertigt und (nachdem er dreimal gegen die Brust des ausspeienden Kranken gestossen ist) in die Steppe hinausgetragen. Hierdurch werde die Vergänglichkeit aufgehoben. Alles gelange zum Zweck seiner Bestimmung. Aus der Eitelkeit flossen alle Begebenheiten. Dreieinigkeit lass Dich vernehmen. Auch die Ablegung dieses Körpers war eine Eitelkeit. Dein wohlanständiger Wandel hienieden war ein auserlesener Schmuck. Wo ist aber nun Dein Gesicht dahin. Demnach werde jetzt Dein Bildniss zu den Burchanen erhoben. Schicke Dich wohl an, um den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen. Aus dieser

sichtbaren Welt in jenes Leben hinübergegangen, Vollendeter, sehne Dich nicht wieder in dieses Reich des Gesichts zurück, welches Du verlassen hast, sondern erreiche unverweilt und neu verklärt Deine Staffel zur Burchanischen Vollkommenheit. Ach, wie ist Deine Gegenwart und Stimme bei uns verschwunden, wo ist ein so angenehmes Gehör geblieben? Schicke Dich in diese Entfremdung wohl ein. Aus diesem lauten Weltleben in jenes Hinübergegangener, lass Dich aus dem Reiche des Gehörs der allervollkommensten Stimmen und Getöne nicht wieder in diese Welt zurückgelüsten, sondern gelange auf Deinem Wege unverweilt und neu verklärt immer näher zur Burchanischen Vollkommenheit (heisst es in der kalmückischen Seelenmesse der Doloon. Nicht von den weltlichen Gütern abhängend und von dem Weltgewebe gesondert, wirst Du zur Wiedergeburt in das Sukawadische Reich gelangen. Höre, Du vorzüglicher Sohn, höre, Du vollendeter Sohn, die fünf Machmüt (Elemente) zu befriedigen, sollen die fünf Feuer derselben hiemit angezündet werden. Wegen der vier Elemente werden ferner die Feuer der vier Okin-Tänggri und wegen der sechs Wiedergeburtreiche die Feuer der sechs Okin-Tänggri angezündet. Für Dich selbst wird endlich hiemit Dein Feuer angelegt (der Priester verbrennt dann das Bildniss des Verstorbenen).“ Ist die Seele eines kranken Kalmücken durch Anfechtung des Teufels in Unordnung gerathen, so nimmt der Lama die Operation der Sünnüssün dodohlnä (Aufrufen der Seele) vor (unter Tarni, Gürrim und andern Gebeten), indem er die Mütze des Kranken gegen eine Portion rohes Fleisch abwägt, und wenn die Mütze das Uebergewicht erhält auf die Wiedergenesung schliesst, oder umgekehrt (s. Pallas). Am ersten Tage eines jeden Monats befindet sich die Seele im grossen Zehen der Füsse, bei den Pferden im Hufhorn. Am zweiten Tage sitzt sie bei Menschen und Vieh im unteren Fussgelenk (nach dem kalmückischen Buche Jerrien-Gassool) (cfr. Volker des östl. Asien, VI. S. 607).

Der Teufelsdienst im südlichen Indien.

(Von Rt. Rev. R. Caldwell, Bischof von Tinnevelly.)

Nicht in Tinnevelly allein, oder nur im südlichen Indien, werden Dämonen, Teufel oder böse Geister mit abergläubischer Furcht betrachtet: man findet über ganz Indien Spuren dieses Glaubens an Teufel und an den Schrecken über das Unglück, welches sie verhängen, verbreitet. In einigen Distrikten hat sich dieser Glaube zu einer systematischen Teufels-Verehrung entwickelt, welche man in allen waldigen und bergigen Wildnissen in Central-Indien antrifft, und zwar ebensowohl unter den roheren und ärmeren Klassen, wie auch unter einem Theile der mittleren Klassen in allen südlichen Distrikten, insbesondere in den Distrikten südlich von Trichonopoly, d. h. in Madura und Tinnevelly an der östlichen, und in Travancore an der westlichen Seite der Ghats; sie ist auch auf Ceylon aufgetaucht, sogar unter den Buddhisten, wohin sie wahrscheinlich von Tinnevelly aus gebracht wurde. Tinnevelly war einst eine so hervorragende Stätte der Dämonen-Anbetung, dass diese als eine besondere Eigenthümlichkeit des Distriktes von den Europäern angesehen wurde. Freilich kann der Distrikt heute keinen Anspruch auf diese unbeneidenswerthe Auszeichnung mehr machen, denn Dank der Ausbreitung des Christenthums und der Erziehung, schämen sich jetzt die meisten Leute in Tinnevelly ihrer alten Dämonolatrie, und die wilden Orgien der Teufel-Anbetung können als vergangene Dinge angesehen werden. Von Sir Monier Monier-Williams ist das Vorherrschen der Furcht vor Dä-

monen, und die Ursache davon, durch ganz Indien so dargestellt, dass dieses allgemeine Vorherrschen der Verehrung von Schutz-Gottheiten unter der grossen Masse der Bevölkerung von Indien das Resultat einer steten Furcht vor bösen Dämonen sei, — einer Furcht, welche die Hindus aller Ränge und Stellungen heimsucht, vom höchsten bis zum niedrigsten, mit Ausnahme jener Glücklichen, die eine europäische Erziehung von der Herrschaft der abergläubischen Vorstellungen und Ideen befreit habe. In der That hat es einen Glauben an jede Art dämonischer Einwirkung immer gegeben, von den frühesten Zeiten her, und dies ist ein wesentliches Ingredienz der religiösen Denkungsart des Hindu. Diese Idee hat wahrscheinlich ihren Ursprung in der vermeintlichen Bevölkerung der Luft durch geistige Wesen, die, personifizirt, Begleiter von Sturm und Ungewitter sind. In der That wird Niemand, der je im engeren Verkehr mit Hindus in ihrem eigenen Lande gestanden hat, das Faktum bezweifeln, dass der Gottesdienst von mindestens 90 pCt. der Bevölkerung Indiens heutigen Tags eine Anbetung aus Furcht ist. Nicht etwa, dass die Existenz von guten Gottheiten, denen ein höheres Wesen vorsteht, angezweifelt würde, wohl aber, dass diese Götter durchaus garzu gut seien, als dass man eines Sühnopfers bedürfe. Ebenso, wie uns in alten Erzählungen von den slavischen Völkerschaften berichtet wird, dass sie an einen weissen und einen schwarzen Gott glaubten, aber dass sie nur dem Letzteren allein ihre Verehrung darbrachten, da sie doch — wie sie voraussetzten — von dem Wohlwollen und der Güte des Ersteren, der weissen Gottheit, Nichts zu fürchten hätten. Die einfache Wahrheit ist diese, dass der gewöhnliche Hindu sich denkt, dass Böses aller Art: Ungemach, Gefahren und Unglück, Hungersnoth, Krankheiten, Pestilenz und der Tod von Dämonen herrühren, recht eigentlich, von Teufeln oder lediglich von Teufeln. Von diesen boshaften Wesen glaubt man, dass sie verschiedene Grade des Ranges, der Macht und der Bosheit einnehmen. Einige von ihnen sind

bestrebt, die ganze Welt zu vernichten, sie bedrohen sogar die Götter selber. Andere ergötzen sich daran, Männer, Weiber und Kinder zu tödten, bloss aus Durst nach Menschenblut. Wieder Andere finden ihr Vergnügen daran, muthwillig zu quälen, oder sie schwärmen dafür, Krankheit, Schaden und Missgeschick zu verhängen. Alle machen es sich zur Aufgabe, den Fortgang guter Werke und nützlicher Unternehmungen zu verhindern und zu verderben.

Der Verfasser fährt in der Beschreibung der Vorherrschaft dieses Glaubenssystems fort und zeigt, wie dieses selbe System, das als „Shamanism“ unter dessen Betrügereien einbegriffen werde, über ganz Ober-Asien und an den süd-westlichen Grenzen von China vor der Ausbreitung des Buddhismus und Muhamedanismus in jenen Gegenden (nach den Aussagen russischer Reisenden und Marco Polo) die Oberhand hatte.

Eintheilung der Dämonen.

Die Dämonen, welche in Süd-Indien verehrt werden, sind zweierlei Art. Es giebt halbgöttliche und halbteuflische Wesen, und es giebt auch Teufel im eigentlichen Sinne. Von der ersten Art sind einige männliche Gottheiten, andere weibliche; und die Letzteren sind immer die bösartigsten und die meist gefürchtetsten. Sie sind Alle von Abkunft Saiva, indem die männlichen meistens Kundgebungen von Siva sind in seinem schrecklichen Charakter als Zerstörer, als Herrscher der Dämonen, und Tänzer auf dem brennenden Grunde; die weiblichen als Kundgebungen (Manifestationen) von Siva's Weib in ihrem scheusslichen Charakter als Káli oder Durgá. In Bezug auf ihren wohlwollenden Charakter wird sie Umá, Satí oder Parvatí' genannt. Die populärste männliche Gottheit dieser Klasse im südlichen Indien wird in Tamil', Aiyanár genannt, dessen hauptsächliche Eigenthümlichkeit darin

besteht, dass sein Tempel von irdenen Pferden umgeben ist, von denen einige eine grosse Gestalt aufweisen; auf solchen soll er nächtlicher Weile durchs Land reiten. Er ist der Hari-Hara-putra der Brahmanen, d. h. der Sohn von Siva und Vischnu in der Gestalt eines Weibes. Man muss ihm blutige Opfer darbringen, um ihn in guter Laune zu halten, gleich den Uebrigen dieser Klasse, männlichen, wie weiblichen; sonst geht er darauf aus, sich diese selber zu (suchen) verschaffen. Er ist der Wächter über Ackerwirthschaft und Gartenanlagen, und der wichtigste Tempel, der ihm geweiht ist, liegt zwischen Tinnevelly und Travancore, nämlich am Eingange eines der Passe nach Tinnevelly. Dieser Ort wird nach ihm Aryan-kâvu (Aryau's-Wacht) genannt. Er ist einer von den Lehrern der Götter, und als solcher A'yanâr genannt, der ein Ehrenname für Lehrer ist, und auch A'ryan (der Vortreffliche).

Einer der gewöhnlichsten Namen Aiyanár's im Süden ist Sáttá, eigentlich Sástá (der Lehrer), ein Ausdruck, der identisch mit Sástri ist. Diese Halb-Gottheit ist wenig bekannt — wenn das überhaupt der Fall ist — im Norden; aber die weiblichen Gottheiten dieser Klasse werden anerkannt, gefürchtet und verehrt in allen Theilen Indiens, obgleich vielleicht am meisten systematisch im südlichen Indien. Sie werden Dorf-Göttinnen genannt, aber hauptsächlich „Mütter", obgleich sie absonderlich unmütterlich von Charakter sind. Der in Tamil gebräuchliche Name ist Amman, ein Wort, das aus dem Sanskrit ambá (Mutter) abgeleitet wird, und dies wird als mehr beehrend und liebevoller angesehen, als das gewöhnliche Wort für „Mutter". Vielleicht giebt es kein Dorf — gewiss keines von irgend welcher Bedeutung —, das nicht ohne seinen Amman-Kovil (Tempel der Amman) ist. Und da man meint, dass alle diese Ammans Abbilder (forms) von Káli oder Durgá, Siva's Frau, sind, so behaupten sie einen würdigeren Platz, als die gemeinen Teufel. Die Anbetung derselben wird von einer

besonderen Klasse von Sudra-Priestern, Pandârams genannt, vollzogen. Die Tempel, welche man ihnen errichtet hat, stehen immer ausserhalb der Grenzlinie der grossen Tempel und der Dorfzäune, und gerade deshalb hier, weil man voraussetzt, dass die Teufel für gewöhnlich keinen Schutz vor dem Wetter haben, vielmehr unter Bäumen oder im Freien angebetet werden an einem rohen Altar oder einem Obelisken aus Lehm, der mit rothem Ocker oder weisser Tünche, oder mit beiden Theilen beschmiert worden ist, um den Ort zu bezeichnen, wo sie umgehen und spuken. Sie werden demnach nicht von einer besonderen Priesterschaft geistlich verehrt, sondern von jedem Anbeter, er sei Mann oder Frau.

Ungeachtet der höheren Würde, die man den Ammans zuertheilt, fragt sich schliesslich doch, ob sie nicht diabolischer sind, als die erklärten Teufel selber. Die Cholera und die Pocken, die schrecklichsten aller Pestilenzen, werden von ihnen allein auferlegt; und besonders erwähnenswerth dürfte sein, dass von gemeinen. Leuten die Pocken beständig „Spiel der Amman" genannt werden Wenn Jemand von den Pocken befallen wird, so ist der Ausdruck dafür, den das Volk anwendet, der: „die Amman hat ihren Zeitvertreib mit ihm." Das technische Wort für „Pocken", Vaisûri, hört man wohl in Krankenhäusern für Arme, aber selten in den Häusern des Volkes. Mári-Amman ist die besondere Bezeichnung für die Cholera-Göttin, und Mári bedeutet den personifizirten Tod. — Masern werden „die kleine Amman" genannt.

Zwischen den Ammans und den Teufeln giebt es keinen Unterschied betreffs ihrer Begierde nach Blut. Sie ergötzen sich Alle in gleicher Weise an Blutopfern, und Alle verlangen gleichfalls rasende Tänze, die ihnen zu Ehren aufgeführt werden müssen, insbesondere zu Zeiten einer Pestilenz. Der einzige Unterschied, den ich in der That zwischen den Ammans und den Teufeln bemerken kann, besteht darin, dass die Ammans niemals ihren Wohnsitz in den Körpern und Seelen (Gemüthern) ihrer Verehrer und

Anbeter nehmen. Was man „Besessenheit vom Teufel“ nennt, ist auf die Teufel im eigentlichen Sinne beschränkt.

Die Teufel, oder die recht eigentlichen Dämonen, sollen eines menschlichen, keines halbgöttlichen Ursprungs sein. Sie werden Bhutas, Pisáchas und Peys genannt; aber, obwohl die beiden ersten Namen Sanskrit sind, und der letztere, Pey, aus dem Sanskrit Preta mag korrumpirt sein (Preta ist ein Leichnam, und bedeutet zuweilen einen Geist (oder Gespenst), so sind doch die bezeichnenden Namen für die Teufel niemals Sanskrit, und die Anbetung dieser „örtlichen Teufel“ — die freilich von den Brahminen geduldet, sogar angespornt wurden — ist doch nicht von ihnen im Süden eingeführt worden; vielmehr war es wahrscheinlich die Religion der Ureinwohner lange vor Ankunft der Brahminen, oder sogar vor der Ankunft ihrer dravidianischen Vorfahren. Der Grundzug der Dämonologie, welchen das Puranische System enthält, scheint aus diesem alten dravidianischen Aberglauben entlehnt zu sein. Die Buddhisten auf Ceylon entlehnten ihre Dämonolatrie von den Dravidiern des alten Königreichs Pándya. Wenn dem so ist, so darf man wohl vernünftiger Weise vermuthen, dass die Brahminen aus derselben Quelle, oder einer ähnlichen, die dämonischen Elemente, die in ihrer Religion enthalten sind, schöpften.

Mir scheint es, als ob ein Begriff vom Dämonismus, der einer weiteren Entwickelung fähig war, sogar in der Aitareya Bráhmana von Rig-veda, mitsammt des betreffenden Charakters und der dargebrachten Anbetungsform für Rudra, welche später mit Siva identificirt wurde, verzeichnet ist. Ich meine, dass wir eine mystische Urkunde des Ueberganges der ursprünglichen Dämonologie in das brahminische System vor uns haben; ebenso in Verbindung damit des vorliegenden Gegenstandes in die puranische Erzählung vom Opfer des Daksha. Nach dieser Erzählung fand Siva (Saiva oder Seiva) sich für unfähig, den alten Elementar-Gottheiten

sich zu unterwerfen, und um sich selber ausschliesslich die Huldigungen, nach welchen er begierig war, zu sichern, so rief er die Dämonen (d. h. die Dämonen-Anbetung der Ureinwohner) zu Hülfe und stellt sich an ihre Spitze in der Person als seines pro-re-natus Sohnes Vâo-bhadra.

Die Mehrzahl der Teufel sollen ursprünglich menschliche Wesen sein; und solche Leute, die eines plötzlichen und gewaltsamen Todes gestorben sind, sollen am meisten in Teufel verwandelt werden, insbesondere wenn sie sich gefürchtet gemacht haben zu Lebenszeiten. Die Teufel können demgemäss männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, niedrigeren oder höheren Ranges, von Hindu- oder ausländischer Abstammung. Ihr Charakter und ihre Lebensweise scheint untergeordneter Natur zu sein, jenachdem sie auf Grund dieser Abstammung einen Unterschied aufweisen. Alle sind machtvoll, bösartig und Störenfriede; alle sind begierig nach blutigen Opfern und rasenden Tänzen. Die einzigen augenscheinlichen Unterschiede bestehen in der Bauart des Altars und Bildnisses, die ihnen zu Ehren errichtet worden sind; in den Abzeichen, die von ihren Priestern getragen werden; in den Einzelheiten der Ceremonien, welche bei ihrer Anbetung beobachtet werden; in der Bevorzugung des Opfers, das für Einen in einer Ziege besteht, für den Zweiten in einem Schwein, und beim Dritten in einem Hahn; oder in der Beifügung von gebranntem Spiritus, — eine Libation, die einige der unteren Kaste der Dämonen verlangen. Betreffend ihre Wohnung, so meint man, dass die meisten der Teufel auf Bäumen wohnen; einige wandern auf und ab, und gehen hin und her in unbewohnten Wüsteneien; einige bewohnen alte Brunnen; und andere verstecken sich in schattiger Zurückgezogenheit. Zuweilen nehmen sie ihren Aufenthalt auf den rohen Altären, die zu ihren Ehren erbaut sind, oder auch in Häusern. Einige bewohnen die Palmyra-Palme, deren Blätter noch nie zuvor abgebrochen worden sind. Das Alpdrücken

soll immer von einem Dämonen herrühren. Ein Dämon setzt sich auf die Brust des schlafenden Menschen und ist bemüht ihn zu ersticken.

Besessenheit.

Oft kommt es vor, dass ein Teufel seine Lust daran hat, die Seele dem Körper zu entziehen, um diesen dann selber zu bewohnen, als einen solchen, den einst sein Verehrer (Anbeter) innehatte. In solchem Falle schwindet das persönliche Bewusstsein des Besessenen. Das Schreien, Gestikuliren und schlangenartiges Winden sind nach dieser Auffassung nur noch Akte des Dämons. Jede Krankheit, so unbedeutend sie auch sein mag, wird in abergläubischer Furcht angesehen, als sei dieselbe von einem Teufel zugefügt; dann ist eine Darbringung von Opfern erforderlich, um den Teufel zu entfernen. Eine ungewöhnliche Heftigkeit und Dauer irgend einer Krankheit, oder die Erscheinung von besonderen Symptomen, welche nicht in des Arztes Śástra verzeichnet stehen, sind Beweise für die Besessenheit. Darüber ist auch kein Teufelsanbeter im Zweifel. Da die Kenntnisse in der medizinischen Wissenschaft bei einem so rohen Volke nur gering sind, so kommen Fälle von Besessenheit sehr häufig vor. Wenn nämlich eine Person lacht und weint, eins um das andere, ohne irgend eine erklärliche Ursache, oder wenn sie laut schreit und wild um sich blickt, wo weder Schlangen, noch ein wildes Thier zu sehen sind, — wie kann da ein Teufelsanbeter anders denken, als dass ein Teufel die Ursache dieser Krankheit ist? Es wird also zu einem eingebornen Doktor geschickt, der selber Teufelsanbeter ist, und von ihm wird Rath und Hülfe erbeten. Er trägt seine ganze Bibliothek bei sich (lesen kann er nicht, aber er hält es sicher in seinem Gedächtniss, seinem Hirn): seine „volle Kenntniss der Medizin, in einem Hundert von Strophen enthalten, die von dem

weisen Agastya seinem Jünger Pulastya überliefert worden ist.“ Aber vergeblich macht er seine Vorschriften, vergebens erdichtet er harte Verhaltungsmassregeln. Da nun aber keine Beschreibung über hysterische Leiden in seinen Autoritäten vorhanden ist, so kann er nichts Anderes thun, als zu erklären, dass der Teufel von der Seele der Kranken Besitz ergriffen hat. Dann ist sein Rath, dass dem ein Opfer dargebracht werden müsse, — das ist vielleicht ein Gewand oder ein Geflügel für den Doktor? Zuweilen nimmt die Besessenheit die Form eines Sonnenstiches an, oder die der Epilepsie, oder des Schlaganfalls, eines plötzlichen Schreckens, eines Schwindels, einer Betäubung, hervorgerufen durch Ueberfliessen der Galle; aber schon jedes gewöhnliche Unwohlsein, welches als unheilbar erscheint, wobei der Kranke anfängt abzuzehren, wird eine Besessenheit genannt.

Manchmal wünschen die Freunde des Kranken es nicht, den Teufel mit einem Male auszutreiben. Dann wird Musik herbeigeschafft, ein Teufelstanz wird aufgeführt und der Dämon der Wahrsagerkunst herbeigeholt. Das findet besonders statt, wenn ein Familienglied längere Zeit hindurch krank gewesen ist, wenn man dann wünscht, den Verlauf der Krankheit zu wissen. Dann sehnen sie sich nach den Besuch des Dämonen und wünschen diesen herbei. Wenn sie aber den Teufel austreiben wollen, so findet kein Mangel statt an rührenden Ceremonien und kraftvollen Bezauberungen, von denen eine jede als wirkungsvoll in unzähligen Fällen befunden worden ist. Wird nun der Teufel als ein besonders Widerspenstiger erkannt, und verweigert er es, davon zu gehen, so weise auch die Beschwörungsformeln sein mögen, so wird sein Zurückzug meistens dadurch beschleunigt, dass man den Schultern der besessenen Person einige heftige Schläge mit Pantoffel und Besen appliziert, wobei der Doktor alle Sorgfalt gebraucht, seiner Kur Beihülfe zu leisten, indem er den Teufel in den possenhaftesten Ausdrücken, die zu denken sind, ausschilt.

Bald verliert der Besessene seinen niedergeschlagenen, düsteren Blick. Er fängt an ängstlich zu werden und sich unter den Pantoffelhieben zu winden und wälzen, wobei er zuletzt laut schreit: „Ich gehe davon, ich gehe davon.“ Dann fragen sie nach seinem Namen, und weshalb er dorthin gekommen. Er sagt nun, er sei der und der Teufel, den sie so lange vernachlässigt hätten, er müsse jetzt ein Opfer haben; oder auch nennt er sich mit dem Namen irgend eines dahingeschiedenen Verwandten, der jetzt in einen Dämon verwandelt worden, wie sie zum ersten Male erfahren. Sobald der Dämon damit einverstanden ist, auszufahren, hört das Hauen auf; und dann werden meistens sofort Vorkehrungen für ein Opferfest getroffen, das ein Ersatz sein soll für die Leiden der Beschimpfung infolge des Teufelsbannes. Der Besessene erwacht jetzt wie aus tiefem Schlaf, und erscheint als Einer, der Nichts davon weiss, was vorgegangen ist. Diese Anfälle von Besessenheit sind nicht bloss auf erklärte Anhänger der Hindu-Religion beschränkt. Es haben sich viele Fälle angetroffen bei neuen Christen, und auch einige wenige unter Christen, die es länger sind. Krankheiten des Gehirns, Nervenleiden, speciell Anfälle von Hysterie werden von so vielen aussergewöhnlichen und beunruhigenden Symptomen begleitet, dass es durchaus nicht unnatürlich erscheint, wenn einfach denkende Leute sich der Idee der Hindu-Nachbaren anschliessen, und das Leiden irgend einem dämonischen Einfluss zuschreiben. Dieser Ansicht verfallen, schickt man zum Katecheten oder dem eingeborenen Prediger, sogar zum europäischen Missionar, die wegen des vermeintlich Besessenen beten sollen, um dadurch den Dämon zu vertreiben. Wenn der Fall wirklich ein hysterischer ist, so verschlimmert diese ganze Heilmethode natürlich den Zustand des Kranken noch mehr. Wo auch immer solcher Rath in Anspruch genommen wurde, so hat sich stets gefunden, dass keine hysterische Besessenheit Stich hielt

vor der Behandlung, die sich empfahl. Der Teufel ging immer ab nach einem Terpentin-Klystier.

Ohne zu bestreiten, dass eine wirkliche Besessenheit niemals vorkomme, da wo die Grundzüge des Uebels herrschen, und wo der Glaube an das Vorhandensein und häufige Vorkommen von Besessenheit so allgemein alltäglich ist; so wäre es nur natürlich, zu vermuthen, dass für diesen Glauben auch eine Begründung vorhanden sein muss. Ein volksthümlicher Aberglaube birgt in sich auch für gewöhnlich ein Stück von Thatsachen. Ich bin zugänglich und entschlossen, einen thatsächlichen Beweis über diesen Gegenstand zu erfahren. Und als ich die Zahl von bewunderungswerthen Fällen, die fast jeder Eingeborne als solche darstellt, wie sie ihm von Augenzeugen geschildert worden, betrachtete, da hoffte ich, auch eines Tags etwas dergleichen selber zu sehen. Aber ich habe bisher niemals Gelegenheit gehabt, gegenwärtig zu sein, wo Symptome, die mir anders als auf natürlichem Wege verursacht, eine Erklärung nicht zuliessen (statthatten), obwohl ich seit fast fünfzig Jahren nach solch einer Gelegenheit suche, wobei ich die grösste Zeit in einer Gemeinde verlebt habe, die eine Teufels-Anbetung betreibt. Und dieselbe Erfahrung haben, soviel ich gehört habe, alle englischen und amerikanischen Missionare gemacht.

Die Dämonen erweisen ihre Gewalt besonders in Fällen der Besessenheit; aber schon Zufügung von Kränkungen geringerer Art genügt ihnen. Nicht bloss ein Fehlschlagen von Regen, oder ein Mehlthau, der auf die Ernte niederfällt, sondern auch sogar die Zufälle und Krankheiten, welche den Viehstand heimsuchen und traurige Verluste im Geschäft, — alle werden als Beispiele betrachtet, die aus Missgunst der Teufel herrühren. Dann wieder begnügen sich die Teufel damit, den Furchtsamen zu erschrecken, ohne indessen ihm ein wirkliches Leid anzuthun. Die Leute hören dann Nachts ein sonderbares Geräusch, und sofort

aufblickend sehen sie, wie ein Teufel davonfliegt in der Gestalt eines Hundes von Hyänen-Grösse, oder einer Katze, deren Augen wie zwei Lichter leuchten. Beim Abenddunkel hat man die Teufel auf Begräbnissplätzen oder in Irrwischen beobachtet, wo sie einer nach dem anderen die drolligsten Gestalten annehmen; und Nachts, wenn ihre tollen Streiche den freiesten Spielraum haben, erkennt man sie oft, wie sie quer über das Gelände hinreiten auf unsichtbaren Pferden, oder wie sie hinschweben über sumpfige Landstrecken wie wandernde, aufblitzende, flimmernde Lichter. Auf allen ihren Wanderungen schleichen sie dahin, ohne den Boden zu berühren, wobei die Erhöhung über dem Erdboden zugleich ihrem Rang und Stand angemessen ist. Ich sah einst ein Dorf, das völlig zerstört war. Die Einwohner in vollem Schrecken begriffen, die Materialien ihrer Häuser bei Seite zu schaffen, indem von unsichtbarer Hand Felsen (Steine) auf die Dächer geschleudert wurden. Noch schlimmere Dämonen hat man kennen gelernt unter dem Deckmantel der Nacht. Sie bringen brennbare Materialien unter den Dachluken von Strohdächern an. Sogar bei Tageszeit, ungefähr am Schluss der heissen Jahreszeit, wenn kein Windzug zieht, dann kann man sie sehen, wie sie in Gestalt eines Wirbelwindes den Staub aufrühren, wobei sie in ihrem wilden Spiele Alles aufgreifen und jeden trocknen Halm und jedes Blatt emporwirbeln, das auf ihrem Wege in ihren Bereich kommt. Und dieser Wirbelwind wird „des Teufels Karre“ genannt. Kurz, alle Dämonen thun Böses, nur kein Gutes. Sie verursachen Schrecken, verleihen aber niemals Wohlthaten, ebensowenig beweisen sie irgend welche Zuneigung für ihre Anbeter. Sie wollen mit Opfern versöhnt werden, weil sie so bösartig sind; aber in keiner Weise kann man ihre Gunst erringen. Wenn bei irgend welcher Gelegenheit es der Fall ist, dass die Ursache der Anbetung von Seiten der Verehrer diejenige ist, irgend einen Vortheil zu erlangen, so ergiebt eine weitere Nachforschung, dass gerade die Boshaftigkeit

des Dämonen dem im Wege steht, was man andernfalls als selbstverständlich (erreicht) erhalten haben würde.

Es giebt nun noch zwei Eigenthümlichkeiten, die mit der Teufels-Anbetung eng verbunden sind, beide sind wesentliche Grundzüge des Systems, nämlich: der Teufelstanz und die Darbringung blutiger Opfer. Auf diese gehe ich jetzt über.

Der Teufelstanz.

Wenn es beschlossen worden ist, dem Teufel ein Opfer darzubringen, so wird Jemand ausgewählt, der die Rolle des Priesters zu übernehmen hat. Die Teufelsanbetung wird nicht, wie die Verehrung von Gottheiten — mögen solche erhabener oder untergeordneter Natur sein, mögen sie gnädig oder blutdürstig sein —, von Personen geleitet, die sich demselben als Priester gewidmet haben, sondern vielmehr von irgend Einem, der dazu ausgewählt wird. Dieser ernannte Priester wird jetzt als „Teufels-Tänzer" betitelt. Gewöhnlich verwaltet der „Hauptmann", oder einer der hervorragenden Leute des Dorfes diesen Götzendienst; aber zuweilen wird auch diese Pflicht freiwillig von irgend einem (Andächtigen) Verehrer oder einer Verehrerin übernommen, die danach streben, Kundbarkeit zu gewinnen, oder bei denen der Anblick der Vorbereitungen eine plötzliche Schwärmerei erweckt hat. Der verwaltende Priester, wer dieser nun auch zufälliger Weise sein mag, wird mit Gewändern und Schmucksachen umhüllt, die dem besonderen Teufel, welchen man verehren will, zukommen. Die Absicht bei der Anlegung solcher Teufels-Insignien besteht darin einen Schrecken in den Gemüthern der Zuschauer zu verbreiten. Aber diese buntgefärbten Gewänder und die fratzenhaften Schmuckgegenstände, der Kopfputz und die dreizackigen, klirrenden Glöckchen des Darstellers haben so sehr das Gepräge der gemeinen Zugabe zu einem Possenspiel, dass es einem Europäer schwer fällt,

hierbei ernsthaft zu bleiben. Die musikalischen Instrumente, vielmehr die Instrumente, welche nur Skandal machen sollen und vor Allem beim Teufelstanz benutzt werden, bestehen in dem Tamtam, der gewöhnlichen indischen Pauke, und dem Horn, dem gelegentlich noch eine Clarinette zugefügt wird, wenn die Umstände es erlauben. Aber das liebste Instrument, eben weil das geräuschvollste, ist dasjenige, welches man „den Bogen" nennt. Eine Reihe von Glocken verschiedener Grösse sind an dem Rahmen (Gestell) eines riesigen Bogens aufgehängt; die Saiten sind so befestigt (angezogen), dass sie einen Ton geben, wenn sie angeschlagen werden, wobei der Bogen auf einem grossen hohlen ehernen Gefäss oder Kessel ruht. Das Instrument wird mit einem Plektrum bearbeitet, und sind mehrere Musikanten dabei thätig. Der Eine schlägt mit dem Plektrum auf die Saiten des Bogens, ein Anderer macht den Bass dazu, indem er mit der Hand den ehernen Kessel bearbeitet; und ein Dritter hält den Takt und bessert die Harmonie aus mit einem Paar Schallbecken. Da jeder Musikant von seiner Arbeit hingerissen ist, und sich bemüht, seinen Nachbar in der Geschwindigkeit seiner Leistungen zu überragen, und ausserdem das Lärmen seiner Stimme, womit er akkompagnirt, hinzukommt, so ist das Resultat ein Tumult von entsetzlichen Tönen, gerade solcher, wie sie wohl ein Ohr eines Dämonen ergötzen mögen.

Wenn die Vorbereitungen vollbracht sind, und der Teufelstanz beginnen kann, so ist die Musik anfangs ganz leise vergleichungsweise, der Tänzer erscheint (unergriffen) leidenschaftslos und düster: entweder steht er ruhig da, oder er rührt sich langsam in schwermüthigem Stillschweigen. Allmählich, wie die Musik schneller und lauter wird, beginnt auch seine Erregung sich zu steigern. Zuweilen bedient er sich medizinischen Tranks, um sich selber behülflich zu sein, in den Zustand des Wahnsinns zu gerathen, er zerschneidet und zerreisst sein Fleisch, bis das Blut herniederströmt, er schlägt sich mit einer mächtigen Peitsche, drückt eine

glühende Fackel auf seine Brust, trinkt das Blut, das aus seinen Wunden fliesst, oder er trinkt das Opferblut, indem er die Gurgel der als Opferthier enthaupteten Ziege an seinen Mund bringt. Dann beginnt er — als ob er nun ein neues Leben gewonnen habe — seinen Schellenstab zu schwenken und im schnellen, wilden unstäten Tritt zu tanzen. Plötzlich schwindet diese göttliche Eingebung. Da ist kein Irrthum über diese wilden Blicke und jene wüthenden Sprünge. Er schnarcht, starrt um sich, dreht sich im Kreise. Nun hat der Dämon körperlich von ihm Platz ergriffen; und obgleich er die Macht behält, sich zu äussern und zu bewegen, so unterstehen doch beide Thätigkeiten der Kontrolle des Teufels, und sein eigenes Wollen ist ausgeschlossen.

Die Zuschauer bezeichnen dieses Ereigniss dadurch, dass sie in ein lautes Geschrei ausbrechen, das von einem ganz eigenthümlichen zitternden Geräusch begleitet wird, welches durch eine Bewegung von Hand und Zunge, oder auch von der Zunge allein hervorgerufen wird. Der Teufels-Tänzer wird von jetzt an wie eine gegenwärtige Gottheit verehrt und jeder Zuschauer befragt ihn wegen seiner Krankheit, seiner Bedürfnisse, wegen des Wohlergehens seiner Anverwandten, die abwesend sind, die Geschenke, welche man, seinen Wünschen entsprechend, darzubringen hat, kurz, man fragt ihn nach Allem, wofür übermenschliches Wissen allein nur noch zureichend ist. Da der Teufelstänzer bis zur Bewunderung die Rolle eines Wahnsinnigen spielt, so bedarf es einiger Erfahrung, um im Stande zu sein, seine zweifelhaften und unverständlichen Ausdrücke zu begreifen, sowie auch seine murmelnde Stimme und seine seltsamen Gestikulationen; aber die Wünsche der Parteien, die ihn befragen, sind ihnen dabei behülflich, das zu verstehen, was er meint.

Zuweilen wird der Teufelstanz und die dämonische Wahrsagerei extemporirt, besonders da, wo die Masse des Volkes vorzugsweise dem Teufelsdienst zugeneigt ist und mit den verschie-

denen Stufen der Verehrung vertraut ist. In diesen Fällen, wo Jemand zufällig den Anfang eines Zitterns, hervorgerufen durch Auftreten des kalten Fiebers, zu erkennen giebt, oder wenn ein Schwindel vom galligen Kopfschmerz eintritt, so belehrt ihn seine ungebildete Anschauung, als sei er jetzt selber vom Teufel besessen. Dann schwenkt er den Kopf hin und her, von einer Seite zur anderen, und starrt in das Leere, stellt sich in Tanzpositur und fängt an wahnsinnig zu tanzen. Die Zuschauer laufen davon, um Blumen und Früchte zum Geschenk herbeizuholen, oder sie bringen einen Hahn oder eine Ziege, die ihm zu Ehren geopfert werden.

Die Nacht ist die gewöhnlichste Zeit, welche den Orgien der Teufelstänze geweiht ist; da die Nächte am geeignetsten sind für die Anbetung besonderer Teufel. Und da die Zahl der Teufel, welche verehrt werden in einigen Distrikten, gleich der Anzahl ihrer Anbeter ist, und da jeder Akt der Anbetung mit dem Getöse von Trommeln und Schall der Hörner begleitet ist, so wird die Stille der Nacht, besonders zu Zeiten, wo die Cholera herrscht, oder irgend eine andere Epidemie ausgebrochen ist, durch ein grässliches, unheimliches Geschrei unterbrochen, schmerzlicher anzuhören wegen des Umstandes, der es hervorgerufen, als wegen des unangenehmen Eindrucks auf Ohren und Nerven.

Das Darbringen blutiger Opfer.

Eines der wichtigsten Bestandtheile des Systems der Teufelsverehrung ist das Opfern von Ziegen, Geflügel u. dergl. zum Zwecke den Zorn der Dämonen zu besänftigen, und sie zu bewegen, die Unglücksfälle, welche sie herbeigeführt haben, zu beseitigen, oder auch davon abzulassen neues Ungemach zu bringen, womit sie vermeintlich gedroht haben. Es ist nichts Besonderes, oder einer besonderen Bemerkung werthes in der Art und Weise, wie das Opfer vollzogen wird. Das Thier, meistens eine Ziege, muss

männlichen Geschlechts und vollständig schwarz sein, Káli zu Ehren, der schwarzen Göttin. Das Thier, welches zum Opfer ausersehen ist, wird an den Altar des Teufelstempels geleitet, verziert mit rother Ockerfarbe und Kränzen von Blumen. Ein Topf voll Wasser wird dann über den Kopf des Thieres geschüttet, um seine Annehmbarkeit zu prüfen. Wenn es zusammenschrickt und schaudert, wie doch das erschreckte Thier nicht vermeiden kann zu thun, so wird es für das Opfer als richtig befunden. Gewöhnlich wird der Kopf des Thieres vermittelst eines einzigen Schlages mit einer Doppelhacke vom Körper abgetrennt, weil man annimmt, dass das Opfer nicht gern aufgenommen wird von dem Dämonen, wenn mehr als ein Schlag erforderlich ist. Der geköpfte Körper wird dann so gehalten, dass alles Blut, welches derselbe enthält, über den Altar des Dämons fliesst. Wenn die Opferung damit vollzogen ist, so wird das Thier an der Stelle aufgeschnitten und ihm das Fell abgezogen. Unter Hinzufügung von gekochtem Reis und Obst wird es dem Dämon angeboten, und bildet ein heiliges Festmahl, an dem sich Alle betheiligen, die bei dem Opfer zugegen sind.

Der einzige Zweck des Opfers ist, den Zorn des Teufels zu bannen, oder das Ungemach, welches sein Zorn herbeiführt. Man muss wohl verstehen, dass solche Opfer niemals dargebracht werden der Sünden des Anbeters wegen, und dass man nicht glaubt, des Teufels Zorn sei erregt durch irgend welches moralisches Vergehen. Die Religion der Teufelsanbeter, so wie sie geübt wird, hat keinen Bezug auf Moral. Das gewöhnlichste Motiv des Opferns ist, vom Teufel eine Hülfe in Krankheit zu bekommen, und in diesem Falle ist schliesslich auch der Ritus verständlich: derselbe besteht darin, dem Dämon Leben für Leben, und Blut für Blut darzubringen. Der Dämon dürstet nach dem Leben seines Anbeters oder nach demjenigen seines Kindes; und durch eine kleine Ceremonie, welche die Achtung vor ihm beweist, durch ein wenig Musik und Gebrüll

wird er bestimmt, sich statt dessen mit dem Blute einer Ziege zu begnügen. So wird also eine Ziege geopfert, ihr Blut auf dem Altar des Dämonen vergossen, und der Opferer geht frei aus.

Ein europäischer Dämon.

Man hat zuweilen den Fall angeführt, dass ein Engländer dort als Dämon verehrt worden ist. Da ich erkannt habe, dass einige Berichte darüber ungenau sind und angethan, eine irrthümliche Anschauung zu unterhalten, und auch sogar der Bericht von Sir Monier Monier-William ungenau ist, so werde ich hier eine exakte Erzählung dessen geben, wie es sich zugetragen. Die näheren Umstände sind folgende. Aus den rohen Liedern, welche in Bezug auf die Anbetung dieses Mannes gesungen werden, geht hervor, dass derselbe ein englischer Officier war, ein Capitain Pole, oder so ein ähnlicher Name, der tödtlich verwundet wurde bei der Einnahme der Travancore-Linien im Jahre 1809. Sie brachten ihn an einen Ort der Seeküste von Tinnevelly, genannt Manapar, wahrscheinlich in der Hoffnung, dass er wieder hergestellt werde; aber er starb auf dem Wege an einem Orte, wo nur eine Reihe von öden Sandhügeln zu finden war, ungefähr vier Meilen von dem Orte ab, wo ich dieses niederschreibe. Kurz nach seinem Tode fingen die unwissenden Leute in jener Gegend an, ihn zu verehren als einen Dämon. Es wird einem jeden Dämon das dargebracht, was man glaubt, das ihm am meisten gefällt. Ein gemeiner indischer Dämon würde Blut vorgezogen haben, aber die Opfergaben, welche diesem englischen Officier dargebracht wurden, bestanden in (gebrannten) Spirituosen und Cigarren! Diese Anbetung fand ich in vollem Schwunge vor, als ich in diese Gegend kam vor mehr als vierzig Jahren, aber sie findet längst nicht mehr statt und ist auch vergessen worden. Mein Hauptgrund, weshalb ich dieses hier erwähne, ist, weil ein unziemlicher Gebrauch von

der Geschichte gemacht worden ist. Ein englischer „Welten-Bummler“, der später in das Parlament gelangte und hier im Parlamente im Laufe einer Tirade gegen das englische Gouvernement in Indien versicherte, dass diese Anbetung eines englischen Officiers als Teufel eine Illustration sei von dem Schrecken, welchen die Eingebornen vor den Engländern hegen. Thatsache ist, dass das Motiv dazu auf Seiten der Leute aus der Nachbarschaft kein Schrecken oder Missvergnügen über irgend Etwas, das sie über jenen Armen gehört hätten, vielmehr war es Mitleid über sein trauriges Ende, indem er einsam in einer Wüste verstorben ist, fern von seinen Freunden, so dass es unmöglich war, dass seine Seele je könne Ruhe finden.

[Unter den Thay orakelt der Chao bei Besitzergreifung, s. Völker des östlichen Asien, III, S. 282 u. a. a. O.].

Der Dieyerie-Stamm.

Samuel Gason.

(Herausgegeben von George Isaacs. 1874.)

---

1. Durchstechen der Nasenwand.

Diese Operation wird bei Knaben und Mädchen vollzogen, wenn sie etwa fünf bis zehn Jahr alt sind.

Der Vater pflegt den anderen Mitbewohner des Dorfes zu sagen, dass es seine Absicht sei, die Nase seines Kindes durchstechen zu lassen. Ein alter Mann wird nun ausersehen, der die Ceremonie vollziehen soll, die gewöhnlich des Mittags stattfindet.

Ein Stück Holz, sechs Zoll lang, vom Cooyamurra-Baum (eine Art Akazie), wird an einem Ende zugespitzt und hinreichend scharf gemacht, um die Nasenwand zu durchbohren, wobei der Mann mit der Linken die Nase festhält und mit der Rechten den Stich vollführt.

Einige Minuten vor der Operation, und auch während derselben, stimmen die Männer und Frauen einen Gesang an, weil sie glauben, dadurch dem Kinde einen grossen Theil der Schmerzen zu ersparen.

Nachdem die Durchstechung vollzogen ist, wird eine Federspule, die etwa $^1/_4$ Zoll im Durchmesser hat, hineingesteckt, um damit zu verhindern, dass das Loch sich schliesst. Diese Spule wird so lange darin erhalten, bis die Wunde vollständig wieder geheilt ist.

Das Wort „Moodlawillpa“ wird abgeleitet von „Moodla“ = Nase und „Willpa“ = Höhle, deshalb die Bezeichnung: „Loch in der Nase.“

2. Giraimychirre-Zahnausziehen.

Im Alter von acht bis zwölf Jahren werden den Kindern die beiden Vorderzähne des Oberkiefers ausgezogen, und dieses geschieht in folgender Weise:

Zwei Stücke Holz vom Cooyamurra-Baum, jedes ungefähr einen Fuss lang, werden an einem Ende in Form eines Keiles zugespitzt, und dann beiderseits an den Zahn gesetzt, der ausgezogen werden soll, indem diese so fest, wie möglich, hineingeklemmt werden. Die Haut eines wallaby, die zwei- oder dreimal gefaltet ist, wird um den Zahn gelegt, damit man diesen herausziehen kann. Nachher wird ein dickes Stück Holz, etwa zwei Fuss lang, auf den wallaby angesetzt und mit einem schweren Steine dagegen geschlagen. Zwei Schläge genügen, den Zahn zu lösen, so dass man denselben mit der Hand herausnehmen kann. Dieselbe Operation wird nun beim zweiten Zahne wiederholt. Sobald die Zähne ausgezogen, steckt man ein Stück Lehm in die entstandenen Lücken, um die Blutung zu stillen.

Der Knabe oder das Mädchen — denn diese Operation wird an beiden Geschlechtern vollzogen — darf hierbei die Leute nicht ansehen, deren Gesichter von ihnen abgewendet sein können, aber sie dürfen auf diejenigen blicken, welche vor ihnen stehen.

Man glaubt, dass der Mund des Kindes, sobald es seine Blicke auf sie richtet, während diese Männer dabei denselben den Rücken zugekehrt haben, offen stehen bleiben würde und infolge dessen nicht mehr im Stande sind, zu essen.

Dieser Zwang besteht drei Tage lang, dann wird derselbe entfernt.

Die ausgezogenen Federn werden nun mit einem Bündel Emu-Federn umwickelt, mit Fett bestrichen und etwa zwölf Monate lang verborgen gehalten. Dies geschieht oft noch länger, weil sie glauben, dass wenn die Federn bei Seite geworfen werden, käme ein Adler herbei und liesse grössere Zähne an Stelle der alten wachsen. Diese würden dann die Oberlippe durchbohren und den Tod verursachen.

Als die Dieyerianer gefragt wurden, weshalb sie eine solche Verunstaltung ihrer Kinder vornähmen, konnte kein anderer Grund angegeben werden, als der, dass bei Erschaffung der Welt Gott Mooramoora dem ersten Kinde die Vorderzähne des Oberkiefers herausgeschlagen habe. Dieses hat ihm so gefallen, dass er den Befehl ausgegeben, es solle bei jedem männlichen oder weiblichen Kinde für immer geschehen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mich von der Vollziehung dieser Ceremonie verschiedentlich zu überzeugen. So schmerzlich es auch sein mag, so haben Knaben sowenig wie Mädchen dabei gewinselt.

Kurrawellie Woukanna.

(Beschneidung.)

Sobald sich Haar sehen lässt auf dem Gesicht des Knaben, wird eine Berathung alter Männer abgehalten, wobei keine Verwandte des Knaben gegenwärtig sind. Auch keine Anzeige hierüber geht seinen Eltern zu. Alles wird geheim gehalten.

Dann wird eine Frau auserlesen, die ebenfalls dem Knaben nicht verwandt ist, deren Aufgabe darin besteht, eine Muschelschale an seinem Nacken festzuhalten. Darauf, an einem festgesetzten Abend, ehe man im Dorfe sich zur Ruhe begiebt, um 9 Uhr etwa, wartet sie eine Gelegenheit ab, ihn zu treffen, wobei sie stets bestrebt ist, über den Kopf des Knaben eine Schlinge zu werfen, an welcher die Schale hängt. Er weiss sehr wohl, was ihm bevor-

steht, weil er an andern Kindern es gesehen hat. Deshalb rennt er sofort davon aus dem Dorfe.

Wenn die Bewohner des Ortes so erfahren haben, was sich zugetragen hat, fangen sie ein grosses Schreien und Gekreische an mit äusserster Anstrengung ihrer Stimmen.

Der Vater und die älteren Brüder werden dadurch erschreckt und beginnen darüber zu zanken, welches Recht den Alten des Dorfes zustände, die Kinder oder die Brüder aufzugreifen. Indessen, wenn sie sich ungefähr eine Stunde lang so herumgestritten haben (ohne sich dabei zu hauen), gehen sie zu Bett, als ob nichts passirt wäre.

Inzwischen muss der Knabe allein bleiben, bis am andern Tage ihn junge Leute (aber keine Verwandte) besuchen und ihn in andere Dörfer führen, die manchmal fünfzig, ja bis zu hundert Meilen entfernt liegen. Das geschieht, um andere Eingeborene für die beabsichtigte Ceremonie einzuladen.

Der Knabe bleibt nun den Tag über fern von den Dörfern, wohin er geführt worden. Bei Tagesanbruch, bevor das Dorf erwacht, wird er weggescheucht, und nachts muss er vierhundert Yards entfernt von seinen Angehörigen lagern.

Während der Abwesenheit des Knaben reissen die Verwandten den Männern, Weibern und Kindern alle Haare aus bis sie wie geschoren sind. Die Haare werden dann zusammengesponnen, zu einem Faden gewickelt, ungefähr von der Stärke eines gewöhnlichen Zwirnes, in ununterbrochener Länge bis zu 500 Yards. Dies wird deshalb gethan, um diesen Strick dem Jungen um den Leib zu schlingen, wenn die Beschneidung geschehen ist, was man Yinka nennt.

Am Tage vor dieser festgesetzten Ceremonie, ungefähr um 4 Uhr, werden die alten Frauen des Dorfes abgeschickt, den Knaben aufzusuchen. Sie wissen, wo er zu finden ist, und gehen hinaus auf eine entfernte Strecke, die, wie vorhin geschildert, weitab liegt

von seinen Anverwandten. Wenn er sich zwei Wochen lang so herumgetrieben hat, kehrt er zurück und giebt von seiner Heimkehr dadurch Kunde, dass er an seinen Aufenthaltsörtern zwei oder drei Mal des Tages Rauch aufsteigen lässt, was ein Zeichen dafür sein soll, dass er noch lebt. Dann tragen sie ihn ins Dorf, richten ihn empor auf einige Minuten aufrecht zu stehen bis Alles vollendet. Die Eingebornen können nur im letzten Augenblick handeln, da gewöhnlich Verwirrung entsteht, wenn die Beschneidung vor sich gehen soll. Der Vater und die nächsten Anverwandten gehen nun dem Knaben entgegen, um ihn zu umarmen; nun aber laufen zwei oder drei kräftige Jünglinge auf den Knaben zu, setzen ihn auf den Rücken eines andern Mannes, wobei sie Alle drei Mal laut aufjubeln.

Dann wird der Junge so etwa hundert Yards weg von den Weibern gebracht, in Häute gewickelt und so bis Tagesanbruch liegen gelassen.

Jetzt erneuern Vater und Angehörige des Knaben ihr Gezänk gegen alle die, welche angeordnet haben, dass die Schale um den Nacken des Knaben gehängt werden solle. Nun entsteht ein allgemeines Gefecht, in das alle kräftigen Männer bis zur Rauferei verwickelt werden, bis die Schlägerei ein Ende hat. Dann giebt es viele zerschlagene Köpfe und Beulen, — während dessen die Weiber schreien, kreischen, keifen und zischen, wobei sie noch andere scheussliche Töne von sich geben, etwa wie Hyänen.

Sobald die Feindseligkeiten eingestellt sind, erheben die Männer ein lautes Gemurmel, oder einen Gesang (wobei sie aber nicht tanzen und schreckliche Geberden annehmen. Das dauerte bis 4 Uhr morgens. Dann werden die Weiber und Kinder auf eine Entfernung von vier hundert Yards ab aus dem Dorfe getrieben, wo sie dann bleiben müssen und mit den Händen auf eine Art hölzernen Trog schlagen, einmal etwa jede Minute (wie in gesitteten Ländern in solchen Intervallen das Todtengeläute er-

schallt). Die Männer wiederholen das Geräusch bis zum Tagesanbruch, wo dann das Schlagen aufhört. Unmittelbar vor der Beschneidung des Knaben nimmt ein Jüngling eine Handvoll Sand auf und streut diesen um sich her, während er um das Dorf läuft, wobei man glaubt, dass der Teufel ausgetrieben wird, gleichzeitig Mooramoora, der gute Geist, darin festgehalten wird. Sobald die Beschneidung stattgefunden hat, beugt sich der Vater über den Sohn. Er glaubt von Mooramoora inspirirt zu werden, um ihm einen andern Namen zu geben, als er vorher hatte. So nennt er ihn wiederholt. Dann wird er von einigen Jünglingen fortgebracht und auf drei oder vier Monate fern gehalten, bis er als wirklicher Mann zurückkehrt: denn obwohl er noch ein Bursche an Jahren ist, wird es ihm gestattet, dieselben Privilegien zu geniessen, die einem Manne zustehen, weil er beschnitten ist.

Es bleibt noch zu erwähnen, dass, im Falle der Vater nicht mehr lebt, sein nächster Anverwandter an seine Stelle tritt.

[Die Pubertätsweihe (in Australien) metamorphisirt in einen (brahmanischen) Dviya, s. „Der Papua" (S. 207)].

Willyaroo.

(Um eine gute Ernte vorzubereiten, und sich der Schlangen und anderer Reptilien zu erwehren oder sie zu erjagen.)

Die nächste Ceremonie, welche auf die Beschneidung folgt, soll jetzt beschrieben werden. Ohne dass man ihn vorher benachrichtigt hat, wird ein junger Mann von den alten Männern aus dem Dorfe weggebracht, wobei die Weiber aufzuschreien beginnen fast die halbe Nacht hindurch. Am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang umgeben ihn die Männer, junge und alte, mit Ausnahme seines Vaters und seiner älteren Brüder, wobei sie ihm zureden, seine Augen zu schliessen. Einer von den alten Leuten bindet dann seinen Arm mit dem eines anderen alten Mannes mit einem

ziemlich festen Strick und mit einem scharfen Kiesel nahe der Schulter zusammen, öffnet die Hauptader des Armes, ungefähr einen Zoll oberhalb des Ellbogens, was einen augenblicklichen Blutstrom verursacht. Dies darf an dem jungen Manne so lange vollzogen werden, bis sein ganzer Körper mit Blut bedeckt ist.[1])

Sobald der alte Mann infolge des Blutverlustes ohnmächtig geworden, kommt ein anderer an die Reihe, dann ein dritter, bis der junge Mann von den Blutungen, die seinem Körper ankleben, vollständig besudelt ist. Der nächste Act der Ceremonie ist viel schlimmer für den Jüngling. Er muss sich mit dem Gesicht auf die Erde legen, während ein oder zwei junge Leute ihn mit einem scharfen Feuerstein, ungefahr $^1/_{16}$ Zoll tief in die Schultern oder den Nacken an 6 oder 12 Stellen ritzen. Diese Einritzungen erzeugen Narben, die bis zu seinem Tode anzeigen, dass er durch den Willyaroo gegangen ist. Nach der Tätowirung wird ein Stück Holz, das 9 Zoll lang, $2^1/_2$ Zoll breit und gegen $^1/_{16}$ Zoll stark ist. Das nennt man Yuntha. Man zeigt ihm, dass er sie beim Jagen zu gebrauchen hat. So kann der Stamm eine gute Ernte geniessen an Reptilien, Schlangen und anderem Wild. Jede Nacht, so lange seine Wunden noch nicht geheilt sind, muss er bis zu 400 Yards bis ans Lager herankommen, aber nicht näher, und sie so schwingen, dass seine Eltern benachrichtigt werden, er sei noch am Leben. Dann können sie ihm etwas Nahrung senden, auf eine weibliche Person darf er aber nicht blicken. Nach seiner vollständigen Wiederherstellung kehrt er ins Dorf zurück und es herrscht grosse Freude über den so lange Vermissten.

---

[1]) Die Gründe, die für diesen barbarischen Gebrauch angeführt werden, sind die, dass dadurch der Muth in den jungen Mann hineingeimpft wird und dass man ihm zeigt, wie unbedeutend der Anblick von Blut sei. Würde er im Kampfe eine Wunde empfangen, so dürfe er sich daraus nichts machen, sondern das nur als eine Kleinigkeit ansehen. Er hat früher Blut aus seinem Körper rinnen sehen, weshalb sollte er jetzt Furcht oder Angst fühlen.

Er bleibt indessen nur wenige Tage da. Dann wird er von Einigen seines Stammes fortgeführt, um andere Stämme zu besuchen zum Zweck, dass er Geschenke erhält, etwa einen Speer, einen Boomerang oder andere heimische Waffen, oder Geräthe. Dieser Ausflug wird Yinninda genannt.

Am Abend seiner Rückkehr händigt er diese Geschenke denjenigen ein, welche die Operation an ihm vollzogen haben und ein während seiner Abwesenheit von einem ausgewählten Weibe gedichtetes Lied, wird von diesem gesungen, während die Männer, Frauen und Kinder tanzen. Dieses Fest dauert etwa zwei Stunden.

Mindarie.

(Festtag, um Frieden zu erbitten.)

Nachdem die Weihe des Willyaroo an ihm vollzogen worden, ist die nächste Ceremonie, welcher der junge Mann unterworfen wird, die der Mindarie, welche ungefähr einmal in zwei Jahren bei diesem Stamme, wie auch bei benachbarten Stämmen, vollzogen wird. Wenn genügend junge Leute, die diese Ceremonie noch nicht durchgemacht haben, da sind, und jeder Stamm auf freundlichem Fusse mit dem anderen steht, wird ein Rath abgehalten, in welchem Zeit und Ort bestimmt werden — ungefähr drei Monate später —, nach welchem das Haar wieder wachsen darf, ziemlich lang, um geflochten zu werden in nachher zu beschreibender Weise. Und die Jünglinge, deren Haar am Ende dieser Periode nicht lang genug ist, können an dieser Ceremonie nicht theilnehmen. Weiber werden in die benachbarten Stämme gesandt, um sie zur Ceremonie einzuladen; die Vorbereitungen dazu, indem man wurleys errichtet, nehmen sechs bis sieben Wochen in Anspruch.

Jeder Tag ist Zeuge von der Ankunft fremder Männer, Weiber und Kinder; und sobald der erste Eingeborene zum Vorschein

kommt, wird der Mindarie-Gesang angestimmt, um dem Fremden zu beweisen, dass er als Freund begrüsst wird.

Wenn zuletzt Alle angekommen sind, warten sie den Vollmond ab, um Beleuchtung genug zu haben für ihre Ceremonie, die mit Sonnenuntergang beginnt. Inzwischen stimmt bei jedem Sonnenaufgang und auch in Zwischenräumen während des Tages Jedermann im Dorfe ein in den Mindarie-Gesang.

Dann gehen sie daran, die Jünglinge anzuziehen, die bisher der Ceremonie noch nicht beigewohnt haben.

Zuerst wird das Haar auf ihrem Kopfe mit Schnüren zusammengebunden, so dass dasselbe in die Höhe steht. Dann wird Thippa (das sind Rattenschwänze) an den Haarzopf gebunden, deren Enden nun über die Schultern herabhängen. Ferner werden Federn von einer Eule und dem Emu am Vorkopfe und den Ohren angebracht. Eine grosse Yinka (wie vorhin beschrieben) wird rund um den Leib geschlungen, in welchem nahe am Rückgrat ein Büschel Emufedern geflochten wird, das Gesicht wird roth und schwarz bemalt. Während die Jünglinge so geschmückt werden, ist auch die Sonne untergegangen.

Nun fangen alle Männer, Weiber und Kinder an mit aller Kraft ihrer Lungen zu schreien und setzen dies ungefähr zehn Minuten lang fort. Dann trennen sie sich, indem die Weiber ein wenig abseits gehen vom Dorfe, um zu tanzen, wobei die Männer ungefähr in einer Entfernung bis zu dreihundert Yards vorschreiten. Der hierzu ausgewählte Platz ist eben, bildet für gewöhnlich einen festen Boden, der sauber gefegt ist.

Ein kleiner Knabe im Alter von vier Jahren ungefähr, der dazu ausersehen ist, die Ceremonie zu eröffnen, ist über und über herausgeputzt mit Flaumfedern von Schwänen und Enten, einen Büschel von Emufedern in der Hand tragend, das Gesicht mit rother Ockerfarbe und weisser Kreide bemalt.

Er tanzt in den Kreis hinein, die Jünglinge folgen ihm und hinterher die älteren Männer.

So tanzen sie ungefähr zehn Minuten lang, bis der kleine Knabe den Tanz unterbricht, indem er vom Tanzplatze davonläuft. Dann beginnen die Jünglinge von Neuem, wobei sie die wunderbarsten Bewegungen vollführen, bald auf den Zehen stehend, bald auf den Hacken, dann auf einem Beine, wobei sie den ganzen Körper schütteln in heftigster Weise und genau Takt dabei halten, ihre Hände gleichzeitig erheben und mit diesen klappend; dann einmal eilen sie dahin so schnell sie können, dann einmal halten sie plötzlich an, erneuern den Tanz mit Händen und Füssen in steter Bewegung, rennen wieder vorwärts, vielleicht an zwanzig neben einander, und dann beim Schalle eines bestimmten Wortes lassen sie die eine Schulter sinken wie Ein Mann und dann die andere. Dann werfen sie sich zu Boden, hüpfen auf den Knieen, klappen mit den Händen und begleiten diese Bewegungen mit Gekreisch und Gesang die ganze Nacht hindurch ohne Aufhören; dies wird so vorzüglich ausgeführt, wie es nur ein wohleingeübtes Orchester vermag.

Mit Sonnenaufgang, wenn sie ermüdet sind, wird die Ceremonie beendet, wo sie sich dann zur Ruhe begeben und den Tag über schlafen.

Der Grund, dieses Fest abzuhalten ist, um allen einzelnen Stämmen Gelegenheit zu geben, sich zu versammeln und den Frieden zu erneuern, indem sie einander beschenken und in freundschaftlicher Weise Streitigkeiten beizulegen, die seit der letzten Miudaria ausgebrochen sein mögen.

Die Eingebornen werden von diesem Gebrauche lebhaft ergötzt und sprechen noch lange nachher davon.

Koolpie.

Sobald das Haar im Gesichte des Jünglings hinreichend gewachsen ist, dass man die Bartenden zusammenbinden kann, wird die Ceremonie des „Koolpie“ vollzogen.

Ein Rath älterer Männer tritt zusammen, stellt den Ort fest und bestimmt den Tag für die Operation, an dem er schon des Morgens aufgefordert wird zu jagen. Der Jüngling, welcher nichts ahnt, wird auf ein gegebenes Zeichen ergriffen, einer aus der Schaar legt seine Hand ihm auf den Mund, während die andern die Yinka — wie oben beschrieben — ihm vom Leibe nehmen.

Dann muss er sich niederlegen, wobei ein Mann ihm jedes Glied festhält und ein anderer auf seine Brust niederkniet, um ihn gestreckt zu erhalten.

Dann beginnt die Operation damit, dass man den Penis auf ein Stück Borke legt, wobei einer der Männer, mit einem scharfen Steine versehen, einen Einschnitt unterhalb vollführt, von der Vorhaut bis zum Grunde.

Wenn dies geschehen ist, so wird ein Stückchen Rinde auf die Wunde gelegt und nun zusammengebunden, um dadurch zu verhindern, dass sie sich schliesst.

Damit ist die Operation beendet, und der Jüngling geht davon, von einem oder dem andern begleitet und bleibt nun vom Dorfe entfernt, bis die Wunde ausgeheilt ist, wonach die Rinde abgenommen wird.

Männer, die diese Ceremonie durchgemacht haben, dürfen im Dorfe und auch vor den Weibern erscheinen, ohne irgend etwas zu tragen, das ihren Körper bedeckt. (cf. *Gason.*)

[Die Gebräuche der Quimbe werden (in Boma) periodisch geübt, unter Vereinigung der gleichalterigen Jugend aus verschiedenen Gemeinden, s. Deutsche Expedition an der Loango-Küste II., S. 17.]

Ueber den Duk-Duk haben frühere Besucher Neu-Britanniens viel Phantastisches und Fabelhaftes berichtet. Gereizt durch das Geheimniss, mit dem sich die Duk-Duk-Leute zu umgeben wissen, suchte man in deren Gebräuchen nach einer tieferen Bedeutung, nach Spuren eines religiösen Cultus. Ich liess es mir deshalb besonders angelegen sein, über die Entstehung des Duk-Duk etwas Zuverlässiges zu erfahren. In allen Districten, die ich besuchte, habe ich nach darauf bezüglichen Sagen und Traditionen geforscht, aber immer gab man mir auf meine Erkundigungen die Antwort: Unsere Vorväter machten es so, und wir machen es ihnen nach! Anstatt mich in weitere Vermuthungen und Combinationen einzulassen, schildere ich daher nur die Gebräuche, die ich selbst wiederholt beobachtet habe, und von welchen ich überzeugt bin, dass sie nicht extemporirt waren, um den Fremden damit zu täuschen.

Alle männlichen Neu-Britannier gehören dem Duk-Duk-Club an. Die Knaben werden schon im zarten Alter in diesen Club aufgenommen. Solche von Zeit zu Zeit stattfindende Aufnahmen sind mit grossen Festlichkeiten verbunden. Nachdem die Väter der Aufzunehmenden und die benachbarten Dorfschaften Anzeige erhalten haben, versammeln sich die Duk-Duk-Leute an dem festgesetzten Tage auf einem eigens dazu bestimmten Platz, welchen Weiber und Kinder nicht betreten dürfen. Hier tanzen und schmausen die Männer Tage und Nächte hindurch. Die Weiber müssen natürlich für den Schmaus sorgen; die von ihnen bereiteten Leckerbissen aus Tarro und geriebener Kokosnuss, die gebackenen Hühner, wilden Tauben und Fische werden durch Männer fleissig abgeholt, welche sie zum Dank dafür, um sie von dem Festplatz fernzuhalten, mit Geschichten von Geistern und bösem Zauber ängstigen. Zum Tanz stellen sich die Männer, mit bunten Blumen und Blättern ausstaffirt und von Holz geschnitzte Vögel und grüne Zweige in den Händen haltend, in zwei langen Reihen einander gegenüber auf, machen dann allerhand Sprünge und Körper-

verdrehungen und singen dabei zu Takt des Kudda ihre eintönigen Gesänge. Wenn der Tanz vorüber ist, werden die aufzunehmenden kleinen Knaben herbeigeführt, man gibt ihnen in eine Hand einen Speer, in die andere eine roh geschnitzte bunt bemalte Holzfigur, steckt eine Anzahl ebensolcher Figuren rings um sie in den Boden und tanzt einige Mal um diesen Kreis herum, wobei die Tänzer ein flaches, bemaltes und mit Schnitzereien verziertes Brettchen in den Händen halten, welches Ballainiet genannt wird. Hierauf bekommen die Kinder zu essen, während die Väter derselben an die Anwesenden je nach ihrem Range kleinere oder grössere Stückchen Dewarra vertheilen. Nachdem sie gegessen haben, begeben sie sich wieder zu den Hütten der Aeltern. Sie sind nun zwar in den Duk-Duk-Club aufgenommen, dürfen jedoch an dessen Versammlungen und Festlichkeiten nicht eher theilnehmen, als bis sie das 14. Lebensjahr erreicht haben. Da versetzt ihnen der Tubuvan mit seinem Stocke einen derben Schlag über den Rücken und dieser Ritterschlag macht sie zu vollberechtigten Mitgliedern.

Der Tubuvan wie der Duk-Duk, beide dem Club angehörig, stecken in einer Vermummung, die sie völlig unkenntlich macht. Dieselbe besteht aus einem hohen, über den Kopf bis auf die Schultern herabreichenden spitzen Hut von faserigem Grasgeflecht, durch dessen kleine Löcher man von innen herausschauen kann, während von aussen das Gesicht nicht zu sehen ist und aus übereinander gestülpten Kränzen vom Laub eines gewissen Baumes, die den Körper vom Hals bis zu den Knieen umhüllen. Der Hut des Tubuvan ist ein einfacher Kegel, der des Duk-Duk ist bunter bemalt und trägt auf seiner Spitze einen verzierten über 1 m langen Stab. Die Anfertigung dieses Costüms nimmt in der Regel drei bis vier Tage in Anspruch. Während der Arbeit isst und trinkt der Verfertiger nicht; erst nach Sonnenuntergang, nachdem er seine Hände gewaschen, geniesst er Speise und Trank. Der Platz, wo die Costüme angefertigt werden, heisst Taraiu. Weiber dürfen

sich ihm nicht nahen. Lässt sich dennoch eine Frau dort blicken, so muss sie oder ihr Mann eine schwere Busse zahlen von 30 bis zu 50 Faden Dewarra.

Derjenige für den das Tubuvan-Costüm bestimmt ist, geht zuerst fünf Tage schweigend in der Vermummung einher; dann verbirgt er diese und lebt wieder im Kreise seiner Familie. Nach drei Tagen legt er aber die Vermummung von neuem an und erscheint nun als Tubuvan, mit lautem Rufen am Strande und durch die Dörfer laufend. Wieder nach drei Tagen gesellen sich die vermummten Duk-Duk zu ihm. Bei den Eingeweihten gilt nämlich der Tubuvan für weiblich, der Duk-Duk für männlich, und desshalb erscheint zuerst jener, um durch seine Rufe diesen herbeizulocken.

Vereint mit den Duk-Duk zieht der Tubuvan von Hütte zu Hütte und präsentirt sich den Bewohnern, die ihm dafür ein Stück Dewarra von beliebiger Länge, doch nie mehr als einen Faden lang, zu entrichten haben. Auf die Weise wird die ganze Umgegend gebrandschatzt. Zu derselben Zeit werden auch Feste gefeiert und bald in diesem, bald in jenem Gehöfte führen der Tubuvan und seine Duk-Duk einen Tanz auf, wobei es an Speisen nicht fehlen darf. Während der Duk-Duk-Festlichkeiten ist den Mitgliedern der Genuss von Schweinefleisch verboten, doch wird das Verbot nicht streng respectirt, denn ich sah oft Duk-Duk-Leute, wenn sie von anderen Mitgliedern nicht beobachtet waren, Schweinefleisch essen.

Der Turbuvan hat bei seinen Umzügen einen Knüttel oder eine derbe Keule bei sich und theilt damit an die ihm Begegnenden Schläge aus, er demolirt sogar Umzäunungen und Hütten, bis man seine Wuth durch Zahlung von Dewarra besänftigt. Freilich sieht er sich zuvor wohl den Mann an, den er schlägt oder dessen Eigenthum er beschädigt; einem Häuptling oder einem Mann von Einfluss hütet er sich zu nahe zu kommen und Schaden zuzufügen.

Dagegen verlangt er den ihm begegnenden Weibern ihr schwer verdientes bischen Dewarra ab, weshalb sie bei seinem Nahen schleunigst die Flucht ergreifen; ja in dem Distrikt Berara, wo dem Duk-Duk allein die rothe Farbe vorbehalten ist, laufen die Weiber davon, wenn ihnen rothes Zeug zu Gesicht kommt.

Es wird stets sehr geheim gehalten, welche Person in der Vermummung steckt, und wenn Jemand an gewissen Merkmalen dennoch einen Tubuvan oder Duk-Duk erkennt, so schweigt er darüber, denn er weiss, wenn er es verräth, muss er Dewarra zahlen. Fällt ein Vermummter und verliert dabei seinen Hut vom Kopfe oder wird im Gebüsch seine Umhüllung von Ranken und Dornen zerrissen, so umringen ihn sofort die Begleiter, um ihn vor den Blicken Unberufener zu schützen. Duk-Duk-Leute mit verkrüppelten Beinen dürfen die Vermummung nicht tragen, weil sie leicht erkannt sein würden. Die Männer sollen das Geheimniss streng bewahren und in Gegenwart von Frauen und Kindern nicht über den Duk-Duk sprechen. Dennoch wissen die Weiber ganz genau alles, was mit dem Duk-Duk zusammenhängt, ohne dass sie sich es merken lassen; wenn sie unter sich sind, spotten sie der Lügen, die man ihnen aufbinden will und verlachen das Treiben der Männer. (cf. *Parkinson.*)

[Die Duckwally, und Tamanavas, der Mackah (s. Swan) stehen mit ihren mythologischen Legenden in Beziehung, cf. „Religionsphilosophische Probleme" II. (S. 52, Anmerkung I).]

Kannibalen im englischen Nordamerika.

Im Anschluss an den Bericht des Reisenden Adrian Jacobsen, der nach der vom Königlichen Museum Berlins ausgeführten Instruction die umfangreiche Sammlung desselben aus den Ländern der Behringsstrasse beschaffte (s. America's Nordwestküste, Berlin 1885 u. 1886), hat sein gegenwärtig dort befindlicher Bruder weitere Ergänzungen geliefert, gleich der folgenden (einer Zeitungsnotiz entnommen, Mai 1887):

Bei den südlich von den Koluschen und Tlinkiten wohnenden Indianerstämmen an der Küste und auf den Inseln von Britisch-Columbia scheint der Kannibalismus bis in die neueste Zeit geübt worden zu sein; ist es doch um das Jahr 1860 noch auf der von den Engländern besetzten Insel Vancouver selbst vorgekommen, dass in Gegenwart eines Europäers bei einem Feste einem Kriegsgefangenen, der an einen Pfahl gefesselt worden war, der Leib aufgeschnitten wurde, worauf die Indianer das strömende Blut mit den Händen auffingen und tranken; wahrscheinlich ist der Leichnam dann gänzlich verzehrt worden. In diesem Falle schritt jedoch die englische Regierung so thatkräftig strafend ein, dass, soweit die Macht ihrer Kanonenboote sich geltend zu machen vermag, Aehnliches nicht wieder vorgekommen zu sein scheint, obwohl Adrian Jacobsen eine denselben Vorgang darstellende Pantomime 1882 an der Westküste von Vancouver vortragen sah. Ein anderer merkwürdiger Rest von Menschenfresserei hat sich dagegen bis auf unsere Tage erhalten. Die höchste der socialen Rangstufen nehmen

bei jenen Indianern eine Art von Heiligen ein, die bei jedem Stamme mit anderem Namen, so bei den Quakult auf Vancouver als Hametze bezeichnet werden. Zu der Genossenschaft derselben darf sich ein Abkömmling einer angesehenen und wohlhabenden, d. h. im Besitze von sehr vielen Wolldecken befindlichen Familie melden. Wird er seiner Herkunft nach für würdig befunden, so tritt er in eine vierjährige Prüfungszeit voll schwieriger Uebungen und peinigender Kasteiungen; während der letzten vier Wochen aber dieser Lehrzeit weilt er einsam im Walde, um sich durch körperliche Entbehrungen zu der Aufnahmeceremonie vorzubereiten. Er ist dann schon in den Augen der übrigen Ortsinsassen ein Wesen höherer Art, das bewohnt und geleitet ist von dem sonst in der Luft hausenden Gotte Päh-Päh-Kvalamisiva, und mit leisem Schauern geht ihm jeder aus dem Wege, der im Gebüsch den Ton seiner Flöte und Pfeife hört. Der Aufnahmeact besteht darin, dass der Hametz, plötzlich aus dem Walde in das Dorf einbrechend oder wohl auch in von den übrigen Hametzen vorbereiteter Festversammlung einem oder mehreren seiner Stammesgenossen mit den Zähnen ein Stück Fleisch aus dem Arme reisst und dasselbe sammt ausgesaugtem Blute hinunterschlingt, oder dass er Hunden ein Stück aus der Kehle herausbeisst. Die bei der ersten Form des Weiheactes geschädigten Menschen lassen wohl den in wahnsinniger Wuth über sie herfallenden Hametz gewähren, weil sie nicht gegen den in ihm wirkenden Gott ankämpfen wollen, und — weil sie mit vielen Decken, oft bis zu 40 Stück, dafür bezahlt werden. Es liegt nahe, jene indianischen Fanatiker mit den wunderlichen Heiligen der mohammedanischen Welt zu vergleichen, die in einsamem, in jeder Hinsicht, selbst in Bezug auf Reinlichkeit, bedürfnisslosem Leben ein Verdienst suchen und bei Festlichkeiten lebende Schlangen und Scorpione, sowie Glas mit den Zähnen zermalmen und verschlingen. Und wie diese bei den Gläubigen des Islam, so geniessen auch die Hametze bei den im Schamanenthum versunkenen

Indianern grosses Ansehen und mannigfache Vorrechte. Ihre Theilnahme an Festlichkeiten ist sehr begehrt, doch müssen vier Häuptlinge viermal sie feierlich einladen, ehe sie sich zu einer Zusage herbeilassen. Ein so geladener Hametz bereitet sich sodann durch Hunger und Abgeschlossenheit in der dunkelsten Ecke seines Hauses für das Fest vor, denn der Brauch erheischt, dass ein solcher Heiliger blass und hager aussehe. Wandert er dann, in seinen vollen Staat gekleidet, unter Vorantritt der vier Häuptlinge zum Festorte, so braucht er, mit äusserster Langsamkeit einen Fuss vor den andern setzend, Stunden, um einen Weg von vielleicht nur 100 Schritt zurückzulegen, und wird bei diesem wundersamen Schneckengange von seinen Dorfgenossen mit tiefernstem Schweigen betrachtet und ehrfurchtsvoll angestaunt; auch auf dem Feste selbst ist er dann Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Hochachtung und nimmt all diese Huldigungen mit selbstbewusster Würde entgegen. Das höchste Recht des Hametzen besteht jedoch darin, dass er an den Leichenmahlen seiner Genossen theilnehmen darf, und die Betheiligung an einem solchen hebt ihn dann in der Meinung der Stammesbrüder zur höchsten Würde und Heiligkeit empor. In tiefer Waldeseinsamkeit versammeln sich die Hametze zu ihrem Kannibalenmahle, dem kein Laie sich nahen darf; dann nehmen sie eine von den in Holzkästen auf den Bäumen oder auf Holzgerüsten aufgestellten, durch die Einwirkung der Luft getrockneten Leichen herab, weichen dieselbe in Wasser und zerbeissen schliesslich die Mumie, grosse Stücke des scheusslichen Mahles verschlingend. Wenn die Leichname genügend alt sind, d. h. Leuten angehören, die mindestens vor 1—2 Jahren verstorben sind, so soll der Genuss gesundheitlich unschädlich sein; dagegen ist es wiederholt vorgekommen, dass beim Verzehren von noch verhältnissmässig frischen Cadavern Hametze an Blutvergiftung zu Grunde gegangen sind. Für jede Theilnahme an einem solchen schaudererregenden Diner erhält der Hametz zur Bestätigung und

als Abzeichen einen kunstvoll aus Holz geschnitzten Todtenkopf, den er als Zierrath an einem grossen Halsringe von Cedernbast trägt; der echte Vertreter dieser wunderlichen Sippe, der seinerzeit hier in verschiedenen Städten Deutschlands vorgestellt wurde, konnte mit nicht weniger als 8 solchen Medaillen prahlen.

Nach diesen kurzen Auseinandersetzungen (aus früheren) wird für den Brief des Herrn Jacobson das Verständniss eingeleitet sein; er lautet: „Ich kann Dir mittheilen, dass ich zweimal als Zuschauer bei Hametzen-Festen gegenwärtig war: das eine Mal wurden fünf Menschen Stücke Fleisch aus den Armen gerissen, das andere Mal biss ein Hametz 16 Hunden die Kehle aus. Bei dem ersten Feste sang und tanzte der Hametz zunächst die vier ersten bei solcher Gelegenheit üblichen Tänze; gegen den Schluss des vierten aber wurde er wie rasend, so dass er wie ein wüthender Bär schrie; dann zerrte er alle Decken, mit denen er bekleidet war, vom Körper und stürzte sich auf einen der in der Nähe sich befindenden Indianer. Dieser wehrte sich nach Kräften und anfangs auch mit Erfolg, bald aber warf der Hametz, dem sein Wahn übernatürliche Kräfte zu verleihen schien, seinen Gegner zu Boden, riss ihm ein grosses Stück Fleisch aus dem Arm und verschluckte dasselbe. In gleicher Weise verfuhr er mit dem nächsten seiner Stammesgenossen, bis er fünf derselben gebissen hatte; da schien es den übrigen wohl „genug zu sein des grausamen Spiels“, denn eine Anzahl anderer Hametzen suchte ihn zu bändigen; er aber sprang denen, die ihn halten wollten, über die Köpfe und war nicht zu zwingen. Da eilte man, den Schamanen oder Medicinmann herbeizuholen, der eine Viertelstunde lang allen möglichen Hocuspocus mit dem Tobsüchtigen aufführte, bis derselbe schliesslich ruhig wurde. Ich kann Dir versichern, lieber Bruder, dass dieser ganze Vorgang den scheusslichsten Anblick bietet, den ein Mensch zu sehen bekommen kann; ich werde ihn mein Lebtag nicht vergessen. Ganz besonders dämonisch war der Blick des furchtbar Erregten,

wenn er sich ein neues Opfer suchte; er kam auf mich zu und that, als wolle er sich auf mich stürzen, ich aber machte mich bereit, ihm einen wuchtigen Schlag zu versetzen, und es ist wohl möglich, dass er meine Gedanken errieth, denn er liess ab von mir und wählte einen Andern. Viele der Indianer flohen aus Furcht. Nach Ablauf des Festes wurden die Gebissenen für das Wundfieber und die Angst, welche sie hatten ausstehen müssen, dem Brauch gemäss mit wollenen Decken bezahlt. Mir hatte das schauderhafte Schauspiel Gelegenheit zu einer interessanten Entdeckung gegeben: ich sah nämlich, dass die Hametze nicht immer nur mit den Zähnen, wie wir erfahren und geglaubt hatten, sondern hier und da auch mit Hilfe eines Messers das Fleisch aus dem Arme lösen; es mag das der Masse der entfernter stehenden Zuschauer dadurch unsichtbar werden, dass das am Boden liegende Opfer und seinen Bedränger regelmässig mehrere andere Hametze eng umringen. — Bei dem zweiten Feste wurden 16 Hunde von einem Hametz in der Weise gebissen, dass er jedem ein Stück aus der Kehle herausriss. Er trug während der Jagd nach den Hunden eine grosse Maske, einen Wolfskopf darstellend, dessen Unterkiefer und Augen beweglich waren. Als kein unverletzter Hund mehr in der Nähe war, stellte er sich, als wäre ihm übel, und würgte scheinbar grosse Stücke von Fleisch, die er unter den Decken verborgen gehalten hatte, durch den Wolfsrachen heraus, während ein zweiter Hametz die allzu grossen Stücke, welche schwer durch den engen Rachen gingen, mit den Zähnen erfasste und gewaltsam herauszog. Schliesslich betheiligte sich eine Menge Indianer an einem Tanze, der veranschaulichte, dass der durch Unterkriechen mehrerer unter die Decken immer länger und länger werdende Wolf zu entfliehen suchte, während die Menge ihn zu halten trachtete; es machte das einen Heidenlärm. Der Hametz sah ganz verhungert und mager aus und hatte am Kopfe mehrere haarlose Stellen; es hiess, er habe die Haare auch durch sein langes Fasten verloren, doch schien mir,

als seien sie abrasirt. — Neulich fing ich einen Wolf, der, wie Du weisst, von ihnen als Symbol eines ihrer Götter für heilig gehalten wird. Als ich denselben nun in das Haus brachte, in dem ich Wohnung gefunden hatte, floh Alles in grösstem Entsetzen und der alte Medicinmann erklärte, als man ihn benachrichtigt hatte, es würde das Beste sein, mich zu tödten, da ich sonst Unheil über das Dorf bringen würde. Von diesem Plane durch einen befreundeten Indianer unterrichtet, begab ich mich sofort zu dem obersten der Medicinmänner und erklärte ihm, ich wisse von dem Vorhaben, fürchte mich aber nicht und werde, wenn man mich tödten würde, sicher verschiedene von ihnen mit durchlöchertem Kopfe zurücklassen. Das scheint doch geholfen zu haben, denn ich lebe noch und zwar jetzt mit ihnen auf recht gutem Fusse, soweit dies bei ihrem grenzenlosen Aberglauben möglich ist. Der Häuptling Jaseitlas, welcher mit in Europa war, hat sich kürzlich von einem Missionär bekehren lassen und baut jetzt eine kleine Kirche, darob erzürnten sich die Andern so, dass sie ihn tödten wollten, und da seine Verwandten vom Stamme der Calios seine Partei nahmen, wäre es beinahe zwischen diesen und den Bella-Coola zum Kriege gekommen; doch sind die Gemüther jetzt wieder beruhigt."

[Im Geheim-Mahl der Jagas diente die Anthropophagie zur Weihe sacramentaler Bindung, unter religiös verpflichtenden Ceremonien, s. „Besuch in San Salvador", S. 153.]

Ueber das Schamanenthum bei den Jakuten.

Gelesen in der Allg. Versammlung der Ostsibirischen Abtheilung der Kaiserl. Geographischen Gesellschaft am 17. Oktober 1885 von

W. L. Priklonski.

Im Jahre 1881 zog ich von den Ufern der Weichsel in den Kreis Jakutsk. Die Verschiedenheit der Lebensbedingungen beider Landschaften ist einleuchtend. Die Stärke der neuen Eindrücke lenkte meine Aufmerksamkeit unwillkürlich auf die Umgebung, und erweckte zugleich den Wunsch, auch andere daran theilnehmen zu lassen, um so mehr, als über das Gouvernement Jakutsk zwar vergleichsweise viel geschrieben und gesprochen ist, die betreffenden Werke aber eine bibliographische Seltenheit bilden, zudem nicht Jedermann zugänglich sind. Endlich schien es mir für den Interessenten schwierig, aus all dem zerstreuten Material das Gesammtbild zu fixiren, unter Ausscheidung des nur in einzelnen Lokalitäten Gültigen.

Ich verspreche nicht, in meinen „Materialien zur Kenntniss des Jakutskischen Gouvernements“ systematische, gründlich durchgearbeitete Mittheilungen zu geben, ich lege dem geneigten Wohlwollen des Lesers nur Notizen vor, die von mir durch beständige Aufmerksamkeit und Umfragen gesammelt wurden. Wo die Antworten auf meine das Jakutische Leben betreffenden Fragen nicht ausreichend erschienen, ging ich auf gedruckte Quellen zurück, die ich auch sonst für Erklärungen zu Rathe zog. Während eines

dreijährigen Aufenthalts im Gouvernement, um mit Allem bekannt zu werden, wurde auch eine Reise zur Mündung der Lena und Jana unternommen."

Die Darstellung (aus persönlichen Erkundigungen und Benutzung neuester Veröffentlichungen), nach Besprechung der heidnischen und christlichen Religionsverhältnisse unter den Jakuten, deren Götter den allgemein naturgemässen Umschlag erfahren (von Deva in Diw) fährt fort:

„So haben sich die früheren Götter in den schamanischen Mysterien in Teufel oder Geister der Finsterniss umgewandelt. Dieselbe Metamorphose, welche unsere Russalken, Wald- und Hausgeister, und in gleicher Weise der Gott Pan durchgemacht haben, welch' letzterer dem christlichen Teufel seine Gestalt lieh.

Das Gesagte genügt, um einige Divergenzpunkte klar zu machen und zwischen der Thätigkeit des Schamanen und dem, was über die ursprünglichen Glaubensmeinungen der Jakuten bekannt ist. Zunächst wenden wir uns der ersten dieser Fragen zu, um hernach zu der zweiten überzugehen, doch ist vor Allem zum besseren Verständniss des unten Folgenden eine kurze Skizze des Verhältnisses der Jakuten zur Orthodoxie unerlässlich.

Im jakutskischen Gebiete sind sämmtliche Jakuten, mit seltenen Ausnahmen, entweder getauft oder sie stammen von griechisch-orthodoxen Eltern, doch ist es nichts destoweniger schwer, bei einem orthodoxen Jakuten, ebenso wie bei einem Tugusen oder Jukajeren, dafür einzustehen, dass er aufgehört hat, an das Schamanenthum zu glauben und nicht mehr seine Zuflucht zu demselben nehmen würde. Ich selbst habe zwei Schamanen persönlich gekannt, von denen der eine in der Nähe von Jakutsk, der andere auf der Insel Kytach an der Lena-Mündung lebte, welche offiziell zu den Orthodoxen zählten. Die Eingeborenen bekommen den orthodoxen Priester selten zu sehen, da derselbe bei der Grösse seiner Parochie, bei der zerstreuten Lage der Wohnplätze, bei

der ausserordentlichen Beschwerlichkeit der Kommunikations-Verhältnisse, wohl in der Lage wäre, jeden Convertiten ein Mal im Jahre zu besuchen, nicht aber länger als 2—3 Tage bei demselben zu verweilen, da er genöthigt wäre, schleunigst die günstigen Wegverhältnisse für die Weiterreise auszunutzen. Man kann mit grosser Gewissheit sagen, dass 0,8 der indigenen Bevölkerung nie einen christlichen Tempel gesehen hat, hingegen kam es, wie ich von dem ehemaligen jakutskischen Bischof, dem ehrwürdigen Dionysius hörte, nicht selten vor, dass selbst Priester ohne Communion starben, indem sie einen Zettel zurückliessen, in welchem sie vor dem Tode ein Bekenntniss ihren Kindern ablegten. Unter solchen Bedingungen darf es nicht Wunder nehmen, wenn Eingeborene, die für Christ gelten und in der vorderen Ecke ihrer Jurte Heiligenbilder haben, vor denen stets Wachskerzen aufgesteckt sind, sich dennoch an Schamanen wenden, in der Erwartung, ihre religiösen Bedürfnisse durch dieselben befriedigt zu sehen. Unerklärlich bleibt mir jedoch ein Vorfall, der sich im Jahre 1880 mit einem Geistlichen in Jakutsk zugetragen hat, welcher seine Zuflucht zu einem Schamanen nahm, um in dessen Mysterien Heilung von seiner Krankheit zu suchen. Ohne es mit Sicherheit behaupten zu wollen, war seine Familie, wenn ich mich recht entsinne, Popow. Ich bin überzeugt, dass dieser Vorfall nicht vereinzelt dasteht, sondern sich mehrfach wiederholt hat. Hiernach kann es Niemanden Wunder nehmen, wenn ein wohlhabender Jakut, der in der Stadt lebt, gut russisch spricht, für Spenden, die er der Kirche dargebracht hat, oder gar für die Erbauung von Kirchen Belohnungen erhalten hat, bei irgend einem häuslichen Unglück, wie etwa Erkrankung eines Familiengliedes, Viehseuche u. dgl. m. die Hülfe des Schamanen anruft.

Es ist schwerlich anzunehmen, dass ein in allen seinen Ueberzeugungen konservativer Jakut, der seinen Sitten und Gebräuchen und seiner Lebensweise nicht untreu geworden ist, sich

in Sachen der Religion leichten Kaufs zu Konzessionen bereit finden sollte. Wenn ein Jakut nur darum das Christenthum annimmt, weil die Obrigkeit sich an diesen Glauben hält, weil diese Obrigkeit nur Griechisch-Orthodoxe als Deputirte in ländlichen Verwaltungs-Angelegenheiten bestätigt und nur für Christen die Hoffnung vorhanden ist, eine Medaille von jenem „Weissen Zar" zu erhalten, der irgendwo in so weiter Ferne sich aufhält, dass es schwer ist, sich einen Begriff davon zu machen, der in einer riesigen Glasjurte sitzt auf einem Zuckerthron und beständig Zucker säugt; wenn, sage ich, der Eingeborene aus Ehrgeiz im Kreise seiner Vorgesetzten zu sein und sich zu bekreuzigen wünscht, so überzeugen ihn derartige praktische Erwägungen keineswegs von der Nothwendigkeit, von seinem Glauben an das Schamanenthum zu lassen und sich nicht mehr, nach Massgabe seiner seelischen Bedürfnisse, an dasselbe zu wenden, um so mehr als er von Seiten des Christenthumes eine derartige Befriedigung nicht findet.

Ich erinnere mich gut, wie ein (rechtgläubiger) Schaman, den ich bat, ein Bittmysterium (d. h. ein solches, durch welches irgend etwas von den Geistern erfleht wird) zu verrichten, nach seinem Eintritt in die Jurte sich dreimal vor den Heiligenbildern verneigte und dann, nachdem er denselben den Rücken zugewendet und auf dem Fussboden vor dem Kamine Platz genommen hatte, sich daran machte, seine Geister zu citiren. Von diesem Mysterium werde ich weiter unten ausführlich reden. Nördlich von Jakutsk giebt es keinen Berg, keinen Hügel, keinen alleinstehenden Baum, keinen See, Fluss oder Bach, der nicht seinen Schutzgeist besässe; daher heissen die bedeutenderen davon nicht anders als Äbä-hotun (Herrin-Grossmutter), und die indigene Bevölkerung, so bringen auch die russischen Kaufleute denselben Opfer dar: jeder giebt was er kann; die Einen reissen einen Streifen von ihrem Rocke oder einige Haare von der Pferdemähne ab und hängen dieselben an einen Baum oder an einen am Wege stehenden Pfahl, Andere

legen Geld hin, und wer nichts hat, opfert wenigstens einen Stein, Pferdekopf, Pferdefell oder seinen Stab. Ein solches Opfer heisst Delbirgä sałaka. Mir ist noch die Anhöhe des Werchojansk'schen Kammes, die man passiren musste, in der Erinnerung; auf dem Gipfel derselben stand ein riesenhafter Baum, welcher mit bunten Lappen behängt war. N. P. Kalinkin, ein Pjätidessjätnik unter den Befehlshabern des jakutskischen Kosakenregimentes, der mich auf jener Reise begleitete, erzählte mir, dass die Kosaken, welche die Post eskortiren, sich an diesen Baum heranzudrängen pflegten, um nicht ohne Erfolg nach Geld zu suchen, welches sie hernach versaufen. Wenn dieselben Kosaken sich zur Jagd in den Taigá (unbewohnbares Land vor den Tundren) begeben und dasselbe Jagdglück wie die Eingeborenen zu erlangen wünschen, bringen auch sie dem Geiste, welcher die Jagd unter seinem Schutze hat, das entsprechende Opfer dar, nur mit dem Unterschiede, dass sie statt der üblichen Beschwörungsformeln irgend ein sinnloses Kauderwälsch murmeln bisweilen einige Worte aus einem halbvergessenen rechtgläubigen Gebete mit unterlaufen lassend. Der Jakut wird sich nie entschliessen, im Schatten eines einsam stehenden Baumes zu rasten, da er überzeugt ist, dass auf demselben ein Geist lebt, vielmehr sucht er schleunigst an ihm vorbeizukommen. Ich erinnere mich auch noch eines Falles, da die Jakuten, welche mich durch den Kreis Werchojansk begleiteten, es schliesslich aufgaben, das Ende des Schneegestöbers abzuwarten, anfangs Gebete murmelten, indem sie den Tangara (Gott) und den St. Nikolaus (auch hier der Schutzpatron der Reisenden) zu Hülfe riefen, bis sie schliesslich anfingen zu schamaniren. Nach der Erklärung dieses plötzlichen Ueberganges gefragt, entgegnete der Schamanirende ruhig: „Hilft Gott nicht, so können uns die Geister erhören und helfen." Ein derartiger Indifferentismus erklärt sich, meiner Ansicht nach, einfach: nicht mehr hüben, noch nicht drüben; sie haben sich den Glauben an Gott noch nicht zu eigen gemacht, während sie das Vertrauen

zu der Kraft und Macht ihrer früher verehrten Geister verloren haben.

[Hier folgt die Beschreibung des Merjätsch, wie oben bereits mitgetheilt, im Anschluss an die des Lata, S. 122.]

Die Eingeborenen glauben, dass der Schaman während der Mysterien bisweilen Prophetenthum offenbart, wenn er durch den Teufel selbst, durch den Geist des finsteren unterirdischen Reiches beherrscht wird. Diese Besessenen werden nun, sei es aus eigenem Antriebe, sei es durch Wahl (von Seiten der Schamanen) zu Schamanen. Die Schamanenweihe findet öffentlich statt. Der Schaman führt den neu Aufzunehmenden auf einen hohen Berg oder auf ein offenes Feld, bekleidet ihn mit dem Kumu, giebt ihm einen mit Rosshaar geschmückten Weidenstab in die Hand, stellt rechts von ihm 9 Jünglinge, links 9 Jungfrauen auf, während er selbst hinter den zu Weihenden tritt und laut die schamanische Beschwörungsformel hersagt, die jener zu wiederholen hat.

„Ich gelobe, ein Beschützer der Unglücklichen, ein Vater der Armen, eine Mutter der Waisen zu sein; ich werde die Dämonen, die auf den Gipfeln hoher Berge wohnen, ehren und schwöre, dass ich ihnen mit Leib und Seele dienen werde. Ich werde den obersten, mächtigsten unter ihnen, den Dämon über den Dämonen, den Gebieter über die drei Dämonengeschlechter die auf den Gipfeln der Berge wohnen, den die Schamanen Sostuganaḥ Uŧu-Tojón (der Furchtbare, Stolze) nennen, ehren, mich vor ihm beugen und ihm dienen; desgleichen seinem ältesten Sohne Uiguŧ-Tojón (der Verrückte), dessen Gemahlin Uiguŧ-Ḥotun (die Verrückte), seinem jüngeren Sohne Käkä-Tschuran-Tojón (der Lautredende), dessen Gemahlin Käkä-Tschuran-Ḥotun sowie ihrer zahlreichen Familie und ihren Untergebenen, durch welche sie den Menschen Krankheiten, Anfälle, Knochenreissen und Beinkrämpfe schicken. Ich gelobe, die Leidenden von diesen Krankheiten zu erlösen, indem ich eine Stute von der Farbe Kärä (isabellfarben) opfere.

Ich werde den jüngeren Bruder des Ułu-Tojón, den Dämon Ḥara-Surun-Tojón (schwarzer Rabe) kennen, ihn verehren, ihn anbeten und ihm dienen, desgleichen seinem Sohne Ałban-Burai-Tojón (gewandter Waghals) und seiner Tochter Kys-Sałytai (zu Fusse gehende Jungfrau), welche die Menschen zu Mord, Selbstmord und Afterreden verleiten. Ich gelobe, die Menschen von diesen Neigungen zu befreien, indem ich diesen Dämonen ein Pferd von der Farbe ḥara (Rabenfarbe) opfere.

Ich werde den Dämon Ałtan-Sobirai-Tojón (kupfernes Becken) kennen, ehren und anbeten, desgleichen sein Weib Ałtan-Sobirai-Ḥotun (mit grosser kupferner Tatze) sammt ihren Töchtern: Timir-Kuturuk (eiserner Schwanz) und Kejulgan-Darḥan (die Wichtige, Erhabene), welche den Menschen Seuchen senden. Die Leidenden werde ich befreien, indem ich für sie Branntwein (aragy) opfere und den Dämonen zu Ehren eine geputzte Möve in Freiheit setze.

Ich werde die Urmutter dieser Dämonen, die Kün-Želerümä Sarkył-Ḥotun (durchlöcherter Abgrund der Sonne) mit den 52 durchlöcherten Tischen und 52 Untergebenen in ihr kennen, verehren und anbeten. Sie schickt den Menschen den Hang zu Karten, Trunksucht, Schlägereien, Raub, schlechten Handlungen und Selbstmord. Leute, welche von diesen Lastern beherrscht werden, will ich heilen. Ich werde eine rothgetigerte Stute, welche im Passgang geht, tödten, Herz und Leber derselben mir um den Hals binden und schamaniren, um ihren Zorn zu besänftigen.

Ich werde den Dämon über den Dämonen der 6 Geschlechter, die dort wohnen, wohin sich die Seelen der Sünder begeben, kennen, ehren und anbeten, ich werde den anbeten, welcher den Schamanen unter dem Namen Talirdaḥ-Tan-Tarały-Tojón (der in die Abgründe Zerrende?) bekannt ist, sowie seine Töchter Soroḥa-Ḥotun (windige Schönheit) und San-Ḥotun und seinen zahlreichen Untergebenen, welche Menschen und Vieh Seuchen senden; um

sie zu besänftigen, werde ich eine Stute von der Farbe turagas-älämäs (rothscheckig) opfern.

Ich werde den Dämon Arhah-Tojón (der Kranke) und sein Weib Arhah-Hotun, welche den Menschen Schwindsucht senden, kennen, ehren und anbeten; die an diesem Uebel Leidenden werde ich heilen, indem ich eine Kuh von der Farbe kürdžugä (dunkelbraun) opfere.

Ich werde den Dämon Bor-Malahai-Tojón (Erde, unförmig) und sein Weib Bor-Malahai-Hotun, welche den Menschen verschiedene Krankheiten, insonderheit Sterblichkeit schicken, kennen, ehren und anbeten. Wenn Jemandes Kinder nicht am Leben bleiben, werde ich diese Dämonen um Gnade anflehen und ihnen eine schwarze Kuh mit zur Hälfte weissem Kopfe opfern (haramagas).

Ich werde den Dämon Näs-Jelü (Schindmähre, Tod) und sein Weib Yäryk-Hotun (die Kranke), welche den Menschen fallende Sucht und sibirische Pest schicken, kennen und ehren. Die an dieser Krankheit Leidenden werde ich durch ein Opfer von Gadus lota (syälysar) und Frutta salmonata (bil) heilen.

Ich werde den Dämon Kytai-Baksy-Tojón (nicht übersetzbar), welcher den Jakuten kunstfertige Schmiede und mächtige Schamanen schenkt, kennen, ehren und anbeten. Wenn Kytai sich gegen einen Schmied erzürnt, schickt er ihm Krankheit; dann werde ich ihm zu Ehren eine Kuh von der Farbe kugas (roth) schlachten lassen, alle Schmiede-Geräthschaften mit dem Blute derselben einschmieren (besprengen) und Herz und Leber derselben auf dem Herde in Asche verwandeln. Sollte ich selbst durch diesen Dämon erkranken, so wird ein anderer Schaman für mich das Sühnopfer darbringen.

Ich werde die Tochter des Dämons Tamyk-Hotun (der Hochmüthige) kennen, ehren und anbeten. Sie sendet allerhand Irrsinn über die Menschen. Die an diesem Uebel Leidenden werde ich

erlösen, indem ich 9 Hermeline, 9 Schneewiesel, 9 Iltisse, 9 Tauben opfere, die ich lebend einfangen lasse, um sie dann geschmückt in Freiheit zu lassen.

Ich werde die Schamanin Tajaktaḥ-näčai (die Schwächliche mit der Gerte), ihren Mann Atyr-Ḥaḥai (Cidlu) und ihre zahlreiche Familie und Nachkommenschaft, welche den Menschen Brustbeklemmung schicken, kennen, anbeten und ehren; die an diesem Uebel Leidenden will ich erlösen, indem ich eine einhörnige Kuh von rother Farbe (agar-mostaḥ-kugas) opfere.

Ich werde den himmlischen Schaman Kubiłir-Ojun (weisser Schwan), seine Schwester Kytałyktyr-Kyrbyky (spitzflügeliger weisser Storch) und ihre Mutter Soruktaḥ-Sodor (freigebige Gebieterin), welche den Menschen Taubheit und alle Art Ohrenkrankheiten schicken, kennen, ehren, anbeten. Die Leidenden werde ich erlösen, indem ich eine einhörnige Kuh von rother Farbe (agar-mostaḥ-kugas) opfere.

Die Erinnerung an diesen Schaman geht auf uralte Zeiten zurück; sein Name war An-Argył-Ojun. Er war mächtig und verrichtete grosse Wunder: er erweckte Todte und gab Blinden die Sehkraft wieder. Der Ruf seiner Wunder drang bis Aï-Tojón (Gott). Er liess den Schaman fragen, in welches Gottes Namen er die Wunder verrichte und ob er an ihn glaube. An-Argył-Ojun (der vornehme Schaman) antwortete drei Mal, dass er nicht an Gott glaube und dass er die Wunder durch eigene Macht und Kraft verrichte. Erzürnt darüber, befahl Aï-Tojón, den Schaman zu verbrennen, aber da der Leib Ojun's aus einer Menge Reptilien bestand, rettete sich ein Frosch aus den Flammen und siedelte sich auf dem höchsten Berge an. Von diesem Frosche stammen die mächtigen Dämonen, welche bis auf den heutigen Tag die Jakuten mit Schamanen versorgen. Für einen der Haupt-Dämonen gilt der Sohn des An-Argył-Ojun, Kün-Kigis-Ojun (Sonne — unersättlicher Vielfrass); derselbe hat einen riesigen eisernen Stab, auf

welchen der Kopf desjenigen, der die Schamanenweihe erhalten will, gesteckt wird; diesem Kopfe wird aus der Höhe die ganze Welt gezeigt; den Leib selbst des zu Weihenden zerschneidet man und wirft die Theile den bösen Geistern hin, welche die Stückchen sammeln und eben dadurch zu Untergebenen des zu Weihenden werden. Die zu Weihenden machen in ihren Anfällen und Ekstase, die von Hallucinationen begleitet sind, alle Qualen des Kopfabschneidens und Zerhacktwerdens in fühlbarer Weise durch.

Nicht jeder Schaman besitzt das Kostüm, in welchem er seine Mysterien vollziehen muss. Die Schamanen sind in der Regel sehr arme Leute, die kein eigenes Hauswesen haben; sie schlagen sich von Tag zu Tage durch, indem sie sich von den Gaben, die sie für ihre Mysterien erhalten, ernähren. Das Schamanenkostüm ist sehr theuer, da alle Verzierungen desselben aus Eisen geschmiedet und in Eisen gravirt sind; Zahl, Maass und Form aller Ziergehänge des Kostüms muss mit pünktlicher Genauigkeit, die durch Zeit und Brauch festgestellt worden ist, beobachtet werden. Nicht jeder Schmied vermag die Eisengeräthe des Kostüms zu schmieden und wird selbst für hohe Summen diese Arbeit kaum nehmen. Soviel mir bekannt, sind im Gouvernement Jakutsk sehr wenige Schamanenkostüme übrig geblieben. Landpolizei und Geistlichkeit nehmen, sobald sie einen Schamanen gefunden haben, sein Kostüm fort und verbrennen dasselbe im Konsistorium von Jakutsk; aber der Raub des Kostümes beraubt ihn nicht der Möglichkeit, seine Mysterien fortzusetzen. Das ganze Kostüm, welches der Schaman bei seinen Mysterien trägt, besteht aus einem Kaftan aus sämisch gegerbtem Schafsfell oder Leder, einer Trommel mit Klöppel und einem Stock. Der Kaftan heisst Kumu; er ist mit 40 eisernen Ziergehängen versehen, welche eine Eidechse, einen Taucher, eine durchlöcherte Sonne, einen Halbmond, einen Dämon und eine eiserne Kette oder einen Bocksschwanz darstellen. Diese Schmuckgehänge sollen den Schaman und die Schamanirenden

daran erinnern, dass das Reich der Geister, wohin sich der Schaman während der Mysterien begiebt, mit ebendenselben Vierfüsslern, Vögeln und Thieren besiedelt ist; die durchlöcherte Sonne sammt dem Halbmonde aber daran, dass an dem Orte, wo die Geister sich aufhalten, Halbdunkel herrscht. Der Schwanz bedeutet, dass das Schamanenthum fest und zuverlässig wie die Kette selbst und dient als Wegweiser ins Reich der Geister. Die verschiedenen Bündel und Eisenstäbchen in Gestalt von Gliedmaassen, welche die Knochen des Armes und Rippen darstellen, dienen dem Schamanen als Schild auf seinen Fahrten durch die Geisterreiche, sowie auch im Kampfe mit feindlich gesinnten Geistern. Die Aermel und der Saum des Kumu sind mit Fransen aus Schaffell besetzt. Die Trommel heisst dügür. Sie pflegt von länglicher Form zu sein, aus Holz und mit Kalbsleder ohne Fell bespannt. An der Innenseite ist ein kreuzförmiges Querholz befestigt, an welchem die Trommel bei den Mysterien gehalten wird. Dieser Griff heisst byäryk. Die Innenseite ist mit eisernen Schellen behängt, die weder symbolische Bedeutung noch bestimmte Zeichnung haben. Der Klöppel heisst bylajaḥ, es ist ein knöcherner oder hölzerner Stock, etwa 5 Weschott lang, mit Fell umnäht. Die Trommel dient als symbolische Darstellung des Thieres, auf welchem sich der Schaman in die Unterwelt, das Reich der Geister begiebt; der Klöppel dient als Peitsche, durch Schlagen und Klopfen mit demselben verkündet der Schaman, dass er sich unterwegs befindet. Eines gewöhnlichen Stockes bedient sich der Schaman nur, wenn er keine Trommel hat; sich auf denselben stützend, giebt er zu verstehen, dass er wandert. Auch ersetzt er das Trommeln, wenn ihm die Trommel fehlt, durch Geschrei und wilde Rufe. Die Anfertigung des Kumu sowie der Trommel wird von Mysterien des Schaman begleitet.

Ich gehe zu einem eingehenderen Verzeichniss der Schmuckgehänge des Schamanenkostüms über: Auf der Vorderseite des Kumu, vom Halse abwärts, den Rand entlang, sind 3 Darstellungen

des weissen Storches (kytałу) — das Emblem des Schamanenfluges. Kogas — Taucher — ebenfalls ein Emblem dieses Fluges.

An der Stelle des Herzens sind 3 Teufelsfiguren (äinägät, abasy) — als Emblem des steten Zugegenseins des Dämons im Herzen, 2 Darstellungen des eisernen Herzens des Teufels — süräḥ timirä.

Am Schlüsselbein 2 Eisenplättchen — Darstellungen dieses Knochens (ḥamargan-timirä).

Tärgän-berä — Darstellung der Nieren des Teufels.

Oigos-belgimä — 2 Hüftknochen.

Oigos umoḥtar — 4 Rippen des Teufels von jeder Seite.

Eine achteckige Figur mit 7 Löchern, welche bei der Kehle angenäht ist. Die Schamanen weigern sich, über dieselbe Auskunft zu geben, indem sie behaupten, dass kein Mensch wagen wird, sie zu benennen und ihre Bedeutung anzugeben.

An den Aermeln: 2 Schulterknochen — bülpül-timirä.

2 Handknochen — akymał-ḥapgaga.

Handwurzel — 2 Knochen — begalcaḥ-süsiega.

Die Knochen der Handfläche — 2 Stück — akymał-ulüga.

2 Knochen, Vogelflügel darstellend — tabytał-timurä.

Die Fransen an den Aermeln bedeuten die Flügel des Geiers — älie.

Auf dem Rücken: Keltägäi ḥobota, runde Schellen, abasy semäga — Teufelszierrathe, die zum Hinabsteigen in die Unterwelt unumgänglich sind.

Abasy-balyga — Teufelsfisch.

Kédéi-käḥana — Teufelszierrathe.

Külär-küsänat — die heitere, frohe Teufelssonne; an derselben 2 Eisenkettchen; bałyk-kygana, kandei-sysana, bezeichnen den Schwanz der Sonne — kügän-kuturuka.

Oibon-timirä, eiserne Oeffnung, in welcher sich der Taucher versteckt, nachdem er den Schaman verschlungen hat. An der-

selben ist unten die ämägä befestigt, aus welcher der Taucher trinkt.

Ḥatat-timirä — Feuerzeug des Teufels.

Batyryr — die Franse am Saume.

2 Eisenhäkchen, ähnlich dem Geweih des Elennthieres, von unbekannter Bedeutung.

Wie ich oben erwähnt habe, ruft der Schamanirende, wenn er nicht im Stande ist, selbst seinem Uebel abzuhelfen, einen Schaman herbei, in der Hoffnung, durch dessen Vermittlung die erwünschte Erleichterung von den Dämonen zu erhalten. Hunderte von Wersten fährt man nach einem Schamanen, und die Nachricht von der Ankunft eines solchen verbreitet sich geschwind in der Umgegend. Neugierige und Erlösungsbedürftige strömen in Massen herbei, um den Scheman zu sehen, ihn nach ihrer Zukunft zu befragen, und nie verweigert derselbe die Auskunft, indem er vielmehr bestätigt, dass sich bei den Schaman besonders während der Mysterien die Gabe der Weissagung zeigt.

Man empfängt den Schaman mit Ehrerbietung, lässt ihn im Ehrenwinkel Platz nehmen, bewirthet ihn mit Schnaps und den besten Speisen und theilt ihm seine Bitte mit. Der Schaman genirt sich nicht, das Schlachten eines Ochsen oder Pferdes zu verlangen, je nach der Bedeutung der Bitte und des Dämons, an den er sich während des Mysteriums wenden muss. Die Jakuten erfüllen seine Forderung ohne Widerspruch, und zugleich mit dem Schamanen werden alle Anwesenden mit dem Fleische bewirthet. Ein bestimmter Theil des getödteten Thieres geht, nach der Lehre des Schaman, auf das Opfer. Nachdem er gegessen und getrunken hat, zieht der Schaman das Kumu an, wenn er ein solches besitzt, nähert sich von vorne dem Kamine und wirft Butter ins Feuer, welche er den Geistern spendet, fängt die Dämpfe derselben mit der hohlen Hand auf, die er dann zum Munde führt, um anzudeuten, dass er die Dämpfe verschluckt, wodurch er sich, so zu

sagen, mit dem Geiste, an den er sich mit seinem Anliegen zu wenden hat, vereinigt. Darauf ergreift er die Trommel und nimmt vor dem Kamine Platz auf einem schönen Teppich aus Hirsch- oder Ochsenfell, der am Rande mit einer Franse von Pferdehaaren, bunten Läppchen oder Schwänzen kleiner Thiere verbrämt ist. Das Fell liegt mit dem Kopfe nach dem Kamine gerichtet; er schlägt lange und laut die Trommel, indem er durch einen langgedehnten Ruf „ay“ die Aufmerksamkeit der Geister auf sich lenkt, gähnt ein teuflisches Gähnen, schreit drei Mal mit der Stimme des Tauchers „ček, cek, cek“, drei Mal wie der weisse Storch, drei Mal wie der Kuckuck und drei Mal wie der Rabe. Darauf ruft er den schiefen (inistägas), krummen (keltägäi), lahmen (dogoton) Teufel (jügük ämägät) an, verflucht sich, indem er den Satan seiner Ergebenheit versichert und ihm Treue gelobt und fleht ihn an, in ihn zu fahren. Alsdann erhebt er sich, annehmend, dass er sich mit dem Teufel vereint habe, dass der letztere in ihn gefahren und er Inhaber seiner Kraft und Macht geworden sei und ruft als weisser Vogel (ürün-as): „Möge dies mein Platz sein, möge er mit grünem Grase bewachsen werden; mit Deinem Leibe und Blute habe ich mich vereinigt, oh Teufel! Die Wurzel alles Uebels und Unheils (ytyk jelü térdè),“ fährt er fort, „bist Du, achtfüssiges Ungeheuer (aldzarai); ich habe mich mit Dir vereint, Du aber hilf zur Erfüllung meines Wunsches; ich bin gekommen von sürdäḥ-käptäḥ Sügä Tojónton, dem furchtbaren Gotte des Beiles und von Kini-Sürgü-Jutänän sürgü, um ihn mit rettender Waffe zu retten, darum, ihr Schamaninnen mit den feurigen Geisseln, die ihr in der Unterwelt hauset, kommet nicht herauf, mit mir zu streiten und mich zu verfluchen; ich habe mich auf den Nabel der Erde gesetzt, um die Leidenden zu vertheidigen; ich weiss, ich habe viele Mängel, aber nehmet an, ich hätte deren keine und weichet zurück. Deine drei schwarzen Schatten, oh Teufel, haben sich mit mir vereinigt; darum bitte ich Dich, hilf mir. Ich werde Dir ein zusagendes Thier geben,

hilf meinem Unglück!" Der Schaman singt mit seiner heulenden Stimme, dass der Satan zu ihm gekommen sei und dass er denselben gebeten habe, seine Bitte um die Heilung des Kranken seinen Ahnen in der Hölle oder dem obersten Satan zu übermitteln. Die Ankunft des Teufels, wie auch seine Rückreise in die Hölle giebt der Schaman in einem Liede wieder, das stets die Form eines Gespräches hat. Er singt für sich und für die Geister, die er citirt, und stellt mit Trommelschlägen ihre Wanderungen durch Gesten dar, indem er, ohne sich vom Platze zu rühren, schreitende Bewegungen macht und sich die Augen mit der Hand schützt, als wollte er sich in der Gegend orientiren. Oft geschieht es, wenn die Heilung des Kranken erwartet wird, dass der Teufel sich nicht sofort entschliesst, die Bitte des Schamanen zu erfüllen, oder dass er verlangt, der Schaman solle selbst die Protektion der obersten Geister nachsuchen, und dann giebt der Schaman durch Gesang und Trommelschläge zu verstehen, dass er, sehr mühsam schreitend, einen steilen Berg zum Himmel hinansteigt, um persönlich Hülfe zu erflehen. Auch kommt es vor, dass der Schaman, ohne die Geister aus der Unterwelt zu citiren, selbst zu seinen Ahnen und zum Satan in die Hölle hinabfährt und denselben in gedehntem, schwermüthigem Gesange seine Wünsche vorträgt, die folgendermaassen ausgedrückt werden: „Ich bin gekommen, um zu vertheidigen, als Geissel den himmlischen Blitz in der Hand haltend; gebt mir die Seele meines Kindes zurück und nehmet statt dessen ein anderes Opfer." Darauf spricht er, zum ältesten der alten Weiber (ḥottuttorga) gewandt: „Hast Du die Krankheit verursacht, so gieb ein Zeichen." Darauf kehrt der Schaman aus der Unterwelt (oibon-timirä) und fliegt auf den Flügeln des Tauchers (kogas) zum Himmel empor, wo er, die obersten Geister (érdäsgä) besänftigend, also redet: „Mutter Sonne hat sich mit der Genesung des Kranken einverstanden erklärt: Thut auch ihr desgleichen, so werdet ihr Geschenke erhalten." Je angenehmer die Nachrichten

sind, welche der Schaman bei seiner Rückkehr aus dem Himmel oder aus der Hölle mitbringt, um so begeisterter spornen ihn die Anwesenden an, und die Zufriedenen bitten den Schaman, die Genesung des Kranken zu beschleunigen. Der Schaman hingegen beeilt sich keineswegs mit der Erfüllung dieser Bitte und giebt erst nach, nachdem er sich hinreichend geweigert hat. Die Heilung pflegt, je nach den Umständen, verschiedener Art zu sein. Bisweilen tritt der Schaman an den Kranken heran, betrachtet ihn, spuckt sich in die Hand und reibt die kranke Stelle mit derselben, wonach er den Hausgenossen versichert, dass, falls das Opfer den Geistern genehm sein wird, der Kranke bestimmt geheilt werde; sollten die Geister jedoch mit dem Opfer nicht zufrieden sein, so liege es nicht in seiner Macht, ihren Entschluss zu ändern.

In anderen Fällen tritt der Schaman an das Bett des Kranken heran und ruft 3 mal über dessen Kopfe: „Was für ein Thier willst du haben? sage es mir, nur lass' vom Kranken ab!" Der Geist, welcher in dem Kranken sitzt, antwortet durch den Schaman: „Wenn du mir einen sadzagai (Kuh mit weissem Rücken) oder einen bułus (falbes Pferd) giebst, werde ich von dem Kranken lassen." Das geforderte Thier wird gegeben. Dazu nimmt man 10 kleine Lärchen (tson-kerbäna) und eine Birke und stellt eine Lärche und eine Birke neben einander vor der Jürte hin. An der ersteren macht man 9 Einschnitte. Die übrigen Bäume werden im Halbkreise bei den beiden ersten auf der Südseite aufgestellt und mit einem Stricke umbunden, der mit bunten Lappen und Pferdehaar geschmückt ist. An den mit Einschnitten (sałama) versehenen Baum bindet man das Opferthier, wobei der Schaman, zum Himmel emporsteigend, den Aï-Tojon um Gnade anfleht mit den Worten: „Die Menschen haben Mitleid mit den Kranken, die Alten (hotuttor) haben seine Seele (kut) zurückgegeben: so nehmet denn für die Seele dies Thier." Nachdem er 3 Mal aufgeschrieen und 3 Mal auf das Thier gespuckt hat (der Kranke spuckt ebenfalls), entlässt

er es wieder in die Heerde. Der Schaman fährt fort: „Hier steht es, nimm es, behalte es, aber rette!" „Ich habe es genommen," antwortet der Teufel durch den Schamanen, „in 7, 8, 9 Tagen wird der Kranke gesunden." Der Schaman singt, dass der Teufel mitsammt den Taucher zur Hölle hinabgefahren sei, wo er das Opferthier schlachten lässt, und um diesen Vorgang bildlich darzustellen, nimmt er ein Brettchen, (welches einen Tisch darstellen soll), macht in demselben eine runde Oeffnung, legt ein Stück Fleisch darauf und wirft es dann ins Feuer. Alsdann zündet er 3 Mal die Mähne eines schwarzen Pferdes an, athmet den Rauch ein und bittet einen der Anwesenden, unterhalb seines Kopfes Feuer zu schlagen und ihm eine Mischung Wasser und saurer Milch (umdan), als Wasser jener Welt, zum Trinken zu geben. Darauf ergreift er 3 Zweige und schlägt mit denselben auf die Trommel, um dadurch die Ueberbleibsel des Teufels zu vertreiben: „von oben Herabgekommene, steiget empor; von unten Heraufgekommene, steiget hinab, ihr Teufel!" Darauf setzt er sich, von dem Geheul und sich Hinundherwerfen erschöpft, vom Schwindel erfasst, schweisstriefend auf die Erde, oft vor Ermattung nicht im Stande, sein Kymú abzulegen.

Das Thier, das solchergestalt zum Opfer gebracht wurde, wird nun nicht mehr zur Arbeit benutzt und, falls es krepirt, durch ein anderes von gleicher Farbe ersetzt, da sonst ein Rückfall der Krankheit eintreten könnte. Es kommt auch vor, dass zum Opfer, welches den Alten (ḥotuttorga) dargebracht wird, ein Thier getödtet wird. Zunge, Herz und Leber werden gekocht und auf einen eigens dazu hergerichteten einbeinigen Tisch gelegt, dessen Platte in der Mitte eine runde Oeffnung hat. Das übrige Fleisch verzehren die Jakuten; darauf werden die Knochen und sonstigen Ueberreste verbrannt, womit das Opfer erledigt ist.

Ueber den Seelenzustand der Eingeborenen während der Mysterien lässt sich schwer urtheilen; ich konnte auf ihren im

Uebrigen beweglichen Gesichtern keinen bestimmten Ausdruck herauslesen; ich für meine Person sehnte von ganzer Seele das Ende des Mysteriums herbei. Die kleine Jurte mit dem qualmenden Kamin, vor dem Feuer der umherrasende Fanatiker, den 2 Mann mit knapper Noth zurückhalten, damit er nicht, auf dem Höhepunkt seiner Ekstase angelangt, sich ins Feuer stürzt oder sich den Schädel bricht; das wilde Heulen und Aufschreien — das Alles macht es selbst einem Menschen mit gesunden Nerven unmöglich, seine Ruhe zu bewahren. Der Schaman geht so sehr in seiner Rolle auf, dass er sich völlig vergisst; er ist augenscheinlich überzeugt von seiner Vereinigung mit den mächtigen bösen Geistern, auf deren bösen, eigensinnigen, oft unerbittlichen Willen man nur durch das Opfer der eigenen Persönlichkeit einwirken kann, die dann der Schaman auch ganz und gar den Geistern zur Verfügung stellt. Auf jeden Fall, wenn man auch den Glauben der Eingeborenen an das Schamanenthum bezweifeln will, muss man doch die Furcht, den Schrecken vor demselben von Seiten Aller ohne Ausnahme zugeben. Leute, denen ich das vollste Vertrauen nicht verwehren kann, versicherten mir, einen Geistlichen gekannt zu haben, der einem Schamanen einen Schlag versetzt hatte, worauf sich jener dadurch rächte, dass der Geistliche den Verstand verlor.

Derartige Vorstellungen mögen befremdend klingen, besonders innerhalb eines christlichen Ideenkreises, bei Unvertrautheit mit denen des rohen Schamanenthums, im civilisirten Leben unserer Städte, aber ich glaube, dass die Eigenartigkeit des Lebens unter den Jakuten so sehr auf Herz und Seele drückt, so sehr zu einer trüben und freudlosen Weltanschauung disponirt, dass der Mensch, bei allem Wunsche, den bewältigenden Eindrücken mit Ueberlegung entgegenzutreten, machtlos wird und die Furcht der wilden Söhne des düsteren, trübseligen Grenzgebietes zu begreifen beginnt.

Der Schaman weigert sich keineswegs gegen Beichte und

Abendmahl, er bereut auch aufrichtig seine Vereinigung mit dem Teufel, aber er ist nicht im Stande, sich danach des Vollziehens der Mysterien zu enthalten. Jedenfalls ist es nicht Eigennutz oder irgend eine sonstige Berechnung, was ihn ein für allemal daran hindert, eine Thätigkeit aufzugeben, die er selbst bereut; ich habe nie von der Wohlhabenheit der Schamanen reden hören, im Gegentheil erhält der Schaman sehr oft für die Besprechung eines kranken Auges 5 Kopeken, aber was will nördlich von Jakutsk solches Geld bedeuten, wenn die Jakuten sich mir gegenüber weigerten für ein Haselhuhn 20 Kopeken zu nehmen, mit dem Bemerken, sie wüssten nicht, was sie damit anfangen sollten, hätte die Münze eine Oeffnung, so könnten sie dieselbe als Knopf brauchen, da das jedoch nicht der Fall wäre, bäten sie mich, dieselbe wieder zurückzunehmen. Die kleinste Geldeinheit ist eben der Rubel! Die furchtbare Nervenerschütterung, welcher der Schaman nach dem Mysterium erliegt, entkräftet ihn mindestens für den ganzen Tag. Ich hatte Gelegenheit, mit den Eingeborenen an der Mündung der Lena und längs der Jana über das Schamanenthum zu reden. Die Schamanen selbst gestanden ein, dass die Familien der Schamanen, nach allgemeinen Beobachtungen, niemals glücklich sind; Krankheiten und Unglücksfälle verfolgen sie und ihre Familien, — aber ihr Schicksal sei nun einmal derartig, und diesem könnten sie in ihrer trost- und aussichtslosen Lage nicht entrinnen.

Ausser den Schamanen giebt es auch noch Schamaninnen (udagan), ebenfalls Dienerinnen der Geister der Unterwelt, aber so gross ihr Ruhm auch sein mag, so geniessen sie doch nie die gleiche Autorität, wie ihre männlichen Konkurrenten; man wendet sich nur dann an sie, wenn es keinen Schamanen in der Nähe giebt oder wo es sich um Auffindung eines Diebes oder gestohlenen Gutes handelt. An Zahl übertreffen sie die Schamanen. Nach Ansicht der Eingeborenen heilen sie Geisteskranke mit grösserem Er-

folge, und nur in diesen Fällen werden sie den Schamanen vorgezogen. Wenn ein Schaman oder eine Schamanin stirbt, so legt man die mit dem Kumu bekleidete Leiche in eine hölzerne Truhe; an das Kopfende legt man einen aus Holz geschnitzten Falken, an das Fussende einen Kuckuck, und zu den Seiten je ein Idol — zum Zeichen, dass die Geister die Seele des Schamanen in ihr Reich forttragen. Der Leib des Schamanen wird nicht der Erde übergeben, sondern an einem offenen Platz auf hohen Stäben oder auf einem Baume beigesetzt. Ein derartiges Grab heisst ḥorčaḥ. Im nördlichen Theile des Kreises Werchojansk hatte ich selbst Gelegenheit, ein solches Grabmal zu sehen und einige Eisenzierathe von dem verfaulten Kumu zu retten. Im Allgemeinen wird dem Verstorbenen sein bestes Kleid angezogen, bisweilen mehrere seiner Pelze, und die Mütze aufgesetzt. In die Hände steckt man ihm eine Pfeife, sowie einen mit Tabak gefüllten Tabaksbeutel; zu seinen Füssen stellt man einen hölzernen Napf mit Speise hin. In einigen Gräbern sah ich eiserne Instrumente, die der Verstorbene zur Herstellung von sämischem Leder aus Hirschleder gebraucht hatte, sowie Bögen, Pfeile und Bärenspiesse. Nach den Worten des Herrn Pripusow soll übrigens diese Sitte jetzt abgeschafft werden, und man begräbt die Schamanen nach christlicher Art.

Indem wir uns der jakutischen Mythologie zuwenden, wollen wir nochmals wiederholen, dass die uns zu Gebote stehenden Nachrichten äusserst spärlich sind, sowohl in Folge des seiner Vernichtung entgegengehenden Charakters dieser Glaubenslehre, als auch in Folge der geringen Vertrautheit mit diesem Gegenstande sogar von Seiten der Adepten dieser Religion, welche uns mit Nachrichten über dieselbe versorgten, endlich also in Folge der Spärlichkeit der Materialien, die wir über diese Frage sammeln konnten.[1])

[1]) Die von mir gesammelten Nachrichten behufs einer Liste der guten und bösen Geister, die von den Schamanirenden verehrt werden,

Die jakutischen Gottheiten wohnen theils auf dem Gipfel der Berge, im Himmel — Jesä abaszłar (Berggeister), theils am Fusse der Erde, in der Unterwelt — Aŧŧara abasyłar (untere Geister) und werden in gute Geister, welche die allgemeine Bezeichnung Aï, tangara (Gott) tragen, und in schlechte oder Dämonen eingetheilt. Zur Zahl der ersteren gehören:

Jüt-tas ołbohtah Jürün-aï-tojon, er ist zugleich Aibyt-Aga (schaffender Vater), (weisser Gott auf dem milchsteinernen Throne), lebt im Himmel, herrscht über alle einzelnen Götter, wirkt ausschliesslich Gutes bei allem Lebenden in der Natur. Er ist Schöpfer der Welt; daher wendet man sich an den Ysäh (religiösen Frühlingsfesten) mit emporgehobenem čaron (Holzbecher) zu ihm und erfleht seinen Segen für Menschen und Vieh; indem sie den Becher gen Himmel halten, sind die Verehrer des Jürün überzeugt, dass derselbe von dem Kumys nippt, woher auch der Rest als durch die Lippen des Jürün geweihtes heilkräftiges Getränk unter die Jakuten vertheilt wird. Der Schaman versichert, dass Jüt-tas ołbohtah-aï-tojón während der Darbringung des čaron sich auf dem milchsteinernen Throne sitzend am Himmel zeige und die Jakuten sammt ihren Herden segne. Ueber dem Jürün giebt es nach der Lehre der Schamanen keinen Gott.

Aïsyt (Heilbringerin). Diese Göttin wohnt im Himmel, begünstigt die Menschen, indem sie ihnen Kinder schickt und den Weibern die Geburtswehen erleichtert; sie wirkt überhaupt viel Gutes, besonders für die Frauen. Nach einer glücklichen Niederkunft werden ihr Opfer dargebracht; über diese Ceremonie werde ich besonders reden. Die Aïsyt wird von Manchen anders genannt, nämlich Kübäi-hotun. Diesen guten Gottheiten bringt man keine blutigen Opfer dar, sondern nur solche von den eigenen Speisen.

---

waren weit beschränkter, als die in der Mittheilung von N. Pripusow und F. Solowjew enthaltenen; daher habe ich diesen Theil ganz und gar aus den erwähnten Quellen geschöpft.

Die guten Gottheiten zweiten Ranges (oroldžuttar) — An-doidu itictä An-darhan-hotun (Göttin, welche die Erde beschützt), wohnt auf den schönsten Bäumen, sendet den Gewächsen Laub und Fruchtbarkeit; sie erscheint, nach der Versicherung der Schamanen, bisweilen den Menschen, die danach ihr Lebenlang keine Noth kennen und sich wohlbefinden. Es werden ihr nach Vorschrift der Schamanen verschiedenartige Opfer dargebracht.

Sügä-tojón, hara-begi-tojón — (Gott des Viehes); er schickt den Menschen Kinder, auch Kälber; nach der Versicherung der Schamanen schenkt er beleläh-Kułunu und mänjäh-ogonu, d. h. Füllen mit einem Fleck und Kinder mit einem Muttermal (Fleck und Muttermal sind glückbringende Zeichen).

Uordah-džüsügäi-Aï — der zornige Gott, welcher die Menschen für Verbrechen straft. Als Sühnopfer gelten Pferd oder Ochs.

Der Lehrer Pripusow theilt mit, dass dieser Gott den Menschen kühne Männer, muthige Rosse und Arbeitsochsen schenkt.

Derselbe Pripusow erwähnt auch den Hotoi-Aï, welcher den Menschen zwar physisch schwache, aber dafür zahlreiche Familie schenkt, in der das weibliche Geschlecht überwiegt.

Ajehsit — eine unzertrennliche Gefährtin des Menschen, die ihm bei seinen guten Absichten behülflich ist; dieselbe geniesst grosse Liebe und Verehrung bei den Jakuten, die ihr gern Opfer darbringen. Wenn sich Äjehsit gegen einen Menschen erzürnt und sich von ihm lossagt, so bleibt derselbe, nach der Versicherung der Schamanen, ohne jeglichen Schutz vor den Heimsuchungen der bösen Geister. Sie ist der jakutische Schutzengel. Wenn Jemand einer Gefahr entgangen ist, so sagt man, Ajehsit sei mit ihm gewesen. Man opfert ihr eine Stute.

Bai-Bajanai — der Gott der Thierfänger; er begleitet den Jäger überallhin und hilft ihm unsichtbar bei seinem Gewerbe. Wenn sich ein Jakut behufs Erbeutung von Thierfellen auf eine weite Wanderschaft begiebt, so schnitzt er ein Idol aus Holz und

beschmiert dasselbe mit dem Blute des Thieres, welches er ihm zu Ehren tödtet. Mit dem Fleische des getödteten Viehes bewirthet man den Schaman und die Gäste, das Bildniss des Bai-bajan aber stellte man in der vorderen Ecke auf den Ehren-Oron (Ehrenbank in der linken vorderen Ecke). Bisweilen bleibt Bai-bajanai viele Jahre hindurch in seiner Ecke stehen.

Ukułan — der Gott der Fischer, wohnt im Wasser, begünstigt den Fischfang. Man opfert ihm eine 2jährige schwarze Färse.

Von Göttern und sonstigen wohlthätigen Wesen kann genannt werden: Kis-tanara — Zobelgott. Er wird in Gestalt eines mit einem Zobelfelle bekleideten Menschen dargestellt. Dies Bildniss wird in einem sämisch-ledernen, mit bunten Perlen gestickten Beutel aufbewahrt. Bei wichtigen Gelegenheiten bittet man ihn um seinen Beistand, wobei man Butter in's Feuer wirft. Ferner An-darhan-tojón oder Ał-ot-iččitä, der Dämon; als Opfer wirft man ihm einen Theil der Speise, die man geniesst, in's Feuer.

An-darhan — der bejahrte Greis; er ist Vermittler zwischen den Menschen und bösen Geistern. Kein Opfer wird vollzogen, ohne dass man dem Gotte des Feuers opferte. Er ist das Thor, durch welches man mit dem Opfer zu einem anderen Geiste gelangen kann.

Der Gott des Feuers ist das allerwohlthätigste Wesen im Leben des Menschen, in allen Verhältnissen seines Lebens; er erweist demselben die wärmste und lebendigste Theilnahme, und daher wird stets ihm zunächst ein Theil der Speise, die man geniessen will, in's Feuer geworfen. Es ist ein hochbejahrter Greis, den man als Byrähä-bytyka-kyrył-tüsümät, d. h. „Graubart, nachfolgende Person".

Dämonen oder böse Geister sind:

Z-hosgon-ojun-kinäs — Satan, der Fürst der Teufel. Derselbe verursacht den Menschen Unheil, Krankheiten, Fallen des Viehes,

Misswachs. Als Sühnopfer bringt man ihm einen Hengst von hellbrauner (sur-zagyt) Farbe dar.

Bołogus-hotuna, Dohsun-dujan und Bahsy-tojóna-allähai, der erstere ein Mann, die letztere ein Weib. Wie die Schamanen versichern, waren beide ursprünglich Menschen, die ihrer Sünde wegen zu bösen Geistern umgewandelt worden sind. Sie rauben den Menschen den Verstand. Als Opfergabe dient eine getigerte (cugur) Stute. Dyahtan-byradai oder Jürün-ogustah war einstmals ein Schaman und besass einen weissen Ochsen. Als derselbe ihm gestohlen wurde, gerieth er in Zorn und ward zur Strafe dafür nach seinem Tode in einen Dämon verwandelt. Er verursacht besonders bei Kindern Brustkrankheit, welche tödtlich ist, wenn ihm nicht eine weisse 3jährige Färse geopfert wird.

Sordah-Conah war bei Lebzeiten eine Schamanin; sie verursacht verschiedene Epidemien. Die Schamanen überliefern, sie sei von abschreckender Gestalt, einarmig, einbeinig und habe nur ein Auge und zwar in der Stirn. Man opfert ihr eine rothscheckige (Keh-äbiren) Kuh.

Makyny-kysa-tynyrahtah-Kädzäi, gewesene Schamanin; verursacht Wahnsinn und andere Krankheiten. Man opfert ihr eine Kuh mit durchsichtigen Hörnern und Hufen, mit einem Fleck an der Stirn, mit buntem Schwanze und röthlichem Felle (dzenkis-mostah-tujahtah, toratosahtalah, ała-kuturuktah-kugas). Ihr zu Ehren verfertigt man ein Idol, welches mit Hermelinfell geschmückt wird; in dieses Idol kann, nach den Begriffen der Schamanen, diese Furie für immer gebannt werden. Dies Idol heisst Kys-tagara — die jungfräuliche Göttin; man stellt dasselbe in die Ecke des mittleren Dielenbalkens, links vom Kamin, d. h. nach Norden hin, wo es von Geschlecht zu Geschlecht stehen bleibt und in so hohem Grade verehrt wird, dass die geringste Berührung den Zorn dieser Furie wachrufen kann.

Buhar-dodar — der Dämon des Todes; derselbe reitet auf dem

Ochsen Bor-Kürüm, d. h. erdfarbener Panther. Er lebt in der Hölle (ädän-tügärä) wo gleichzeitig, ausser anderen, minder bedeutenden, noch 8 Hauptdämonen hausen.

Syry-Kysa — ihrer Herkunft nach eine Schamanin; sie verleitet die Menschen zu verschiedenen Verbrechen, Klagen und Rechtshändeln. Opfer werden ihr nicht dargebracht, und der Schaman jagt sie ohne jegliche Mühe fort.

Süllüküter — die Bewohner des Wassers. Sie leben ähnlich wie die Menschen, indem sie Viehzucht treiben. Im Wasser giebt es viel Moos, welches, auf's Trockene gebracht, sich in Gold verwandelt, nach 3 Tagen jedoch wieder zu Moos wird.

Sedeka — ein kleines verwachsenes Mädchen mit ungeheurem Bauche, lebt im ḥoton (Stall) und verdirbt das Vieh.

Ausser den erwähnten Dämonen und Furien glauben die Jakuten noch an minder bedeutende, wie z. B. Torbos-abysyta (Dämon der Kälber), Kälämä (Dämon der Wollust), welchen der Schaman recht originell darstellt. Er schildert denselben als äusserst wenig anziehend, und noch dazu als Stotterer. Wenn der Schaman als Kälämä erscheint, können sich die Jakuten des Lachens nicht erwehren, scherzen mit ihm und fragen ihn aus, woher er gekommen sei, worauf der Schaman im Namen dieses Dämons antwortet, er komme weither, aus einer Entfernung von der Länge einer krummen Fichte und habe unterwegs 8 Mal genächtigt. Ferner fragt er dann, ob es hier nicht hübsche Mädchen gebe, worauf er sich, falls die Antwort befriedigend ausfällt, schön zu machen sucht und sich krümmt, was die Jakuten sehr belustigt. Den Kälämä stellt der Schaman mehr zum Scherze dar.

Die Schamanen lehren, dass Jüt-tas oder, wie man ihn auch nennt, Aibyt-aga (schaffender Vater), Ai-tojon (der Herr), über die ganze Welt herrscht. Unsichtbar und unerreichbar, lebt er im siebenten Himmel und verkehrt mit der Erde durch die Vermittelung von Göttern, die in den unteren Himmeln leben. Im

Ganzen giebt es sieben Himmel. In der Unterwelt giebt es ebenfalls ein Oberhaupt — den Fürsten der Finsterniss. Die guten Geister (Aï, Götter), wie auch die Dämonen (abasy) sind, die Seelen Verstorbener, die für ihre Tugenden oder Sünden in Genien oder Dämonen verwandelt worden sind, und nehmen nach Massgabe ihrer Tugenden und Laster verschiedener Orte und Aemter ein, indem sie sich in beiden Hierarchien dem Willen dessen widerspruchslos unterordnen, dem sie zu dienen verpflichtet sind.

Nach der Lehre der Schamanen giebt es mithin drei Welten: Die Welt der Himmel (ḥaan-jürdä), die mittlere — die Erde (ortodoidu), die Unterwelt oder Hölle (jédän-tügärä). Die erste ist das Reich des Lichtes, die unterste — das Reich der Finsterniss; die Erde aber ist zeitweise vom Schöpfer (Jüt-tas-obohtaḥ Jürün-Aï-Tojón) dem Willen des Teufels und Verführers übergeben worden, und die Seelen der Menschen werden nach ihrem Tode nach Massgabe ihres Verdienstes, in das eine oder das andere Reich entsandt. Wenn jedoch die Erdenwelt zu Ende gegangen ist, werden die Seelen beider Reiche einen Krieg miteinander führen, und der Sieg muss auf Seiten der guten Seelen bleiben, während die Seelen der Sünder der ewigen Höllenqual überantwortet werden.

Der Schöpfer, welcher die zeitliche irdische Welt der Versuchung des Teufels überantwortet hat, hat jedoch gleichzeitig die Ajehtis als Schutzengel sowie Seelen Gerechter auf die Erde gesandt, welche verpflichtet sind, die Menschen vor den Angriffen des Teufels zu schützen; die Macht des Teufels ist so beschränkt, dass er z. B. nicht das Recht hat, einen Menschen des Lebens zu berauben. Der Teufel ist das göttliche Schwert, die Waffe, durch welche die sündigen Menschen gezüchtigt werden, und der Teufel kann Niemand begnadigen oder von der Strafe befreien, wohl aber kann der Schaman durch einen Dämon sich beim Schöpfer darum bewerben.

Der Schaman ist Diener des Teufels und selbst zukünftiger Teufel, aber solange seine Seele noch nicht von dem Leibe getrennt ist, erfreut er sich der Teufelsgaben, des Hellsehens, der Geisterkenntniss, der Heilkuren, des Uebelstiftens und dergl. mehr; da er aber auf Erden, zwischen Himmel und Unterwelt lebt, geniesst er den Vortheil des Verkehres mit beiden. Je nach Erforderniss begiebt er sich entweder selbst in die Unterwelt oder er citirt aus derselben die nöthigen Dämonen. Falls nun der Dämon selbst nichts ausrichten kann, schickt er den Schaman in die Bergwelt um den Schöpfer um seine Entscheidung zu bitten, und der Schaman erhebt sich, wie wir sehen gen Himmel. Wenn aber der Schaman ein Uebel anstiften will, so ruft er denjenigen Geist aus der Hölle hervor, welchen er braucht, und der letztere führt den Wunsch des Schamanen aus. Der böse Geist giebt ungern den Bitten des Schamanen, Jemanden etwas Gutes zu erweisen, nach, und nur nach Erlangung eines Opfers, gestattet er dem Schamanen sich behufs unmittelbarer Bewerbung beim Schöpfer gen Himmel zu erheben.

Die berühmteren Schamanen führen ihr Geschlecht auf ein hohes Alterthum zurück, und oft dient ein ganzes Geschlecht in der Hölle, und der letzte Nachkomme wendet sich in erster Linie an seinen Vorfahren, damit sie, als die verdienteren, ihm zur baldigen Erfüllung seiner Bitte verhelfen.

Wie man aus dem vorhergehenden ersieht, ist die Seele des Menschen (Kut-tyn) fähig, sich, je nach den Handlungen des Menschen bei seinen Lebzeiten, in einen guten Geist oder in einen Dämon umzuwandeln; schon während des Lebens des Menschen, trennt sich seine Seele nicht selten von ihm, z. B. im Traume. Der Mensch erkrankt dadurch, dass der Teufel seine Seele gefangen hat, und wenn er dieselbe länger als möglich zurückhält, muss der Mensch sterben; auf die Bitte des Kranken oder seiner Angehörigen kann der Schaman dem Kranken seine Seele zurück-

geben; wenn jedoch die Seele nicht zurückkehrt und der Mensch stirbt, so bedeutet das, dass der Zorn aus vom Schamanen nicht abhängenden Ursachen nicht besänftigt werden konnte. Es kommt auch vor, dass die Seele, nachdem sie sich auf eine Zeit lang vom Körper getrennt hat, sich verirrt, lange nicht an ihren Ort zurückkehrt, und, wenn sie nach langer Zeit wiederkehrt, ihre Hülle nicht tauglich zu ihrer Wiederaufnahme findet, da der Leib in Verwesung übergegangen ist; traurig fliegt sie fort und lässt sich in dem Körper eines nahen Verwandten ihres einstigen Tempels nieder. Viele ähnliche Fälle der Seelenwanderungen wissen die Schamanen ihren Gläubigen zu erzählen.

Die Schamanen behaupten, dass nach dem Tode der Menschen noch eine zeitlang Spuren seiner Seele in ihm zurückbleiben, richtiger, dass die Seele noch fortfährt, sich in der Nähe ihrer einstigen Wohnung aufzuhalten, daher fährt der Todte fort, bis zu seiner Bestattung, überhaupt solange sich noch die Seele in seiner Nähe aufhält, Alles zu hören und zu sehen, was um ihn her vorgeht, und die Jakuten bemühen sich, in Gegenwart von Todten sehr vorsichtig zu sein. Bei dem Tode der Menschen ergreift der Teufel seine Seele und führt sie an die Orte, wo er bei Lebzeiten gewesen war und züchtigt sie dort, wo der Mensch gesündigt hatte, Solch' eine Hetze dauert eine Nacht lang und nur wo ein Kreuz steht, führt der Teufel die Seele der Verstorbenen nicht hin, (in neuester Zeit), woher auch die Jakuten, um ihren Angehörigen überflüssige Strafen zu ersparen, hölzerne Kreuze um die Jüte aufstellen. Die Jakuten bestatten ihre Todten in der Regel am Todestage, und um den Dämon des Todes nicht mit sich heimzuführen, zünden sie bei der Rückkehr von dem Begräbniss unterwegs Scheiterhaufen an, über welche sie springen, in der Ueberzeugung dass der Dämon des Todes, welcher das Feuer scheut, ihnen nicht folgen werde und sie eben dadurch von den Verfolgungen des ihnen verhassten Geistes des Todes befreit werden. Ueber eben

diesem Feuer werden die Kleider des Verstorbenen ausgeschüttelt, um den Dämon zu entfernen, falls sich derselbe darin verborgen haben sollte. Man beerdigt die Todten mit Vorliebe auf Hügeln um sie dem Himmel näher zu bringen; die Hügel sind meist sandig und trocken, es ist daher dort leichter, ein Grab zu graben, als in den salzhaltigen Niederungen.

Wie vorhin gesagt worden ist, haben die Jakuten, früherer Zeit, Naturerscheinungen angebetet, woher es interessant sein dürfte, die Ansichten der Bewohner der Gouvernements Jakutsk über diese Erscheinungen kennen zu lernen, als Ueberbleibsel ihrer kosmogonischen Mythologie.

Den Donner (ätin) und den Blitz (cagytgan) bewirken 2 himmlische Gottheiten: Zam(n)-burai (kühner Schreier) und Sügä-tojon (Axt-Herr). Pripusow sagt, dass sie ihre Schläge entsenden, um die bösen Geister zu verfolgen; ich hingegen habe gehört, dass sie dabei ausserdem den Zweck verfolgen, die Erde von verschiedenen Krankheiten zu reinigen. Bisweilen werden auch Blitz und Donner durch den Schaman hervorgerufen, welcher, gegen irgend Jemand erzürnt, die Götter bittet, seinen Widersacher oder das, was jenem theuer ist, durch den Blitz zu erschlagen.

Indem ich vollkommen mit der Darstellung des Herrn Pripusow einverstanden bin, wiederhole ich ferner nach ihm Folgendes: Um einen vom Blitze getroffenen Menschen ins Leben zu rufen, wenden die Jakuten keinerlei Mittel an. Thiere, welche vom Blitz getroffen sind, verspeisen sie. Wenn der Donner stark erdröhnt, ergreift der Jakute ein Stück von einem vom Blitz getroffenen Baume, wie es fast in jeder Jurte vorhanden ist, und räuchert mit demselben die Jurte, indem er dabei spricht: Zam(u)-Burai žasguda, sügätojon-sülgäidä, arcy, arcy d.h.: „Der kühne Schreier hat geschrien, der Axt-Herr hat sich gerührt, fort, fort!“ Durch das Räuchern wird der unsaubere Geist, welcher sich vor den Verfolgungen des Himmels in die Jürte geflüchtet hat, vertrieben, und die Menschen

bleiben vor den Krankheiten bewahrt, welche diese bösen Geister mit sich bringen.

Das Stück Holz wird aufs Feld geworfen, weit von der Jurte hinweg, wodurch der Blitz abgehalten wird. Die Jakuten finden nach dem Gewitter runde oder längliche Steine auf dem Felde, welche sie für vom Himmel gefallene Donnerpfeile halten. Sie werden als Heilmittel verwendet (z. B. feilt man sie und lässt das Pulver in Wasser aufgelöst zur Abführung der Nachgeburt oder gegen Harnverhaltung trinken). Auch bewahrt man, wie Pripusow sagt, solch' einen Stein auf, da man überzeugt ist, dass derselbe vor der Gefahr des Gewitters schützt.

Pripusow sagt, dass bei den Jakuten der Glaube existirt, man könne im Innern von Thieren Steinidole finden, die eine solche Kraft besässen, dass man sie nur an einem Sommertage an die freie Luft zu bringen brauche, und es erhebe sich gleich ein Wind. Diese Steine heissen sata. Ich habe nie von diesem Glauben gehört, will aber, ohne ihn in Abrede zu stellen, hinzufügen, dass ich solche Steine gesehen habe und dass dieselben nichts Anderes als die Folge einer Krankheit eines Thieres sind, bei welchem sich das Innere des Nierenbeckens mit Steinen anfüllt; das Thier erkrankt, man schlachtet es, isst das Fleisch und hierbei eben kommt eine Steinfigur in Gestalt einer verkrüppelten Truthenne zum Vorschein.

Mit der Verbreitung des Christenthums verändert das Schamanenthum, wie bereits früher mehrfach erwähnt worden ist, allmählich seine Gestalt und giebt seine alten Gebräuche auf. Ebenso gehört auch der folgende Eid der Vergangenheit an und hat wohl heutzutage kaum noch seine ursprüngliche Bedeutung. „Ich, der ich in Demuth vor den in den ruhmvollen 7 Himmeln lebenden Jürün-aï-tojon, Sügä-tojon, Boi-bojanoi-tojon, Ordah-aï, vor der Sonne, welche ebenso vielfältiges Strahlen hat, sowie vor dem Gesetze des weissen Zaren stehe, schwöre und verspreche, die Wahr-

heit ohne jegliche Parteilichkeit mitzutheilen, jedoch nur das, was ich persönlich gesehen und gehört habe, ohne Lüge und Hehl. Wenn ich jedoch diesen meinen Eid verletze, falsches Zeugniss ablege und mich von der Wahrheit lossage, so verfluche ich mich, auf dass meine Zunge an den Nacken gezogen werde, auf dass meine Augen sich in Eis verwandeln, auf dass ich meine Zunge und die Bewegung meiner Arme und Beine verlieren und auf dem Gesässe kriechen möge. Möge mir Gott der Herr nichts Gutes erweisen an Weib und Kindern und keinen irdischen Reichthum verleihen, möge sich mein Antlitz rückwärts wenden, und möge ich mit dem Antlitze auf die schwarze Erde geworfen werden. Der Schöpfer von Himmel und Erde wird mich mit durchbohrendem Blicke treffen, auf dass ich nicht mehr auf der Erde wandele und meine Nächsten nicht mehr sehe; auf dass ich den Tod finde durch allerlei Aussatz, mit welchem ich angethan werde wie mit einem Kleide, und die lichten Strahlen der Sonne nicht mehr erblicke; auf dass ich niederfahre zur Hölle, wo mich verschiedene Strafen treffen. Möge mich Gott, der Allerhöchste, verdammen, wenn ich, entgegen meinem Schwur, nicht die volle Wahrheit rede. Mögen mich alsdann die unsauberen Geister Tojon-kinäs (Dohsagon-ołakinäs) und die Schamanin Hotun-conah (Sordih-conah), welche alle unehrlichen Handlungen bestrafen, züchtigen. Ich verfluche mich, auf dass ich nicht über die Schwelle des nach dem Gesetz des weissen Zaren errichteten Gerichtsgebäudes gehen, sondern unter derselben hindurchkriechen möge. Möge mich das von Gott abhängige Feuer ins Rückgratsmark treffen. Dieser ganze Schwur möge sich gegen den Schuldigen unter uns wenden von Geschlecht zu Geschlecht. Der böse Geist auf den Wassern wird mich nicht vorbeilassen, sondern wie einen Stein zu Boden sinken lassen. Nach diesem meinem Schwur, unterziehe ich mich, falls mir von den Zeugen ein falscher Eid nachgewiesen werden sollte, verschiedenen harten kaiserlichen Strafen."

Ueber die Bildung der Erde überliefern die Jakuten folgende Legende: die jetzt sichtbare Erde war früher mit Wasser bedeckt und stellte ein weites, endloses Meer dar. Einst schwebte Jüt-tas-ołbohtah Jürün-aï-tojon über diesem Meere und bemerkte eine schwimmende Blase. „Wer bist Du," fragte er, „und woher?" Die Blase antwortete, sie sei Satan und lebe auf der Erde, welche unter dem Wasser sei. Da sagte Aï-tojon: „Wenn es wahr ist, dass es unter dem Wasser eine Erde giebt, so hole mir ein Stück von derselben." Satan verschwand im Wasser und tauchte nach einer Weile wieder mit einem Stück Erde empor. Gott nahm dasselbe, segnete es und legte sich darauf. Als Satan das sah, gedachte er, Gott zu ertränken und begann das Stück Erde hinabzuziehen, jedoch je mehr er zog, um so weiter dehnte es sich zu seinem Aerger aus, bis es den grössten Theil des Wassers bedeckte. So entstand die Erde, auf welcher jetzt die Menschen leben.

[Menabozho verbreitert das aus der Wassertiefe gebrachte Sandkorn zur Oberfläche der Erde, und in Yoruba rinnt sie aus zerrissenem Sack (s. Geogr. u. Ethnlg. Bilder, S. 87).]

On Australian Medicine-Men (cf. Howitt).

Den Zauberern schrieb man überall die Macht zu, durch die Luft dahinfahren zu können, oder von Geistern von einem Ort zum andern fortgeführt zu werden, sogar von der Erde zum Himmel. Zahlreiche Erzählungen haben sich von den Schwarzen erhalten, welche alle das „Hinauffahren" dieser Zauberer bestätigen. Wie zu erwarten ist, geschieht das nur bei Nacht, und die Rückkehr der Zauberer geht häufig vermittelst der Bäume vor sich.

Von diesen hörte man ihn herunterklettern und zu Boden springen. Zuweilen kehrte er auch in Begleitung von Geistern zurück, deren murmelnde Stimmen und deren Fusstritte der ganze Stamm, welcher lauschte, hören konnte.

Es giebt einen Aberglauben bei allen Stämmen, von welchem sich berichten lässt, dass Leute aus der Zauberer- oder Medizinmänner-Klasse (und zwar aus einem zum wenigsten sehr ausgedehnten Bezirke des südöstlichen Australien) im Stande seien, Gegenstände in unsichtbarer Weise auf ihre Opfer zu schleudern. Einen der hervorragendsten Gegenstände soll der Quarz bilden, insonderheit in seiner krystallinischen Form. Solche Quarzkrystalle werden immer als Theile der Ausrüstung der schwarzen Aerzte mitgeführt und für gewöhnlich den Blicken, speziell denjenigen von Weibern, sorgfältig verborgen gehalten.

Dafür bot sich bei Durchreisung des Hinterlandes am Darling River, vor erfolgter Niederlassung, ein sehr schönes Beispiel. Es begleitete mich ein schwarzer Doktor eine volle Tagereise hindurch und regte meine beiden schwarzen Burschen nicht wenig auf, als er anscheinend ein Stück Quarzkrystall aus seiner Hand in seinen eignen Körper eindringen liess.

Diese Quarzkrystalle werden von den Zauberern bei den Einweihungs-Ceremonien hervorgeholt. Unter allen magischen Mitteln nimmt der Krystall des klaren und durchscheinenden Quarzes in der Achtung der australischen Ureinwohner den ersten Rang ein. Indessen wird bei den Centralstämmen des Kurnai-Volkes die schwarze Abart des Steines, Bulk genannt, noch mehr geschätzt, und soweit, als dieser Gebrauch Verwendung findet, kommt er nur unter den Brataua Kurnai und den östlichen Krauatun Kurnai vor, welche respektive dem Kulin und Murring angrenzen, bei denen der Quarzkrystall in ehrfurchtsvoller Achtung gehalten wird.

Die Erzählung, welche ich über die Art und Weise bringen will, wie der Brataua Kurnai, mit Namen Taukli, ein schwarzer

Medizinmann wurde, wird ein helles Licht auf den Glauben an die magischen Kräfte des Quarzkrystalls werfen.

Mit dem Werfen magischer Mittel in einer unsichtbaren Form ist der Glaube verbunden, dass dieselben in den Körper des Opfers einzudringen vermögen, bloss dadurch, dass sie in dessen Fussstapfen vergraben werden, oder auch bloss in das Mal, welches der ruhende Körper auf dem Boden zurücklässt. Ebenso werden scharfe Splitter von Quarz, Glas, Knochen, Kohle angewendet, denen sehr häufig rheumatische Eigenschaften zugeschrieben werden.

Eine andere Art in der Praxis dieses Aberglaubens kann man beobachten, die den westlichen Nachbarn der Woiworung beigelegt wird. Sie legen den Fruchtzapfen der Casuarina quadrivalvis in das Feuer eines Mannes derart, dass der Rauch in seine Augen zieht und ihn blind macht.

Bei allen diesen Stämmen herrscht der allgemeine Gebrauch vor, sich einen Gegenstand des in Absicht genommenen Opfers zu verschaffen. Ein Theil seiner Haare, etwas von seinem Unrath, ein Knochen, den er aufgenommen und wieder fallen lassen, ein Stückchen seiner Opossumdecke, oder gleichzeitig seiner Kleidung, genügen. Oder wenn gar nichts anderes von ihm erlangt werden kann, so giebt man Acht darauf, bis er ausspuckt, wobei mit einem Spahn Holz sein Speichel sorgfältig aufgenommen wird, um später zu seiner Vernichtung Gebrauch davon zu machen (Wotjobaluk-Sceruun).

Diese alten Gebräuche des Aberglaubens wurden auch den neuen Verhältnissen angepasst, seit der Ansiedelung der Weissen in Australien. Die Woiworunger fürchteten die Ränke, welche den Ureinwohnern zugeschrieben werden, die um Echuca wohnen. Man sagt ihnen nach, dass sie zermalmtes Menschenfleisch mit zerstossenem Tabak mischten und diese Sorte dem nichtsahnenden Opfer anboten, wobei es alsdann infolge des schrecklichen Todesgeruchs beim Rauchen niederfiel. Man glaubte, dass es ein inner-

liches Aufblähen von Seiten des Rauchenden gewesen, bis der Tod ihn erlöste.

Ferner existirt ein Aberglaube, dass, wenn man mit etwas zu thun hat oder dem zufügt, das nur einen Theil einer Person ausmacht, oder das sogar bloss ihm zugehört, so ist es, als ob es ihm selber geschehen sei. Dieser Umstand ist sehr deutlich durch die Andeutung eines der Wirajuri erklärt worden, der mir sagte: „Seht, wenn ein schwarzer Doktor nur irgend etwas in seine Hände bekommt, das dem Manne zugehört, und dieses mit andern Sachen brät, und dann darüber singt, so entnimmt das Feuer den Geruch von diesem Manne an, und das beruhigt den armen Burschen.“ Dieser Aberglaube geht augenscheinlich durch alle Welt und hat zweifellos zu jeder Zeit menschlicher Geschichte existirt. Er erreichte seinen Höhepunkt natürlicherweise beim Schmelzen wächserner Bilder, die, soweit ich weiss, auf den Britischen Inseln noch nicht ganz verschwunden sind.

Die Kunst des Kurnai besteht darin, den Gegenstand am Ende eines geworfenen Speers zu befestigen, und zwar Adlerfedern zusammen mit etwas Fett von Mensch oder Kangaroo. Der geschleuderte Stab bleibt schräg schlänkernd vor dem Feuer stehen, und selbstverständlich wird dieser in solche Stellung gebracht, damit er richtig nach und nach niedersinkt. Während dieser Zeit singt nun der Zauberer seinen Gesang (Zauberspruch), für gewöhnlich sagt man, er „singt des Mannes Name“, und wenn dann der Stab fällt, ist das Zauberlied aus. Dieser Gebrauch existirt noch. Indem ich diese Zeilen schreibe, kommt einer der Kurnai zu mir, den ich schon bereits länger kenne, mit Namen Tankowilin, zwecks Entlehnung eines Wurfspeers, den ich habe, und dem man eine ausserordentliche Macht zuschreibt, da derselbe bei einer Einweihungs-Ceremonie bereits im Gebrauch gewesen. Er sagte mir auch, dass er seiner bedürfe, um Einen von dem Stamm „einzufangen“, der seiner Verwandten Eine geheirathet habe, eine Wittwe,

indessen ohne Einwilligung der Verwandtschaft. Und dies geschah allzufrüh nach dem Tode ihres Gatten, und zwar so früh, dass alle seine „armen Freunde nur Schlechtes über ihn dachten". Als ich ihm die Entlehnung des Murriwun abgeschlagen, sagte er, das thäte Nichts, denn er und seine Freunde hätten „einen Speer (Stock) zurecht gemacht, der so stark sei, diesen auf ihn zu schleudern, wobei der Gesang erschallen solle, und auch ein Spucken scharfen Speichels (Gift) über sein Grab.

Der Begriff des Wortes Gift ist hier nicht so gemeint, wie in eigentlicher Bedeutung, es meint vielmehr „magisch", oder mag auch durch das Wort „medizinisch" ausgedrückt werden, wie die Indianer des nördlichen Amerika es anwenden.

Der Guliwill [Guli bedeutet: Aerger, Zorn; dagegen Kuli — auch Guli: Mann]. Eine vorzügliche Illustration des Gebrauchs, geröstete Sachen zu bereiten, ist bei dem Wotjobaluk-Stamm zu finden, der auch zugleich als Vergleich dienen mag für ihre Nachbarn, die Jupagalks, und die etwas weiterab wohnenden Wirajuri. Der einzige Unterschied beim Gebrauch besteht darin, dass die meisten Stämme den gerösteten Gegenstand an den Wurfspeer binden, während die Wotjobaluk einen besonderen Apparat verwenden, Guliwill genannt, und die Jupagalk einen „Yamspeer".

Der Guliwill besteht aus verschiedenen kleinen rundlichen Theilen (Zweigen) vom Casuarinabaum, an welchen Markzeichen angebracht sind, wie z. B. das Abbild des Opfers, und dasjenige von giftigen Schlangen. An diesen Guliwill band man recht fest mit Menschenfleisch denjenigen Gegenstand zusammen, der vom vorgesehenen Opfer erlangt war; dann röstete man diese eine zeitlang, oder auch hin und wieder zu verschiedenen Zeiten. Nachdem die Weissen das Land am Wimmera-Fluss besiedelten, fingen die Wotjobaluk an, als sie auf den Niederlassungen Verwendung gefunden, ihren Guliwill in den Kaminen aufzuhängen, oder in den

Kochstätten, als besonders bevorzugte Oerter, dieselben einer fortdauernden Hitze auszusetzen.

Den folgenden Bericht habe ich über die Wirkungen eines Guliwill und den Glauben, das Vertrauen an solchen, was Beides eins ist, erhalten. „Es träumt also einmal Irgendeinem, dass Jemand etwas von seinem Haar, oder ein Stück seines Essens, oder seines Opossumfells an sich genommen habe, oder überhaupt nur etwas, das er selber im Gebrauch gehabt. Sobald er das zu verschiedenen Zeiten geträumt, ist er dessen überzeugt, und ruft nun alle seine Freunde zusammen. Diesen erzählt er, dass ihm allzuviel geträumt hat über „jenen Mann", der irgendwas, das ihm selber zugehöre, in seinem Besitz habe. Zuweilen wird der in Argwohn stehende Bangal (der Zauberer) angesprochen, er solle zulassen, dass irgend etwas seiner eignen Habe verbrannt werde, wobei er sich dann damit entschuldigen mag, es sei ihm zum Verbrennen gegeben worden, ohne dass er wisse, wem es zugehöre. In solchem Falle wird der betreffende Gegenstand zurückgegeben, wobei den Freunden des kranken Mannes aufgegeben wird, denselben ins Wasser zu legen, als sei damit auch das Feuer gelöscht. Bei solchem Umstand pflegt sich der Kranke abgekühlt zu befinden, und es geht ihm gut!"

Bei den Stämmen ostwärts vom Wimmera-Fluss existirte derselbe Aberglaube, so z. B. bei den Jupagalks. Aber der Bangal, — der an Stelle eines Guliwill eintrat, — band die Gegenstände mit einer Schnur fest an einen Yamstock. Wenn alsdann das Band durchbrannt war, und Speer und Band niedersanken, war die Zauberei vorbei.

Das Netz-Fett. Unter allen Künsten, die man den Zauberern zuschreibt, ist vielleicht das Gefürchtetste dasjenige, was man mit Ausziehen von Menschenfett bezeichnet. Den Weissen sagt man nach, dass sie das Fett aus den Nieren nähmen; und dieser Aberglaube ist ein sehr verbreiteter. Derselbe ist nicht bloss auf denjenigen Theil des südöstlichen Australien beschränkt,

von welchem hier die Rede ist, sondern vielmehr wird er an so vielen Plätzen des Continents angefunden, dass ich wohl sagen darf, er sei allgemein. Die Bewohner von Murring, Ngarego, Theoddora (auf Omeo), Wolgal und Wirajura benannten diese Kunst mit einiger Abänderung des Wortes: Bukin oder Bugin. Die Kurnai nennen es Bretbung, oder „Mit der Hand". Die Leute, welche die Kunst ausübten, wurden Bura-Buruk oder „Fliegende" genannt, oder auch Brét-Bung mungar-wárugi, das bedeutet: „Mit der Hand auf weite Entfernung wirkend".

Von diesen meint man, dass sie ihre Opfer in einen magischen Zustand versetzen können, indem sie diese mit dem „Vertung" prickeln, einem Instrumente, das aus Knochensplittern eines Kangaroo gefertigt ist.

Im Kurnai-Stamm sind Leute gestorben, die daran glaubten, dass sie ihres Fettes beraubt worden, obwohl keine Zeichen einer gewaltsamen Beraubung an ihren Körpern vorliegen. Gleicherzeit aber unterliegt es keinem Zweifel, dass ein Entnehmen von Fett auch wirklich ausgeübt wird. Ein Gewährsmann, auf den ich mich verlassen kann, erzählte mir, dass er, als er noch Knabe war, einst zwei ältere Leute heimlich das Fett eines verstorbenen Schwarzen braten und verspeisen gesehen, und dabei bemerkten sie ihm, dass sie nun die Stärke des Anderen erhalten hätten.

Die Wirklichkeit der Träume, in welchen der Schläfer vermeint, in die Hände von Wahrsagern gefallen zu sein, mag auch eine eingebildete sein; und mein Gewährsmann, der mir über all' dieses berichtete, sagte: „Zuweilen wissen Leute nur davon (zu berichten), dass ihnen ihr Fett entnommen, indem sie sich darüber blos erinnern, als sei das im Traume geschehen."

Die Murringer, wie bemerkt, nennen die Fettnehmer Bukin. Dieser Aberglaube verbreitet sich mit derselben Bezeichnung in dialektischer Modifikation über das Tafelland von Maneroo bis nach Omeo, und abwärts hinunter den Murray und Murrumbidgee.

Die Wirajuris fürchten den Bugin sehr, ebenso seine Praktiken, und schreiben diesen (Bugin) übernatürliche Macht zu.

Für gewöhnlich glaubt man, dass sie die Zauberer benachbarter Stämme sind. Man sagt, dass sie ein Geräth mit sich führen, das aus zugespitzten Schenkelknochen des Kangaroo (fibula) angefertigt ist; an diesem ist ein langer Strang zusammengeflochtener Sehnen befestigt, der in einer Oese endigt. Der Zauberer wartet nun ab, bis sein Opfer schlaft, und kriecht zu ihm hin, wobei er das Instrument aus Knochen unter seinen Knieen hindurch rund um dessen Nacken wirft. Durch die Schlinge zieht er den Strang an, und versichert sich so seines Opfers, um es beiseite zu schaffen, zwecks Ausbratens seines Fettes. Wie dies nun gemacht wird, möge man aus folgender Erzählung entnehmen, die mir von einem Jupagalk-Mann gemacht wurde.

Vom Bugin sagt man, dass er unsichtbar einherschreite, sich je nach Belieben in ein Thier verwandele, so z. B. in ein Kängaroo. Als mein Wirajuri-Gewährsmann mir von den Bugins erzählte, wobei er vor diesen eine grosse Furcht an den Tag legte, sagte er wörtlich: „Wenn ich einen alten männlichen Kängaroo herankommen sähe, der sich niedersetzt und mich anstarrt, so würde ich, meine Augen auf das Thier gerichtet, versuchen ihm auszuweichen, denn er könnte ja ein Bugin sein, der, sobald er hinter mir sich bewegt, mir nur Leid zufügt".

Wenn nun der Bugin auf das Aeusserste getrieben wird, so kann er, wie der Glaube geht, sich in einen Baumstumpf oder in einen Holzblock verwandeln, er kann sogar in den Boden versinken, jedes Anblicks entzogen. So entwischt er seinen Nachstellern. Eine sehr gefahrvolle Praktik, die den Bugins zugeschrieben wird, besteht darin, sich in den Innenraum eines Baumes zu begeben, und alsdann, sobald ein Schwarzer diesen erklettert, einen Ast, einen Zweig, den der Kletternde ergreifen will, um Halt

zu haben, losbrechen lässt, so plötzlich, dass er hinabstürzt, und so ihm leicht zum Opfer fällt.

Wenn ein Wirajuri es fühlt, dass sein Fleisch gezwickt wird, so ist ein Bugin in der Nähe; und so ist auch die Meinung der zweiten Hexe im „Macbeth“, welche sagt: „Beim Zucken meiner Daumen (fühl' ich) wird Schlimmes auf Deinem Wege Dir begegnen“.

Ueberschreitet man den Nieder-Murrumbidgee und den Murray bis zum Wimmera, in der Gegend des Hindmarsch-See, so wird man denselben Aberglauben in aller Kraft dort verbreitet finden. Ich bringe hier den Bericht über das Entnehmen von Fett von Seiten der Wotjobaluk-Zauberer, der mir von einem alten Manne des Stammes gegeben wurde.

Die beliebteste Art, das Opfer zu beschleichen, besteht darin, heimlich an den Schlafenden hinanzukriechen. Oder auch, wenn der Bangal, der Zauberer, mit seinem in Aussicht genommenen Opfer näher bekannt ist, so betreibt er es in der Weise, dass er so spät in seine Hütte gelangt, um zum Dableiben für die Nacht eingeladen zu werden. Indem er nun thut, als schliefe er, wacht er in der That, bis sein Wirth im tiefsten Schlummer liegt; dann bringt er seinen bösen Yulo unter Kniee und rund um den Nacken, zieht die Schlinge an und schleppt ihn so eine kleine Strecke abseits von seiner Niederlassung.

Dieser alte Mann gab mir auch darüber Auskunft, wie das Fett entnommen wird, sei es, dass das Opfer durch die Yulo-Schlinge gefesselt ist, oder dass es durch einen Schlag mit dem Brépent (Keule) auf den Nacken hingestreckt wird. Das Opfer wird dann auf den Rücken gelegt, und der Zauberer, welcher mit gespreizten Beinen auf seiner Brust sitzt, öffnet seine rechte Seite, unterhalb der Rippen, und entnimmt ihm von dort das Fett. Indem er nun die Ränder der Wunde zusammenlegt und sein Gebet singt, gebietet er ihnen, sich zu verbinden, so dass keine Narbe

davon zu sehen ist. Dann zieht er sich bis auf eine bestimmte Entfernung zurück, indem er den Menschen auf dem Rücken liegen lässt. Dann singt er ein Lied, das sein Opfer aufweckt und aufstehen lässt. Der Mann taumelt umher, wobei er sich wundert, wie er hat so tief schlafen können. Dieser Vorgang wird „Dékingngáluk“ oder „Seiten-Oeffnen“ genannt.

Ist nun das Opfer ein Fremder, so macht sich der Zauberer nicht soviel Mühe, er lässt ihn einfach liegen. Ist es indessen Einer, den er kennt, so thut er, wie oben berichtet, und obenein ist er noch sorgfältig, wenn er daran geht, die Operation an ihm vorzunehmen, indem er ihn nämlich in diejenige Richtung legt, in welcher alle Todten seines Totem begraben sind.

Die Mukjarameint, ein Stamm, der südlich an die Wotjobaluker stösst, besitzt einen ähnlichen Aberglauben in Bezug der Fettentnahme von Seiten der Zauberer. Die Erzählung, welche ich hierüber gehört habe, ist fast mit dem eben berichteten identisch. Der einzige Unterschied besteht darin, dass, ohne dass der Bangal seine Maassregeln trifft, das Opfer ihm nachfolgt und wieder genest. Er verbirgt sich, bis er sieht, wie Jener sich erhebt und hin- und hertaumelt, und bis er den Weg zu seinem Heim einschlägt, wobei er ihn dann noch mit Erde bewirft.

Die Zeit, welche bis zum Tode des Opfers verfliesst, wird vom Zauberer dadurch festgesetzt, dass dieser längs eines Stammes eines umgefallenen Baumes dahingeht. Seine Schritte bezeichnen die Zahl der Tage, die er noch zu leben hat. Das Opfer befindet sich auf dem Heimwege schlecht, es weiss nicht, wie ihm zu Muthe ist; aber allmählich, kurz vor dem Tod, träumt ihm von dem Mann, oder falls mehr als Einer da waren, von den Männern, die sein Fett entnommen haben. Das erzählt er seinen Freunden, die nun einen Zug vorbereiten, um ihn zu rächen.

Der Glaube an eine Art Vorherbestimmung kurz vor dem Tode scheint unter den Ureinwohnern allgemein gewesen zu sein.

Ich habe denselben bei den Wirajuri gefunden, wo ein Mann zu seinen Freunden, die kurz vor seinem Tode bei ihm herumstanden, sagte: „Stellt Euch in einer Reihe auf, damit ich sehen kann, wer Derjenige ist, der mich ergriffen hat".

Das geht auch in Gippsland vor sich. Vor einigen Jahren starb einer der Kurnai, einestheils infolge Trunkes und anderntheils infolge Erkältung. Als der Tod so nahe war, dass er sprachlos auf seinem Lager lag, ermahnte ihn sein Freund Tankouran sehr dringend, ihm zu sagen, wer Der sei, welcher seinen Tod verursacht habe. Und er war untröstlich, weil der kranke Mann starb, ohne im Stande zu sein, seine Fragen zu beantworten.

Der Aberglaube an Entnehmen von Fett von Seiten der Zauberer und an dessen geheimnissvolle Kraft, findet sich auch bei den Jupagalks. Ich erzähle, was ich von einem sehr intelligenten Manne, der diesem Stamme angehört, gehört habe, als er noch ein Knabe war. Er erzählte:

Ich war ein Bube von zehn Jahren und ging eines Tages mit den Männern aus, um zu jagen. Wir schritten alle in einer Linie dahin, als Einer aus der Reihe sich auf den warf, der vor ihm ging und ihn mit seiner Keule auf den Nacken hieb und ihn so niederschlug. Zwei oder drei der Leute hielten mich fest, dass ich nicht entrinnen konnte, da ich sehr erschrocken war. Dann schnitt der Mann dem Niedergeschlagenen ein kleines Loch in seine Seite unterhalb der Rippen und nahm sein Fett heraus. Hierauf hiess er die beiden Ränder des Schnitts sich verbinden und sang ein Lied dazu, das sie vereinigen sollte, aber er konnte es nicht bewerkstelligen. Dann sagte er, er könne es nicht fertig bringen, weil schon Jemand vor ihm dieses Mannes Fett entnommen habe, wie er aus der Narbe an der Leber erkenne, und dass, wenn je zuvor ein Mann aufgeschnitten worden sei, und dann wieder zugemacht worden, so könne Keiner es wiederholen. Da sie den Mann nicht wieder ins Leben rufen konnten, so begruben sie ihn.

Sie räucherten sein Fett oberhalb eines Feuers, und führten es dann, heimlich in ein Tuch gewickelt, davon. Das gebrauchten sie bei sich, weil sie davon Glück zur Jagd erwarteten.

Der Yulo. Das Knocheninstrument, das verschiedentlich erwähnt wurde, wird bei allen diesen Stämmen auch zu anderen Zwecken, magischer Natur, verwendet, so zum Beispiel, um Leuten ein Leid anzuthun, wobei aus einer Entfernung das Geräth blos auf sie hingerichtet wird, und wobei alsdann der Glaube vorliegt, dass die Wirkung vom Quarzkrystall in den Körper (des Opfers) dringt und seinen Tod verursacht.

Die Wotjuboluk benannten es, wenn es in der angegebenen Weise Verwendung gefunden, Yulowischinwelli, oder „fliegender Yulo", deshalb, weil es nicht blos dahingezielt, sondern in magischer Weise auf Jemand hingeworfen ist. Wenn sich der Zauberer heimlich bis auf solche Distanz herangeschlichen hat, dass er das Lagerfeuer erkennen kann, und ihn beim Scheine des Feuers erblickt, schwingt er den Yulo um seinen Kopf und zerrt ihn zu sich heran (mit innewohnender Zaubermacht). Vom Yulo glaubt man, dass er unsichtbar in das Opfer eindringe, ihn dann veranlasse, zum Zauberer sich zu wenden, der ihn, sobald er sich diesem über die Schultern geworfen hat, davonträgt.

Ein Jupagalk-Mann setzte mir auseinander, wie der Yulo für magische Zwecke zubereitet wird. Bei seinem Stamme wurde es „Yulo" genannt, und die Verwendung desselben nannten sie „Wónjerub" oder „Stechen". Dieser Yulo oder Knochen, war ein Splitter eines Kängaroo-Knochens, der an einem Ende zugespitzt war und am andern Ende Einschnitte hatte, um die Leine, eine Schnur, zu befestigen (— oder auch Streifen aus Menschenhaut, die man von einem Leichnam entnommen —). Diese Leine wurde festgeknotet. Das Geräth war dann im Ganzen zwölf Zoll lang, und der Strick, die Leine, sechsunddreissig Zoll. Um es tödtlich zu machen, wurde es mit dem Fett von jenem Leichnam ein-

gerieben, von welchem die Haut abgezogen worden, und auch mit den Säften, die vom Gerüst herabtröpfeln, auf welchem man die Leiche zum Austrocknen niedergelegt hat. Das Geräth wurde mit Rothstift eingerieben.

Wie beim Wotjoballuk-Glauben, so sagt man auch hier vom Zauberer, dass er seinen Yulo-Jinert um seinen Kopf schwingt und diesen dann seinem Opfer zuschleudert. Kranke Leute werden öfters von Freunden darüber befragt: „Hast Du nicht einen Traum gehabt über einen Mann, der auf Dich jenen Knochen gewiesen hat?"

Der Aberglaube, dass ein Mensch veranlasst werden kann, vermittelst des „geschwungenen Yulo" sein Lager zu verlassen, ist gleich dem der Kurimi, welche glauben, dass Leute, die sie „Bunjil Barn" nennen, ihre Opfer zwingen, auf sie loszugehen infolge ihrer Bezauberung. Dies hängt damit zusammen, und wäre nur hinzuzufügen, dass die Hölzer, wonach sie benannt wurden, dem Guliwil der Wotjobaluk's glichen und wie diese aus dem Holz der Casuarina gefertigt waren. Ihr Zauberfeuer, das sie umtanzten, wobei sie den Namen des in Aussicht genommenen Opfers sangen, ist genau dasjenige magische Feuer (Tálmaru) der Einweihungsceremonieen der Murrings. Und wenn der Bunjil-Barn mit Holzkohle abgerieben worden, folgt er dem Gebrauche der Einweihung.

Zauberer niederen Ranges. Die Medizinmänner oder Zauberer, von deren Kunstkniffen und ihrer Ausübung erzählt ist, waren die höheren Ausüber der Kunst. Aber es gab auch Leute, welche eine niedere Magik betrieben. Diesen schrieb man magische Kräfte geringeren Grades zu, die meistens von denjenigen abwichen, welche ich bei den Medizinmännern und Zauberern beschrieben habe.

Hierfür folgt ein Beispiel, von den Kurnai entnommen. Jemand aus dem Brataua-Stamm träumte zu verschiedenen Zeiten, dass er in eine Eidechse verwandelt worden sei und als Solcher einem

„Corroborie“ jener Reptilien beigewohnt habe. Als diese Erzählung Glauben gefunden, zeigte er in seinem Camp, seiner Hütte, eine zahme Eidechse vor. Seine Frau und seine Kinder wohnten in einem nahebei gelegenen Camp. Die Eidechse begleitete ihn, wohin er auch ging, sie sprang auf seine Schultern, dann auf seinen Kopf, und Leute, die das mit ansahen, glaubten, sie wolle ihm eine Warnung vor bevorstehender Gefahr geben. Sie stand ihm bei, wenn er den Spuren seiner Feinde folgte, oder verliebten Paaren, die entwischt waren; so war sie seine Freundin, seine Beschützerin. So ist es leicht denkbar, dass Alle davon überzeugt waren, dass er von seinen Lieblings-Eidechsen eine abordnen könne, um zur Nachtzeit Leuten Unheil zuzufügen, während sie schlafen. Infolge dieser Kameradschaft mit der Eidechse, und wahrscheinlich glaubte man auch, er selber sei dieser Einer, bekam er den Namen Bunjil Bataluk.

Auch erinnere ich mich noch an eine alte Frau, (viele Jahre ist es her, als ich noch nicht an diesen Aberglauben der Eingeborenen dachte), die als eine alte Bidroeli-Frau deshalb am meisten gefürchtet wurde, weil sie eine zahme eingeborene Katze auf dem Schooss hielt. Diese führte sie überall mit sich herum, und man sagte ihr nach, dass diese, je nach ihrem Willen, Schlafenden Böses zufügen könne.

Regenmacher. Regenmacher und Wetterpropheten dürfen in einem Berichte, der die gewöhnliche Magie dieser Stämme behandelt, nicht vergessen werden. Im Gippsland waren die Regenmacher für gewöhnlich keine wohlwollende Persönlichkeiten, die nicht diejenigen, welche erfrischenden Regen herbeiriefen nach einer Zeit von Dürre, wie es ihres Gleichen thaten in den trocknen nördlichen Distrikten, — sondern vielmehr waren sie boshaft gesinnte Menschen, die Stürme und Regengüsse und Fluthen verursachten, die nur Böses im Gefolge hatten und den Kurnai verhinderten, seinem täglichen Berufe auf Jagden und Fischfang nachzugehen.

Diese Regenmacher werden Bunjil-Willung genannt, und man sagt ihnen nach, wie von den andern Zauberern erwähnt wird, dass sie ihre Macht während des Traumes erhielten. Hierher gehört Erwähnung des Braiaka-Häuptlings, welchem man die Macht zuschrieb, die fürchterlichen Westwinde zu erregen, woher auch sein Name Bunjil-Kraura stammte.[1] Er, wie all die Andern, bediente sich des Gesanges, der mit einigen entsprechenden Pantomimen begleitet wurde. Ein Bunjil-Willung, der mir noch lebhaft in Erinnerung ist aus dem Bratau-Stamm, pflegte Stürme mit Wind und Regen herbeizurufen, indem er seinen Mund mit Wasser anfüllte und dieses alsdann dem Westen zuspritzte, aus welcher Gegend im West-Gippsland das Unwetter zu kommen pflegt. Dies machte er, um seinem Liede, das er sang, weitere Kraft zu geben. Sogar Weiber bemächtigten sich dieser Kunst, und momentan existirt dort eine alte Dame, die sich einer grossen Berühmtheit erfreut, weil sie die Stürme zum Schweigen bringt mit ihren Liedern, die von den wüthigen Winden erzählen, welche die Blätter von den Bäumen reissen.

Jeder Kurnai-Stamm hatte eine ganz bestimmte Richtung, aus welcher seine Bunjil-Willungs den Regen herbeibeschworen. Die Bratauaner und die Braiakaner sangen dem Westen oder Südwesten zu, die Tatunger dem Süden zu und die Brabraner und Krauataner nach Südosten. Thatsache ist es, dass aus diesen Richtungen der Regen kommt, der vorwiegend auf die benannten Strecken fällt. Wenn z. B. ein aus Westen kommender Regen auf das Braboa-Gefilde niederfällt, so heisst es, dass der Braiaka-Bunjil-Willung ihn geschickt hat, und so bei den Uebrigen.

Man glaubt auch, dass der Bunjil-Willung Gewitter herbeiführen kann. Morgan, der Häuptling des Brataua-Stammes, war

[1] Der Willung-Regen. Die Kurnai behaupten, dass die Frösche, indem sie im Chor quaken im Sumpf, „nach Regen schreien (singen)“ und dass die dicken, bassartigen Ochsfrösche die Bungil-Willung seien.

ein Bunjil-Willung, wie auch andrerseits ein mächtiger Zauberer, der, wie man glaubte, ganz nach seinem Belieben, den Donner herbeiführen konnte.

Auf Grund dieser Macht, und wegen seiner tiefen, brummenden Stimme, erhielt er den Zunamen Bunjil-Gwórun (Gwórun bedeutet Donner).

Es mag noch ein anderes Beispiel über den Glauben an die Regenmacher folgen. Unter den Wotjobaluks waren diese Leute nicht nothwendigerweise Bangals; im Gegentheil waren es ihrer nur wenige. Die Leistungen waren genau abgezeichnet und beschränkt. Um Regen hervorzurufen, nahm er einen Büschel von seinem Haar, den er stets bei sich trug zu diesem Zwecke, tauchte diesen ins Wasser, sog dann die Flüssigkeit aus und spuckte sie nach westlicher Richtung hin. Oder auch drehte er den Haarbüschel um seinen Kopf, so dass das Wasser wie Regen hinabfloss. In diesem dürren Bezirk wurde der Kunst der Regenmacher vorzugsweise gedacht.

Das Venjin, eins der merkwürdigsten Gebräuche der unteren Magiker, habe ich beim Kurnai-Stamm angefunden. Diese Gebräuche sind ihnen, soweit bis jetzt bekannt, eigenthümlich. Die Leute, die sie ausüben, werden Bunjil-Yenjin genannt. Das Yenjin ist ein Lied, welches sich speciell auf Entlaufen bezieht, während das Gungeru ein Lied ist, das die Tänze begleitete. Jetzt giebt es unter den Kurnai keine Bunjil-Yenjin mehr, und wahrscheinlich ist dieses Amt schon seit mehr als zwanzig Jahren vakant gewesen. Vor dieser Zeit befand sich wenigstens in jeder Abtheilung des Stammes Einer. Einige dieser Leute wurden noch mehr verherrlicht als die Anderen, und unter ihnen hatte Morgan, den ich oben erwähnt habe, einen bedeutenden Ruf.

Die folgende Erzählung stammt von den Einrichtungen der Kurnai her, und theilweise auch von den Berichten zweier alten Vorsteher des Gippslandes, die früher als Knaben vielfach mit den

Schwarzen in ihren Lagern verkehrt hatten, und sie auf diese Weise beobachtet hatten, und sich jetzt der Kunstkniffe erinnerten, die heute veraltet sind.

Es scheint aus diesen Gebräuchen hervorzugehen, dass die Bunjil-Yenjins, als sie noch in letztverflossener Zeit ihren Dienst ausübten sich einer grossen Leiter bedienten, am Südende des Wellington-Sees, vor ungefähr 20 bis 25 Jahren. Auf dieser liefen zehn oder zwölf junge Paare auf und ab unter dem Einfluss von Liebe und dem Gesang der Bunjil-Yenjin stehend. Einige Wenige von den Leuten, die dort wohnten, leben heute noch, und von ihnen habe ich die Berichte empfangen. Eine Frau sagte, dass sie ehemals, als sie noch ein Mädchen war, auch „abgelaufen" wäre mit Einem, der später ihr Gatte wurde.

Die Einrichtung dieser Gebräuche ist folgende: Das Geschäft der Bünjil-Yenjin bestand darin, dem Entlaufen junger Paare behülflich zu sein. So zum Beispiel: will ein junger Mann ein Weib haben und hat seinen Sinn auf ein Mädel gerichtet, das er von seinen Eltern nicht bekommen kann, so muss er entweder ohne sie leben, oder sie überreden, davon zu laufen, oder die Hülfe des Bunjil-Yenjin anrufen. Im letzteren Falle gewinnt er ihn durch Geschenke von Waffen, wollenen Decken u. s. w. Der Bunjil-Yenjin legt sich dann in oder bei dem Lager nieder, ihm zunächst befindet sich der Jüngling und jenseits seine Kameraden. Dort singt der Bunjil-Yenjin sein Lied und Alle stimmen mit ein. Das folgende ist eines dieser Lieder, deren es viele giebt, die bei solchen Gelegenheiten gesungen werden; dieses soll eins der wirksamsten sein. Mein Kurnai-Gewährsmann, dessen Frau eine von den Mädchen gewesen war, das zu den Jeraeils entlaufen war, die ich erwähnt habe, sagte, dass der Yenjin die Frauen nach allen Richtungen laufen liess, sobald sie es hörten.

Bára-burni	Uángur (der Name des Mädchens)		
Rolle die Schnur auf	Kinnbacken		
molla	tállo-burnai	tallo	káragan
dort hinunter	kleines Zwirn	kleines	Liebchen
ugella gálli	karnang	góla	ginna
Ich gehe zuerst	der Höhle zu	vor	Dir.

Diese Darstellung — man kann sogar Ceremonie sagen — war Allen in der Niederlassung bekannt, denn es gab kein Verbergen oder Verhehlen, denn es gab immer irgendeine Freundin, oder ein Mädchen, — „irgendeine Schwester, oder Kousine, oder Tante", — die ihr die Mittheilung überbrachte, indem sie sagte, „So — und — so singt ein Yenjin von Dir."

Wenn nun der Yenjin glaubte, dass sein Spruch genug gewirkt habe, schwieg er. Bei einer Gelegenheit war Herr Lucas gegenwärtig, Morgan war der Bunjil-Yenjin und die Eltern des Mädchens bedeckten sich mit ihren wollenen Decken, als ob sie schliefen. Bevor jedoch die junge Welt ihm beistehen konnte bei seinem Spruch auf das „kleine Liebchen", musste noch etwas Anderes geschehen, und wahrscheinlich betraf dies in dem von Herrn Lucas erwähnten Falle das Aufdecken der Eltern. Ein anderer Zauberer übte seine Kunst derartig aus, dass er sie in Schlaf brachte. In dem Falle des Jeraeil, den ich angeführt habe, war der betreffende Mann der berühmte Bunjil Dáuangun, und seine Thätigkeit bestand in Folgendem: Nachdem der Jüngling ihm mit Waffen und Opossum-Fellen bezahlt hatte, stiess er seinen magischen Wurfspeer in den Boden, wobei derselbe nach der Wohnung der Eltern zugeneigt war, und zwar mit solcher Neigung, dass er nach einiger Zeit niedersinken musste. Daneben legte er sein Gepäck nieder und dicht dabei seinen Yertung (das kleine Instrument aus Kangaruknochen), und daneben seinen Gumbart (einen Knochenwirbel). Dann sang er sein Lied, und als der

Wurfspeer umsank, war sein Lied aus, und die Eltern glaubten, dass sie in einen magischen Schlaf gefallen seien.

Der Jüngling rennt jetzt mit der Geliebten davon, aber blos zum Scheine, wodurch ausgedrückt werden sollte, dass die schliessliche Wahl auf sie gefallen sei. Wenn sie dann zurückgeschlichen war in die Hütte der Eltern, in welcher sie sich niederliess, berührte er sie mit einem langen Stock, und sie, bereit davon zu laufen, zog heftig an dessen Ende als ein Zeichen. Der junge Mann ging dann davon, und nachdem das Mädchen ihr Bündel geschnürt hatte (ihren Batung), — in Wirklichkeit hatte sie ihre Mitgift schon vorbereitet — und entfloh hinter ihm her.

In diesem Falle, dessen Vorgang ich soeben beschrieben habe, war damit noch nicht vorüber. Nach einer Zeit, gemäss meinem Gewährsmann, wachen die alten Leute auf, und wenn sie sehen, dass ihre Tochter fort ist, fordert er seine Verwandten auf, ihm beizustehen beim Singen eines Liedes, von dem man glaubt, dass es die Beine des Jünglings so schwerfällig mache, dass er nicht im Stande sei zu entwischen. Schliesslich nimmt der Vater seinen Muriwun (Wurfspeer), und indem er ihn schlaff in der Hand hält, macht er Bewegungen mit demselben nach verschiedenen Himmelsrichtungen. Wenn der Speer alsdann einen Ton giebt, wie ein Krachen, so zeigt dies die Richtung an, in welcher nach den Entflohenen zu suchen ist.

Herr Lucas erzählte mir, dass er sich wohl entsinne, gegenwärtig gewesen zu sein, dass ein Paar, welches mit Hülfe eines Bunjil-Yenjin entflohen sei, freiwillig nach einiger Zeit zurückkehrte. Eine der alten Frauen ging aus dem Lagerplatz, um sie herein zu holen. Herr Lucas weiss nicht, was ihnen geschehen ist, ausgenommen, dass der junge Mann nachher sich einem Gottesurtheil (Feuerprobe) unter Waffen jeder Art unterwerfen musste.

Der Zauberer als Arzt.

Ich habe bislang davon erzählt, wie die schwarzen Aerzte, nach dem Glauben der Eingeborenen, es darauf absehen, ihnen Schlimmes zuzufügen. Es bleibt nur noch übrig zu zeigen, wie sie auch in etwas günstigerem Lichte dastehen, indem sie Leiden lindern, ihre Freunde vor Nachstellungen von Feinden beschützen, oder denen beistehen, welche anderen Zauberern zum Opfer gefallen sind. Eine der besonderen Funktionen der schwarzen Aerzte besteht darin, den Wirkungen der Zauberformeln, die von anderen aus ihrer Klasse ausgeübt worden, entgegenzuarbeiten.

Die Art ihrer Thätigkeit ist so allgemein unter den wilden Stämmen verbreitet, und so oft geschildert worden, dass ich mit wenigen Worten darüber weggehen kann. Die Kur wird dadurch ausgeführt, dass man den affizirten Theil ansaugt und dadurch bewirkt, dass ein fremder Gegenstand, der die Krankheit verursacht hat, entfernt wird; oder indem man die Stelle ansaugt und die böse Wirkung mit einem Anblasen aus dem Munde vertreibt; oder indem man verschiedene Manipulationen vornimmt, wie Kneifen und Kneten, um die Schmerzen zu lindern. In solchem Falle glaubt man, dass das „Gift", wie sie es jetzt bezeichnen, durch einen Riemen (Schnur) oder durch einen Stab vom Kranken in den Arzt übergeht, der dasselbe in Gestalt von Blut ausspeiet.

Man singt auch Lieder bei der Heilung von Leuten. Ein sehr gutes Beispiel ereignete sich bei den Jeraiel, dem ich im Februar 1884 beiwohnte. Abends hörte ich ein ganz besonderes Lied aus dem Lager des zweiten Häuptlings Tulaba zu mir herüberschallen. Ich traf ihn dabei an, wie er damit beschäftigt war, seiner alten Frau die Schmerzen zu vertreiben, die sie peinigten. Er erzählte mir, dass er ein kräftig wirkendes Lied sänge, das ihn sein Vater gelehrt habe ehemals, während er einschlief. Die Worte waren folgende, die, mit einem besonderen Ausdruck auf die letzten Worte gelegt, gesungen wurden.

Minijan	bulunma	nåranke
(Zeige) Wende	Leibschmerz	dem Monde (dich zu).

Als eine Illustration der Methoden, die für gewöhnlich Anwendung fanden, kann ich den Fall anführen unter den Kurnai, vom Tankli, dem Sohne des Eidechsen-Mannes. Seine Heilmethode bestand darin, den ergriffenen Theil solange mit seinen Händen zu bearbeiten, bis er, wie er sagte, „den Gegenstand unter der Haut fühlen konnte.“ Nachdem er dann die Stelle mit einem Stück Tuch bedeckt hatte, zog er es mit der einen Hand auseinander und legte es zusammen, verbarg in den Falten ein Stück Quarz, Knochen, Baumrinde und Kohle, bei einem Falle sogar ein Glaskügelchen, als Ursachen der Krankheit. Die Anwendung von Tuch geschieht nur bei einem Schwarzen.

Die heilende Kraft des Zauberers war jedoch in vielen Fällen von einer weit höheren Ordnung. Der folgende Bericht wurde über einen berühmten Zauberer der Jupagalks gegeben, von Jemand, der dabei zugegen gewesen, ich will das möglichst in seinen eigenen Worten wiedergeben.

„Ein Schwarzer war sehr krank, und in der Dämmerung kam der König Barney ihn zu besuchen. Beim Dunkelwerden ging er auf eine kleine Weile hinaus. Allmählich erblickten wir einen Lichtschein weitab, und wie es schien oberhalb der Baumspitzen, so dass es Anfangs wie ein Stern im Osten aussah. Dann wandte es sich dem Westen zu und fing an, näher und näher zu kommen. Zuletzt erblickten wir den Bangal auf ebener Erde dahinschreiten, wie er einen brennenden Lappen in der Hand trug. Seine Beine waren mit Etwas bedeckt, das wie Federn aussah, wie man beim Feuerschein erkannte, die Leute sagten, das seien „die Bangals-Federn.“ Er setzte sich zu dem armen Burschen nieder, wobei er sagte, er sei jenseit des Avoka-Flusses gewesen, wo er einen Mann angetroffen habe, der den Lappen an einen Yamstock gebunden

und an einem Feuer verbrannt habe. Dann rieb er die Stelle, wo der Mann krank war und sog einige Stein- und Glassplitter hervor. Darauf wurde der Mann bald wieder gesund."

Bei diesem Stamme bestand der Gebrauch, dass wenn ein Mensch gestorben, des Bangals Dienst darin bestand, mit den Verwandten hinauszuwandern und am Grabe zu wachen, denn man glaubte, dass Nachts der Geist desjenigen Zauberers, der ihn getödtet, sich dem Grabe nahen würde, um aus den Büschen hervor über das Grab zu schauen. Wenn nun auf diese Weise vom Bangal erblickt, so waren die Anverwandten des Verblichenen in der Lage ihre Rache genommen zu haben.

Die Woiworung-Wiraraps.

Bei dem Woiworung-Stamm üben die Zauberer (Wiraraps) neben der Vollziehung ihrer gewöhnlichen Heilgebräuche, die geschildert sind, auch noch ihre Kunst aus, Quarzkrystalle auszuziehen, von denen man meint, dass solche von andern Zauberern oder Aerzten, oder übernatürlichen Wesen, Ngaráng genannt, in den Körper gebracht worden seien. Von den Quarzkrystallen glaubte man, dass sie mit einem feinen Staub eines Wirbelwindes dem Opfer beigebracht würden. Als er dieses schilderte, sagte mein Gewährsmann Barak Folgendes: „Der so getroffene Mann erkältete sich, erlitt am ganzen Körper Schmerzen, dann Athembeschwerden. Einige Wiraraps, die ihn sahen, riefen: „Hallo, in Dir sitzt eine Menge Mung (Zauberei)!" Die Kur bestand für die verschiedenen Wiraraps darin, den Mann so lange zu bewachen, bis sie den Mung wie einen Hauch eines Wirbelwindes entweichen sahen.[1]) Dann schreitet es zu seinem Eigner zurück, und die

[1]) Das Brewin bei den Kurnai soll in solchen Wirbelwinden stecken. Ich habe Kurnais sagen hören, wenn sie eine kleine Spirale solchen Wirbels erblickten von Staub und Laub: „Geh beiseit, da kommt das Brewin!"

Wiraraps laufen hinterher, und Derjenige, welcher es erfasst, pflegt einen Bissen davon zu entnehmen, so dass dies ihn nie wieder verlässt. Dann legt er es zu seinen anderen Sachen in seinen Sack." —

Wenn Jemand glaubt, unter dem Spruche einer Person zu stehen, die etwas besitzt, das ihm zugehört, so ist seine Hülfsquelle bei den Wirarap. Was man nun that wurde Yaruk genannt. Er glaubte, dass irgend ein Leid über ihn verhängt worden, z. B. indem ihm träumte, dass ein Kangaru auf ihn zuhüpfe; wenn er dann krank wurde, so pflegte er den Zauberer um Rath zu fragen. Als Beispiel führte mein Gewährsmann Folgendes an: „Der Wirarap schaut ihn an und sagt: Ja, das Feuer ist so hoch, und dabei weist er auf seinen Unterleib (Hüftengegend). Es ist gut, dass Du mich noch zur rechten Zeit aufgesucht hast, denn allzubald würde es Dich verzehrt haben bis zum Nacken hinauf, so dass es bald mit Dir zu Ende gewesen wäre." Dann glaubte man vom Zauberer, dass er sich an jenen Ort begäbe, wo der Schuldige wohne, und in nächster Zeit der Wind herwehe. Man meint, er schwebe durch die Luft jenem Orte zu, wo der Yaruk verborgen gehalten sei, dort den Wurfspeer mit seinem Anhängsel herausreisse und es heimwärts bringe. Wenn er dann den Yaruk dem kranken Mann überliefert, sagt er ihm ungefähr Folgendes: „Du eilst dies in ein fliessendes Wasser zu legen und allen Mung davon abzuwaschen, und ich werde mich in die Höhe begeben und diesen Wurfspeer in Wasser dort oben stecken." Die Funktionen des Wirarap bezogen sich auch auf die Ursache des Todes, insofern als es seine Pflicht war, die Verwandten des Verschiedenen darüber aufzuklären, wer der angreifende Theil gewesen sei. Um dies auszuführen, wacht er am Grabe, um den Geist oder die „Hexe" eines Verbrechers umherschleichen zu sehen, um zu entdecken, wo sein Opfer begraben liege. Wenn kein Zauberer zu Diensten stand, suchten die Anverwandten beim Ausgraben der Grube nach einem

Loche, einer Grube, die von Würmern gehöhlt, und wenn diese aufgefunden war, so steckte Einer einen kleinen Stock oder einen Strohhalm in dasselbe und je nach der Neigung desselben erkannte er, wo der Schuldige zu suchen sei.

Die Kraft der Wirarap erstreckte sich nicht blos auf die Kur von Leuten, die ergriffen waren, und auf die Entdeckung derjenigen, welche durch Zauberei die Krankheit verursacht hatten, sondern auch in einzelnen Fällen auf die Herbeiführung des entschwundenen Geistes. Ein solcher Mann soll der Wirarap Doro-Bauk gewesen sein, welcher am Berg Macedon wohnte. Die folgende Erzählung habe ich von einem Woiworunger, der zugegen gewesen war.

„Bald nachdem die Weissen nach Melbourne gekommen, war ein Schwarzer nahe dort, wo jetzt Heidelberg liegt, fast todt. Seine Freunde sandten nach einem Doro-Bauk, der bei seiner Ankunft den Mann und noch eben athmend vorfand, so dass sein Murup (Geist-Seele) bereits von ihm gewichen war. Nichts weiter war zurückgeblieben als ein wenig Luft. Der Doro-Bauk ging zu seinem Murup, den er allmählich unter seiner Opossum-Decke bei sich führend zurückkehrend herbeibrachte. Er sagte, dass er es noch grade umfasst hätte, zu rechter Zeit, bevor es zu dem Karalk hinabgesunken.[1]) Der Verstorbene athmete noch ein wenig Luft aus, als der Doro-Bauk sich auf ihn legte und den Murup ihm wieder einblies. Nach einiger Zeit gewann der Mann sein Leben wieder."

Die Wiraraps in diesem Stamme übten auch die Ueberwachung über die Jünglinge aus, die zur Jibauk (Einweihung) bestimmt waren. Er vermochte von ihren Handlungen zu träumen. Aber der Novize stand auch unter den übernatürlichen Strafen, sobald

[1]) Karalk ist der Schimmer vom Sonnenuntergang, den die Seelen erregen, wenn sie hinabsteigen zu den Todten und hinaus von Ngámat. Das ist die Aufnahmestelle der Sonne am westlichen Ende der Erde.

er die Speisegesetze verletzte und die Vorschriften seines Benehmens, welche ihm auferlegt waren. So glaubten z. B. die Kulins vom Goulburn-Fluss, welche die Nachbaren der Woiworunger waren, und mit ihnen nahe verbunden, dass wenn der Novize vom stachlichen Ameisen-Fresser ässe oder von der Schwarz-Ente, er vom Blitz erschlagen würde. Würde er vom Fleische eines Opossumweibchens essen oder des einheimischen Bären, so müsse er offenbar hinabstürzen beim Erklimmen von Bäumen, und sofort bei ähnlichen Uebertretungen. Wird der Novize krank, so dass sein Gewissen ihn plagt, so ist sein einziger Trost, sich dem Zauberer oder Arzt zur Heilung zu stellen: Mein Gewährsmann erzählte, dass alsdann ungefähr Folgendes sich zutragen würde: „Der Wirarap sieht den Jüngling scharf an und sagt: „„Es sitzt ein Stück von Zauberei in Dir (vom Mung)!““ Dann beginnt er nach einer Pause die Lenden des Jünglings zu reiben, und dann nach einer kleinen Weile zieht er ein kleines junges Opossum hervor und sagt: „„Das ist Dir zugestossen, weil Du zu frühzeitig vom Opossumfleisch gegessen hast.““ —

Genau ähnliche Aufsicht über die Novizen wird zur Einweihung derselben von Seiten der Zauberer bei den andern Stämmen ausgeübt.

Ich habe vorhin erwähnt, dass die Woiworunger daran glauben, dass die Ngarang von einem Uebel betroffen werden können, dass dem Brewin der Kurnai analog steht; nur dass der Letztere in den Höhen des Himmels lebte, der Andere in Erdhügeln, die man häufig rundum den Stämmen der grossen Waldbäume sieht. Der Ngarang wird als ein Mann beschrieben, der einen starken Bart hat, behaarte Arme und Hände. Sie zeigen sich nur Nachts, um Gegenstände auf Leute zu schleudern, die harmlos vorbeigehen. Ihre Kunst bestand darin, das Opfer zu erlähmen. Der Wirarap stand indessen höher da, denn er vermochte, vermöge seiner Kunst, alle diese Sachen zu extrahiren, seien diese Kieselsteine (Quarz), Knochen,

Holzsplitter, oder anderer Unrath. Natürlich waren diese Ngarangs Allen, bis auf die Wirarap, unsichtbar.

Ueber die Murring-Gommera.

Unter den Murrings der Küste sind die Zauberer (die gommera) die hervorragendsten Leute, und dadurch unterscheiden sich einigermassen die Murrings von den Kurnais und Woiworungs, und höchstwahrscheinlich auch von anderen Stämmen, die unter ihnen leben.

Es bleibt dabei zu erwähnen, dass die Kurnai-Häuptlinge nicht nothwendiger Weise Aerzte oder Zauberer waren. So war beispielsweise der Häuptling des nördlichen Kurnai-Stammes zu der Zeit, als das Gippsland von den Weissen besiedelt wurde, ein Bruthen-Memji, das bedeutet ein tapferer Mann, zugleich ein Redner. Von diesem sagt man, dass, um seine Kraft als Kriegersmann zu zeigen, er einst einen Banjerak-Mann niedergerannt habe, diesen von sich abgehalten hätte, bis sein Bruder Bembinka hinzukam und ihn niederschlug. Bei den Woiworungern waren gemäss meinem Gewährsmann Barak, als Häuptlinge, diejenigen Leute, welche geradezu sprachen und keinen Menschen kränkten. Der Wirarap kann ein Häuptling sein, aber das ist keine nothwendige Bedingung. Bei den Murrings muss indessen der Häuptling auch ein Zauberer sein. Dies erhellt klar, wenn man in Betracht zieht, was eigentlich die Gommeras und ihre Kunstgriffe bedeuten.

Die Macht eines Gommera war vor der Zerrüttung der Murring-Stämme sehr gross, obwohl derselbe auch jetzt noch regiert, und Alle ihm gehorchen. Er war Häuptling und Zauberer zugleich. Er war der Biamban oder Herr über das ganze Volk der Gruppe, welcher er zugehörte. Der älteste Gommera war der Herr über alle die andern Gommeras, die seinen Befehlen gehorchten. Er leitete die Vorgänge beim Bunan und beim Kuringals (der

Einweihungsceremonien), und wie aus einem Umstand zu schliessen, den ich beobachtet, hielt er sich stets etwas reservirt, als sei er der Vorgesetzte. Um ein „wirklicher Gommera“ zu sein, bedarf es für einen Mann noch gewisser besonderer Eigenschaften. Er muss ergrauet sein, muss verschiedene Dialekte reden, wenn nicht gar verschiedene Sprachen, er muss geschickt sein im Gebrauch der Waffen, und vor allen Dingen muss er gewandt darin sein, Gegenstände „aus seinem eignen Körper hervorzuzaubern.[1]) Bei den Einweihungsceremonien, bei denen die Zauberer ihre Künste ausübten, zuweilen einzeln, zuweilen allesammt, sind die Zaubermittel, welche sie „hervorbringen“ und zwischen ihren Zähnen haltend darstellen, Quarzkrystalle oder Stückchen von geadertem Gestein, Stückchen von Schwarzstein, oder von weissem Thon (Pfeifenthon und dergl.), Enden von frischem Eingeweide, Fleisch- und Knochentheile u. s. w. Die Erzählungen, welche man von den Gommeras aus der verflossenen Generation macht, d. h. vor etwa dreissig Jahren, soweit dieselben überhaupt zuverlässig sind, erweisen, dass sie geschickter waren, als die heute lebenden Männer. Einer derselben wurde mir geschildert, dass er bei einem grossen Bunan,[2]) dem er beiwohnte, von Braidwou herzukommen, einen schwarzen Gegenstand in Gestalt einer Hand bei Ausführung seines Zaubertanzes aus seinem Munde hervorgestossen habe, der von seinem Munde niederhing, dabei hervorgeholt und wieder zurückgestossen werden konnte. Man glaubte von ihm, dass, wenn er dieses ausführte, seine Feinde vor ihm erblindeten, er alsdann auf sie losgehen könne und sie dann mit einem Schlage

---

[1]) Dieser Ausdruck bezieht sich auf den Glauben, dass die Zauberer ihre magischen Mittel wie in einem ‚Stapel‘, sozusagen innerlich mit sich führen, und je nach Belieben dieselben aus dem Innern hervorbringen, als ob sie dieselben aus dem Munde fliessen lassen.

[2]) Bunan ist die vollkommenste Ceremonie der Einweihung, bei welchem ein kreisförmiger Erdwall hergestellt wird, innerhalb dessen einige der Gebräuche vor sich gehen.

niederstrecken könne. Von diesem selben Bunan wird erzählt, dass ein Anderer beim Tanz, während dessen der Name Totem, welcher „die braune Schlange“ bedeutet, herausgeschrieen wird, eine kleine lebendige braune Schlange aus seinem Munde hervorholt. Von dieser glauben seine Stammesgenossen, dass sie seine „Vertraute“ sei, wie wir sagen würden. Ein dritter Gommera soll eine Anzahl kleiner Quarzkrystalle hervorgezaubert haben, welche, als sie aus seinem Munde niedergefallen waren in eine Holzschale, den Novizen zum Verschlucken überreicht wurden, damit diese Krystalle in ihrem Innern ausgebrütet würden, und die Jünger zu „geschickten Männern“ machen.

Man sagt auch den Gommeras nach, dass sie an Fäden in die Luft emporsteigen, und das sagt man auch von den Zauberern der Maneroo Murrings, der Ngaregos, der Wolgals und der Theddoras auf Omeo.

Auch standen Geister, ebenso wie anderswo, mit den Gommeras im Connex.

Ein beliebter Gebrauch bei den Gommeras scheint es gewesen zu sein, und zwar bis noch vor Kurzem, Gegenstände auf dem Kuringal liegend (also auf dem Einweihungsplatze) zurückzulassen. Man glaubt allgemein, dass es diese Dinge sind, welche sie in die Körper anderer Leute schleudern können, wie z. B. Stein- und Knochentheile u. s. w. Aus einem Falle indessen, von welchem ich gehört habe, erscheint es sehr wahrscheinlich, dass sie zugeschärfte Knochenstücke zurückliessen, die vergiftet waren. In dem vorliegenden Falle schritt ein Jüngling über den Bunau-Platz, trat auf ein scharfgespitztes Knochenstück, wurde krank und starb. Die Symptome, wie sie mir geschildert wurden, lassen auf Blutvergiftung deuten. Dann kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, dass die Berichte wahr sind, welche über die Südaustralischen Stämme cursiren, nämlich, dass die Zauberer vergiftete Knochenstücke in Verwendung nehmen, die sie eine zeitlang in

verfaulten Leichnamen verborgen halten, um Leute zu tödten, die von diesen Splittern geritzt werden.

Der Glaube an die Kräfte dieser Gommeras, wie solcher noch bei den dem Stamm angehörigen Leuten obwaltet, wurde mir sogar von jüngeren Leuten bestätigt, die vielfach mit Weissen verkehrt hatten, und der beste Beweis dafür ist der Bericht eines Jünglings, der mir erzählte: „Diese Gommeras können Dir Gift in Deinen Körper bringen und dasselbe dann wieder aussaugen mit einem guten mundvoll Blut. Sie können auch bestimmen wer es ist, der das Gift in den Körper gezaubert hat." Das Wort „Gift" ist ein sehr gebräuchliches bei den Eingeborenen, wie wir etwa das Wort „Zauberei" gebrauchen, oder „magische Substanzen." Vielleicht ist die beste Bezeichnung der nordamerikanische Ausdruck „Medizin."

Die Kurnai-Biraark.

Ein besonderer Zug bei der Kurnai-Zauberei ist die Trennung der Funktionen der Seher und denen der Sänger von denjenigen der Aerzte und Zauberer, wie weiter beschrieben wird. Der Kurnai-Biraark vereinigt in sich: den Seher, das geistige Medium und den Barden, denn er sagte zukünftige Dinge voraus, er brachte nachtzeitig Geister in das Camp seines Stammes und er komponirte die Lieder und Tänze, welche ihre geselligen Zusammenkünfte belebten und ermunterten. Er war ein harmloser Mann, der sich geistigen Uebungen geweiht hatte, die ausserordentlich denjenigen ähnlich sehen, die man heute sehr bezeichnend unter Civilisirten „Mediums" nennt. Ueber diese Leute ist schon mehrfach berichtet, und mögen deshalb nur noch einige Worte hierüber folgen.

Einer der am häufigsten erwähnten Biraarks war ein Mann aus dem Brabra-Stamm, Mundanin mit Namen. Von diesem wird erzählt, dass ihm dreimal nach einander geträumt habe, er sei ein Kängaru, und dass er als solcher dem „Corroborro" jener Thiere

beigewohnt habe. In Folge der Verwandtschaft mit diesen Thieren durfte er kein Känguru-Fleisch geniessen, an welchem Blut klebte. Dann gaben ihm die Andern solche Stücke, die gekocht waren, wie er sie essen durfte. Er sagte in Bezug hierauf, dass wenn er das Fleisch vom Kängaru ässe, welches etwas Blut enthielte, oder auch nur frisches Kängaru-Blut anfasse, so würden die „Mrarts“ sich nicht veranlasst fühlen, ihn aufwärts durch die Luft hinzutragen.

Mundanin erzählte, dass, sobald er von den Kängarus geträumt habe, er anfing zu hören, wie die Geister da oben anfingen zu trommeln und zu singen, und dass sie schliesslich in einer Nacht herbeikamen und ihn fortführten. Ein Mann, der in dem Lager bei Gelegenheit einer seiner „Kundgebungen“ gegenwärtig gewesen, erzählte Folgendes:

Während der Nacht schrie sein Weib: „Er ist hinaufgefahren!“ Dann hörten wir ein Flüstern in der Luft, zuerst auf der einen Seite neben uns, dann auf der andern; dann später ein Geräusch, als wenn Leute hinab auf den Boden hüpfen. Nach einiger Zeit war Alles still. Am Morgen fand er Mundanin am Boden liegen in der Nähe des Lagers (Dorfes), wo die Mrarts ihn verlassen hatten. Auf seinem Rücken lag ein dickes Stück Holz. Es schien, als ob er schliefe, und als wir ihn erweckt hatten, und das Stück Holz von ihm fortgenommen, begann er von den Mrarts zu singen und von Allem, was er dort oben geschauet.“

Bei einer andern Séance mit Mundanin sagten die Geister schliesslich, indem sie in hohlen, murmelnden Stimmen redeten, die mein Gewährsmann nachahmte, indem er seine Nase beim Sprechen zuhielt: „Nun müssen wir heimgehen, sonst wird uns der Westwind seewärts führen!“ Morgens wurde der Biraark wieder aufgefunden, wie er ausserhalb des Dorfes lag, und rund um ihn sah man die Spuren von Fusstritten tief in den Boden gedrückt, wo die Mrarts hinabgestiegen waren.

Neben den Mittheilungen von Seiten der Geister über abwesende Freunde und möglicherweise anwesende Feinde, waren die Braarks gleichzeitig in materieller Beziehung Wohlthäter ihres Stammes, so z. B., wenn sie von den Geistern Kundschaft bekommen, dass ein Walfisch am Ufer gestrandet sei. Man glaubte nämlich bei solchen Gelegenheiten, dass die Mrarts die Wale absichtlich getödtet, und diese dann an das Ufer geschwemmt hätten für die Kurnais.

Bei diesen Gelegenheiten wurden Boten abgesendet, und alle umwohnenden Leute wurden eingeladen, selbst aus dem weitabliegenden Innern, um mitzuschmausen von dem Gericht, „das ihnen die Götter gespendet.“ Zweifellos wurde bei dieser Gelegenheit der Biraark nicht vergessen.

Kräfte, wie diese soeben von den Biraarks geschilderten, wurden auch den Zauberern der Wotjoballuks und der Wirajuris zugeschrieben, denen man nachsagte, dass sie Nachts die Geister in das Lager hinabbringen könnten, so dass die Leute die undeutlichen Gestalten in der Dunkelheit dahinschreiten sehen konnten.

Magische Vorbedeutungen.

Ich habe bisher über die wichtigsten Gebräuche und den Aberglauben berichtet, soweit zu meiner Kenntniss gelangt, und sich auf Kräfte und Uebungen der Zauberer und Aerzte beziehen. Einige Worte über Vorbedeutungen und Vorzeichen, an welche geglaubt wird, mögen diese Abtheilung beschliessen. Dieselben sind in gewisser Beziehung mit der Zauberei verbunden.

Es ist bereits verschiedentlich erwähnt, wie es ein allgemein verbreiteter Glaube sei, dass die Kangarus Warnungszeichen über eine herannahende Gefahr geben können. Ein Murring-Jüngling, der mir als Bote diente, zugleich als Bedienung bei Einweihungsfeierlichkeiten, hatte einen Sack mit kräftigen Zaubermitteln (Joëa),

die ein Gommera, ein Verwandter von ihm, und andere Gommeras ihm zur Aufbewahrung gegeben hatten. Unter diesen befand sich ein Stück, das er besonders lobte, und das ich bei näherer Besichtigung als die Spitze eines abgebrochenen Flaschenstöpsels aus Glas erkannte. Die Anwendung dieser Zaubermittel bestand für den Jüngling darin, dass dieselben ihm als eine Art Schutzmittel dienten. Als ich ihn fragte, wieso diese ihn schützen könnten, sagte er: „Wenn ich über Land gehe, und einen alten männlichen Känguru gerade auf mich zu hüpfen sehe, so weiss ich, dass er Mittheilung darüber geben will, dass Feinde um mich sind. Dann halte ich meine Waffe bereit und meinen Joëa-Beutel in der Hand, so dass, falls der feindliche Mann irgend Etwas mir entgegenschleudern sollte, ich in Sicherheit bin.“ Das Werfen des Joëa ist mit andern Worten das Werfen eines Zauberers mit Quarzkrystallen oder anderen magischen Substanzen. In diesem Falle hält der Jüngling den Känguru für seinem Totem (herrührend von seinem Vater). Ich will noch erwähnen, dass der Ausdruck „seine Waffe in Bereitschaft halten,“ eine blos figürliche Redewendung dafür ist, vorbereitet zu sein, denn die Murrings haben schon lange ihre angestammte Wurfwaffe abgelegt, den Speer, den sie mit der Schusswaffe der Weissen vertauscht haben.

Auch die Kurnais glauben an Warnungszeichen der Kängarus und wem träumt, dass eine Anzahl alter „Känguru-Männchen“ rund um sein Lager sitzen, hat eine böse, ernstliche Gefahr zu bestehen, die ihm droht.

Ein Gebrauch bestand bei ihnen, die Krähen zu Zeiten der Gefahr um Rath zu fragen, indem man sie fragte: „Welchen Weg muss ich gehen? Nordwärts, südwärts, ostwärts oder westwärts?“ Wenn dann der Vogel krächzte: „Nga-a-a“ (Ja), so hatte das Orakel gesprochen und die Vorbedeutung wurde angenommen. Einer dieser Nachtlaute hat einen Ruf, den die Kurnais mit „Borun-Borun“ bezeichnen, oder mit „Jag-Speer, Jag-Speer“, und soviel

bedeutet, dass Feinde rundum sind. Der Ruf eines anderen Vogels, in ähnlicher Weise, bezeichnet die kürzliche Ankunft eines solchen. Als ein Kurnai einen knackenden Ton unter seinem Kopfe auf dem Boden hörte, als er Nachts am Feuer in seinem Lager lag, glaubte er, dass der Erdboden ihm ein Warnungszeichen gegeben habe gegen eine Gefahr, welche ihn bedrohe.

Bei allen Stämmen, mit denen ich bekannt geworden, ist die Lebensweise, wie die Thätigkeit der Leute eingehend durch solche Vorbedeutungen beeinflusst, wie auch durch Träume.

Die Bezahlung für den Doktor.

Es versteht sich von selbst, dass die Zauberer und Aerzte bei allen Stämmen die Ausübung ihrer Kunst nicht gratis verrichteten.

Es werden ihnen Geschenke überreicht von Leuten, die durch ihre Kunst Wohlthaten erfahren haben, und ebenso von denen, die befürchteten, dass sie von ihnen Leid zu erdulden hätten. Sie bekommen Geschenke in Gestalt von Waffen, Decken, Geräthschaften, — kurz, von solchen Dingen, welche bei den Eingebornen Werth haben, nicht zu vergessen ein gut Theil Wildbret. Besonders hielten sie ihre Ernte bei Gelegenheit der grossen Almoseneinsammlung. Die Bunan-Einsammlung mag als ein Beispiel dienen von der Küste der Murrings her. Bevor die Leute sich trennen, um heimzukehren, wird eine Art von Markt abgehalten, zu welchem die Leute Waffen, Decken, Geräthe u. s. w. herbeibringen, die sie zu diesem Zwecke mit sich führen. Von diesen Märkten gehen die Gommeras mit Gaben beladen heimwärts.

Wie man Medizinmann oder Zauberer wird.

Der Beschreibung dieses Gegenstandes standen vielerlei Schwierigkeiten entgegen. Die schwarzen Aerzte umgeben sich mit einem undurchdringlichen Geheimniss, und geben natürlich solche Be-

richte über sich selber, die ihren Zwecken am meisten Vorschub leisten. Die Berichte über diese Einrichtungen haben nicht mehr Anspruch auf Wahrheit beim ganzen Stamm, als zweifellos jene über die Vorgänge bei Einweihungen, wie sie Weibern und Kindern geboten werden. Die Erzählungen, welche man den Weibern macht, bestehen darin, dass Daramulun in Person herniederkommt und dem Knaben einen Zahn ausschlägt (bei den Murrings, Ngaregos, Theddoras, Wolgals, Wirajuris), und dass Turndun herniederkommt und die Knaben in Männer verwandelt (bei den Kurais).

Bei den Unter-Lachlans und den Murrays wird von dem Novizen gesagt, dass er dem Thrumalun begegne, der ihn tödte und dann wieder ins Leben riefe.

In einigen Gegenden von Queensland soll das Gebrüll des Bullroarer von den Zauberern herstammen, das sie ausstossen wenn sie die Knaben verschlingen und diese wieder als Jünglinge von sich geben. Die Nalarois vom obern Darlingfluss sagen, dass der Knabe einem Geiste begegnet, der in tödtet und ihn dann wieder als Mann ins Leben ruft.

So geht es auch mit den Aerzten und Zauberern. Alle Stämme sind voll von Erzählungen über die Art und Weise, mit welcher diese Menschen ihre furchtbaren Kräfte ausüben.

Wie bereits gesagt ist, so bereitet die Erläuterung dieses Gegenstandes die meisten Schwierigkeiten, und es ist mir nicht gelungen, denselben zu meiner eigenen Befriedigung auszurotten. Die Zauberer der „alten Zeit“ — das heisst, diejenigen zur Zeit bevor die Stämme von den Weissen „gezähmt“ worden, starben bald aus, indem sie durch unsere Civilisation vernichtet worden, oder sie schleppen sich nur noch eine Zeitlang hin, und entweder, da sie ihrem Untergang nahe sind, schliessen sie sich in sich selber ab oder reiben sich mit Rum und seinen Folgen gänzlich auf.

Die folgende, zweite, Generation der schwarzen Aerzte hat

viel von der alten Uebung der magischen Kunst eingebüsst und nach und nach werden auch diese aussterben, so dass dies Geschlecht als erloschen zu betrachten ist und sich höchstens noch in Gestalt eines alten Mannes hier und da zeigt, der Bruchstücke der magischen Kunstkniffe aufbewahrt hat aus der Vergangenheit. So ist es innerhalb der letzten wenigen Jahre mit dem Stamm der Kurnais gegangen, und in diese Lage wird jeder australische Stamm gerathen, sowie die Woge der Civilisation über ihn hinrollt und ihn zerquetscht.

Die Kurnais glauben, dass die Aerzte (Mulla Mullung) ihre Macht im Traum erhalten. Entweder besuchen die von den Voraltern stammenden Geister den Schläfer und machen ihm von den Schutzliedern Mittheilung, oder sie nehmen ihn im Geist mit sich, um seine Ausbildung andren Orts zu vollenden. Tulaba ist ein Beispiel der ersteren Art, und Tankli, — der Sohn der Spitzeidechse —, eines der letzteren, wie ich weiter unten berichten will.

Der Zauberer bei den Kurnais tritt in Gestalt eines Biraark auf, als ein harmloses Wesen, der das Medium der Verbindung zwischen den Geistern und dem Stamme bildet. Man wird ersehen, dass der Bericht, welchen Tankli selber giebt, beides vereinigt in Bezug auf den Glauben, die Art, wie Jemand zum Arzt oder zum Geister-Medium wird.

Die Wotjobaluks glaubten, dass ein Mensch zum Zauberer, „Bangal“, würde, wenn er einem übernatürlichen Wesen begegne, das sie „Ngatje“ nennen, dem man nachsagt, dass es in Höhlen am Grunde der Mallee-Berge weilt. Sie glauben, dass der Ngatje die Seite des Mannes öffnet und dann darin Dinge, wie Quarzkrystalle, versteckt, durch die er seine Kraft gewinnt. Von dieser Zeit an kann er „Dinge aus sich selber hervorbringen“, ebensowohl wie aus Andern, wie z. B. Quarz, Holzstücke, Kohle, und aus seinen Armen „Etwas wie Federn“, die als mit heilenden Eigenschaften begabt angesehen werden.

Die Woiwarunger glaubten auch, dass ihre Wiraraps von den Geistern belehrt wurden, die sie hinwegführten zum Himmel durch eine Höhle zum Bunjil, von dem sie ihre magische Kraft empfängen.

Die Murrings an der Küste meinten, dass es Daramulun sei, der den Gommeras ihre Kräfte ertheile, aber gleichzeitig dachten, dass ein Knabe dazu erzogen werden könne, „den Weg zu wandeln, welchen er müsse", — das heisst die Wege des Zaubers.

Ein berühmter Gommera, der von den Weissen Waddiman genannt wurde, was soviel wie „Baumkletterer" bedeutet, der erst vor wenigen Jahren gestorben, soll schon als Knabe von einem sehr angesehenen Gommera jener Zeit vorbereitet oder erzogen worden sein. Da Waddiman im hohen Alter starb, so geschah seine Ausbildung schon vor einigen sechzig Jahren. Er sagte auch, dass er seine Zauberkunst vom Daramulun erworben habe.

Denselben Aberglauben hegten die Ngaregos, die Wolgals und Theddoras vom Tharamulun, welcher die Quelle der Zauberkünste ihrer Zauberer bildete.

Die Wirajuri-Zauberer behaupten, dass sie zwecks ihrer Kunst zum Baiame[1]) hinaufsteigen. Aber auch die Zauberer dieses Stammes erzogen ihre Söhne, den Fussstapfen der Väter zu folgen. Die Erzählung, welche ich nun gebe, habe ich von einem Wirajuri über das Kangaru-Totem der Unterklasse der Muri, und sie ist ein vorzügliches Beispiel von dem Aberglauben an solche Dinge. Diese Erzählung wurde mir ganz freiwillig während einer Unterhaltung gemacht, die ich mit ihm über die Gebräuche bei seinem Stamme hatte. Er war sorgfältig zu Werke gegangen, nicht irgend was Unstatthaftes zu verrathen, bis er aus meinen Antworten

---

[1]) Baiame ist ein Analogon zu Daramulun, oder Bunjil, oder Munganngaura, dem übernatürlichen Wesen, dem die Eingebornen die Einrichtung ihrer gesellschaftlichen Organisation und die Erfindung ihrer Künste (Gewerbe) zuschreiben.

herausgefunden hatte, dass ich wirklich einer von den Eingeweihten sei. Dann wurde er ganz mittheilsam und erstattete mir einen vollen Bericht über die Wirajuri-Ceremonien (Burbungs), und in vielen Fällen war ich in der Lage, seine Berichte zu prüfen und fand, dass er ganz sorgfältig erzählte. Dann sagte er, als wir über die Ausübung der Künste von Seiten der Zauberer bei den Ceremonien redeten: „Ich will Ihnen berichten, wie mein alter Vater es anfing, aus mir einen schwarzen Arzt zu machen.“ Der Eindruck, welchen ich gewann, ist derart, dass sein Bericht bona fide war, und aus meiner Erfahrung möchte ich sagen, dass es ein unerhörtes Ding sei für einen Mann, die Unwahrheit über so etwas zu reden, das für eine eingeweihte Persönlichkeit zu den heiligsten aller Gebräuche zu rechnen ist. Dies erwähne ich deshalb, weil ich nicht in der Lage gewesen bin, seine Mittheilungen zu erhärten.

Bis jetzt ist es mir nicht möglich gewesen, mich mit dem alten Manne, seinem Vater, der noch am Unter-Murrumbidgee-Fluss wohnen soll, in Verkehr zu setzen. Ich gebe jetzt seine Erzählung mit seinen eigenen Worten, so viel es möglich ist, und überlasse es nun dem Leser, sich seine eigene Meinung über den Werth derselben zu bilden: „Mein Vater ist Yibai-Iguana. Als ich noch ein kleiner Junge war, nahm er mich aus dem Lager fort, um mich ins Gehölz zu bringen, wo ich zu einem Wulla Mullung (einem Arzt oder Zauberer) erzogen werden sollte. Er legte zwei grosse Quarzkrystalle gegen meine Brust, diese verschwanden in mir, ich weiss nicht, wo sie abblieben, aber ich fühlte, wie sie gleich Wärme durchdrangen. Dies geschah, um einen „Weisen“[1]) aus mir zu machen, der im Stande sei Dinge hervorzuzaubern. Er gab mir dann Sachen, wie Quarzkrystalle in Wasser zu trinken; das sah aus wie Eis, und das Wasser schmeckte süss. Hiernach pflegte

[1]) „a clever man“ ist ein vielfach gebrauchter Ausdruck für Zauberer.

ich Dinge zu sehen, die meine Mutter nicht zu sehen vermochte. Wenn ich mit ihr ausging, so sagte ich wohl: „Mutter, was ist das dort, welches wie Wanderer erscheinen?" Dann pflegte sie zu sagen: „Mein Kind, es ist Nichts!" Es waren die Jir (oder Geister), welche ich anfing zu sehen.

Als ich zu den Burbung aufgenommen wurde, und gesehen, was alle diese alten Männer aus sich selber hervorbringen konnten, und als mein Zahn heraus war, ging ich auf eine Zeit ins Gebüsch, und während ich dort verweilte, kam mein alter Vater zu mir hinaus. Er sagte: „Komme zu mir." Dann zeigte er mir einen Quarzkrystall in seiner Hand, und als ich darauf blickte, versank er in dem Boden und erschien wieder vollständig mit rothem Staub bedeckt. Darüber erschrak ich sehr. Dann sagte er: „Komme mit mir an diesen Ort!" Ich folgte ihm in einen Hohlgang, der in ein Grab führte, wo einige Todte sich befanden, die mich über und über abrieben, um mich zum Zauberer zu machen, und die mir einige Quarzkrystalle überreichten. Als wir wieder herausgekommen, wies mein Vater auf eine Tigerschlange, indem er sagte: „Das ist Dein Budjan!"[1]) Ein Strick war um den Schwanz der Schlange gebunden. Dies war einer jener Stricke, welche die Aerzte aus sich selber hervorbringen und die in Windungen aufgerollt sind. Er ergriff den Strang und rief: „Komm her und folge ihm!" Die Tiegerschlange schlich sich durch mehrere Baumstämme hindurch, die sich öffneten und uns durchliessen. Dann gelangte sie zu einem grossen Currajong-Baum und wand sich auch hindurch, und darauf zu einem ungeheuren Baum mit einem grossen Erdwall rund um seine Wurzeln. An solchen Orten lebt der Daramulan. Hier kroch die Tigerschlange in den Boden hinein, wir folgten und kamen unterhalb des Baumes an, der hohl war. Dort sah ich eine Zahl kleiner Daramuluns. Nachdem sie wieder hervorgekommen, brachte uns die Tigerschlange

[1]) Budjan-Totem.

in eine grosse Höhle am Grunde derselben, die mit einer Menge von Tigerschlangen, die sich an mir rieben, indessen mich nicht verletzten, da sie meine Budjans waren. Das thaten sie, um mich zum Zauberer zu machen und zum Wulla Mullung.

Dann sagte mein Vater zu mir: „Wir wollen zu Baiama's Camp hinaufgehen.“ Er hielt seine Beine mit einer Schnur gesperrt und band mich mit einer anderen fest, so dass wir uns gegenseitig unter die Arme fassten. An den beiden Enden der Schnur war der Vogel des Baiame, der Wombu befestigt. Wir durchzogen die Wolken, und auf der andern Seite war der Himmel. Wir durchzogen die Stelle, durch welche die Aerzte gehen und diese öffnete und verschloss sich sehr schnell. Mein Vater sagte, dass wenn die Pforte einen Arzt berühre, indem er hindurchschritte, dies seinem Geiste schaden würde, und wenn er dann hinein käme, würde er krank werden und sterben.

Auf der andern Seite sahen wir Baiame in seinem Camp sitzen. Es war ein sehr grosser, alter Mann mit einem langen Barte. Er sass da, die Füsse unter sich gekreuzt zusammengeschlagen, und von seinen Schultern breiteten sich zwei grosse Krystalle aus, die zum Himmel über ihm emporragten und sich ausbreiteten. Dort befanden sich auch zahlreiche Knaben des Baiame und seinem Volk, die alle Vögel oder vierfüssige Thiere waren.

Hiernach, als ich noch im Gebüsch war, begann ich, allerlei zu erbrechen, aber ich wurde sehr krank darnach, und seit der Zeit kann ich Nichts mehr thun.“

Es sind noch einige Punkte den Erzählungen dieses Mannes hinzuzufügen, die ich auf den Schlussbericht dieses Schreibens verschiebe.

Der Bericht, welcher mir vom Tankli gegeben worden, wie er zum Wulla-Mullung geworden, ist folgender. Ich halte mich an seine eigene Ausdrucksweise so nahe wie möglich:

„Als ich schon ein kräftiger Junge war, so zur Zeit den Backenbart zu bekommen, hatte ich über meinen Vater Träume. Er kam mit einer Anzahl alter Männer zu mir. Ich lebte damals bei unserm Stamme in Tarraville (in Süd-Gippsland), und die Morgans und die andern alten Leute waren bei uns. Als ich zuerst träumte, standen mein Vater und die andern alten Leute, die bei ihm waren, um mich her. Sie waren allesammt über und über mit rothem Ocker überschmiert und liessen mich ein Tau anfassen, das aus lauter Sehnen geflochten war, und schaukelten mich auf diesem hin und her. Hierauf, wenn sie zum ersten oder zweiten Male herbeikamen, waren sie angekleidet wie zum Jeraeil. Mein Vater warf einen Strick von geflochtenen Sehnen mir um die Brust und unterhalb meiner Arme und er, wie die alten Männer schleppten mich damit über das Meer nach dem Corner Julet, und dort liessen sie mich wieder am Wilson's-Vorgebirg gegenüber einem grossen Felsen, wie die Wand eines Hauses. Ich bemerkte, dass sich Etwas wie eine Thür darin befand, die sich sehr schnell öffnete und schloss. Mein Vater verband mir die Augen und leitete mich in den Felsen. Dies erkannte ich daraus, weil die Thür ein Geräusch verursachte, als ob sie hinter uns geschlossen wurde. Dann entblösste er meine Augen und ich erkannte, dass ich mich an einem Orte befand, der hell wie vom Tageslicht erleuchtet war, und alle die alten Leute befanden sich um mich. Mein Vater zeigte mir eine Menge blanker, glänzender Gegenstände, die an der Wand hingen, und forderte mich auf, einige an mich zu nehmen. Dann gingen wir wieder hinaus und belehrte mich darüber, wie diese Sachen in meine Beine bringen, und wie ich sie wieder daraus hervorholen könne. Er zeigte mir auch, wie ich sie den Leuten beibringen könne. Hiernach trug er und die alten Leute mich mit dem Strick zurück zum Lager und setzten mich in die Spitze eines starken Baumes. Er sagte nun: „Schreie laut aus und rufe den Leuten zu, dass Du heimgekehrt bist!“ Das that

ich, und ich hörte dann, wie die Leute im Dorf aufwachten und die Weiber anfingen, ihre Decken auszuklopfen. Dann kamen der alte Morgan und die alten Leute mit Fackeln hervor, und als sie zum Baume gelangt waren, befand ich mich unter und stand daran unten mit dem Gegenstand, den mir mein Vater in meine Hand gelegt hatte. Dieser war wie von Glas, und wir nennen ihn Kin (Quarz). Ich sagte den alten Leuten Alles, was ich davon in Erfahrung gebracht habe, und darauf sagten sie, nun sei ich ein Doktor (Arzt). Von jener Zeit an konnte ich Gegenstände aus Leuten hervorzaubern und konnte das Kin gleich einem Licht am Abend auf Leute werfen, die ich verletzen wollte. Auf diese Weise habe ich Viele gefangen genommen. Ungefähr vor drei Jahren trank ich und verlor meinen Kin und alle meine Kraft, und seit der Zeit bin ich ausser Stande, irgend etwas auszuführen. Ich pflegte denselben in einem Beutel von sperberartig geringelten Opossumfell im Loche eines Baumes aufzubewahren. Während einer Nacht träumte mir, dass ich in meinem Camp schliefe und meine Frau mich einige Male bewarf. Darnach konnte ich Nichts mehr vollführen, und mein Kin verschwand aus meinem Beutel, ich weiss nicht wohin. Ich habe unter jenem Baume geschlafen, wo ich es zurückgelassen, indem ich glaubte, meine Macht, die ich besessen, möchte zurückkehren, aber ich fand den Kin nicht wieder, und habe auch keinen Traum mehr über ihn."

Schluss.

Der allgemeine Glaube der Ureinwohner an die Macht des Zauberers bleibt sich bei allen Stämmen, von denen ich hier gesprochen habe, gleich. Man sagt von ihm eben überall, dass er seine Macht, die so sehr gefürchtet wird, aus einer übernatürlichen Quelle geschöpft habe, von den Geistern Längstverstorbener, oder vom Daramulun, vom Baiame oder Bunjil. In jedem Falle schreibt

man ihm zu, die Eigenschaft zu besitzen, einen Menschen im unkörperlichen Zustand zu sehen, sei es, dass dieser zu Zeiten, sei es, dass er beständig von seinem Körper getrennt ist, wie ein Gespenst, das andern Augen gegenüber unsichtbar ist.

Er kann, wie man glaubt, in das Geistergefilde, jenseits des Himmels belegen, hinaufsteigen; oder er kann auch sich selber hin bewegen, oder von den Geistern hingeführt werden von einem Orte der Erde nach einem andern, je nach seinem Willen, genau nach Weise des Buddhisten Arhat. Die Macht, welche ihm so überwiesen worden, kann er anwenden, entweder Leute zu kränken, oder sie zu verderben; andrerseits aber auch sie vor den Angriffen andrer Zauberer zu beschützen. Er kann auch, wie man meint, Thiergestalten annehmen und die Elemente überwachen. Bei diesem Aberglauben an die Kräfte der schwarzen Aerzte begegnen wir einer auffallenden Aehnlichkeit mit denen, die man von Zauberern, Hexen und Wahrsagerinnen vergangener Zeiten aus jenen Erdtheilen uns aufbewahrt hat, von welchen wir noch Kunde haben; ebenso eine Aehnlichkeit mit dem Aberglauben, der allen wilden Völkerschaften noch heute weit über den Erdkreis hin gemeinsam ist. Von diesem Aberglauben darf man auch nicht behaupten, dass derselbe bei den civilisirtesten Rassen sogar ausgestorben sei.

Einige der Praktiken der australischen Zauberer werden nicht blos bei den Stämmen vorgefunden, die ich aufgezählt habe, sondern dieselben erstrecken sich durch den ganzen australischen Continent hin. So zum Beispiel die Anwendung eines durchscheinenden Kieselsteins (Quarzkrystalls) und die von Menschenfett. Die Anwendung des durchscheinenden Kieselsteins ist eine so weitverbreitete für Zauberzwecke, dass dieselbe uns aus vielleicht den entlegensten Zeiten überliefert worden, aus jenen Zeiten, zu denen unsere eignen Voreltern noch Wilde waren. Es ist eben schwer zu erklären, weshalb man so allgemein gerade auf diesen Gegen-

stand sein Augenmerk gerichtet hat, als besonders geeignet zur Zauberei; aber es liegt die Muthmassung nahe, dass, wie bei den australischen Wilden, das besonders helle und farblose, wasserklare Aussehen es war, das die Aufmerksamkeit auf sich zog und den Glauben an Wunderkräfte hervorrief.

Der Gebrauch des Fett-Entnehmens in der Gestalt, wie der Glaube verbreitet ist, scheint mir auch sehr schwer erklärbar, um darüber berichten zu können. Wenn ich Alles in Erwägung ziehe, was als Beweismittel mir vorliegt, so bin ich auf den Gedanken gekommen, dass es wohl der Ausfluss einer combinirten Wirkung zweier Aberglaubensrichtungen ist, die eine, welche sich bei den Schwarzen aufrecht erhalten hat, und sich auf die Deutung von Träumen, und die andere, welche sich auf die Werthstellung des Fetts in der menschlichen Haushaltung bezieht.

Es ist mir ziemlich klar geworden, dass viele Gebräuche des Austral-Wilden hervorgegangen sind aus den Bestrebungen seiner Vorfahren, über Ereignisse zu bekunden, die sie ebensowohl ausser sich, wie innerlich beobachtet haben. Ich bin tief erschüttert worden, als ich die weiten, grossen, ebenen Strecken durchzog im Innern dieses Continents, durch den wunderbaren Anblick, den Erde und Himmel darboten: eine weite Fläche, eine gewölbte Decke. Der Australianer, der Eingeborene, glaubt noch, dass es sich so in Wirklichkeit verhalte, und dass dies seinen Vorfahren nicht in gleich offener und glaubwürdiger Weise erschienen. Er versucht freilich über den Zwischenraum von Erde und Himmel seine Deutungen zu machen, indem er sagt, dass diese einander zu bestimmten Zeiten berühren, was sagen will, dass der Himmel auf der Erde ruhe, und dass zu jener Zeit es einen Mann gegeben, der heute eine Elster ist, welcher den ersteren in die Höhe geschoben habe mit einem Stab, sodass die Sonne ihren Lauf, der ohne Aufhören ist, vollenden konnte. — Die Sonne ist nach den Wotjobaluks ein weibliches Wesen, das täglich nach ihrem kleinen Knaben sucht.

den sie vermisst, seit sie nach Yam-Wurzeln suchte. — Wenn die Sonne hinabsinkt des Abends in die Gluth der Abendröthe, so erklärt sich der Australianer dies so, dass sie hinabgestiegen sei in eine glühende Kluft, in der ein Baumstumpf verbrannt worden sei. Durch solche Erklärungen bemüht er sich, Naturerscheinungen zu erklären, die seine Neugierde erregt haben; es ist der Forschungstrieb, der dem Menschen inhärirt, seine Umgebung zu erkunden, und blos nicht nur das, was in ihm selber ist, sondern auch im unterwärts liegenden Bereich, wohin wir die Linie der belebten Natur zurückleiten mögen.

Wie solche Ansichten, wie die eben geschilderten, mit solcher Beharrlichkeit konnten aufrecht erhalten werden von unsern eigenen Vorfahren, das wird schön durch die Darstellung eines einfachen Gedankens gegeben, in einer primitiven Ausdrucksweise, die mich ergriffen hat und gleichzeitig über die Weise, unbewusst Worte gebraucht, die wirklich die Thatsache aussprechen, dass die Sonne sich von Osten nach Westen bewegt und jenseits der westlichen Ecke der Welt herniedersteigt:

„Dann werden wir auf unsrer Kugel letztem Rande gehn,
Und sehn den Ocean sich an den Himmel lehnen.“

Wenn der Schwarze Nachts am Lagerfeuer schläft und Träume hat, so erklärt er diese, indem er sagt, dass er selber im Stande sei fort zu wandern, wenn auch sein Körper bewegungslos daliegt, er kann dann thätig sein, kann aber auch selber leiden. Dann versucht er es, die Zeit genau zu bestimmen, wobei er eine andere Erscheinung erklärt, indem er sagt, dass der menschliche Geist auf seinen Wanderungen begriffen ist, wenn der Schläfer schnarcht. Wenn er erwacht, so ist er bewusst, dass er existirt, zusammen mit seinem Körper, und er nennt das sein Selbstbewusstsein mit einem besonderen Worte, wie bei den Kurnai „Yambo“. Während der Zeit des Wachens sind er und sein Körper unzertrennlich, aber während des Schlafens kann er ihn ver-

lassen und umherschweifen und die Geister anderer Leute antreffen, die er kennt, auch von Fremden, sogar von Todten.

So befähigt diese Anschauung von der Wirklichkeit der Träume die australischen Wilden, einen Begriff zu gewinnen über ein individuelles Getrenntsein der Seele vom Körper, und zwar nicht blos während der Lebzeit, sondern auch nach dem Tode, als ein unmaterielles, unsichtbares Wesen, denn wer vermag den Yambo zu sehen, wenn er den Schläfer verlassen hat? Und dennoch ist er sichtbar für andere Schläfer, wie die Erfahrung jedes Schwarzen ihm bestätigen wird.

Kein Unterschied trennt diesen Glauben von einem anderen, nämlich von dem, dass einige Personen so begabt sind, die entkörperte Seele an dem Orte sitzen zu sehen, wo der Körper begraben liegt, und nun nicht mehr im Stande ist, ihre gewöhnliche Wohnstätte wieder einzunehmen. Diese besonders begabten Seher führen direkt über zu den Aerzten und Zauberern.

In seinen Träumen besucht der Schwarze den gewölbten Himmel, jenseit dessen die geheimnissvolle Wohnung jenes grossen und machtvollen Wesens liegt, das je nach den verschiedenen Stämmen in den Dialekten Bunjil, Baiame oder Daramulun heisst, das aber bei Allen unter dem Namen bekannt ist, der nur von den Kurnai gebraucht wird, und welcher Mungan ngaur oder soviel wie „Unser Vater" bedeutet. In Träumen sieht er die Todten, welche das Land der Bäume und Ströme bewohnen und selbstverständlich findet er zwischen diesen jene alten Leute, welche im Stamm auf Erden als Führer bekannt waren, und die nun noch dableiben als in ehrfurchtsvollem Gedächtniss stehend.

Es scheint mir, dass dieser Glaube an die Wirklichkeit der Träume, insofern derselbe sich auf das menschliche Selbstbewusstsein bezieht, einen Schlüssel liefert zu manchem weitverbreiteten Aberglauben, der in anderer Weise fast unerklärlich scheint.

Der andere Aberglaube, von dem ich berichtet habe, als habe derselbe der Wirklichkeit von Träumen beim Hervorbringen des Gebrauchs des Bukin entgegengewirkt, ist der, welcher sich auf die Natur des Menschenfettes bezieht. Ich finde einen allgemein verbreiteten Glauben, dass ein Connex besteht zwischen dem Fett eines Menschen und seiner körperlichen Stärke und Lebenskraft. Gesundheit, Kraft und Fettigkeit scheinen direkt mit einander in Verbindung zu stehen, und deshalb ist das Hinschwinden des Körpers wie die Krankheit das Ergebniss von Mangel an Fett, dem vielleicht der Tod folgt. Der Glaube, dass das menschliche Fett so mit der Lebenskraft in Zusammenhang steht, wird durch den weitverbreiteten Gebrauch bewiesen, dass das Fett gestorbener Personen und erschlagener Feinde genossen wird. Ich habe hierüber ein Beispiel gegeben, welches bei den Kurnais statthatte. Indem er menschliches Fett geniesst, und dasselbe dem eigenen Körper einverleibt, glaubt der Schwarze, dass er auch die Stärke des Verstorbenen gewinne. So verhält es sich auch damit, dass das Menschenfett auf der Jagd etwas einbringt und die Speere dazu zwingt, auf ihr Ziel zuzufliegen, oder die Keule, unwiderstehliche Schläge auszuführen.

Es ist ein allgemeiner Glaube, dass, wenn zwei Gegenstände mit einander in Verbindung stehen, eine magische Kraft, welche dem Einen anhaftet, auf den Andern übergeht. So zum Beispiel hatte ich, als ich von den Murring Kuringals heimkehrte, die Zähne in Verwahrung, welche den Novizen ausgezogen worden, und die alten Leute ermahnten mich ernstlich, dieselben nicht in denselben Sack zu thun, in dem ich, wie sie meinten, einige Quarzkrystalle mit mir führte. Sie lenkten meine Aufmerksamkeit darauf, dass wenn ich das thäte, so würde die magische Kraft von den Krystallen in die Zähne wandern und dann den Jünglingen Schaden zufügen. Ich könnte noch eine ganze Reihe solcher Illustrationen jenes Aberglaubens an den „spiritualistischen“ Einfluss

anführen, wenn ich diesen Ausdruck anwenden darf über Etwas, das durch einen anderen Gegenstand auf den dritten wirkt.

Sich in den Besitz von menschlichem Fett zu setzen, wird deshalb von den Eingeborenen besonders erstrebt, vorzüglich von Solchen, die alt und krank sind, oder Solchen, die es wünschen, in magischen Künsten etwas zu erreichen oder Erfolg zu haben. Der Wunsch, dies Fett zu besitzen, führte dazu, Fremde zu ermorden, oder in einzelnen Fällen sogar Angehörige desselben Stammes. Der Gebrauch, Fett zu sich zu nehmen, ist ein thatsächlicher, mag auch solcher sicherlich theilhaben an dem Traumgewebe des Schwarzen, der glaubt, dass Zauberer, besonders diejenigen eines feindlichen Stammes, immer auf der Lauer liegen, um die Gelegenheit zu erhaschen, Fett entnehmen zu können, sei es durch offenbare Gewalt, sei es unsichtbar vermittelst einer ihrer schrecklichen Geheimkünste. Ein Schwarzer, der unter Alpdrücken leidet, träumt im Zusammenhang mit seinem Glauben beim Wachsein und mit seinen Erfahrungen. Ein böser Geist hat seine Füsse ergriffen und ist bestrebt ihn aus seinem Lager zu zerren, oder es hat ihn der Bret-bung gefangen und ist nun dabei, ihm sein Fett zu nehmen (bei den Kurnais). Was kann wohl schrecklicher sein, als ein thatsächlicher Glaube an solche subjektiven Eindrücke. Ein Weisser, der Alpdrücken gehabt hat, und den geträumt hat, dass er hülflos in die Hände von Mördern gefallen sei, kann sich vorstellen, wie unwiderstehlich glaubhaft analoge Träume dem Schwarzen erscheinen müssen, so dass er wirklich infolge solcher aufregenden Träume stirbt, womit auch die nervöse Aufregung zusammen zu hängen scheint.

Ich glaube, dass ein grosser Theil des Glaubens an die übernatürlichen Kräfte der Zauberer auf der Wirkung von Träumen beruht bei den Eingebornen, und theils auch auf dem Mangel an Bekanntschaft mit der wahren Natur einer Krankheit. Sie schreiben natürlich eine Krankheit, die nicht unter dem normalen Zustand

eines gesunden Körpers verläuft, übernatürlichen Gewalten zu bei ihrem Bestreben, eine Ausdeutung zu finden. Als ein Kurnai an Bronchitis litt, und nach dessen Ursache forschte, fand er solches heraus in der Aehnlichkeit, welche seine Empfindungen darboten mit denjenigen, welche er zu erleiden haben würde, wenn seine Brust vollgestopft wäre mit dem Kohlenstaub, der aus einem „Feuerloch" herabfällt. Deshalb sagt er, dass Brewin, oder irgend ein schwarzer Arzt ihn mit Tundung angefüllt habe. Ein Wotjobaluk, der unter irgend einer Art Fieber leidet und dabei phantasirt und die Leute, welche ihm sein erhitztes Gehirn heraufbeschwört, vor sich handeln und bewegen sieht, fasst dies als einen klaren Beweis dafür auf, dass einer von diesen Leuten, irgendetwas verbrannt hat, das ihm zugehörte. Diese Beispiele, die ich noch unendlich vermehren könnte, mögen genügen, um meine Ansicht hierüber zu erhärten.

Die grösste Schwierigkeit, die mir bei der Forschung begegnete, bestand darin, zu untersuchen, ob die Aerzte und Zauberer selber an ihre Kräfte glauben. Alle Erläuterungen können nur von Gliedern des Stammes oder von ihnen selber gegeben werden, wobei zu bedenken, dass der letztere wohl unterscheidet zwischen den Erklärungen, die zuverlässig wahr sind, und denen, die es nicht sind, und die nur gegeben werden, die Leute des Stammes zu blenden. Darin liegt die grosse Schwierigkeit. Die Klasse der Aerzte ist in den Stämmen, mit welchen ich bekannt bin, fast erloschen; wo ich Zutritt habe und auch noch so genau bekannt bin, verschliessen sich die alten Leute mit einer Zurückhaltung, — sobald man beginnt sie auszufragen, — die einer stumpfen Dummheit gleichsieht. Die „wirklichen alten Gammeras" sind vor einigen Jahren mit dem Tode von Waddiman erloschen. Der letzte Biraark der Kurnais wurde schon fünfundzwanzig Jahre früher getödtet. Die Wiraraps und Bangals der Woiworunger und Jupagalks sind alle todt, ich weiss es nicht, seit wie lange schon. Es

befinden sich nur noch, soweit ich erfahren konnte, zwei alte Leute dort, Zauberer aus jener alten Zeit. Der Eine von ihnen durchzieht irgendwo die Gegend zwischen dem Wimmera- und Murray-Fluss, der Andere diejenige am Unter-Murrumbidgee, der Yibai-Iguana, welchen ich schon vorhin erwähnte. Es ist mir nicht gelungen, diese Leute zu sprechen, was ich bedauere, da ich weiss, dass diese beiden alten Männer erst kürzlich aus dem Lande ihrer Vorfahren in das „Geister-Land" Baiame's gefahren sein mögen.

Die schwarzen Aerzte, als eine besondere Klasse unter sich, umgeben sich mit Geheimnisskrämerei. Ihre magischen Praktiken werden nicht durch allzu offene Prüfung begünstigt, und je mehr man dieselben der Phantasie der Leute überlässt, desto mehr gewinnen ihre Aussagen (an Glaubwürdigkeit). Aber im eigentlichen inneren Kreise der Eingeweihten habe ich herausgefunden, dass nur ein leichter Schleier über die magischen Künste, welche öffentlich ausgeübt werden, liegt.

Die Aerzte und Zauberer sind bei diesen Stämmen mit wenigen Ausnahmen lauter sich dessen bewusste Täuscher und Betrüger. Die wenigen, welche zugeben, dass sie im Stande sind, Kuren zu vollziehen, durch Zaubermittel, die ihnen im Traum geworden, sind Leute wie der Tulaba. In Bezug auf die andern habe ich gute Beispiele an zwei alten Murring-Leuten, die mich vor etwa zwölf Jahren besuchten. Diese besitzen noch heute den Ruf, grosse Zauberer und Aerzte zu sein. Mir gegenüber behaupteten diese Männer durchaus nicht, fähig zu sein, übernatürliche Dinge auszuführen, aber die Leute ihres Stammes haben einen augenscheinlichen Beweis davon, denn sie haben gesehen, wie sie Gegenstände „aus sich selber" hervorzaubern. Wie ich schon erwähnt habe, entschuldigte sich der Eine damit, dass er diese Kraft jetzt nicht mehr besitze, weil er „allzuviel Grog" getrunken habe, wodurch ihm seine magische Kraft, sein Joëa, abhanden gekommen sei. Der Andere sagte lächelnd, dass er zu viel Thee getrunken habe. Als

diese Leute mich besuchten, zogen sie eine Anzahl der Murringer herbei. Einer von diesen war krank, und als dieser einen von den Murring-Aerzten konsultirte, sog er an der betreffenden Körperstelle, nachdem er ihn befühlt hatte, und zog einen Quarzkrystall heraus, der die Ursache der Krankheit gebildet habe. Er sagte auch dem Kranken, dass dieser ihm von einem andern Murring-Arzte zugefügt sei. Der Mann genas, und der Ruhm der zwei alten Leute war grösser, denn je. Es war indessen ein sehr gewagtes Spiel, denn wäre der Mensch gestorben, so würde damit der Beweis für die Behauptung zu liefern gewesen sein.

Was die beiden Leute, Tankli und Murikangaroo, anbetrifft, so waren sie einigermaassen verschieden von jenen, denn sie repräsentirten eine Klasse, die ehemals bei den Stämmen bedeutender war. Zugegeben Alles, was über den absichtlichen Betrug der schwarzen Aerzte gesagt werden mag, und auch zugelassen, dass viele blosse Betrüger und Lügner sind, so bleiben doch noch einige übrig, die ihren eignen Kräften und denjenigen Anderer vollen Glauben beimessen. Ich bin völlig überzeugt, dass beide, die Kurnai- und die Wirajuri-Leute, daran glauben, dass die Dinge, welche sie erzählen, wahr sind, und dass sie Alles wirklich erlebt hätten.

Was Tankli anbetrifft, so erscheint es als höchst wahrscheinlich, dass sein Fall einer jener nervösen Aufregungen gewesen ist, verbunden mit Somnambulismus, und dass er auf die „subjektiven Wirklichkeiten“ dieses Zustandes sein Gebäude von Täuschung bei Ausübung seiner Kurirkunst aufgebaut habe. Dass er auch an die Wirklichkeit seines Traumes glaubt, welcher (wie er sagt) die Ursache war, dass er sein Kin verloren, sowie seine Zaubermacht, erscheint sehr wahrscheinlich, wenn man bedenkt, dass er aus freien Stücken die Ausübung einer Kunst unterlassen hat, die ihm eine grosse Achtung eintrug.

Der Fall von Muri-Kangaru scheint mir auf die Ausübung einer Art von Hypnotismus hinzuweisen, die unter den alten Zau-

bern statthatte. Der Jüngling befindet sich zur Zeit der Einweihung in einer besonders abnormen Verfassung des Geistes. Er ist bei allerlei zauberartigen Ceremonien und Aberglauben erzogen. Er ist schrecklichen und eindrucksvollen Ceremonien unterworfen worden, und nun befindet er sich in einer Verfassung, die vorzüglich dazu angethan ist, den Hypnotismus herbeizuführen.

Man kann sich denken, dass ein Jüngling, der diese Erfahrungen durchmachen muss, schliesslich keinen Zweifel mehr hegt über die magischen Kräfte Anderer, sogar dann, wenn er selber davon überzeugt ist, dass er selber solche Kräfte nicht besitzt.

Die Schwierigkeit (der Erklärung), welche ich in dieser Hinsicht sehe, besteht indessen darin, dass Menschen, welche hypnotisirt und hierdurch in einen Zustand versetzt worden, in dem sie unter dem Einfluss von Träumen im Wachen stehen, sich nachher nicht mehr der subjektiven Vorkommnisse bewusst sind.

[Dass für die Materalbeschaffung der Völkergedanken in primärer Originalität, der letzte Augenblick fast schon vorüber ist, bethätigt sich, weil in der Natur der Sache begründet, von allen Seiten her (cf. „Heilige Sage der Polynesier", S. 9).]

Ueber die Jünglingsweihe (in der Ethnologie).

In der eindruckvollsten Epoche des Lebens, die den Jüngling zum Mann (die Jungfrau zur Frau) gestaltet, treffen sich überall bei den Naturstämmen die Ceremonien der Pubertätsweihen, vorwiegend an Knaben geübt, doch auch für die Mädchen vielfach im Gebrauch. s. „Inselgruppen in Oceanien", S. VIII (mit Anmerkungen 12—31).

Nach freimauerischem Brauch hat dabei ein Absterben statt, um die Wiedergeborenen feiern zu können (wie in den Mysterien).

So bei den Congesen: „Im Lande Ambamba muss Jeder einmal gestorben sein, und wenn der Fetischpriester seine Calabasse gegen ein Dorf schüttelt, so fallen diejenigen Jünglinge, deren Stunde gekommen ist, in einen Zustand lebloser Erstarrung, um begraben zu werden" (und beim Wieder-Auferstehen ist der Verstand fort, bis zum Neu-Erlernen), s. „Besuch in San Salvador" (S. 83).

In politischer Ordnung (wie bei den Inea) werden die Prüfungen an der Loango-Küste geregelt, in den Quimbe (s. „Deutsche Expedition an der Loango-Küste", II, S. 17), und dort untergehen die Mädchen ihre Isolirung in der „Casa da tinta" (Angola's), s. ebd. (I).

Bei der Hucanawe (der Indianer) wurden die Prüfungscandidaten, unter Begraben, von dem Okee, durch den Werowance gewählt (s. Smit), und dann, (durch den Trank des Wisoccan belebt), hatten sie Alles neu zu erlernen (1694). Auf Ceram zeigen die blutigen Speere das Tödten der Knaben an, die dann nach Vollzug der

Ceremonialweihe ihren Eltern von den Priestern zurückgegeben werden, um aus der Vergessenheit (bei völligem Auslöschen auf der Tafel des Gedächtnisses) Alles wieder neu zu erlernen. (Indonesien, Lf. I S. 145).

Während der Pubertätsweihen (bei den Basuto) dürfen die am Umlimo (Hohl-Altar) verweilenden Knaben weder reden noch lachen (nicht die Zähne zeigen). Nach Abwaschen der Abakweta (weil unrein) folgen die Ceremonien Ukuyala (Ermahnung zum Gehorsam gegen den Häuptling) und Ukosoka oder Beschenkung (s. Warner). Als Abakweta (während der Ubukweta) werden die (beschnittenen) Knaben (der Kaffir) durch das Zauberwerk des Inkankata gegen Ubuti (Behexung) behütet, und dann, nach den Tänzen des Ukutshila (in Blätterkleidern) folgt (mit der Abwaschung) die Ukuyala (als Unterricht durch die Männer) und Ukusoka (Beschenkung). s. Zur naturwissenschaftlichen Behandlung der Psychologie (S. 134 n. flgd.).

Aus Ober-Guinea wird berichtet (b. Dapper).

„Der Belli-Paato ist ein Tod, eine Wiedergeburt und Einverleibung in die Versammlung der Geister oder Seelen, mit denen die Gemeinde im Busche erscheint und das für die Geister bereitete Opfer essen hilft. Das Zeichen Belli-Paato (etliche Reihen Schnitte am Halse über die Schulterblätter) empfangen die Eingeweihten (die in den Versammlungen das Wort führen und die Quolga oder Ungezeichneten verachten) alle zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre einmal, wobei sie getödtet, gebraten und ganz verändert werden, dem alten Leben und Wesen absterben und einen neuen Verstand und Wissenschaft bekommen. Die noch ungezeichnete Jugend wird nach dem vom König bestimmten Busche gewaltsam (weil sie sich vor dem Tode fürchten) gebracht, die Aeltern (Soggone) unterweisen sie in dem Killing-Tanz (mit Bewegung aller Glieder) und dem Bellidong (Belli Lobgesang). Dort leben sie mehrere Jahre (die Mütter bitten die Eingeweihten, dass die Veränderung

bei ihren Kindern leicht vor sich gehen möge) in Jagd und Spiel ungesehen. Frauen, die beim Gehölz vorbeigehen, werden fortgeschleppt. Wenn sie aus dem Busch kommen, werden sie von den Alten im Häuschen gezeichnet und in den Sachen, welche die Rechte, den Krieg und die Herrschaft des Dorfes betreffen, unterwiesen. Sie stellen sich an, als ob sie erst in die Welt kämen und nicht einmal wüssten, wo ihre Eltern wohnten, oder wie sie hiessen, was für Leute sie seien, wie sie sich waschen sollen oder mit Oel beschmieren, was Alles ihnen die Gezeichneten (Soggone) lehren müssen. Zuerst sind sie ganz mit Buschgewächsen und Vogelfedern bekleidet, aber später werden sie mit Kleidern, Korallen und Leopardenzähnen behangen, und versammeln sich zum Belli-Tanz vor der ganzen Gemeinde.“

Seitdem sind die zugehörigen Analogien, theils früher bereits vermerkte — (ohne damals jedoch bei dem Mangel systematischer Behandlung in ihrem Zusammenhang erkannt zu sein), — theils neu hinzugekommene, aus allen Theilen der Erde in immer wachsender Zahl bekannt geworden, in solch überwältigender Menge, dass sich auch hier einer jener (für den Ansatz des inductiven Studiums erforderlicher) Elementargedanken beweist, wie er sich unter einer festgeschlossenen Kette psychologischer Entwicklungsgesetze überall manifestiren muss, und obwohl innerhalb der jedesmal localen Bedingungen der geographischen Provinzen, (und je nach den historischen Phasen), in seinen anthropologischen Ausdrücken charakteristisch formulirt, doch unter dieser verschiedentlich schillernden Oberfläche ein Zurückgehen gestattend auf die Gleichartigkeiten der darinnen als ursächlich treibenden Spirale.

Aus Australien gehört hierher die ganze Reihe der umständlichen Ceremonien, wie sie, vielfach mit dem Zauberstein der Coradjees (schwierig erlangbar, wie der in Windeln gehüllte „Orites“ oder „Siderites“) verknüpft, von Manchem der Berichterstatter ausführlich beschrieben werden, z. B. die folgenden:

Bei den Parnkalla erhalten die geblendeten Knaben (im geschwärzten Gesicht) von dem Schwirrer des Witerna die Weisung nur im Geflüster zu sprechen (während mehrerer Monate), bis wieder redend (als Warrara). Nach zwei bis drei Jahren wird (bei der Beschneidung) das Haar im Netz (aus Känguruh-Sehnen) gebunden und die glockenförmige Schürze Mabbiringe (aus Opossum) getragen (als Partnapas); für den dritten Grad (als Wilyalkanye) werden (unter Klagen der Frauen) die von den gewählten Pathen (zum Aendern der Namen) in der Einsamkeit unter Fellen niedergelegten Kandidaten blutig geritzt von den „operators“ (singing and beating their wirris) und erhalten (wenn geweiht), von den Männern in das Ohr geflüstert: „their advice as regards hunting fighting and contempt of pain“ (s. Angas).

„Nachdem der Jüngling zu einem geeigneten, vor Störungen sicheren Platz geführt ist, wird ihm sein Haar — bis auf einen schmalen Streifen, der über den Kopf vom Nacken bis zur Stirn läuft — mit scharfen Stückchen Quarzit abgerieben und der Kopf dadurch so glatt geschoren, als es mit den scharfen Splittern irgend möglich ist. Der Kopf wird dann mit Thon beschmiert und der schmale Haarstreifen, der sich in der Mitte rebellisch sträubt, verleiht dem Novizen ein überaus sonderbarliches Aussehen. Um die Verkleidung zu vollenden, wird er sofort mit einem Kleidungsstück angethan, welches aus Stücken von Opossumhaut, Streifen von Opossumfell und Aehnlichem zusammengesetzt ist und blos den mittleren Theil bedeckt, während sein Körper mit Lehm, Schlamm, Artischocken-Pulver und jeder Art von Koth beschmiert wird. Obgleich diese Ceremonie im Winter ausgeführt wird, wenn es sehr kalt ist, so darf der Jüngling sich doch mit keiner Decke schützen. Unter seinem Arm trägt er einen Korb mit nassem Lehm, Artischocken-Pulver und Schmutz. In diesem Aufzuge wandert er Tag und Nacht durch das Lager, mit lauter Stimme „Tib-bo-bo-bo-but“ rufend. Auf seinem Gange liest er Koth auf und thut

ihn in den Korb. Niemand spricht ihn an, niemand belästigt ihn, alle scheinen ihn zu fürchten. Wenn er Jemand aus einer Hütte treten sieht, so wirft er Koth nach ihm, er selbst aber darf in keine Hütte eindringen, wie er auch kein Weib mit Schmutz bewerfen darf, welches Wasser holen geht. Dagegen macht er sich unnütz und wirft mit Schmutz, soviel er nur kann, und alle Weiber und Kinder — und selbst Männer — fürchten ihn, wenn er ihren Weg kreuzt. Die Weiber und Kinder kreischen auf, wenn sie ihn sehen, und laufen zu ihren Hütten in Sicherheit. Die warnende Stimme muss aber beständig gehört werden, andernfalls der Ritus unvollständig und das Herkommen verletzt sein würde.

Nach Verlauf einiger Tage — die Länge der Prüfungszeit hängt von Umständen ab, die nur den Aeltesten bekannt sind — und wenn sein Haar anfängt, durch die Lehmkruste sichtbar zu werden oder doch mindestens etwas gewachsen ist, wird er den Weibern übergeben, die ihn waschen, sein Gesicht mit schwarzen Linien bemalen (das Pigment besteht aus einer Mischung von gepulverten Artischocken-Blättern mit wee-rup) und vor ihm tanzen. Er ist nun ein Mann und kann zu einem benachbarten Stamm gehen, um sich ein junges Mädchen zu stehlen und es zu seinem Weibe zu machen" (in Victoria).

Die vor dem Gerüst des Yoo-lahng (mit niedergebeugtem Kopf) sitzenden Knaben erhalten durch die auf Händen und Füssen laufende Coradjes Macht über Hunde, durch das Umhertragen eines Känguruh aus Gras über Känguruh und nach dem Ausstossen eines Zahnes oder mit Blutbestreichen den Grad als Kebarra erlangt (s. Collins); durch die Chirrincherie genannte Operation des Zahnausschlagens wird der Jüngling zum Mann geweiht (in Australien).

Nach Ausziehen des Zahnes und Aufwickeln des Korbgeflechts bei Narramang (making of young men) „the youths are prohibited

from seeing any one except the Koradjees" (bei dem Murrumbidgee-Stamm).

The men, who conduct the ceremony pretend to be very ill, swoon and writhe on the ground, and are treated after the usual method of healing the sick (until each sick man produces a piece of sharp bone) in the Port Lincoln district. On the morning after the sharp bones have been mysteriously produced the Koradjees or operators dress themselves up with bits of fur and other decorations, which are conventionally accepted or representing the dingo. The boys are made to sit on the ground, while the Koradjee, run round and round them on all fours, thus representing dogs (to give power over dogs). The next part of the ceremony is intended to give power of Kangaroos (in bearing on the shoulders the rude effigy of a kangaroo made of grass). The tooth being extracted (on the bodily ordeal) he has to undergo a mental trial, the mysterious piece of crystal (with magie powers), only allowed to be seen by men (s. Wood).

Der mit zugebundenen Augen (unter Schwirren des Pullakalli) zum Warrara geweihte Knabe (in Port Lincoln) geht dann in den Grad des Pardnapa über (indem das lang gewachsene Haar in ein Netz gebunden wird) und weiter (durch den Indanyana oder Pathen) in den des Wilyalkinyi, unter Wehklagen der Frauen, mit der Manka gezeichnet (s. Schürmann).

Durch verschiedene Grade zum Pardnapa aufsteigend, werden die Knaben (in Port Lincoln) beschnitten, und dann werden sie (als Wilyalkinyes) mit verbundenen Augen von den Indanyanas oder Pathen (unter Klagen der Frauen) bedeckt niedergelegt, und erhalten aus der geöffneten Arm-Vene Blut zu trinken (s. Wilhelmi). In der Gna-noong genannten Ceremonie wird Knaben und Mädchen der Nasenknorpel durchbohrt (s. Collins) in Australien (1795). Nach Entfernung der Frauen werden die Knaben (am Maclay- und

Nambuca-Fluss) mit Anlegung des Opossum-Gürtels geweiht (s. Hodgkinson).

Unter Vereinigung der Stämme from „Lake Tyers to the Tarra in South-Gippsland“ (nach Howitt), wird jedem Jüngling als Jerryale ein Mädchen (als Growun) zugefügt (unter gegenseitiger Nachahmung der Bewegungen). Die von dem Billera-wreng (oder Pathen) in die Luft geworfenen und dann Nachts (ausgestreckt liegend) bewachten Knaben entlaufen (nach der Bemalung) in den Busch („my mother see me no more“) bis (unter dem Jagen eines Känguruh) unter Annäherung an den Growun (Fische anbietend) wieder zurückgebracht (s. Smith). Bei den Narrinyeri versammeln sich verschiedene Stämme für die Weihe der Knaben als Jünglinge oder Narumbe mit deren Gefährten (Kaingani), indem sie, unter Schreien der Frauen, fortgeführt werden, für Prüfungen im Fasten und Haar-Auszupfen (s. Taplin).

Beim Bartsprossen werden die Knaben überfallen und (unter Klagen der Frauen) bei Speeren niedergelegt (unter Fettbestreichen und Muschelschnitten), worauf die Wearoos (aus befreundetem Stamme) die Haare auszupfen, und dann darf eine Emu-Feder im Haar getragen werden (neben den Känguruh-Zähnen) bei den Moorundi (am Murray). Am Upper-Yarra wird der Knabe (unter Ausschlagung eines Zahnes) in den Ueberlieferungen unterrichtet (als Wang-Goom) und dann (als Geebowak) gleich einem Krieger bemalt (s. Green). Die für einige Jahre in dem Amahei-Tabun genannten Haus isolirten Knaben (zum Wachsen des Kopfschmuckes) werden von dem Uta in den Ceremonien unterrichtet (auf den Anachoriten).

Bei den Pubertäts-Ceremonien des Kurnai Jerail (entsprechend „to the Kuringal of the Murring“) vereinigten sich „four clans of the Kurnai tribe“ (s. Howitt), um den Baiur (Boten) für die Einladung auszuschicken (den Turndun versteckt mitführend). Nachdem die für Einkleidung als Brewitt (Jünglinge) oder Jeraeil bestimmten

Knaben oder Tutnurring (Novizen) von den bisher zugehörigen Schwestern (Krau-un) durch ihnen bestimmte Bullawang (aus den Männern) getrennt sind, werden sie schlafen gelegt („in order to be awakened as men"), und nachdem durch den Mulla-mullung (Zauberarzt) erweckt, „invested with the belt of manhood (Barun), the kilt (Bridda-bridda), the armlets (Pibero), forehead band (Jimbrin), Nosepeg (Gumbart), necklace (Takwai)." Dann folgt „the central mystery" (the exhibition to the novices of the Tundun, and the revelation to them of the ancestral beliefs) oder Dindin-Weintwin („Showing the Grandfather"), in des Oberhaupts Belehrung über Mungan-ngaur (our father), „who dwelled on earth and who taught the Kurnai of that time to make implements, nets, canoes, weapons" (unter Benamung), als Vater Tundun's, the direct ancestor (Weintwin or father's father), mit dem Verbot, die Bräuche des Jerail nicht den Frauen zu enthüllen (wie es bei früherem Brauch zur Ausrottung des Menschengeschlechts geführt hatte, bis auf wenig Ueberlebende). Dann „the youths are instructed: 1. To listen to and obey the old men; 2. To share every thing they have with their friends; 3. To live peacably with their friends; 4. Not to interfere with girls or married woman; 5. To obey the food restrictions, until they are released of them by the old men," wie es dann in der „Seeing the Ghosts" (oder Miarts) genannten Ceremonie geschieht, für Essen des Känguruh-Fleisches (unter Hinweis des Oberhauptes „to the sky, to the horizon ad to the meat on the log"). The „Water-Ceremony" ends the Jerail (unter Wasserbespritzen der Frauen), und die Eingeweihten verbleiben dann noch einen Monat „away from their friends under the charge of their Bullawangs in the bush" (s. Howitt).

Bei den Mysterien der Jünglingsweihe (am Gabun) wird der Candidat gegeisselt und mit Lehm überkleistert. „There came from behind a kind of screene or shrine, uncouth terrible sound (from a

spirit, called Ukuk), und fünf Tage lang werden Kleider aus Palmblättern getragen (s. Reade).

Nachdem dem als Tumbah (oder Turlurra) bezeichneten Knaben (der, unter der Verwandtschaft oder Kengoojah, in Muckwarra und Keelpara getheilten Stämme der Weyneubulkoo-Sprache am Darling) der Zahn ausgeschlagen, folgt auf das Bluttrinken (oder Carndurra) das Räuchern unter dem, Windoo genannten, Reisighaufen (s. Bonney). Bei den Mauhes werden die Mädchen geräuchert (zur Pubertätszeit). Die Bakuba schlagen bei der Pubertäts-Ceremonie zwei obere Zähne aus (während ihre Nachbarn dieselben feilen).

The ceremonies [in grösseren oder kleineren Mysterien der Klassicität] may be of two kinds: — either the full ceremonial, called Bunan, or the abbreviated ceremonial, called Kádja-walung. The ceremonies are also spoken of generally in either case as Kuringal. The difference between these ceremonies is partly that the Bunan lasts three or four days, while the Kádja-walung lasts about half that time, and partly that in the latter not only are the proceedings abbreviated, but that some which belong to the Bunan are omitted. For instance, the Bunan is held in a carefully prepared ground, where every stick or stone has been carefully removed, and the earth has been thrown up in a circular mound about the place of ceremony. The novices are placed on this mound in front of fierce fires, and are kept there sufficiently long to fully test their power of endurance. Each novice holds upright in front of himself his mother's „yam-stick", on which are hung the belt of manhood and the other articles of attire with which he is by-and-by to be invested. It is inside this circular mound that many of the preliminary dances, at which it is lawful for the women and children to be present, take place. A cleared path leads from the great Bunan for some distance through the bush to a retired spot where is the small Bunan, enclosed by boughs, in which the tooth is knocked out. The women are sent away, under the charge of some old man, from the great Bunan before the procession of the initiated and of the novices takes place along the cleared path.

The difference between the greater and the lesser Kuringal is mainly in the presence or absence of the circular mound, of the cleared path of the small Bunan, and in the more or less tended and developed character of the ceremonies.

I shall now describe the proceedings as carried on at the lesser ceremonies of the coast tribes. On the arrival of a contingent, led by the messenger who summoned it, its women and children halt at a distance, and a peculiar long-

drawn „Coo-ee“ is uttered by the messenger. On this being answered from the camp, the men follow their conductor to the council-place, while the women proceed to encamp. The spot which they occupy is on that side of the general encampment which faces in the direction of their country. Meanwhile the men have sat down at the council-place, and after a silence the headman of the newly arrived contingent and the headman of the people who receive it, converse, and it may be that all the old men consult together. The arrival is often arranged to be about nightfall.

The next proceeding is for all the men present an the council-place to run in a long winding line from it to the general camp. The line is headed by one the old men, or sometimes by the „sister's husbands“ of the novices. Each man holds a bough in his hand, which is struck rythmically from side to side as the long line winds stamping forward with deep guttural exclamations of Huh! Wah! The signal for the start of this snake-like procession is given by the last-arrived messenger, who draws out his concealed „mudji“, and swinging it causes it to make a loud roaring noise. So soon as this is heard the men commence their winding course, and the women start up in the camp, roll their rugs, and commence to drum and to sing the „tooth song“; which is intended to cause the novice's teeth to come out easily. The procession of men is by this time winding, stamping, and shouting „Hah! Wah!“ through the entire encampment, visiting each separate hut, and, as I may say, gathering the women and children into a clear space outside of it. Here the women and children crowd together, while the men dance round them in more than even double fold, if the line is long enough. One of the men now starts forward, shouting londly the name of the locality of the newly arrived contingent, which is hai led with shouts by the men, who then silently raise their boughs over the womens heads towards the sky. In this way a number of the most distant localities from which there are people present are pronounced — not only to the assembled community in words, but by the upward pointed gesture with bough, boomerang, or finger, to the Great Master; for this is the gesture-sign by which these tribes indicate the name of the dreaded Spirit, which it is not lawful to speak before the uninitiated, or in places where it is not sanctioned by the performance of these ceremonies, which he first instituted and taught to his people.

After this ceremony the evening is spent in singing and dancing for the general amusement.

When all the contingents have arrived the council of old men determines the day on which the great ceremonies shall be held. These are commenced by a stamping, winding procession as before, but this time the women and children are not only closely crowded together, but crouch on the ground, and those women whose sons are to be initiated are placed in front of the group. The men

having danced in a long chain back and fro before the women, halt in front of them, and, directed, by the principal old man, closely cover them up with rugs. The women all this time are droning out the „tooth song". At a sign from the old man who is the master of the ceremonies, each kabo seizes his particular charge by the arm, and holding him tight drags him forth and hastens away with him, followed by the shouting crowd of men. Some old man is left behind to see that the women behave themselves, and do not indulge in any unlawful female curiosity by following the men.

When at a distance from the camp the boys are rubbed with red ochre and fat, and each one is covered closely with a ıug or blanket so that nothing but his face is visible.

The ceremonial procession now commences, and each kabo is deeply engaged in giving his boy a preliminary instruction as to his duties. These may be summed up as follows:

(1) He is ou no account to stare about him, but to walk with his eyes fixed on the ground, excepting when told by his guardian to look at anything.

(2) He is not to laugh, nor to show the slightest sign of being conscious of that which he sees, or hears, or that which is done to him.

(3) He is, however, to pay the greatest attention to all that he is told, and he is, moreover, told that for disobedience of these commands he may be struck down instantly, if not killed, by the magic powers of the old men.

It is the duty of the guardian to watch over his charge, to care for him in every way, to give him food and drink, when these are allowed to the novice, and above all to fully explain the ceremonies; to teach him the name and attributes of Daramulun, and in every way to be to him a „guide, philosopher, and friend."

The proceedings may be divided into three parts; the procession, the incampment, the return; and I shall for convenience deal with the ceremonies in that order. Before proceeding with my description I must, however, make some general statements which apply to the whole, from beginning to end. So soon as the initiated men with the novices are out of sight of the camp, or at the greater ceremonies have left the Bunan circle — the women being left behind — it becomes lawful to openly speak of those things which elsewhere are not spoken of at all, or only in a hushed tone. Even, in some respects, the language is altered [wie in den Quimbe] for many words are now used for which at other times, and in other places, quite different ones are used. The principle underlying this is, that all things belonging to these ceremonies are so intimately connected with Daramulun that they may not be elsewhere spoken of without risk of displeasing him, and the words which, imply these ceremonies, or anything connected with them, are therefore forbidden. For instance, the name of Daramulun may now be freely

uttered, — in what manner I shall shortly show, — where as at other times he is only alluded to by the general name of Biamban = master, or Papang = father, or more generally by a simple gesture by pointed the forefinger of the right hand towards the sky (bei den Coast-Murring).

The pantomimic representation [wie in klassischen Mysterien] are of several kinds; some are amusing pieces of buffoonery, others represent the different totems; and others again are what may be truly called „moral lessons". Some illustrations will make this clear.

An old man runs into the magic circle carrying a lump of wood as if it were a young child. He imitates the crying of an infant, and this is supposed to be a sick one. Other men now join him, who pretend to be doctors, examine the child, and go through the usual remedial course — pretending to extract the disease in the form of pieces of stone, wood, bone, and other rubbish; the whole of this is very comically done, and even the old „doctors" themselves join in it.

Another instance is where two old men are seen standung beyond the fire at the edge of the magic circle; to the left and in the glo m of the forest are the other men crouching together. They are „Rock wallabies", and one old man proceeds to „drive" them past the other one, whose business is supposed to be to knock each one over as it passes, with some weapon. This of course represents the hunting of the Rock wallabies, by driving them past other hunters in ambush. But this pantomime is intended to be comic. The wallabies are driven one by one, hopping past the hunter, who, simulating weapons with pieces of stick and back, always misses his object, and is therefore comically abused and beaten by the driver. When the wallabies have all passed in front of the fire, and have laid down in the shadow at the other side, the two old men rush to the fire clapping their hands, and shouting the word meaning „Wallaby". All the performers then rush in and form a dancing circle, shouting the word in time to the dance. This dance is always of the same character. The legs are kept somewhat apart, and at each jump the knees are slightly bent, but there is none of the quivering used ad the Corroborree; at the same time the arms, hanging down, are swung to and fro across the front of the body: this is the scene — a more complete „witches' sabbath", than this, where a number of naked blackfellows, made truly hideous by being rubbed with charcoal, dance furiously in this manner by night, round the magic fire, in the depths of the forest, shouting some word in time to the dance. It is completed when the old men rush into the ring and dance crouching, so that the tips of their fingers almost touch the ground, or even on their knees, until sometimes, apparently overcome by the magic influence, they fall down, seemingly in an exhausted state.

Other dances merely represent the „totems". For instance, the howlings of what seems to be a pack of dingoes is heard in the forest. The sounds come

nearer, the howls answering each other, until at length the leader of the band runs in an all fours to the fire, followed by the others. They run after each other round the fire imitating the actions of dogs, until, as before, the leading old man jumps up, clasps his hands and shouts the native word for „wild dog“ All then join in precisely such a dance as I have before described.

What may be called the „moral lessons“ have, at first sight, a very immoral appearance. and it is not easy to describe some of them. They represent in pantomimic dances varions offences against propriety and morality, and the old men and the guardians point these representations by telling the novices what will be the consequences should they, after leaving the initiation camp, commit the represented offences. I have heard the old men say, for instance: „If you do anything like that when you go back, you will be killed“ — that is, either by magic or by direct violence. That which is thus forbidden I can sufficiently describe by saying that it includes, inter alia, disrespect towards the old men, the interference with unprotected women or the wives of other men, and those offences for which, it is said the Cities of the Plain were destroyed by celestial fire.

Besides these representations there are many merely „magic dances“, which seem to be performed for the purpose of enabling the wizards to exhibit their power of „bringing things out of themselves“. The mode of dancing is precisely that which I have described before, but the word shouted is either the name of some particular magic object, as of the quartz crystal, or the name of some part of the body, as head, legs, etc. which may become the subject of the magic influence.

Among these magic dances those of Daramulun and Ngalalbad are preeminent. The former is to the word Daramulun, and the old men then show all they can do in bringing up those substances with which it is said he provides them.

The Ngalalbal dance is rendered very effective by being preceded by the „duality“ Ngalalbal, the wives of Daramulun. These are seen to glide from the orest past the fire, and to disappear in the gloom beyond, to a slow and rather melancholy air sung by the audience, the words of which may be rendered, „Ngalalbal, you two coming from afar, where are you going to?“ Ngalalbal is represented by two men shrouded in rugs precisely as are the novices, and each protruding a boomerang from the small space left at the face.

Throughout all these performances there is the constant use of the „inverted speech“, and the novices are continually instructed by their guardians, and specially by one or other of the old men.

One very significant part of the ceremonies remains to be noted, and I

may now also say that it occurs periodically from almost the very commence ment of the ceremonies until their end.

At the conclusion of some performance — it does not seem to be confined to either kind — the old men rush towards the novices, followed by the others. Each man rythmically moves his hands alternately from himself to the novices, palm upwards, as if he were scooping something from himself to them, at the same time emphatically keeping time with the word nga (good); the novices on their part, as also the kabos, move their hands as if they were drawing something towards themselves. When this has gone on for a short time the old men cease, and utter the emphatic words, Yah! Huh! Wah! at each word making a downward motion of the hands towards to boys.

This is said to be done for the purpose of making the boys „so that Daramulun likes them", and I feel there can be no doubt that the idea is that the magic influences of the ceremonies is thus passed to the boys, and „clinched" by the emphatic motion of the hands. In other words, the boys are filled with the influence and made acceptable to the Great Spirit Daramulun, who instituted these ceremonies, and who is supposed to watch them whenever performed.

These proceedings go on until far into the night, and at early dawn the magic fire is replenished, and for a time the magic dances are repeated. During the day the men rest, or go out to hunt, and the boys remain closely covered with their rugs in charge of their guardians.

At night the ceremonies recommence, and are a repetition such as those which I have described. When it is considered that they have lasted long enough, the final ceremonies of the return procession are commenced.

The magic fire is covered up with earth and rubbish, and carefully trampled down and extinguished — finally by the emphatic downward motion of the hands. But before this some dry bark has been cut; pieces are placed in pairs together, and being tied at the ends with a few leafy twigs, are lighted at the magic fire. One of these fire — sticks is given to each of the novices, in order that he may carry it with him and light the fire which he is to use during the time of his probation. It is believed that the emission to do this would cause fearful and destructive storms.

During the return there are certain ceremonies of which the following may serve as an example. The procession being formed, and on the march from the magic camp, the roaring of the nudji is heard and a halt is made. The old men, having carefully cleared a piece of ground, proceed to mould in earth, in high relief, the life — sized figure of a naked man in the attitude of the dance. He is represented as having his mouth filled with „magic substances", and in the full ceremonies is surramded by an assortment of the native weapons. This is Daramulun. The novices are brought and placed in front of this figure and the

dances take place — one to the word Daramulun, the other to the word Ngalalbal. It is now that the novices are finally instructed as to this being and his attributes. I have heard them told by the principal old man „This is the master (Biamban), who can go anywhere and do anything". They are also cautioned never to reveal this or to make such a representation unless at the ceremonies, under pain of death.

The figure is now carefully covered up, and the procession proceeds a further stage on its march, when another halt is made and the novices are seated at a distance with their guardians. The old men, meanwhile, disguise several of he others with stringy bark fibre as I have before described, but in this case the performers were entirely covered, face and all, and were connected together by a cord passing from head to head. During this time a grave is dug, and one of the old men, lying in it ou his back, after the manner of a corpse, is lightly covered up with sticks and rubbish and earth, and so far as possible the natural appearance of the ground is restored, the excavated earth being carried away to a distance. The buried wizard holds a small bush in his hand, resting on his chest; the bush appears therefore to be growing in the soil, and other bushes are stuck in the soil to heighten the effect. All being ready the novices are brought to the edge of the grave. The „singer" is somewhere close at hand, and the performers at perhaps two hundred yards distance. In the instance which I am now describing, the singer commenced a well — marked but melancholy chant, the words of which are no more than the class — name of the buried man, and the word for the stringy bark fibre used of the disguise. The performers now commenced to move in a kind of slow dance, keeping time with the song. The performers in their advancing line held a small strip of bark in each hand, and by striking these together with a sharp sound they marked the time of the song and of their steps. A little at one side, and advancing with them, are two other disguised men, who represent two very ancient and therefore powerful wizards, by whom the proceedings are directed. Each one, as signifynig his great age, assists himself in his tottering dance with a staff in each hand. When the strange procession reached the grave it wound round it and ranged itself on the side opposite to the novices. The song still continued, and then the bush held by the buried man began to move and to quiver — to move more and more, until suddenly the earth opened, so to say, and the wizard rose, and throwing off his concealement, danced his magic dance in the grave and exhibited his magic substances.

The proceedings being over, the disguises were as before covered up and concealed.

This ceremony is most impressive. It is the bringing back to life of the dead wizard by other wizards invoking his class name. In this case the buried

man was of the sub class Yibai, which is the equivalent of the Kamilaroi Ipai, and according to his own statement, the name Yibai is also a synonym of Daramulun. The last one of the secret ceremonies takes place at some water-hole or creek. The novices are brought to the water's edge, being told in a joking manner, for instance, „We are going to catch some fish — Yah!"

The men go into the water and thoroughly wash themselves, so as to remove all traces of the charcoal with which they have smeared themselves, and together with it leave everything behind connected with the secret ceremonies. While they are doing this they splash the water over the boys, and conclude by passing to them a final portion of the magic influence, and which the novices and their guardians draw to themselves as I have before described. Finally, with an emphatic Yah! Huh! Wah! and a downward movement of the hands, all is ended. The men go into the water-hole with the curious part joking, part serious, part buffoon manner of the ceremonies, and come out with their ordinary manner. The old men resume the quiet, somewhat self-contained and reserved manner which I have observed to be so marked in many of them.

There are now only two more proceedings before the novices are taken to the camp. As the men all move off home wards, the novices and their guardians go on a little a head, and the mudji is now brought out and loudly sounded. The novices are brought back, and the headman shows to them the mudji, and the wooden chisel, and explain's their use, and also forbids them to reveal anything that they have seen or heard under pain of death. All now proceed towards the main camp, or to that place to which the women have been directed to proceed, and to erect a new camp. The novices now walk with the men, attended, but not guarded, by the Kabos, and sometimes, in order to still more impress them, a number of men, who have hidden themselves in the path, rush out violently, spears aimed as if about to kill the youths, who are threatened with death if they reveal anything to the uninitiated.

Before reaching the camp where the women are, the youths are carefully dressed with the full equipment of a man, and painted after the manner customary in the tribe. On nearing the camp a peculiar signal is given, and ou this being answered by the women each youth is raised on his guardian's shoulders, and the men close in round, holding up branches so as to effectually screen them from sight. The procession then moves showly forward towards the camps. It is frequently the case that the principal old man walks a little apart, on one side and towards the rear.

During the absence of the men the women have made a hut of boughs resembling one of the ordinary habitations, before which there is a smoky fire. In this hut stands the mothers and grown — up sisters of the newly made young men, dressed in their gayest adornments. As the men approach close to the hut

they separate, and the guardians deposit each his charge at the front of the fire. The youths then enter the hut, and the oldest woman, after eyeing her son all over, lightly strikes him twice with a boomerang. It is an understood signal, at which all the novices immediately run from the camp back into the bush, followed closely by all the men.

The ceremonies are now completed, and the youths remain for a certain, time, which is fixed by the old men, gaining their own living as best they can, by catching such food-animals as are not forbidden to them. The rules under which certain animals, birds etc., are forbidden are such as these: the novice may not kill and eat —

(1) Any animal that burrows in the ground, for it recalls to mind the foot-holes where the tooth was knocked out; e. g., the wombat.

(2) Such creatures as have very prominent teeth, for these recall the tooth itself.

(3) Any animal that climbs to the tree tops, for they are then near to Daramulun; e. g., the native bear.

(4) Any bird that swims, for it recalls the final washing.

(5) Nor, abowe all, the Emu, for this is Ngalalbal, the wife of Daramulun and at the same time „the woman"; for the novice during his probation is not permitted even so much as to look at a' woman, or to speak to one; and even for some time after he must cover his mouth with his rug when one is present. Yet on one occasion during his probation he is shown to his mother, in order that her mind may be at rest concerning him.

These food rules are only relaxed by degress by some old man giving the youth a portion of the forbidden animal, or rubbing him with its fat. In some of the tribes, e. g., the Wolgal, these food rules only become relaxed gradually, so that it is the old man only who is free to use every kind of animal food.

During the time of probation the young men are under the charge of their guardians. But they are also visited and instructed by the old men. After a time, as the council of elders is satisfied that the youth is competent to take his place among the men, he is recalled and permitted to be present at the general councils, but he does not speak ut them, or take any part other than a passive one.

After a still further period he is permitted to take the wife who has been assigned to him by the arrangement of his and her father, and in acquiring her he takes his sister (own or tribal), as an exchange — that is, as a wife for her own or tribal brother. These mutual exchanges are often arranged at a general meeting of all the people before the varions contingents tooth is taken care of by one of the old men. It seems that there is no strict rule as to who shall first have charge of it, but in any case it is passed from one headman to another until

it has made the complete ciruit of the community, which was present at the initiation. It then returns to the father of the youth, and finally to himself.

Thus the gap formed by the abs nce of the tooth is the visible sign of initiation. The tooth itself, together with the message accompanying it, makes known to all concerned that so-and-so has been made a man, and has thereby acquired all privileges which are attached to man's estate (in Australien).

[In Siam gewinnen die durch den Angxön Khwan geschmückten Ordinations-Candidaten Anspruch auf den Titel Khun, wie Konfirmanden auf den Cylinderhut, nachdem die insignia pueritiae niedergelegt sind (die Bulla vor den Laren)].

Die Fünfstämme bei Twofold-Bay (Wolgal, Ngarego, Theddora, Murring und Wiraijuri) „represent a social aggregate, namely a community bound together, in spite of diversity of class-system, by ceremonies of initiation" (s. Howitt). Steht eine genügende Zahl an Knaben für die Einweihung fertig, so schickt der Häuptling seine Boten aus („the messenger carries a message stick and a sacred humming instrument").

Each lad is attended by one of the Elders, who instructs him every evening in his duties and gives him advice to regulate his conduct through life (unter den Kombinegherry), bei den (auf die des Murwin folgenden) Zeremonien des Bora (mit Zahnausschlagen), während das, Mobolah oder (am Bellinger Fluss) Yeemboomul genannte, Schwirr-Instrument geschwungen wird (s. Palmer).

So hört sich bei ähnlichen Geheimweihen (Australien's) das Schwirren des Turndum, während bei den Cotythen (sowie am Fest der Magna Mater) der Rhombus geschlagen wurde, als rota aenea (s. Eup.) auch geschwungen; ***ῥόμβα δ'ἑλιββομένα κύκλιος ἔνοβις αἰθερία*** (bei Euripid.). In Pharmaceutria beneficiis et incantationibus ***ῥόμβος*** adhibetur (bei Theocrit). ***Τό δέ ῥομβον οἱ Αττικοί κόρυμβον καλουσιν*** (s. Steph).

Die in Südamerika vielfachen Prüfungsarten (beim Räuchern in der Hütte) unterworfenen Mädchen werden, (in Isolirung bei den Thlinkiten), am Kongo in umhangener Hütte abgeschlossen, und ähnlich in Loango (s. „Deutsche Expedition an der Loango-

Küste“, I. S. 44), wie auch bei den Papua in einem Verschlag mit den (in brauronischen Zeremonien den Kleidern aufgemalten) Schutzverzierungen (s. Inselgruppe Oceanien, S. XVII. ff.), während sie auf den Aleuten einen Schirmhut zu tragen haben, wegen gefährlichen Blickes, nicht die Natur zu vergiften (zu Plinius' Zeit). Die Mädchen (in Australien) werden bemalt in „the ceremonies called Mur-rum Tur-uk-ur-uk (s. Smyth). Das bei der Pubertät durch den Ngembi genannten Alten eingeweihte Mädchen (unter den Mpongwe) wird zur Heirath vorbereitet, als Igonji (s. Reade). Die während der Pubertät unter einen Mattenverschlag verborgenen Mädchen (bei den Aht) dürfen weder die Sonne noch Feuer sehen (s. Sproat).

Unterschieden als **νεωτεροι, μεσοι** und **πρεσβυτεροι** wurden die Epheben (zwischen **παῖδες** und **νέοι** stehend) feierlich unter die Männer (der Phratrie) aufgenommen und eingeschrieben, **δοκιμασθείς ἀντὶ τοῦ εἰς ἄνδρας ἐγγραφεις** (bei Harpocrat), nach stattgehabten Prüfungen (und abgelegten Proben). **Ἄρχουσι γὰρ ἰσχῦρως τῶν ἐφήβων καί προσέχουσι τόν νοῦν σφόδρα τοῦ ὑπ' ἀυτῶν πραττόμενοι** (s. Plut.) Nach der **δοκιμασία εἰς ἄνθρας** wurde der Chlamys angelegt (von den Epheben) oder die „Toga virilis“ (in römischer Jünglingsweihe). **Ἥβη** est **ἡ πρώτη τρίχωσις τῶν αἰδοίων** (s. Rost), und beim Scharren weiht sich das Haupthaar (im Tempel).

Nach der Vorbereitung (**διετές ἡβῆσαι**) in der **ἥβη** folgte die Aufnahme unter die **ἔφηβοι,** welche (nach der **δοκιμασια**) ins Gemeindebuch (**ληξιαρχικόν γραμματεῖον**) eingetragen wurden, unter Eidesablegung (im Tempel der Aglauros), **εἰς ἐφήβους τελεῖν** (bei Pollux), unter dem **ἐφήβαρχος** (als Gymnasiarch). Aus dem Knabenalter (in Sparta) tritt der **εἴρην** unter die **σφαιρεῖς** im Ballspiel (der **σφαιρᾶ**), mit Fussübungen zum Schnelllauf (bei Indianern).

In den Narra-Mang genannten Zeremonien (bei Goulbourn) werden den Knaben zwei der oberen Schneidezähne ausgeschlagen (s. Smyth), und so beim Tibbet (in Victoria). Die Knaben durchgehen

die Stufen der Wang-goorn und Geebowak (am Yarra), zur Weihe des Jerryale (in Gippsland), als Narumbe und Kaingani (unter den Narrinyeri), nach den Graden der Pardnapas und Wilyalkinijes (bei Port Lincoln) und während der Mannbarkeitserklärungen wird das Witarna genannte Instrument geschwungen (bei den Parnkallas). Die den Zahn ausschlagende Koradjee verhüllen sich als Hunde, und dann, wie Känguruh, worauf der Jüngling als Jäger zugelassen wird (nach Einätzungen mit „a mysterious piece of crystal").

Bei den Guana werden alle diejenigen als Unterthanen von dem Sohn des (erblichen) Kaziken betrachtet, die einige Monate vor und nach ihm geboren sind (s. Azara), wie bei den Natchez (seit der Geburt), zum Comitatus (auf Kriegszügen). Die irischen Jünglinge untergingen die Weihegrade von Fochlachan bis Ollamh (durch die Druiden). Bei den Mithras-Ceremonien schlossen sich Brüderschaften (unter Kriegsgenossen). All those, who are initiated at the same Jerail are Brogan or Comrades to each other (bei den Kurnai) unter dem Muk-Brogan (s. Howitt), und so schliesst sich Gemeinsamkeit der Gleichalterigen bei den Bantu (und in den Quimba's).

Auf die Sechu genannte Prüfung, (rather of a civil than a religious character), folgt (bei den Bamangwato) die in Banden (Mopato) abgehaltene Zeremonie Boguero (s. Dugmore).

Beim Eintritt in die Telpochcalli (Häuser der Jünglinge) erhielten die Knaben Unterricht (in der bürgerlichen Beschäftigung) durch die Telpochtlato, sowie Abends im Cincacalco (Liederhaus) unter Singen und Tanzen (bei den Azteken). Eumolpus (Sohn des Musäus) verfasste (s. Suidas) Einweihungslieder (**τελετὰς Δήμητρος**), wie in Australien (dortige Propheten). Für die Auszeichnung des Huaracu („armar caballero"), pasaban los mozos (im Inka-Reich) por un noviciado rigurosissimo (s. Vega), zum Ritterschlag (des „Armiger"). Whenever they judge, that there is a sufficient number of youths ready for admission, a „Nanga" is appointed to be held

(in Fiji); the Vere (with some of the Vunilolo matua) represent the departed ancestors (am Nanga tambutambu); the dead men having come to life again, the novices offer their weapons, and the bales of cloth, in which they are swathed (s. Fison).

Wie der Ton des Schwirrbrettes in Australien ist der der Zeremonial-Trompete (in Amerika) oder heiliger Trommel (in Afrika), den Ohren der Frauen verboten, die sich von der Quimba fern halten müssen, und bei den Geheimgebräuchen der Männer nicht gesehen werden dürfen (noch diese sehen), während sie ihre eigenen Riten feiern mögen (am Gabon), wie im Tempel der „Bona dea" (gegenüber dem des Herakles).

„Yeerung is the totem of the Kurnai-males, as Djeetgun is that of the females" (s. Howitt). Bei gegenseitigen Uebergriffen folgt aus dem Streit die Strafe, die im Lauf der Dinge besonders das schwächere Geschlecht trifft (für weibliche Neugier).

Ἐρεχθεύς ὁ Ἐριχθόνιος καλουμενος, — aus Hephästos' zur Erde gefallenem Samen, (als von Athene zurückgestossen), gezeugt —, wurde (in der Kiste) an Pandrosos und Herse übergeben, aber beim Oeffnen, trotz des Verbotes, von Aglauros mit dem Drachen gesehen, (der sie im Wahnsinn tödtete). Erechtheus schlachtete seine Tochter Chthonia der Persephone und den im Selbstmord sterbenden Schwestern wurde das Fest der Nephalien gefeiert (in Attika). Im Kriege mit Eumolpus opfert Erechtheus seine Tochter (das Fest der Panathenäen stiftend). Erechtheus (Sohn Pandion's), die weltliche Macht bewahrend, theilte mit seinem Bruder Butes, der das Priesterthum erhielt, neben dem der Eumolpiden (nach dem Krieg mit Immarados, Sohn des Eumolpos), bei Stiftung der eleusinischen Mysterien, die, dem Ackerbau verknüpft, mit reinigendem Bad zu beschliessen hatten, wie der Dienst des Raitambulu (auf Fiji). (gleich dem der Hertha). s. „Inselgruppen in Oceanien", (S. 69).

Wunder der Zauberei

aus „Essai sur l'humanité posthume" par Ad. d'Assier.

Als im März des Jahres 1661 Mr. Mompesson, ein angesehener Bürger von Lugarspal in der Grafschaft Wilts, des Lärms überdrüssig wurde, den ein Bettler auf seiner Trommel verursachte, liess er ihn rufen, da er dachte, dass dieser Vagabond mit einem falschen Passe versehen sei. Nachdem er sich überzeugt hatte, dass seine Muthmassung gerechtfertigt, behielt er die Trommel zurück und überlieferte den Bettler dem Gerichte. Aber es gelang diesem, zu entwischen. Im Monat April liess sich ein sonderbares nächtliches Geräusch im Hause des Herrn Mompesson vernehmen. Es fand vorzugsweise in dem Gemache statt, in welchem die Trommel niedergelegt war. Das Geräusch war an sich sehr verschieden. Längere Zeit hindurch hörte man Trommelwirbel und Krieger-Märsche. Zu andern Zeiten hörte man ein Klopfen oder Kratzen an den Bettstellen der Kinder. Dann folgten Eulenspiegelstreiche aller Art. Der Lärm fing gewöhnlich mit dem Augenblicke an, wo man sich zur Ruhe begab und dauerte zuweilen zwei oder drei Stunden an. So ging das mehrere Jahre lang; zu gewissen Zeiten hörte es ganz auf, fing aber nach einigen Wochen, oder nach Verlauf von einigen Monaten um so schöner wieder an. Eines Tages hatte man den Beweis davon, dass die Ursache aller dieser Wunder dem Bettler zugeschrieben werden müsse, von dem die Rede ist. Nachdem er wegen eines Diebstahls in Glocester

arretirt worden war, besuchte ihn im Gefängnisse ein Mann aus der Grafschaft Wilts, welchen er fragte, ob er auch schon von dem Trommel-Lärm habe sprechen hören, der sich im Hause des Herrn Mompesson vernehmen liesse. „Gewiss," antwortete der Letztere. — „Nun wohl", sagte der Bettler, „ich bin derjenige, welcher ihn auf diese Weise foltert, und werde ihn nicht eher in Ruhe lassen, als bis er mir meine Trommel zurückgegeben hat, welche meinen Broderwerb ausmacht."

Diese Quälereien richteten sich ganz besonders auf die Kinder, und Herr Mompesson sah sich mehrmals veranlasst, nachdem er sie vergeblich Bett und Zimmer hatte wechseln lassen, dieselben in ein benachbartes Haus zum Schlafen zu schicken. Die meisten Einwohner von Lugarspal, ebenso viele Leute aus der Umgegend waren Zeugen dieser Wunder. Nachdem das Gerücht hiervon sich bis nach London verbreitet hatte, begab sich Glaunvik, der Capellan Karl's II, nach diesem Orte, um eine Untersuchung vorzunehmen, und fasste über diesen Gegenstand eine Denkschrift ab, die einige Jahre später veröffentlicht wurde. Wie sehr auch Herr Mompesson seine Zimmer durcheilte, in welchen der Lärm stattfand, die Pistole in der Hand, auf der Suche nach dem unsichtbaren (Geist) Gespenst, welches so seine Familie störte; er fand niemals etwas, der Lärm verstummte in dem Gemach, welches er betrat, um in einem andern wieder anzufangen.

Als er indessen einmal Stücke von Holz im Kamin bewegen sah, feuerte er darauf und bemerkte alsbald einige Blutstropfen im Vorzimmer. Man fand deren auch auf der Treppe. Das Gespenst war ertappt worden, und war geflohen, aber es hatte nur eine leichte Wunde erhalten, denn die nächtlichen Kundgebungen fingen nach zwei oder drei Tagen wieder an. Wie alle Gespenster fürchtete es Degen und Feuerwaffen, zuweilen kämpft es mit denjenigen, welche es quälte, wenn es sah, dass dieser Letztere eine Waffe ergriff. Als eines Nachts ein Diener des Herrn Mompesson,

ein starker und muthiger Jüngling, sich in seinem Bette belästigt fühlte, wollte er einen Degen ergreifen, den er neben sich gelegt hatte, um das unsichtbare Wesen damit zu schlagen. Die Waffe wurde ihm streitig gemacht, und er hatte viele Mühe, dieselbe zu behaupten. Alsbald entfernte sich das Gespenst aus dem Zimmer. Eines andern Tages war man weniger glücklich. Als Jemand die Vorhangsstange des Bettes ergriffen hatte, um das Gespenst, welches er neben sich fühlte, zu vertreiben, ergriff dasselbe die Stange zur selben Zeit, entwand sie den Händen des Gegners und warf sie zur Erde. Diese Belästigungen hörten nicht eher vollständig auf, als bis der Vagabond als Zauberer verurtheilt und beseitigt wurde für immer. In der Zwischenzeit war er mehrfach wegen Diebstahls oder anderen Vergehen verurtheilt worden und brachte dann einige Tage oder Wochen im Gefängniss zu. Während dieser Zeiträume der Haft kehrte die Ruhe in die Familie des Herrn Mompesson zurück, denn, wie wir bald sehen werden, sind die Kunstgriffe der Zauberei für Gefangene nicht möglich.

Eine wichtige Thatsache ergiebt sich aus diesem Berichte. Ich werde sie darstellen:

Nach der Analyse, welche über das menschliche Gespenst gegeben worden ist, konnte man konstatiren, dass das Gewebe, aus welchem dasselbe gebildet ist, von flüssiger Natur ist. Es scheint aus dieser Thatsache eine unmittelbare Folgerung herzufliessen: nämlich, dass dieses Gespenst keinen Muskel-Effekt hervorbringen kann, der von gewissem Belang ist. Die Geschichte des Tambours, noch verstärkt durch andere, welche ich erzählen könnte, straft diese Schlussfolgerung Lügen. Nach der Schilderung, welche man von dem Bettler macht, besass er eine grosse Stärke, und sein Gespenst partizipirte natürlich an seiner athletischen Konstitution. Aber das würde noch nicht die Stärke erklären, welche er in seinen Kundgebungen flüssiger Art entwickelte. Er kämpfte mit denjenigen, die er eine Waffe ergreifen sah, und eines Tages gelang

es ihm, eine Vorhangsstange des Bettes aus den Händen seines Gegners zu entwinden. Ein anderes Mal, als er das Bett der Kinder aufhob, eine Zauberei, die ihm eigenthümlich war, bedurfte es sechs Männer, um es zurückzuhalten.

Man kann sich von diesen sonderbaren Thatsachen nur Rechenschaft geben, indem man zugiebt, dass durch das Phänomen der Theilung die flüssige Person dem Körper, von welchem sie sich ablöst, alle Lebenskräfte entlehnen kann, welche in Letzterem enthalten sind. So erklären sich die hartnäckigen Kämpfe, die oft schmerzhaft sind und von Leuten (unterhalten) geführt werden müssen, welche den Quälereien von Seiten solcher lasterhaften Menschen unterworfen sind, die sich der Zauberei gewidmet haben.

Die gerichtlichen Annalen der Zauberei belehren uns übrigens, dass Weiber, welche dieses Verbrechens angeklagt und überführt worden sind, zugegeben haben, dass sie Kinder in ihren Betten erwürgt hätten, um Rache zu nehmen für Beleidigungen, die ihnen vom Vater oder der Mutter geworden sind.

Ich habe erzählt, dass der Mann mit der Trommel die Familie Mompesson jedes Mal in Ruhe liess, wenn er im Gefängniss sass, weil er sich dann nicht mehr den Praktiken der Zauberei hingeben konnte. Vor langer Zeit hat man dieselbe Bemerkung betreffs der Zauberinnen gemacht, welche das Mittelalter mit ihren Thaten erfüllt haben. Ihre ganze magische Kraft hörte auf, sobald sie sich in den Händen der Gerechtigkeit befanden. Da man in dieser Epoche des Aberglaubens in den Handlungen, deren man sie beschuldigte, nur eine offenbar teuflische Thätigkeit sah, so erstaunte man mit Recht, dass der Dämon alle Gewalt verlor, wenn Einer der Seinigen hinter den Riegeln sass, mit andern Worten, dass eine Gefängnissthüre genügte, um die höllischen Mächte unwirksam (zu einem Nichts) zu machen. Die Sache ist nichtsdestoweniger ganz einfach und erklärt sich durch sich selber. Die ganze

Kunst der Zauberei besteht in dem Phänomen der Theilung desjenigen, welcher sich ihr hingiebt. Ferner, man kann dieses Phänomen nur hervorbringen mit Hülfe gewisser Vorbereitungen und gewisser Substanzen, die man bei den Gefangenwärtern eben nicht antrifft. Ich will einige Details über dieses Verfahren geben.

In den Zauberprocessen geschah es oft, das Weiber, gezwungen durch offenbare Gewissheit, die Thatsachen eingestanden, daran man sie beschuldigte. Die erste war, dass sie zum Hexentanz gingen. Dies ist ein unbestimmter Ausdruck, mit welchem man alle nächtliche Reisen belegte, die den Zauberinnen (Hexen) zugeschrieben werden. Sie geben zu, dass sie sich auf dieselben begeben nicht in der Einbildung, sondern mit ihren Körpern, Manchmal gab das Gericht, das mit ihrer Verfolgung betraut war, begierig die Richtigkeit für sich selber festzustellen, und um diese armen Närrinnen Lügen zu strafen, ihnen die Freiheit, damit sie ihre nächtlichen Reisen unternehmen könnten, denn sie waren einmüthig darin, zu erklären, dass sie Nichts unternehmen könnten, solange sie sich im Gefängniss befänden. Man liess sie indessen überwachen, bald mit ihrer Einwilligung, bald wider ihr Wissen und Willen. Sobald die Stunde gekommen war, entkleideten sie sich und rieben den Körper mit einer Salbe, die sie selber zubereitet hatten. Sie fielen alsbald in einen lethargischen Schlaf, der erst nach mehreren Stunden endete. Ihr Körper wies diejenige Gefühllosigkeit auf, welche wir beim magnetischen Schlaf beschrieben haben. Die Personen, welche mit ihrer Ueberwachung beauftragt waren, marterten sie in tausenderlei Weise, indem sie scharfe Spitzen in ihr Fleisch trieben, zuweilen brannten sie gewisse empfindliche Theile des Körpers an; man konnte sie weder erwecken, noch irgend eine Bewegung hervorrufen. Die Glieder waren von einer leichenartigen Starre. Sobald die Lethargie zu Ende war, bekamen sie ihre Sinne wieder, und sie erklärten, dass sie vom Hexentanz zurückkehrten. Vergebens wandte man ihnen

ein, dass man sie nicht einen Augenblick aus dem Gesicht verloren habe, dass ihre Körper an derselben Stelle geblieben seien. Vergeblich zeigte man ihnen die Einschnitte und die Brandmale, die man in ihr Fleisch gemacht hatte, sie wiederholten, dass sie am Hexensabbath theilgenommen hätten und führten, gleichsam als Beweise ihrer Aussagen, die Einzelheiten, selbst die umständlichsten, an von Allem, was sie gethan hätten, von den Ländern, welche sie soeben durcheilt, und von den Personen, welche sich bei ihnen angefunden hätten. Sie schlossen damit, ihre Richter zu bitten, die Nachrichten zu sammeln, nachdem es zu Protokoll genommen, erkannte man sehr häufig, dass man es mit armen Ueberspannten zu thun hatte; aber zuweilen fanden sich die Resultate auch übereinstimmend in jedem Punkte mit den Angaben der Zauberinnen, was die Verlegenheit der Beamten verdoppelte, die sich in einem Kreise von widersprechenden Thatsachen sahen.

Welches war die Natur der Salbe, die solche physiologische Wirkungen ausübte? Im Jahre 1545 war Andreas Laguna, der Arzt des Papstes Julius III., nach Lothringen gekommen, um den Herzog von Guise zu behandeln, als man einen Mann und eine Frau arretirte, die der Zauberei angeklagt waren. Eine Nachsuchung, die man in ihrer Wohnung angestellt hatte, einen Topf mit Pomade oder Salbe von grüner Farbe ergeben. Nachdem Andreas Laguna die Analyse desselben angestellt hatte, erkannte er, das dieses Präparat die Säfte verschiedener narkotischer Pflanzen enthielt, unter welchen er den Schirling, das Bilsenkraut, den Nachtschatten und die Alraunwurzel erkannte. Da die Frau des Henkers über Neuralgie und Schlaflosigkeit klagte, so sah er darin eine Gelegenheit, die Eigenschaften dieser Salbe zu prüfen und liess den Körper der Kranken damit einreiben; diese verfiel alsbald in einen lethargischen Schlaf. Sie blieb in diesem Zustande 36 Stunden, als der Arzt, welcher glaubte, es könne vielleicht gefährlich sein, sie noch länger so zu lassen, sie zu sich kommen liess, was er nur

durch gewaltsame Mittel erreichen konnte, unter andern durch Beibringen von Schröpfköpfen.

Andreas Laguna ist nicht der einzige Arzt, welcher die Salbe der Zauberinnen einer Analyse unterworfen hat. Die Substanzen, welche in seinen Präparaten auftraten, variirten an Anzahl und Arten, aber immer waren sie narkotischen Pflanzen entnommen. Das Bilsenkraut bildete meist die Basis derselben. Cardan giebt ein anderes Recept eines dieser Salben, in welchem man Opium, Eisenhütlein (acaiet), Fünfblatt (Centaphyllum) und Nachtschatten mit Honig mengte.

Die von diesen Präparaten hervorgebrachte Wirkung variirte nothwendiger Weise je nach der Natur der Ingredienzen, aus welchen sie bestanden und nach der Art sich derselben zu bedienen. Die Virtuosen dieser Kunst rieben sich die Glieder trocken, bevor sie dieselben einsalbten, um die Poren empfänglicher für die Aufnahme des Medikaments zu machen. Andere begnügten sich damit, die Handfläche und die Fusssohle einzureiben, oder auch irgend einen andern Theil des Körpers, der an Nervenbündeln reich ist, wie die Hirnschale und die Bauchgegend. Einige hatten in Folge Gewohnheit oder durch natürliche Anlage die Macht erlangt, in den lethargischen Schlaf nach Belieben zu fallen, sie verschmähten diese Vorkehrungen und beschränkten sich darauf, sich niederzulegen und einzuschlafen. Bei diesen Letzteren bemerkte man gewöhnlich die überraschendsten Wirkungen der Zauberei. Ich werde sogleich darauf zurückkommen. Es braucht nicht bemerkt zu werden, dass die magische Salbe verschiedene Resultate hervorbrachte, denn diese hingen zugleich von der physischen Constitution des Kranken, dem Präparat, das er gebrauchte und der Art der Verwendung ab. Am häufigsten erzielten die Zauberinnen als Wirkung nur einfache Hallucinationen, ähnlich denjenigen, welche der Haschisch der Orientalen herbeiführt. Sie durcheilten im Traume köstliche Länder, oder betraten die Häuser derjenigen, von welchen sie

wussten, dass sie auch seien, schlachteten den besten Hammel des Stalles, und nachdem sie ihn zubereitet hatten, fingen sie an sich damit zu regaliren, indem sie ihn mit dem besten Wein des Kellers begossen. So kostbar auch dieses Mahl war, so waren sie doch nicht im geringsten gesättigt beim Erwachen, ein unumstösslicher Beweis dafür, das es das Elend war, welches am häufigsten zur Ausübung der Zauberei führte. Die armen Leute suchten bei den nächtlichen und eingebildeten Festlichkeiten den Hunger zu stillen, was sie tagsüber nur unvollkommen ausführen konnten. Die Dinge vollzogen sich indessen nicht immer in so harmloser Weise: bei Personen, deren Natur zu den Phänomenen der Theilung (de'doublement) neigte, verliess das (flüssige fluidum Wesen) den Körper, sobald dieser eingeschlafen war, und dann zeigte sich die Magie in ihrer wirklichen Gestalt. Die Zauberin betrat das Haus derjenigen, gegen die sie eine Rache ausüben wollte, und marterte sie auf tausenderlei Arten. Wem derjenige, den sie quälte, entschlossen war und eine Waffe zu seiner Verfügung hatte, so gelang es ihm zuweilen das Gespenst zu schlagen, und beim Erwachen fand die Zauberin auf ihrem Körper die Wunde, die sie in ihrem Kampfe als „Fluidum" erhalten hatte. Diese Arten von (Verzauberung) Zauberei waren es, welche die Staatshäupter im Auge hatten, als sie die härtesten Strafen gegen die Zauberer ausschrieben. Es war mehrfach konstatirt worden, durch gerichtliche Erhebungen, sowohl durch Geständnisse der Angeklagten als auch durch Zeugnisse der Opfer, dass die Zauberer diejenigen tödten konnten, welche sie verfolgten, ohne Unterschied des Ranges, so dass Könige, da sie sich selber so bedroht sahen, zu ihrer Hülfe Scheiterhaufen und Henker herbeiriefen, um der allgemeinen Landplage zu entwischen.

Es wird erzählt, dass gewisse Zauberer sich theilen konnten, ohne zur Anwendung der Salbe zu greifen. — Unter verschiedenen Beispielen führe ich das folgende an, welche Gorrës giebt:

„In seinem Buche „Hundstage" erzählt Maïole, dass ein Bauer nicht weit von Riga, als er bei dem Beamten seines Herrn zu Abend ass, nach der Mahlzeit von seinem Stuhle stürzte und so auf der Erde hingestreckt liegen blieb, jeder Empfindung beraubt. Der Beamte glaubte, dass er ein Währwolf sei. Er befahl also den Leuten seines Hauses zu Bette zu gehen und den Bauern dazulassen, welcher erst am folgenden Morgen zu sich kam; worauf er davon ging. Da der Beamte am folgenden Morgen erfuhr, dass ein Pferd in der Nacht auf der Wiese getödtet worden sei, so hatte er den Bauer in Verdacht, liess ihn strenge bewachen und fragte ihn über die Sache. Der Bauer gestand ein, dass er am Abend eine Mücke habe fliegen sehen, dass er diese für ein böses Wesen gehalten habe, dass er sich daran gemacht hätte, sie zu verfolgen, dass die Mücke sich hinter einem Pferde auf der Weide verborgen habe, dass er sie mit seiner Sichel habe tödten wollen, aber dass sie dem Schlage ausgewichen sei, und dass er an seiner Stelle das Pferd getödtet habe."

Die Anwendung der Salbe war nicht das einzige Verfahren, das bei der Ausübung von Zaubereien im Gebrauche war. Gewisse Getränke riefen gleichfalls den lethargischen Schlaf hervor. Im Prinzip waren die beiden Präparate nicht von einander verschieden. Es waren immer die Säfte narkotischer Pflanzen, welche man in einer Flüssigkeit auflöste, anstatt sie mit einem festen Körper zu mischen. Bei den Indianern Nordamerikas, bei den Völkern Sibiriens, den Finnen und Lappländern, nahmen die Wahrsager ihre Zuflucht zu andern Gebräuchen, die zuweilen sehr seltsam waren, die aber alle auf das einzige Ziel hinausliefen, nämlich die vollständige Hemmung des äusseren Lebens. Sie wandten zu diesem Zwecke bald den Tanz im Kreise oder den monotonen Gesang, bald den Tabaksrauch, begleitet mit Geheul und den Schall der Schellentrommel an. Zuweilen mengten sie Alles zusammen und fügten nach diesem die Wirkung starker Getränke hinzu. Bei den

Lappländern bewaffnete sich der Zauberer mit einem Hammer und schlug einen Frosch oder eine Schlange von Bronze auf einem Amboss, wobei jene nach allen Richtungen gedreht wurden, während er Beschwörungsformeln murmelte, bis er bewegungslos zur Erde fiel. Man befragte nun diese Wahrsager über das Geschick einer Expedition, welche noch mit der Heimkehr zögerte, oder man wünschte Nachricht von einem Verwandten oder irgend einer andern Person zu haben, von der man oft auf beträchtliche Entfernung getrennt war. Die Vorbereitungen, welche diesen lethargischen Anfall herbeiführten, dauerten oft sehr lange, und erst nach mehreren Stunden Wartens gab der Kranke, nachdem er wieder zu sich gekommen war, seine Antwort. Diese war stets richtig und bewährte sich mit überraschender Genauigkeit, wenn die abgehenden Personen zurückkehrten. Der Geist, — um mich dieses gebräuchlichen Ausdrucks zu bedienen, verliess den Körper des Magiers, sobald dieser ohnmächtig dalag und auf die Entdeckung derjenigen auszog, die man ihm bezeichnet hatte. Sobald seine Auskundschaftung beendet war, kam er in den Körper zurück, welchen er einige Augenblicke zuvor verlassen hatte und rief ihn ins Leben zurück. Diese Ergebnisse erklären sich durch das, was ich oben gesagt habe. Diese ermüdenden Uebungen, denen sich die Magier unterwarfen, führten bei einigen die Theilung herbei, bei Allen die Losmachung einer reichlichen Menge des mesmerischen Fluidums, und man weiss, dass dieses Fluidum sich auf grosse Entfernungen erstrecken kann, und durch eine Reflex-Wirkung dem Gehirne zu telegraphieren, was sich in der Ferne zuträgt, so dass es zuweilen schwer ist zu sagen, ob man es mit dem Phantome selber oder mit der einfachen Thätigkeit des cerebralen Aethers zu thun hat. (1884).

[In „Klopfhäusern“ bot sich auch Gelegenheit zur Einleitung des spiritistischen Verkehrs (s. „In Sachen des Spiritismus etc.“ S. 71).]

Ueber Kosmogonie und Mythologie bei den Maoris.

(cf. Shortland.)

Der Maori hatte keine Ueberlieferung von der Schöpfung. Die grosse geheimnissvolle Ursache aller Dinge im Weltraum war nach seinen Begriffen die erzeugende Kraft. Indem er als den natürlichen Zustand die Finsterniss betrachtete, hielt er Po (= die Nacht) für ein Wesen, das im Stande sei, ein ihm gleiches Geschlecht zu erzeugen. Nach einer Folge verschiedener Generationen des Po wurde Te Ata (= der Morgen) geboren. Dann folgten gewisse Wesen, als das Weltall noch keine Form erlangt hatte, ein leerer Raum war. Danach erscheinen Rangi (= der Himmel), Papa (= die Erde), die Winde und die andern Himmelskräfte; und diese Traditionen haben von Geschlecht zu Geschlecht bis zu unserer Zeit hinauf sich erhalten. — Wir haben alle Ursache zu der Annahme, dass die mythologischen Traditionen der Maoris aus einer sehr alten Zeit sich herdatiren. Dieselben werden sehr heilig gehalten und dürfen nur an Orten erwähnt werden, die als besonders dazu geweihte gelten.

Die hier aufgezählten Genealogien werden in drei bestimmte Epochen eingetheilt:

1. Diejenige, welche die personifizirten Naturkräfte, welche der Existenz des Menschen voraufgingen, enthält. Diese Naturkräfte, werden von den Maoris als ihre eigentlichen Vorfahren betrachtet und auch bei ihren Karakia im ganzen Maori-Geschlecht angerufen. Wir finden nämlich Namen wie Rangi, Rongo

Tangaroa etc. aufgeführt als Atua oder Götter der Maoris von den Sandwichinseln und den anderen Inseln des Pacifik, die von demselben Stamme bewohnt werden.

Die gemeinsame Verehrung dieser ursprünglichen Atuas bildete die National-Religion der Maoris.

2. In Verbindung mit dieser Verehrung hatten die Maoris eine solche, welche jedem Stamm und jeder Familie besonders eigen war und in Formen von Karakia oder Anrufungen bestand, die an die Geister von Vorfahren ihrer eigenen Geschlechtslinie gerichtet waren.

Die Seelen Verstorbener, die leiblich gelebt hatten, vor der Wanderung nach Neu-Seeland, wurden von allen Stämmen auf Neu-Seeland angerufen, soweit deren Namen aufbewahrt worden, in ihren Urkunden der Sage als machtvolle Geister.

3. Seit der Zeit der Auswanderung nach Neu-Seeland richtete jeder Stamm und jede Familie gemeinsam ihre Anrufungen an die eigne Linie der Vorfahren, — und auf diese Weise entstand eine Familien-Anbetung in Verbindung mit der National-Religion.

Die Aufrechterhaltung ihrer Genealogien wird verständlich, wenn wir bedenken, dass letztere oft die Grundlage ihrer religiösen Förmlichkeiten bildete, und dass ein gemachter Fehler oder ein Stocken beim Hersagen eines Karakia als verhängnissvoll in seiner Wirkung angesehen wurde.

In den Formen des Karakia, welcher an die Geister der Vorfahren gerichtet war, bilden die Schlussworte gewöhnlich eine Bitte an die Atua, Kraft und Wirkung dem Karakia zu geben, da derselbe herstamme von den Tipuas, den Pukengas und den Whanangas bis hinab zu den noch lebenden Tauiras.

Kosmogonie der Maoris.

Kräfte der Nacht und der Finsterniss	Te Po (= die Nacht). Te Pö-teki (= die ruhende Nacht). Te Po-terea (= die sich aufhäufende Nacht. Te Po-whawha (= die klagende Nacht). Hine-ruakimoe. Te To.
Kräfte des Lichts	Te Ata (= der Morgen). Te Ao-tu-roa (= der erwartete Tag). Te Ao-marama (= der helle Tag). Whaitua (= der Raum).
Kräfte des Weltalls ohne Gestalt und Form und des leeren Raumes	Te Kore (= der leere Raum). Te Kore-tuatahai. Te Kore-tuarua. Kore-nui. Kore-roa. Kore-para. Kore-whiwhia. Kore rawea. Kore-te tamana (= die fast begrenzte Leere). Te Mangu (= das Schwarze) sc. die Unterwelt.

Aus der Vereinigung von Te Mangu mit Mahorahora-nui-a-Rangi (= die grosse Ausdehnung vom Rangi) entstanden vier Kinder:

1. Toko-mua (= die ältere Stütze).
2. Toko-roto (= die mittlere Stütze).
3. Toko-pa (= die letzte Stütze).
4. Rangi-potiki (= das Kind Rangi).

Die Nachkommenschaft des Toko-Mua.

Kräfte der Luft, Winde	Tu-awhio-nuku (= Tu des Wirbelwindes). Tu-awhio-rangi. Paroro-tea (= das weisse Entfliehen). Hau-tuia (= der heftige Wind). Hau-ngangana (= der tobende Wind). Ngana. Ngana-nui. Ngana-roa. Ngana-ruru. Ngana-manaki. Tapa-huru-kiwi. Tapa-huru-manu. Tiki.
Beginn der Existenz menschlicher Wesen	Tiki-te-pou-mua (= der erste Mensch). Tiki-te-pou-roto. Tiki-haohao. Tiki-ahu-papa. Te Papa-tutira. Ngai. Ngai-nui. Ngai-roa. Ngai-peha. Te Atitutu. Te Ati-hapai. Toi-te-huatahi. Rauru. Rutana. Whatonga. Apa-apa. Taha-titi.

Ruatapu.
Rakeora.
Tama-ki-te-ra.
Rongo-maru-a-whatu.
Rere.
Tāta =

	Wakaotirangi	Rongokako.
	Hotumatapu.	Tamatea.
Beginn der	Motai.	Kahu-hunu.
	Ue.	
Existenz	Raka.	
menschlicher	Kakati.	
	Tawhao.	
Wesen	Turongo.	
	Raukawa.	
	Wakatere.	
	Taki-hiku.	
	Tama-te-hura.	
	Tui-tao.	
	Hae.	
	Nga-tokowaru.	
	Huia.	
	Korouaputa = Rakumia (f.)	

Pare-wahawaha (f.) = Te Rangipumamao

Tihao =

Te Whata-nui = Kotia (f.) =

Tutaki =

Hinematioro

Te Ngara

Parekohatu =

Te Rauparaha

Die Nachkommenschaft des Toko-Roto.

Kräfte der Himmel	Rangi-nui. Rangi-roa. Rangi-pouri. Rangi-potango. Rangi-whetu-ma. Rangi-whekere. Ao-nui. Ao-roa. Ao-tara. Urupa. Hoehoe. Puhaorangi (f.)

Nach der Geburt des Raura, des Sohnes von Toi-te-huatahi und der Kuraemonoa, kam in Abwesenheit von Toi, der beim Fischfang war, Puhaorangi vom Himmel herab und entführte Kuraemonora und machte sie zu seinem Weibe. Sie gebar vier Kinder:

1. Ohomairangi. 2. Tawhirioho.
3. Ohotaretare. 4. Oho-mata-kamokamo.

Von den Ohomairangi entstammen:

Zeit des Auszugs aus Hawaiki	Muturangi. Taunga. Tuamatua. Houmaitahiti. Tama-te-kapua. Kahu. Tawaki. Uenuku. Rangitihi. Ratorua.

Zeit des Auszugs aus Hawaiki	Wakairikawa. Waitapu. Hine-rehua. Te Kahu-reremoa. Waitapu. Parekawa. Te Kohera. Pakaki =

Te Rangi-pumamao = | Parewahaika = Te Whata

Tihao	Tokoahu	Tuiri
Kotia	Hihitaua	Waho
Te Ngarara	Te Tumuhuia oder Taraia	Te Hira.

Nachkommenschaft von Toko-Pa.

Kohu (= Nebel) war das Kind von Tokopa. Kohu heirathete Te Ika-roa (= die Milchstrasse), und diese gebar Nga Whetu (= die Sterne).

Nachkommenschaft von Rangi-Potiki.

Rangi-potiki hatte drei Weiber, die erste war Hine-ahu-papa. Von ihr entstammten:

die Himmels-kräfte	Tu-nuku. Tu-rangi. Tami-i-koropao. Haronga.

Haronga nahm Tongo-tongo zum Weibe. Ihre Kinder waren ein Sohn und eine Tochter? Te Ra (= die Sonne) und Marama (= der Mond). Als Haronga sah, dass für seine Tochter Marama kein Licht vorhanden war, verheirathete er Te Ikaroa mit Te Kohu, und so entstanden die Sterne, um der Schwester von Te Ra, dem

Kinde des Tongo-tongo, zu leuchten „Nga tokorua a Tongo-tongo“ (= die zwei Kinder von Tongo-tongo) ist eine sprichwörtliche Bezeichnung für Sonne und Mond bis auf heutige Zeit.

Rangi-potiki's zweites Weib war die Papatuanuku. Sie gebar folgende Kinder:

Rehua (ein Stern).
Rongo.
Tangaroa.
Tahu.
Tunga und Here (Zwillinge).
Hua und Ari desgl.
Nukumera, Rango-maraeroa } desgl.
Marere-o-tongo, Takataka-putea } desgl.
Tu-matauenga, Tu-potiki } desgl.

Rongo war der Gott der Kumara (essbaren Knollen).

Tangaroa war Vorfahr vom „Fisch“ und Pounamu, von den Maoris den Fischen zugeordnet. Tangaroa nahm die Te Anu-matao (= durchdringende Kälte) zum Weibe. Aus dieser Vereinigung entsprangen

Alle zu den Fischen gehörig:
Te Whata-uira-a-tangaroa.
Te Whatukura.
Poutini.
Te Pounamu.

„Tahu“ war der Atua (Gott), der über Frieden und Festlichkeiten der Freude den Vorsitz hatte.

„Punga“ war der Vorfahr von Eidechsen, Hayen und andern bös-beleumdeten Geschöpfen: daher denn auch das Sprichwort „aitanga-a-Punga“ (= Kind des Punga), um damit einen hässlichen, abscheulichen Menschen zu bezeichnen.

„Tu-Matauenga“ war der Kriegsgott der Maori. —

Rangi-potiki's dritte Frau war Papa (= die Erde). Tangaroa war angeklagt, Ehebruch mit Papa begangen zu haben, und dann kam Rangipotiki, mit einem Speer bewaffnet, herbei, Satisfaktion zu verlangen. Er traf Tangaroa an, der vor seiner Hausthür sass. Als dieser den Rangi an sich herankommen sah, stimmte er folgenden Karakia an, wobei er gleichzeitig mit seiner linken Hand dessen rechte Schulter bestrich:

Tangaroa, Tangaroa,
Tangaroa, entwirre!
Entwirre den Knaben,
Entwirre, entzwirne!
Wenn Rangi auch fern ist,
Kann er herbeigeholt sein.
Etwas Dunkelheit nach oben,
Etwas Licht nach unten
Gieb frei her
Zum hellen Tages-Licht![1])

Als diese Anrufung von Tangaroa kaum geendet hatte, vollführte Rangi einen Wurf gegen ihn. Tangaroa wehrte ihn ab, sodass jener ihn verfehlte. Dann warf sich Tangaroa auf Rangi, durchbohrte ihm den Schenkel, sodass er hinsank.

Während Rangi verwundet dalag, zeugte er sein Kind Kueo (= die Feuchtigkeit oder Nässe). Die Ursache dieses Namens war diejenige, dass Rangi seine Ruhestätte benässte, auf der er wundkrank dalag. Nach dem Kueo zeugte er Mimi-ahi, deshalb so genannt, weil er Wasser am Heerd kochte. Darauf zeugte er Tane-tuturi (= der gerad-beinige Tane), deshalb so genannt, weil Rangi jetzt seine Beine ausstrecken konnte. Später zeugte er Tane-pepeki

[1]) Dieser Karakia ist das älteste Beispiel dieser Gattung. Er wird heute als Erinnerung eines friedlichen Abkommens in einem Streit (Zwiespalt) angewendet.

(= der gebogen-beinige Tane), weil Rangi jetzt mit gebogenen Knien sitzen konnte. Das nächste Kind war Kane-ua-tika (= gradnackiger Tane), denn Rangi's Nacken war jetzt gerade, und er konnte den Kopf aufrecht halten. Das dann geborene Kind wurde Tane-ua-ha [kaha] genannt (= starknackiger Tane), denn Rangi's Nacken war stramm. Dann wurde Tane-te-waiora (= der muntere Tane) geboren, so genannt, weil Rangi vollständig genesen. Dann wurde Tane-nui-a-Rangi (= Tane, grosser Sohn des Rangi) geboren. Und als letzte von allen wurde eine Tochter, die Paea, sie war die Letzte von Rangi's Kindern. Mit Paea hatte es ein Ende, deshalb wurde sie auch „Paea" genannt, was „abgeschlossen" bedeutet.

Bald nach der Geburt dieser Kinder kam dem Tane-nui-a-Rangi der Gedanke, den Vater von seinen Kindern abzusondern. Tane hatte das Sonnenlicht unter der Achselhöhle von Rangi hervorscheinen gesehen: da berieth er mitsammt seinen älteren Brüdern, was dagegen anzufangen sei. Und allzusammen riefen sie: „Wir wollen unsern Vater tödten, denn er hat uns in der Finsterniss eingesperrt, wir wollen lieber unsere Mutter als zu uns Gehörige erklären. Darauf rieth Tane: „Wir wollen doch besser den Vater nicht tödten, wollen ihn vielmehr hinaufsteigen lassen nach oben, damit es dort hell sei." Diesem Rathe pflichteten sie bei. Sie rüsteten sich mit Stricken aus, und als Rangi im tiefen Schlafe war, umwanden sie ihn mit denselben. Paea trug ihn auf dem Rücken. Zwei Stützen wurden dann noch unter Rangi angebracht: Tokohurunuku und Tokohururangi. Als sie ihn nun mit Hülfe dieser zwei Stützen aufgerichtet hatten, schoben sie ihn aufwärts. Darauf rief Papa folgenden Abschiedsgruss dem Rangi zu;

„Haera ra, e Rangi, ē! ko te wehenga taua i a Rangi!"

Ich scheide, o Rangi, ach! Weh um meine Trennung von Rangi!

Und Rangi antwortete von oben:

„Heikona ra, e Papa, ē! ko te wehenga taua i a Papa."

Bleibe da, o Papa. Ach! Weh um meine Trennung von Papa.

So wohnte Rangi (der Himmel) oben, und Tane mit seinen Brüdern wohnten unten bei ihrer Mutter Papa.

Nach einiger Zeit wünschte Tane seine Mutter Papa zum Weibe. Aber Papa sagte: „Richte nicht deine Neigung auf mich, denn Böses wird Dir widerfahren. Gehe zu deiner Verwandten Mumuhango". So nahm Tane die Mumuhango zum Weibe, welche den Totara-Baum gebar. Tane kehrt unzufrieden zu seiner Mutter zurück, und diese sagte: „Gehe zu deiner Verwandten Hine-tu-a-maunga (= dem Berg-Mädel)." So nahm Tane die Hine-tu-a-maunga zum Weibe, die wohl empfing, aber kein Kind zur Welt brachte. Ihre Geburten bestanden in dem schimmeligen Gewässer der Gebirge und missgestalteten Reptilien, wie die Gebirge sie hegen. Tane war ungehalten und kam zur Mutter heim. Papa sagte zu ihm: „Gehe zu deiner Verwandten Ragahore." Tane ging und nahm jene Frau zum Weibe, sie gebar Steine. Das missfiel Tane sehr, der nun wiederum zur Mutter heimkehrte. Darauf sagte Papa: „Gehe zu deiner Verwandten Ngaore (= der Zärtlichen). Tane nahm Ngaore zum Weibe und diese gebar das Toetoe (eine Art Binsengras). Tane kam zur Mutter in Missstimmung zurück. Dann rieth sie ihm: „Gehe zu deiner Verwandten Pakoti." Tane that, wie sie befohlen, aber Pakoti gebar nur Harekeke (= „phormium tenax"). Tane nahm auf seiner Mutter Befehl noch manche andere Weiber, aber keine gefiel ihm, und sein Herz war sehr betrübt, weil kein Kind geboren wurde, das die Entstehung des Menschengeschlechts versprach, deshalb sprach er so zur Mutter: „O, du alte Frau, nie wird für mich je ein Nachkomme entstehen!" Darauf sagte Papa: „Gehe zu deiner Verwandten Ocean, welche dort in der Nähe dumpf rollt. Wenn du den Strand bei Kura-waka erreicht hast, so backe die Erde zusammen in der Gestalt eines Menschen." Tane ging

und scharrte bei Kura-waka die Erde auf. Er backte die Erde zusammen, formte den Leib, dann den Kopf und die Arme; dann fügte er die Beine daran und drückte glättend auf die Oberfläche des Unterleibs, um dem Ganzen die Gestalt eines Menschen zu geben. Als er das gethan hatte, kehrte er zur Mutter zurück und sagte: „Der ganze Menschenleib ist fertig.“ Darauf antwortete sie: „Gehe zu deiner Verwandten Mauhi, sie wird dir den Raho[1]) geben. Gehe zu deiner Verwandten Whete, und diese wird dir den Timutimu[2]) geben. Gehe zu deiner Verwandten Taua-ki-te-marangai, und sie wird dir den Paraheka[3]) geben. Gehe zu deiner Verwandten Punga-heko, sie wird dir den Huruhuru geben.“ So ging Tane zu diesen Verwandten, die ihm alle diese Dinge gaben, die er begehrte. Dann ging er nach Kura-waka. „Katahi ka whakanoho ia i nga raho ki roto i nga kuwha o te wahine i hanga ki te one: Ka mau era. Muri atu ka whakanoho ia ko te timutimu na Whete i homai ki waenga i nga raho; muri atu ko te paraheka na Taua-ki-te-marangai i homai ka whakonoho ki te take o te timutimu: muri iho ko te huruhuru na Pungaheko i homai ka whakanoho ki runga i te puke. Ka oti, katahi ka topa ko Hineahuone.“ Darauf nannte er dieses weibliche Wesen Hine-ahu-one (= das aus Erde geschaffene Mädchen.

Tane nahm Hine-ahu-one zum Weib. Diese gebar zuerst das Tiki-tohua = das Vogelei, aus welchem alle Vögel der Luft ihren Ursprung haben. Darnach wurde Tiki-kapakapa = das Weib, geboren. Dadurch wurde dem Tane endlich ein menschliches Kind geboren. Tane widmete der Tiki-kapakapa grosse Sorgfalt, und als sie grösser geworden, gab er ihr einen anderen Namen: Hine-a-tauira (= das Muster-Mädchen oder Urweib). Dann nahm er sie zum Weibe, und sie gebar ein weibliches Kind, das er Hinetitamauri nannte.

---

[1]) [2]) [3]) Quaedam partes corporis genitales.

Eines Tages sagte Hine-a-tauira zu Tane: „Wer ist mein Vater?“ Tane lachte. Ein anderes Mal stellte Hine-a-tauira dieselbe Frage. Darauf machte Tane ein Zeichen, und die Frau verstand, und ihr Herz ward betrübt, und sie gab sich der Trauer hin, und sie entfloh zu Rihiriki, und zu Naona, zu Rekoreko, zu Waewae-te-Po, und zu Po (Alle waren Vorfahren aus dem Geschlechte der „Mächte der Nacht“). Die Frau entschwand, wobei sie ihr Haupt neigte. Dann nahm sie den Namen Hine-nui-te-Po (= grosse Frau der Nacht) an. Ihre Abschiedsworte an Tane waren: „Bleibe, o Tane, zurück, um unsere Nachkommenschaft zum Tage aufzuziehen, während ich hernieder fahre, um unsere Nachkommenschaft in die Nacht hinab zu schleppen.“

Tane grämte sich um sein Tochter-Weib, und pflegte seine Tochter Hinetitamauri; und als sie herangewachsen war, gab er sie dem Tiki zum Weibe, deren erstgeborenes Kind Tiki-te-poumua war.

Die folgende Erzählung ist eine Fortsetzung der Geschichte von Hinenuitepo aus einer anderen Quelle.

Nachdem Hinenuitepo zu ihren Vorfahren in das Reich der Nacht hinabgefahren war, gebar sie die Te Po-uriuri (= die Dunkelheit) und die Te Po-tangotango (= die wahre Finsterniss) und später den Pare-koritawa, welcher Tawaki heirathete, einen vom Stamme des Rangi. Daher rührt das Sprichwort, wenn der Himmel mit kleinem Gewölk bedeckt ist, „Parekoritawa beackert ihren Garten.“ Als Tawaki zum Himmel emporstieg mit Parekoritawa sang er folgenden Karakia:

Steige empor, o Tawaki, auf dem schnellen Pfad,
Welchen die Schritte Rangi's betreten haben,
Die Schritte von Tu-kai-te-uru.
Der schmale Pfad ist erklommen,
Der breite Pfad ist erklommen,
Der Pfad, der betreten worden

Von Deinen Vorfahren, Te Aonui,
Te Ao-roa,
Te Ao-whititera.
Nun steigst Du empor
Zu Deinem Ihi,
Zu Deinem Mana,
Zu den Tausenden dort oben,
Zu Deinem Ariki,
Zu Deinem Tapairu,
Zu Deinem Pukenga,
Zu Deinem Whananga,
Zu Deinem Tauira.

Als Tawaki und Parekoritawa zum Himmel emporstiegen, liessen sie ein Zeichen zurück, eine schwarze Motte, zum Zeichen des sterblichen Körpers.

Pare gebar den Uenuku (= Regenbogen). Später gebar sie Whatitiri (= Donner). Daher rührt der Regenbogen am Himmel und der Donnerschlag.

[cf. „Heilige Sage der Polynesier" (für die zugehörigen Seitenstücke), sowie die (nach Robert White's Schema) angefügte Tafel („Zur Kenntniss Hawaii's")].

Bisher in der Philosophie handelte es sich um die individuelle Psychologie, für ihre Seelenlehre. Man hat sich herumgequält über den Begriff der Seele und ist damit so wenig zu Stande gekommen, dass die Geschichte des Materialismus schliesslich abschliesst mit der „Psychologie ohne Seele".

Das πρῶτον ψεῦδος liegt in solchem Ausgang von dem Individuum, denn da der Mensch als Gesellschaftswesen zu gelten hat, steht der Gesellschaftsgedanke voran, worin das Individuum als integrirender Theil eingeschlossen, also aus dem Ganzen erst abzuleiten, ist (kraft logischer Rechnenkunst). „Indem das Denken seinem Wesen nach Mathematik ist, kommt es in der Philosophie zum Bewusstsein, dass das Rechnen die wesentliche Natur des Denkens bildet" (bei Hobbes), und also, mit naturwissenschaftlicher Schulung der Psychologie, die (im naturwissenschaftlichen Sinne) auch für sie gestellten Fragen, in Angriff zu nehmen sich gleichfalls wird befähigt fühlen dürfen, nachdem aus den Agentien geographisch-historischer Umgebung eine Differentialrechnung erlernt sein sollte (und ihre Integrationen wieder, für ihr eigenes Bewusstsein).

In der Reform der modernen Weltbetrachtung stehen an der Spitze Cartesius und Bacon, als die Namen derer, welche zwei nebeneinander herlaufende Forschungsrichtungen einleiteten.

Die Subjektivität, in der Selbstbeschau abgeschlossen, musste zwischen den Fangschlingen derselben umherirrend, mehr und mehr sich selber verloren gehen, und wenn aus dem objektiven Umblick in neu eröffnetem Naturreiche eine empirische Richtung (neben der idealistischen) sich geltend machte, war sie weder Fisch

noch Fleisch, in versuchsweiser Vermittelung keine der beiden Partheien befriedigend, die besser scharf getrennt sich hielten (von einander), im Gegensatz von Philosophie und Naturwissenschaft, seit dem von Hume betonten Skeptizismus (als die Antimonien sich unlöslich erwiesen).

Hier nun, die organisch verbindende Einheit einzuleiten, hätte die Psychologie gleichfalls aus philosophischer Schulung ihre naturwissenschaftliche Durchbildung zu erhalten, und da dies für die Induktion, nur mittelst der komparativ-genetischen Methode geschehen kann — diese jedoch als erste Vorbedingung, thatsächlich gegebene Erfahrung in deutlichen Anschauungen voraussetzt —, wird es zunächst einer Materialbeschaffung bedürfen, aus den Völkergedanken (bei der Auffassung des Menschen, als Gesellschaftswesen, wie unter den Ursächlichkeiten der geographisch-historischen Umgebungsverhältnisse in Erscheinung tretend).

Auf das Operiren mit reinen Verstandsbegriffen hinzuweisen, pflegt die individuelle Physiologie rasch zu den spekulativen Wagnissen der Metaphysik fortgerissen (und verflüchtigt) zu werden, innerhalb einer nur den Eingeweihten verständlichen Terminologie (mit subjektiven Weltschöpfungen so viele man deren will), und obwohl verschiedentlich Versuche gemacht sind, ihre blassen Schemen mit Fleisch und Blut zu sättigen, durch Entlehnungen von der Psycho-Physik, um aus deren Erfahrungsschatz Baarzahlungen (klingenden Metallgelds) zu substituiren, haben diese bisher zur Deckung nicht hingereicht. In glänzenden Erfolgen, durch die Joh. Müller, Helmholtz, Dubois, Wundt u. A. zu dankenden Errungenschaften, haben die Naturwissenschaften ihre wohlgefestigsten Vorposten, zum Vorstoss auf das philosophische Gebiet, dort bereits begründet, aber, trotz wichtigster Ergebnisse, welche für die Physiologie durch die psycho-physischen Experimente gewonnen wurden, hat ihre Verwerthung in der Philosophie doch eine beschränkte bleiben müssen.

Das Hinderniss für Verwendung der Induktion lag an dem Mangel objektiven Materials, für dessen Gewinnung die Möglichkeit erst dann geboten sein wird, wenn der Mensch in seinem Charakter als Zoon politikon aufgefasst wird (den Aristoteles bereits für ihn verlangt).

Obwohl das Denken in seinen analytischen und synthetischen Schlüssen neben der Induktion stets der Deduktion bedarf, so wird doch, während in der Philosophie bisher die Deduktion überwog, bei naturwissenschaftlicher Behandlungsweise der Psychologie der Schwerpunkt zunächst in die Induktion zu fallen haben, — für den Ausgangspunkt jedenfalls, — und deshalb also, wenn mit komparativ-genetischer Methode gearbeitet werden soll, wird vorherige Materialbeschaffung als unerlässliche „conditio sine qua non" zu gelten haben. Was hier zur Unterlage erforderlich, muss demgemäss, zu einleitender Anbahnung, durch die Ethnologie entsprechende Vorbereitung erhalten, im Umblick über die Völkergedanken des Menschengeschlechts, nach den gesetzlich umschriebenen Variationen desselben (auf dem Globus).

Aus der elementaren Gleichartigkeit in Wiederkehr der leitenden Grundzüge im Gedankenreich, hat jetzt bereits voll gesicherte Bestätigung gewonnen werden können, dass es auch hier um organische Vorgänge (in psychologischem Wachsthumsprozesse) sich handelt, und so werden diese, nach naturwissenschaftlicher Methode, deren Betrachtung unterworfen werden können, um mit genügender Uebung im logischen Rechnen, synthetisch weiter vielleicht fortzuschreiten bis zu höheren Gleichungen (im Transcendentalen).

Bei systematischer Analysirung der realen Ausgestaltungen auf gesellschaftlich psychischer Sphäre, werden wir dann auf ihre physiologischen Funktionen zurückgeführt werden, und so aus den Lebensvorgängen im Gesellschaftsorganismus auf das Sonderleben jedes Einzelnen, der als mitwirkender Faktor eingeschlossen liegt, im Bruchtheil des Ganzen (und hier, nach dem Zusammenhang

in einem harmonischen Kosmos, an zugehöriger Stellung eingefügt).

Die Ethnologie beschäftigt sich also mit den ethnischen Organismen, zu denen das Menschengeschlecht entfaltet steht (unter bunter Mannigfaltigkeit, über die Oberfläche des Globus hin).

Wie Pflanzen und Thiere, wie jedes organische Erzeugniss auf der Erde, verbleibt auch der Mensch in mehr oder weniger direkter Abhängigkeit von seiner geographischen Umgebung, und neben der botanischen und zoologischen Provinz hat sich demgemäss die anthropologische hinzuzufügen, — und diese umzogen von ihrem historischen Horizont (zum typischen Verständniss der den Volksganzen zugewiesenen Rollen im Welten-Drama der Kulturgeschichte).

Bei Unendlichkeit des Werdens, gilt in der Naturbetrachtung keine Chronologie. Derjenige Typus, der in ethnischer Organisation sich als harmonisch abgeschlossener antrifft, bildet für die Ethnologie ein werthvolles Beobachtungsobjekt, für Berechnung der Wechselbeziehungen, (aus Ursache und Wirkung), wie sie unter Verbleib geographischer Konstanz auf die historischen etwaig hinzugekommenen Bestandtheile weiter zu verfolgen sein würden, und damit sodann, in dem unter den Uebergangs- (und Ueberführungszuständen eintretenden Flusse, würden relative Zeitbestimmungen in die Ordnung einzuführen sein (für fernere Fluxionen und deren Regelung, unter den, für sie auch gültigen Gesetzlichkeiten).

Aus dem für die Gesammt-Auffassung der Weltanschauung durchgreifend dominirenden Gesichtssinn ergiebt sich der Raum als das durch den Horizont der Sehweite Umgrenzte, innerhalb welches die Dinge erscheinen, im Nebeneinander (bis zum undeutlichen Verschwinden). Das Tastgefühl ergiebt die Undurchdringlichkeit des Dinges, wogegen die Raumvorstellung erst aus Vergleichung der Aenderungen folgt, bei der Bewegung, die für sich selbst, von solchen Schranken befreit, in Einzelnäusserungen zur Auffassung kommen mag, in dem das Ohr treffenden Ton, ohne

direkt nothwendige Verknüpfung für die Beziehungen zu Anfang und Ende, betreffs des, in den Pulsschlägen markirten, Nacheinander (der Zeit).

Erst, indem der Denkprozess sich selber zu leben beginnt, im zeitlichen Nacheinander, entnimmt sich die Uebertragung einer Beschränkung für den Bestand der übrigen Dinge, und hier sodann (neben den stetig, für Alle gleichartigen, Verhältnissen im Raum), nach einem Mehr oder Minder der einzeln Daseienden, und so wäre fortführbarer Anschluss zur Ewigkeit geboten, welcher entsprechend dann für den Raum auch eine Unendlichkeit zu fingiren bliebe (sowie arithmetisch-geometrische Vereinigungsweise im Kalkul des logischen Rechnens weiterhinaus).

„Nur wenn das Krümmungsmaass überall den gleichen Werth hat, ist Bewegungsfreiheit im Raum ohne Veränderung des bewegten Körpers möglich“ (s. Riemann) oder (bei Gauss) ohne Veränderung der bewegten Flächenfigur (im metamathematischen Raum). Hier jedoch fiele dann (in optischer Gültigkeit) die geometrische Anschauungsform heraus, während eine Rechnungsmethode in imaginären Grössen fortführbar wäre, für *ϑεια τεληματα*, als Protypen (b. Erigena) eines „Hyperousios“ oder „Superessentialis“ (für idealistische Verwerthung). Das Fundament der Mathematik ist das Prinzip des Widerspruchs oder der Identität (wie überall in Arithmetik und Geometrie zu Grunde liegend), und der Ausgang ist von der Idealität (in den Monaden) zu nehmen, um nicht in ein „lusus ingenii“ (s. Leibniz) zu verfallen (bei den Atomen etwa).

Der Satz vom zureichenden Grunde (Principium rationis sufficientis) durchwaltet den Denktrieb, um in Kausalverknüpfung für das „Post hoc“ ein „Ergo hoc“ zu entscheiden, nach den Aussagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die für eigene Möglichkeit erst wieder den genügenden Ueberblick im Detail als Voraussetzung erheischt (zu statistischer Sicherheit). „Wissenschaft entsteht erst, wenn sich Gesetz und Ursache enthüllen“ (s. Helmholtz), aber da

der Naturwissenschaft eine Fülle von Einzelnheiten (in Thatsachen) zu Gebote stehen muss, hat die Materialbeschaffung voranzugehen, — und so für die Völkergedanken in der Ethnologie ebenfalls (als Vorbereitung zu naturwissenschaftlicher Psychologie). „Unausgesetztes Sammeln und Sichten ist die Hauptsache, um zur Klarheit zu gelangen, je mehr der Beispiele sich häufen, desto reiner und übereinstimmender wird das Bild der Völkerpsyche sich vor unsern Augen darstellen“ (s. R. Andree). Die Erfahrung ist ein unerschöpflicher Brunnen der Wahrheit (Wolf), je länger man schöpfet und je tiefer man hinunter kommt, je mehr bringet man herauf (1723). Dass im Uebrigen, bei Ansammeln von Thatsachen, das Baugestein die Mittel bildet zum Zweck, (der sich sonst mit Luftpallästen zu begnügen hätte), klingt allzu tautologisch, um des Aussprechens zu bedürfen, so wenig wie, dass Wissen im Allgemeinen (d. h. Wissenschaft), Allgemeinheit vorbedingt, (in den Ergebnissen des Besonderen). Das Wissen zu mehren, liegt stets vor als einwohnender Trieb im menschlichen Instinkt, zu mehren unter ausbessernder Vollendung bis zum mehr-weniger harmonischen Abschluss in jedesmal angewiesenem Kreise der Existenz (um dann praktisch zu üben, was theoretisch zur Erkenntniss gelangt ist). Zur Entscheidung an das moralische oder ästhetische Gefühl zu appelliren, darf dann erst geschehen, nachdem dasselbe für eigene Durchschau zergliedert sein sollte (in naturwissenschaftlicher Psychologie). „Alle Gesetze der Natur ohne Unterschied stehen unter höherem Grundsatze des Verstandes“ (s. Kant), als das „Vermögen der Regel,“ und hier bliebe nun eben, was seitens der Deduktion aprioristisch übernommen war, genetisch zu analysiren (wenn in der Induktion auf ideale Schöpfungen auch, zur Anwendung gebracht.

Für die einfachen Elementarvorstellungen hat die Massenhaftigkeit der in der Ethnologie, während der letzten Decennien, zusammengeströmten Thatsachen der aufgestellten Thesis bereits solch thatsächliche Bestätigung gewährt, dass, wer Augen zum sehen

hat, sehen muss, ob er will oder nicht. Aber auch bis in die höchsten Gedankenkonzeptionen, die in der Beschränkung des Irdischen erreicht werden können, wirkt gleicherweis eiserne Nothwendigkeit weiter im psychischen Wachsthumsprozess, unter der Modification geographischer Variationen. Allerdings blieben für uns die Kulturvölker, in ihrer geschichtlichen Bedeutung, der Zielpunkt praktischer Betrachtung, aber auch den Kryptogamen ist diese zuzuwenden in den Naturstämmen, um den theoretischen Durchblick des Gesetzes zu gewinnen — (wie in wissenschaftlicher Botanik, so für die Blüthe des Menschenlebens auf Erden). Schon die *πανσοφοι Ελλενες* blickten auf die „Barbaren" für Herkunft der Philosophie, aber bei der Vergleichung handelt es sich zunächst um ein Nebeneinander, ehe dies Nacheinander hinzutrat (in den Phasen der Entwicklung). Für die Leser der bisherigen Bücher wäre um Entschuldigung zu bitten, wenn auf diese, ad nauseam wiederholten, Verhältnisse beständig aufs Neue zurückgekommen wird, und denjenigen, denen mit der bei allmähliger Beschaffung des Materials für eine Gedankenstatistik (M. i. d. G. III. S. 428) unvermeidlich eingetretenen Zerstreuung der Ueberblick sich erschwert, mag einige Orientirung am ehesten aus denjenigen der gelegentlich aufgeführten Schriften entnommen werden, welche, in den letzten Jahrzehnten, die allmählig neu zutretenden Thatsachen angefügt haben (zur Vervollständigung des Früheren).

Soweit, im Streite über alte Kontroversen, nur dem Individuum reale Existenz zuzuschreiben, gliederten sich aufwärts die Eintheilungen in hypothetischerer Fassung, durch Spezies, Genus, Familie, Klassen, Ordnungen bis zum Reich, und bezüglich des organischen (neben dem anorganischen) also, (für Vertheilung über den Globus), innerhalb geographischer Provinz die botanischen, zoologischen und anthropologischen, auf physischer Unterlage, auch diese innerhalb jedesmal ethnologischen Horizontes (geschichtlich gefasst).

Sofern der Mensch in einem „Régne humain" (bei Quatrefages),

den anderen beiden Reichen, als allgemeine Einheit gegenüber gestellt wird, ergäbe sich für diese die Pflanzenphysiognomik in den botanischen Provinzen (bei Griesinger) und so (bei Wallace) in den zoologischen, die weiterhin sodann (gleich jenen) wieder in individueller Vertheilung der Varietäten, provinziatim, verfolgbar bleiben (bei Murray), und so, von verschiedenen Gesichtspunkten her, ihre Parallelen ergeben würden zum Menschen, ob als „Bimanus" (im Anschluss an die Quadrumana des Thierreichs) gefasst, ob als „Homo sapiens" (seinem Charakter eines „Zoon politikon" gemäss).

Der Ausgang für botanische und zoologische Gesichtspunkte dürfte hier am nächsten in der ursprünglichen Fassung der Spezies als Genus zu nehmen sein, um damit (unter Vorbehalt der Rektifikationen) allzu genaue Grenzlinien, so lange sie zwischen Variationen variirend schwanken, vorläufig zu umgehen, bis mit der im fortgehenden Hinzulernen geschärften Kenntniss des Materiales genügendere Sicherheit gewonnen ist, (um im Detail das Einzelne, für Einzelheiten, festzustellen).

Daneben her, auf der Fundamentalbasis physikalischer Geographie, hätte der Ueberblick, (ebenfalls kursorisch zunächst, so lange die Daten ihrer Vollständigkeit ermangeln), die meteorologischen Zentren zu durchlaufen, wie sie aus den Kreuzungen der Gleichungslinien (Isothermen, Isochimen, Isobaren, Isonephen u. s. w.), als Gesammtresultat ein Fazit ergeben würden (nachdem auch hier die Materialbeschaffung statistisch erforderliche Ergänzungen erlangt haben sollte), und für die Schlussfolgerungen (wenn sie zu ziehen) würden die organischen Produktionen ihrerseits wieder Anhalt gewähren (zum Index gleichsam für die geographische Provinz aus der Erforschungsweise des demselben angehörigen Organismus innerhalb dessen Differenzirungs-Möglichkeiten). Für die Forschung handelt es sich zunächst um die Efficientes (in der Kausalität), je nachdem diese auf Finalursachen weiterführen mögen (im organisch geschlossenen Ganzen). Jede

von den nach der Deutlichkeit ihrer Vorstellung gradweis verschiedenen Monaden ist ein Spiegel des Ganzen, als Universum (s. Leibniz), und so spiegelt sich die Totalität menschlicher Gesellschaftswesenheit in jeder ethnischen Weltanschauung (ob gross oder klein).

Wenn nicht durch den (anthropomorphischen) „Hang zur Personifikation" auf Versinnlichung eines Archeus fortgeführt, verbleibt die Vorstellung von der Lebenskraft als dasjenige Etwas, was Organisches (im selbstbewegten Mechanismus) von dem Anorganischen unterscheidet. Im Magnet, aus den Fernwirkungen, war (in eigenartiger Materie) die innewohnende Kraft als Seele gedacht, während sie chemisch schon früher auf, und aus, den Wirkungsweisen elementarer Atome, in deren Erscheinungen, fassbar sich bieten mochte, und im Leben der Pflanze konnte dies für die der Ernährung dienenden Umsetzung in den aufgenommenen Stoffen gelten, während die Folgen dann organisch verwirklicht vorliegen würden (im Wachsthum eben). Bringt man bestimmte Quantitäten von Citronensäure und Chlornatrium zusammen, so folgt citronensaures Natron in neuer Verbindung, die sich als dritte neben die anderen beiden stellen würde, sobald die Ineinanderüberführung für beabsichtigte Zwecke nicht festgehalten. In den Pflanzen werden die Erdbestandtheile, wie aus dem Boden (oder die luftartigen mittelst der Blätter) aufgenommen, zu fibrösen Membranen umgewandelt, und hier liegt dann die Verknüpfung prädestinirt (in organischen Prozessen solchen Wachsthums). Wie weit hier bei den Erklärungen die Bezeichnung der Kraft zur Verwendung kommen mag, würde zunächst von den Bequemlichkeitsrücksichten des Denkens abhängig bleiben, rücksichtlich seiner sprachlichen Ausdrücke, um zur Verdeutlichung zu dienen (oder, trotz bester Absicht nach Vereinfachung, gegentheils oftmals zur Verwirrung).

Wie in der Chemie für ihre Zusammensetzungen aus den

Elementarstoffen die Analyse hinzutritt, um das bereits Zusammengesetzte wiederum zu zersetzen (in qualitativen und quantitativen Abwägungen), so durchforscht die Deduktion das fertig stehende Geistesbild, während seine Entstehung in der Induktion auszuverfolgen obliegt. So führt der Unterschied analytischer Schlüsse auf Substraktion und Addition im logischen Rechnen, dem die Möglichkeit höheren Kalküls verbleibt (wenn genügend einstens geschult zum Schliessen und Aufschliessen, in Erfindung des Algorithmus).

„Die Erkenntnissprozesse des Induktions- oder Analogienschlusses lassen sich niemals in der gewöhnlichen Form eines analytischen Schlusses aussprechen“ (s. Helmholtz), weil eben gewissermaassen im Gegensatz stehend zu demjenigen Verfahren, das mit der Deduktion erst einzutreten vermag, und hier haben die „Erfahrungen“ vorherzugehen, wie aus thatsächlichem Material gewonnen —(aus dem der Gesellschaftsgedanken für ideale Schöpfungen).

Indem die „transcendentale Deduktion der Kategorien“ (s. Schaller), nachzuweisen sucht, „dass nur durch die Kategorien ein Gegenstand der Erfahrung gedacht werden kann, und dass sie sich eben darum nothwendig, und a priori, auf Gegenstände der Erfahrung beziehen“, so hätten sie sich insofern als die in den Wachsthumsprozessen psychischen Organismus' waltenden Funktionen zu erweisen, bei gesellschaftlichen Schöpfungen (in dem Gedanken des „Zoon politikon“, für elementare Gleichartigkeiten unter den Variationen andererseits seiner geographisch-historischen Differenzirungen).

„Ein Grenzgebiet, wo die beiden grossen Abtheilungen des menschlichen Wissens ineinandergreifen, welche man unter dem Namen der Natur- und Geisteswissenschaft zu scheiden pflegt“ (s. Helmholtz), liegt in der Physiologie der Sinne (psycho-physisch), als anthropologische Stütze für den Völkergedanken (des Zoon politikon), bei den „Noumena“ (in „positiver Bedeutung“), um auf das „Ding-an-sich“ (s. Kant) vorzudringen (nach induktiver Behandlungs-

weise; mit den Hülfsmitteln des in der Ethnologie angesammelten Materials).

Obwohl bei Fortnahme sämmtlicher Eigenschaften von der Substanz der Name nur übrig bleibt, wodurch ein Komplex zusammengehöriger Merkmale bezeichnet wird, so steckt doch ein Anderes noch in diesem Namen, „weil der Begriff eines Dinges in Wahrheit mehr enthält, als ein blosses Aggregat von Eigenschaften“ (s. Hertling), wie bei Nagasena's Gleichniss (vom Wagen), indem das Denken seine Auffassungsweise hineinträgt, wo und wann die Denkmöglichkeit, aus innerer Nothwendigkeit, bereits vorhanden zu setzen ist (als denkbarer Inhalt der Dinge), und so aus den Prototypen idealistischer Welt beginnen die Wechselbeziehungen zu spielen (zwischen Aromana und Ayatana), für Ableitung des An-sich-sein der Dinge, nicht zwar schon absoluten Werthes nach, aber relativ betreffs des Werthes jedesmal gültiger Zifferstellung aus den auf Gleichungen reduzirten Relationen, und im allgemeinen Zusammenhang (für Allheit im All).

Indem unter Ausschluss fremder Form zur Einpassung des Stoffes, im Subjekt (bei der Erkenntniss der Aussenwelt) dem rezeptiven ein spontanes Verhalten sich verbindet (b. Kant), und somit im Fehlgriff aus der Erfahrung, selber die Substanz sich ergäbe, so würde doch hier nun die Vorstellungsweise auf sekundärer Stufe wieder herabzutreten haben, weil erst ein Ergebniss aus den anschaulichen Vorstellungen der Gesellschaftsgedanken, worin die Reflexe idealer Wandlungen spiegeln und spielen (von einem Jenseits herüber).

Es giebt keine andere Subsistenz, als den Geist, oder das was perzipirt (bei Berkeley). Die ganze Wirklichkeit ist nichts Anderes als der ursprüngliche Streit in unendlichen Produktionen und Reproduktionen; kein objektives Dasein ist möglich, ohne dass es einen Geist erkenne, und umgekehrt: kein Geist ist möglich, ohne dass eine Welt für ihn da sei (s. Schelling). Was mit den

materialen Bedingungen der Erfahrung, oder mit der Empfindung zusammenhängt, ist „wirklich“, so dass das Befreien von den Subjektiven nur durch Hinwendung zu den Sinnen möglich ist (s. Kant), wogegen auch die Völkergedanken als wirklich zu gelten hätten (im organischen Wachsthum).

Statt „das Erkennen in die Stellung eines Mittels zu rücken, das seinem Zwecke, Dinge zu erfassen, wie sie sind, keineswegs entspreche“ ist eine entgegengesetzte Ansicht denkbar, „welche die Dinge als Mittel betrachtet, das ganze Schauspiel der Vorstellungswelt in uns hervorzubringen“ (s. Lotze), aber hier zunächst in den gesellschaftlichen Schöpfungen, also unter bedingender Zuthat der sprachlichen Verkörperungen, so dass durch Reduktions-Rechnung erst eine Zurückführung ermöglicht sein wird auf das Wesen der gestaltenden Thätigkeit, sowie der Mitwirkung des Einzelnbewusstseins (zum Bewusstsein im Selbst).

Wenn „die Welt und ihre Entwicklung auf einen vorschauenden Gedanken“ bezogen wird (in teleleologischer Ansicht), wird die „Grundschwäche des Anthropomorphismus oder der Vermenschlichung“ (s. Häckel), in der Vorstellung (vom Schöpfer) allerdings sich fühlbar machen bei demjenigen Bimanus, den die Deszendenz zum (ungeschwänzten Schwanzwirbel-) Anhang der Zoologie herabgedrückt hat, wogegen der Homo sapiens (als Zoon politikon) im Gesellschaftsgedanken nach Normalbildern jener Gestaltungen sucht, für welche das gemeinsame Gesetz eines „goldenen Schnittes“ ableitbar (oder doch annäherbar) sein könnte, aus einer Differential-Rechnung mit Zifferwerthen der Völkergedanken (auf Grundlage der Geographischen Provinzen im historischen Entwicklungsgang). In solchem Hinblick mögen, bei der „Geselligkeit als Motiv aller Pflichten des Menschen“ (s. Rüdiger), die ideal gestellten Fragen nicht nur eine für die politisch-sozialen Bedürfnisse praktisch verwerthbare Beantwortung finden, sondern nach genügender Schulung im logischen Rechnen einstens auch vielleicht, (wenn der Algorith-

mus einer höheren Analysis gefunden), für die den individuellen Faktor im gesellschaftlichen Zusammenwirken betreffenden (bei naturwissenschaftlicher Durchbildung der Psychologie).

„Das Bewusstsein unserer Existenz oder das der Identität unserer Person und der Persönlichkeit ist ein Glaube ohne Bewusstsein von Gründen und insofern stärker, als der auf Gründen beruhende" (bei Jacobi), aber erst nach Assimilirung im Denkprozess, (durch Rückführung auf Gründe), praktisch zweckdienlich verwerthbar, denn sonst bliebe eine fremdartig ungelöste Räthselfrage bestehen (und das quälende Verlangen ihrer Beantwortung). Die aus bestimmter Mischung hervorgehende Krystallform war dem Alchymisten ebenso gewiss, (und fasslich fassbar), wie dem Chemiker, aber nur der Letztere (durch genauere Kenntniss der den besonderen Basen und Säuren eignenden Eigenschaften) vermag sie zu nützlichen Zwecken weiter zu verwenden, und um Gleiches zu erreichen, wird die individuelle Gewissheit des Selbst ihre vorherige Klärung erhalten haben müssen (aus dem Gesellschaftsgedanken).

Bei der, zur wiedervereinigenden Wechselwirkung über einen Occasionalismus (s. Geulinx) erfordernden, Trennung von Natur und Geist (b. Cartesius) für Ausdehnung und Denken, in der Substanz selbst unter den Erscheinungsweisen von Ausdehnung und Denken (b. Spinoza), vermittelt für das Phänomen (der Materie), als „bene fundatum", in immaterieller Idealität die Monas (bei Leibniz) die „immaterielle Seelensubstanz" (s. Lotze), um innerhalb der „Welt als Vorstellung" (b. Schopenhauer) aus dem Willen den materiellen Untergrund zu rekonstruiren (in mechanischer Naturbetrachtung). Aber ehe die schöpferische Denkgestaltung sich hieran zu bethätigen wagen dürfte, wird sie in Erprobung ihrer Fähigkeit, an den Erzeugnissen auf rein geistiger Sphäre, zum Bewusstsein derselben gelangt sein müssen (bei Rückkehr aus objektiver Anschau der Völkergedanken, eigener Gesellschaftswesenheit, zur subjektiven Selbstschau).

Als Verstand die Ideen wahrnehmend, produzirt die Ideen der Geist, im Willen (bei Berkeley), und sofern die festen Regeln und Methoden, nach welchen Gott die Ideen innerlich erzeugt, als Gesetze der Natur bezeichnet werden, würden sie auf das „Dhamma“ führen (seiner Drei-Einigkeit einwohnend), religionsphilosophisch, bis durch die Naturphilosophie zur Naturwissenschaft gelangt, festeren Anhalt zu gewinnen (in naturwissenschaftlicher Psychologie).

In der Allgemeinheit der Substanz, als einzig wahrhaft Wirkliches und Selbstständiges (bei Spinoza), kommen nur ihre Modi zur Auffassung, wogegen unter dem Krafteinbegriff (aus den Erscheinungen der Stossbewegung) in der Monas (bei Leibniz) sich das einheitliche Ganze der Ur-Monas in Vielheit der Monaden —, (zwischen welche „kein Connexus, sondern nur ein Consensus“ statt hat), — zersplittert, bei der Vorstellung der Seele, die selbst als Monas gesetzt wird (um im Denkprozess die Einheit wieder herzustellen). „Aus dem Begriff der Monas folgt, dass die körperliche Ausdehnung nichts weniger als selbstständige Substanz ist, sie kann nur Phänomen sein, weil die ideelle Selbstständigkeit der Monaden alle unmittelbare Kontinuität ausschliesst“ (s. Schaller), so dass die Materie nur als unbestimmt dunkler Hintergrund abhebt, für das Spiel im Immateriellen (aus dessen Zufälligkeiten, nach Erwägung der Probabilitäten, ein verbindendes Gesetz logisch herauszurechnen wäre). Wenn ein Gedanke als wirklich nachgewiesen werden soll, muss auf die sinnliche Wahrnehmung nothwendig zurückgegangen werden (bei Kant), aber in naturwissenschaftlicher Psychologie verbürgt der Völkergedanke die Wirklichkeit (im organischen Wachsthum).

In dem Urtheile („Wahrnehmungs-“ oder „Erfahrungsurtheile“), als „Vereinigung der Vorstellungen in einem Bewusstsein“ (s. Kant), geschieht die Verknüpfung entweder nach regressiver oder progressiver Methode, je nachdem von dem Allgemeinen zur Analyse

(substrahirend) ausgegangen wird, oder von dem Besonderen zur Synthesis (addirend), in der Beziehung der ἐπαγωγη (b. Aristoteles) auf das Ganze (für den Anfang), ob nach Deduktion oder Induktion, einschliesslich deren naturwissenschaftliche Erweiterung bis auf die Psychologie zum Verständniss apriorischer Begriffe, und daraus gezogener Schlüsse: in den nach den Vorgängen logischen Rechnens, (erklärend und aufklärend), erfolgenden Wachsthumsprozèssen des psychischen Organismus (jedesmaligen Zoon politikon's), und so „ist die ganze Aprioritätslehre Kant's nichts anderes als die Theorie der reinen Denkthätigkeit der Monaden" (s. Spicker), die „keine Fenster" hat (b. Leibniz), weshalb erst aus der Objektivität (bei Umschau über den Völkergedanken) das subjektiv Individuelle zurückgewonnen werden kann (im Selbst). Indem die Materie den Raum nicht durch ihre blosse Existenz erfüllt, sondern durch besondere bewegende Kraft, ergiebt sie sich als Erscheinung, und zwar der Grundkräfte (b. Kant), welche indess der Begreiflichkeit sich entziehen (durch welche die des Dinges-an-sich bestimmt werden), und so hat das Denken selbst (als gleichfalls unter die Grundkräfte fallend) sich in thatsächlichen Anschauungen seine eigene Begreiflichkeit zu verschaffen (in induktiver Behandlung der Völkergedanken).

In organischer Natur erscheint (obwohl in nur räumlich äusserlicher Umgrenzung, ohne das Band innerlicher Individualität) das Ding als solches, während bei den höheren Klassen des organischen Reiches mehr und mehr die Einigung geschlechtlicher Differenz verlangt wird, zum selbstständigen Bestand des Individuums.

Leben ist Bewegung, und wenn im materiellen Abschluss zur Ruhe kommend, muss für neu angeregte Thätigkeit die anorganische Umhüllung stets wieder aufgelöst werden, zum Spiel der Kräfte, das in den organisch niederen Geschöpfen im ununterbrochenen Fortwirken verbleiben mag, während bei den höheren

aber eine stufenartig höhere Durchdringung einzutreten hat, für Fortschöpfung in Gültigkeit des Gesammtbestandes (wie sämmtlich jedesmalige Theile einschliessend), und bei Menschen tritt dann, als dritte Einheits-Bedingung, die der Geselligkeit hinzu (im sprachlichen Verkehr). Es folgen somit drei Grade an sich befriedigter Existenz, die anorganisch-materielle (selbstgenügsamen Verharrens innerhalb der Endlichkeit von Raum und Zeit), die animalisch-organische, (mit momentanem Verschwinden psychischen Bewusstseins in Wohllust physischen Geschlechtsgenusses), und die geistig menschliche Wesenheit (innerhalb gesellschaftlicher Sphäre).

Um demnach demjenigen näher zu treten, was der Existenz als ihre Essentia zu Grunde liegt, muss zunächst dasjenige erforscht werden, was in den Bedürfnissen eines appetitus intellectivus sich anstrebt, und zwar, zur Verwendung induktiver Methode, in den konkret idealen Anschauungen des Völkergedankens (nach der in den geographischen Provinzen eingesenkten Ursächlichkeit differenzirter Entstehung).

Was mit dem Sprachausdruck zu innerlicher Anschauung gelangend, in dem Gesellschaftsgedanken vor Augen liegt, ist das Gesammtprodukt aus dem Zusammenwirken der individueller Faktoren (in psychischer Thätigkeit), und in der „Welt als Vorstellung“ wird somit der Schöpfungsakt selber berührt (zum Verständniss im Selbst).

Der psychische Organismus eines Gesellschaftskörpers, der die menschliche Wesenheit auf psychischer Seite repräsentirt, durchzieht die Sprache als physiologische Fäden, und obwohl unter verschiedenen Erscheinungen (wie zoologisch die Thierklassen) verschieden, doch einheitlich durchgehend in den Grundzügen (für naturwissenschaftliche Behandlungsweise).

Neben der mechanischen (in der Emissionstheorie) und der dynamischen (in der Vibrationstheorie) wäre, betreffs des Lichts, als „die noch freie Dehnkraft selbst“ (s. Hildebrandt), eine

chemische Erklärungsweise zulässig (bei Ableitung der thatsächlichen Hergänge).

Bei Anzündung einer Kerze tritt in dem das Auge dunkel umgebenden Medium eine Erhellung ein, eine Aenderung also in der bei Fortdauer gleicher Aggregatzustände bestehenden Konstitution, und zwar durch die Umwandlung sauerstofflicher Verbindungen. Es findet also gewissermassen ein Hinströmen von Oxygen nach der Lichtquelle hin statt, und in Rückwirkung hätte in den Mitbestandtheilen eine Umordnung in gradlinig (unter geometrischer Konstruktion) bewegter Reihe zu erfolgen. Aehnlich beim Einfallen der als von der Sonne ausgehenden Strahlen Aufgefassten, wären dergleichen entsprechende Modifikationen vorauszusetzen, und so würde das in der Mitte eines chemischen oder (bei Fries) „phlogistischen" Prozesses befindliche Auge, diese in situ (und in actu gewissermassen) auffassen, indem es eben sieht (aus Reaktion an dem im Raum Vorhandenen). Solch chemische Reaktionen, welche in den Sinneswegen aus der „Himmelsluft" oder (bei Wolf) dem „Aether" (indischer Elementen-Reihen) als Helle empfunden werden, sind zu fein, um in materiellen Substraten Zersetzungen hervorzurufen, so dass sie sich hier physikalisch nur äussern, in denjenigen Bewegungserscheinungen, welche optisch darlegbar sind (und für die Farbenskala aus der Spektralanalyse).

Mit fünffacher Hülfe der Sinne (Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Getast) durchforscht der Mensch sein Erdenhaus, (um in gegenseitiger Abwägung der erlangten Anzeichen schlussfolgernde Resultate zu ziehen), wogegen von dem, was droben sich wölbt, Ein Sinn nur Kunde bringt (im aufschauenden Auge), obwohl von dort ununterbrochen fortgehende Bewegung es niederströmt in das organische Leben, und ihm (unter periodischen Wechseln) im Wärmegefühl zugleich (für körperliches Substrat)

zur Auffassung gelangend, in der Wärme, als Vorstufe der Schwingungen bis zum Licht (für Erhellung des Geistes).

Es war ein vermessener Schritt, philosophischer Spekulation kaum zu Gute zu halten, als auf Anreiz dieser, die Naturforschung ihren deutlich scharfen Anschauungen (wie durch induktive Methode verlangt) Nebularmassen chaotisch unklaren Gewirbels zwischenmengte, schon von Anbeginn der Untersuchung an, und so Hypothesen über Entstehung des Weltsystems zu wagen sich erkühnte, wogegen, was am Firmamente in Geheimnissen verhüllt liegt, seine annähernde Brücke dann erst geschlagen erhalten könnte, wenn (neben der nachträglich aus Spektralanalysen etwaig erlangbaren Stütze) zunächst dem Denken selbst das erkennbar geworden, was geistig sich erkannte (mit körperlicher Hülfe des Auges besonders).

Wie weit aus der Paläontologie die Geologie mitzuwirken vermöchte, wird mehrentheils von der Lehre der geographischen Provinzen (und somit vom systematischen Fortschritt der Meteorologie) abhängig bleiben, für Wechselwirkung des organischen Lebens mit den physikalischen Agentien seiner Umgebung, und rückführend wieder auf psycho-physische Unterlagen, in den Nachwirkungen auf psychischer Atmosphäre im gesellschaftlichen Denken (des Zoon politikon).

Insofern sich die Attraktion mit der Gravitation, als Grundkraft der Materie, identifizirt, würde die anorganisch in verhältnissmässig geringerer Wirkungsweise hervortretende Repulsion ihren gleichwerthigen Gegensatz nur im organischen Leben finden, das (aus dem im Raum liegenden Stossprinzip) zur Befreiung drängt (im ankämpfenden Widerstreben), und in der elastisch ununterbrochenen Thätigkeit, (im Unterschied von der chemisch nur periodischen) bis zur räumlich selbstständigen Bewegung fortgeht (und losgelöst von jeder Materie im Geistigen). So in dieser, menschlicher Wesenheit (auf der Hälfte grösserer Schwere) entsprechenden Kraftbethätigung wäre für die gesammte Naturbe-

trachtung der Ausgangspunkt die Forschung zu nehmen, also im Bereiche der Gesellschaftsgedanken (wo das Schaffen auf sein Entstehen zurückzuführen). Auch hier unterliegt ein Substrat, wenn auffassbare Qualitäten zur Aeusserung kommen, eine Hyle also gewissermaassen, aber da diese in geistiger Atmosphäre bereits sich bereitet, vermag sie unter Verschwinden des Fremdartigen das Ding-an-sich zu verschmelzen, beim Leben des Sinnes im Denken oder des Denkens im Sinn (für logische Rechnungen).

Die mit Bewusstseinsempfindung auftretende Deutlichkeit des Denkens beruht darauf, dass innerhalb der träumerisch umwogenden Gedanken Schattenbilder, eine bestimmte Betrachtung, als Ausgangspunkt, festgehalten wird, um die sich die Gestaltungen klar durchsichtiger Darstellungen gruppiren. Zunächst wird solcher Anhalt in dem jedesmal momentan überwiegenden Eindruck der einen oder anderen Sinnes-Empfindung gegeben sein, durch das in der Assoziation überwiegende Gefühl des Stärkeren, und weiterhin dann auch in den Nachwirkungen davon (in und aus der Erinnerung).

Der Anlage animalischer Konstitution gemäss, verbleibt von dem in chemischen Affinitäten stets direkt, bei den Pflanzen in den Reihen vegetativen Wachsthumsganges, Verwirklichten (wie in Kraftäusserungen bethätigt) ein freier Ueberschuss für die in höheren Thierklassen mehr und mehr lokalisirte Gehirnmasse, und in dieser psychischen Sphäre kommen nun die dynamischen Einwirkungen der Aussenwelt zum Fortverfolg (in jedesmal vorwiegender Richtungsweisung). Die den Nervenbahnen folgenden Kraftleitungen vermögen reflexiv bereits, wie in den Vegetations-Vorgängen, innerhalb des elastischen Gewebes, aus welchem die Muskelbewegungen hervortreten, gleichfalls zur Durchwirkung zu gelangen, aber auch hier fallen, für die bestimmenden Richtungslinien, Motore ein, aus dem in den Sinnen (im Auge vernehmlich) getragenem Mittelpunkt persönlichen Bewusstseins - Eindrucks, der anderseitig

in den inneren Denkregionen fortwaltet (in einer vom Materiellen abgewandten Gegenrichtung).

In Kontroverse mit extramundanem Gott, wie aus den Sätzen positiver Religion in Jacobi's Philosophie herübergenommen, bewegt sich Herder's Gottesauffassung um jenen deistischen Gott des Pantheismus eines **ἓν καὶ πᾶν** nach Spinoza's philosophischer Konstruktion, aber im Vorgefühl organischer Naturgesetze (mit Anschluss der Psychologie an Physiologie im materialistischen Sinne), während Hamann über die Wurzel des Göttlichen im „Urbaren" grübelt, für den „Ursprung der Sprache" an seinem Knochen „nagend", oder (nach seinem anderen Ausdruck) auf einem „Ei brütend", aus dem sich in der vermittelnden Stellung des Menschen der naturgemässe Zusammenhang mittelst der Ethnologie zu ergeben hätte, (mit naturwissenschaftlicher Durchbildung der Psychologie).

Eine jede Rechnungsoperation, wenn dem an sich (arithmetisch) einwohnendem Ganzen entsprechend ausverfolgt, hat richtige Resultate zu ergeben, unter Voraussetzung richtigen Zutreffens desjenigen Materials, worauf zur Anwendung kommend, und indem die Richtigkeit hier aus prüfender Kontrolle seine Bestätigung fordert, muss aus den Erfahrungen geschöpft sein, in deutlichen Anschauungen, und so auch psychologisch (bei naturwissenschaftlicher Durchbildung, mit den Hülfsmitteln der Völkergedanken).

In den organischen Erzeugnissen des planetarischen Globus erfüllt sich die Beziehung desselben zum Sonnensystem, kosmische Gesetze proklamirend, die sich vor dem Geiste des Menschen entfalten, um im Durchdringen mit der ihm einwohnenden Denkkraft zum Verständniss zu gelangen (im Fortschritt aus der Endlichkeit Schranken zu den Erahnungen eines Unendlich-Ewigen hin).

Indem die Wirklichkeit im Zusammenhange mit den materialen Bedingungen der Erfahrung (oder mit der Empfindung) liegt, die Subjektivität also nur durch Zuwendung an die Sinne ausgeschieden werden kann, ist es ebenso unmöglich aus dem Gedanken

Gottes seine Existenz herzuleiten, wie aus dem Gedanken von hundert Thalern deren wirkliche Existenz (bei Kant), wogegen in der übersinnlichen Welt, die sich aus psychischer Hyle mit den Völkergedanken aufbaut, die reale Existenz dieser durch die elementare Gleichartigkeit der Wachsthumsgesetze (unter experimenteller Prüfung) verbürgt wird, so dass demnach, wenn die Lingots genügenden Baargeldes in thatsächlichen Sammlungen deponirt werden, ein Hundert-Thalerschein aus gut gesicherter Bank denselben Werth besitzen würde, als ob in klingender Münze ausgezahlt, und während einerseits also die Ergebnisse logischen Rechnens (in naturwissenschaftlicher Psychologie) die idealen Bedürfnisse praktisch begründet nachweisen (als den realisirten Verwirklichungen derselben in den politisch-sozialen Kreisen überall, wie sie in den geographischen Provinzen wurzeln), so wird sich aus Erkenntniss organischer Entwicklungsprozesse (vom Momente des Entstehens an) auch manch theoretischer Fernblick späterhin werfen lassen, auf die höchsten und letzten Fragen des Seins überhaupt (im Dasein).

Solch edel ächtes Metall schimmert (aus ethnischer Umgebungswelt) in genuiner Reinheit stets nur da hervor, wo die primitiv originale Gedankenschöpfung sich lauter und ungetrübt noch antrifft, im rasch vorüberschwindenden Momentbild, und wird deshalb, im Augenblick des Erscheinens, primär zu erfassen sein, um zunächst in Magazinen gesichert aufgehäuft zu liegen, für weitere Ordnung und Sichtung dann, bei sorgsamer Durcharbeitung im Detail (längs des Ganges der Forschung).

Die Antinomie zwischen mechanischer und teleologischer Naturbetrachtung hätte sich aus dem übersinnlichen Substrat, (das beiden Erscheinungen zu Grunde liegt), zu lösen, wenn nicht bei mangelndem Begriff von demselben, der „Begriff des inneren Zweckes“ (s. Schaller), im organischen Wesen (zur wesentlichen Vereinigung des Mechanismus mit dem teleologischen Prozesse) unbegreiflich bliebe (bei Kant), während bei dem organischen

Wachsthum der Völkergedanken das der Gesellschaftswesenheit entnommene Substrat insofern für die Induktion zugänglich liegt, so dass in „konkreter Idealität“ der „Verstand“ nicht durch Intuition mit sich selbst in Widerspruch geräth, sondern diskursiv verbleibt, im „vernünftigen“ Denken logischen Rechnens, um das in seinen Gegensatz verwickelte „Ding-an-sich“ zu erfassen (bei Rückkehr aus dem Objektiven in die Subjektivität).

Was also beim Umhertasten an materieller Hyle fremdartig verbleibt, in äusserer Zweckmässigkeit (und verlangter Voraussetzung einer „Absicht“, die als „uneigentlich“ sich damit wieder aufhebt), wird aus psychischer Hyle in eigener Wesenheit erkannt, weil im Denken selbst geschaffen (und in dessen Leben verwirklicht).

Im „statu nascenti“ des Bewusstseins ist somit der Ausgangspunkt gegeben, um einerseits den aus dem Endlichen zum Unendlichen fortführenden Denkvorgängen zu folgen, und andererseits an psycho-psychischem Leitungsfaden hinabzusteigen bis zu denjenigen Wurzeln, mittelst welcher organisches Leben einverwebt liegt mit den Wirkungsweisen physikalischer Agentien jedesmal geographischer Umgebung, — botanischer und zoologischer für zugehörige Typen, und so anthropologischer (innerhalb ethnologischen Horizontes).

Im logischen Rechnen ergiebt sich aus dem Besonderen das Allgemeine, indem komparativ das Gleichartige verbunden, das Ungleichartige ausgeschieden, oder in seinen jedesmal bestimmenden Gegensatz gestellt wird. Dabei kann das Besondere seine eigene Selbstständigkeit an sich beweisen, da, wenn im genetischen Zusammenhang, nur in Bezug auf das Ganze geltend (im Verhältnisswerth des Bruchtheils zum Ganzen). Der Groschen besitzt seinen selbstständigen einwohnenden Werth, wogegen sich der ihm in Thalerrechnung zuständige, erst unter dem Gesammtwerth im Einzelnen fixirt (und so für das Individuum der Art im Gattungsbegriff).

Was mit ordnenden ***παραδειγματα*** in die sinnfällige Welt hineinfällt, in anschaulichen Bildern der ***εἴδη*** (b. Plato) ideal entgegentretend, hebt sich für den Makrokosmus (im mikrokosmischen Widerspiel), von dem dunklen Hintergrund Urwesentlichens (***τό αὐτὸ ἕκαστον, τό αὐτό καθ' αὐτό***) ab, wogegen es in mikrokosmischer Wesenheit eines Zoon politikon (b. Aristoteles) aus dem gesellschaftlichen Horizont reflektiren würde, in seinen Spiegelungen (***τό δέ θεῖον καλόν, σόφον, ἀγαθόν καὶ παν ὁ τιτοιουτο***). Insofern würde der Weg geöffnet stehen, um für die Gesetzlichkeit praktischer Bedürfnisse im Schönen und Guten (***τό καλόν κἄγαθον***) eine feste Rechnungsmethode zu gewinnen, wenn in statistischer Vervollständigung thatsächlich umschriebenes Material angesammelt ist, um die Induktions-Methode (komparativ-genetisch) zur Verwendung zu bringen, und gleichzeitig bliebe dann die Aussicht vorbehalten, aus den mikrokosmisch dem Verständniss näher gebrachten Operations-Weisen, um das Besondere im Zusammenhange mit dem Allgemeinen zu erklären, das Ergebniss auch auf unbekanntes Walten im Makrokosmus zu übertragen, zumal bei den Wurzeln der Völkergedanken in den physikalischen Agentien jedesmaliger Umgebung das Physische auf psycho-physischer Brücke zum Psychischen an sich hinüberzuführen vermöchte, im geistigen Schaffen, wenn aus gesellschaftlicher Denk-Atmosphäre das Denken zurückkekrt zum eigenen Selbst, aus dem Objektiven in die Subjektivität, zur bewussten Bejahung des bisher nur in Negationen Fassbaren (für eigenes Selbst).

Während nun solche Ideen auf unbegreiflichem Hintergrund aus der Quelle des Seins, in dessen Räthsel, idealisch entgegentreten, erweisen sie sich in den Völkergedanken unter ckarakteristischer Verschiedenheit geprägt, und so, — indem die Wurzel in den geographischen Provinzen (und deren physikalischen Agentien) eingeschlagen liegt —, mit der Möglichkeit relativen Verständnisses zunächst (in naturwissenschaftlicher Weltanschauung).

Im Unterschied von der theoretischen Philosophie, (im sinnlich Gegebenen die Naturgesetze umfassend), begreifen sich in der praktischen Philosophie (bei Kant) die Moralgesetze, welche aus den Gesellschaftsschöpfungen, (gleichfalls auf dem Wege der Induktion, aus objektiven Anschauungen, abgeleitet), zur Einheit des physischen und moralischen Gesetzes führen würden (als „Dhamma").

In dem Gesellschaftsgedanken steht das Getriebe des gesellschaftlichen Organismus seiner inneren Anlage nach enthüllt, unter den leitend regierenden Gesetzen, die dort herrschen, für das moralisch gültige Gerüst der rechtlich ausgebauten Institutionen (wie thatsächlich verwirklicht). Nachdem deshalb die Materialien zusammengetragen sein werden, muss sich der Grundriss des Menschheitsgedanken entwerfen lassen (unter den verschiedenen Stylformen der an dem Völkergedanken erkennbaren Variationen des Gesellschaftsgedankens).

Innerhalb sinnlicher Sphäre kommt das im kongruenten Anschluss an körperlich Materielles, mittelst des Tastgefühls (seinem Beharrungszustand nach), Empfundene, durch die verschiedenen Sinnes-Energien in seinen Bewegungen zur Auffassung (der Vibrationen). Im Nachzittern derselben auf rein psychischer Sphäre (zur Anregung geistiger Thätigkeit), entziehen sie sich dem sinnlichen Blick: sie verschwinden, um dann dem geistigen erst wieder zu erscheinen in demjenigen, was auf gesellschaftlicher Atmosphäre organisch geschaffen vor Augen steht (in den Gesellschaftsgedanken).

In der „transcendentalen Analytik" (an Stelle der Ontologie) vermag der Verstand über die Erscheinungen nicht hinauszugehen, aber wenn sich, neben den sinnlichen, auch übersinnliche zu Anschauungsbildern (in dem Gesellschaftsgedanken) abrunden, haben sich hier (auf psychischer Atmosphäre) diejenigen „Gedankenformen" (in den Kategorien) zu klären, welche (auf der Brücke des Psycho-Physischen) auch physisch (im Sinnlichen) zur lo-

gischen Verwendung kommen (beim Verständniss des Individuums aus eigenem Selbst).

Wie weit aus dem Ding-an-sich, das unter dem Schein der Erscheinungen (des Draussen) verborgen läge, ein materialistischer Kern übrig zu bleiben hätte, würden bei ihrer Dynamik, im Abwägen und Ermessen, Physik und Chemie für Atome (der Molekulartheorien) zu entscheiden haben.

Insofern indess objektive Gültigkeit mit Anwendbarkeit auf Erscheinungen (bei Kant) zusammenfällt, um (im „Grund der Erscheinungen") das „Ding an sich" selbst als „Noumenon" im Begriff (durch das Denken) zu umgreifen, gilt es deutlicher Anschauungen auch bei den psychisch gestalteten Schöpfungen, für eine „Phänomenologie des Geistes" (bei Hegel), wenn nach induktiver Methode in Behandlungsweise zu nehmen (aus den ethnologisch angesammelten Thatsachen, in dem Völkergedanken) und insoweit als „transcendentaler Gegenstand" (s. Schwertschläger) die unbekannte Einheit der Erscheinungen gesucht werden soll, weil das „unbekannte X" (in den Gleichungen logischen Rechnens).

„Die Sinnesempfindungen sind Zeichen für unser Bewusstsein, deren Bedeutung verstehen zu lernen unserem Verstande überlassen bleibt" (s. Helmholtz), mit den psycho-physischen Hülfsmitteln der Physik, während, um bei Ordnung nach Raum und Zeit, die Anschauung (aus verworren noch ungeklärter Erscheinung) unter die Kategorien zu bringen (bei Kant), die ethnischen Aussagen zu erklären (und klären) sind, im psychischen Wachsthum (das aus dem Stamm des Zoon politikon aufspriessend emporsteigt).

Die Unbegreiflichkeit der Empfindung (s. Kant) liegt darin, dass in ihr das Subjekt mit einem Andern in unmittelbaren Konnex tritt, welches als solches nur das reine Objekt, das Ding an sich, sein kann, welches aber unmittelbar in der Empfindung selbst wieder verschwindet, ohne dass diese unmittelbare Berührung des Subjekts mit dem Objekt, diese Affektion der reinen Form durch

ein Anderes, irgend wie vermittelt und begriffen wäre (s. Schaller), während es uns in dem Völkergedanken aus den Effekten seines Schaffens anschaulich entgegentritt (um daraus methodisch wieder reduzirt zu werden). In moralisch-religiöser Weltanschauung hat das Bewusstsein des Guten (nicht aus der Erfahrung stammend) einen unbedingten Werth an sich selbst, und dasselbe „gilt auch von dem Rechten, dem Wahren, Schönen und Allem, was ihm verwandt ist. Diese sind mithin Urbilder menschlicher Handlungen, Platon nannte sie wegen der Klarheit, mit welcher sie gleich einer Gestalt vor dem inneren Auge des Geistes stehen: Ideen" (ἰδεῖν sehen), übersinnliche Abstammung aus dem Absolut-Guten, als die „höchste aller Ideen" (s. Bachmann), aber wechselwirkend erklärbar, weil zunächst der Reflex aus gesellschaftlicher Atmosphäre (im Völkergedanken).

Die Definitionen von Analysis und Synthesis haben sich philosophisch vielfach in einander verschoben, je nach der Methode oder ihrer Beziehung zu Urtheilen und Schlüssen.

Wenn Aristoteles das Analyein (im Auflösen oder Zergliedern) seiner Logik voranstellt, sollte damit ausgedrückt sein, dass jedes Denken über einen Gegenstand mit seiner Untersuchung zu beginnen habe (für den Nachweis in der Untersuchung).

Als späterhin die dogmatische Metaphysik sich stark genug zu fühlen meinte, um in die Physik, und Dem was dort vorging (körperlich und geistig) selbstthätig einzugreifen, kam sie im eigenen Zusammensetzen und Aufbauen, (synthetisch), zu solch synthetischen Urtheilen, bei welchen sie die Bausteine allerdings zusammengetragen hatte (als ob vom Besonderen zum Allgemeinen fortgehend), aber (aus subjektiv innerlichen Affektionen) in derartiger Zusammenfügung, wie sie nach dem Vernunftgebrauch wohl passen möchten oder doch sollten (wenn nicht halbbewusst, doch unbewusst oder instinktiv unter intuitiver Illusion).

Andererseits, gegenüber der (ab- oder herleitenden) Deduktion,

— (wie zunächst juristisch verwandt), oder (in der Mathematik) Demonstration (um das apodiktisch bereits Festgestellte, seinem inneren Zusammenhang nach wieder auseinanderzulegen), — beginnt die Induktion im Zählen von Einheiten (als gegebenen), beim Ausgangspunkt (durch Vielheiten zur Allheit hinauf, in Anstrebung einer „inductio completa", unter statistischer Vollendung), und fährt so fort, das Material ohne bestimmte Voraussetzungen, (obwohl nicht ohne hypothetischen Schimmer, hier und da), vorläufig (in möglichst gleichgültiger Indifferenz) zusammenzutragen, auf die Ueberzeugung gestützt, dass, innerhalb eines harmonisch zusammenklingenden Alles, die gesetzlichen Wahlverwandtschaften sich durch Selbstausspruch (in objektiver Darlegung der Kausalität) zu manifestiren haben werden (im Weitergange logischen Rechnens).

Hier handelt es sich nicht um prästabilirte Harmonie, mit Monaden (bei Leibniz) in Begriffen (oder Geisteswesen), auch nicht um platonische Abschattung von Ideen (der *παραδειγματα* in ihren *ὁμοιώματα*), sondern um das, was die Natur unter verschiedenen Ausdrucksweisen (in ihren vielfachen Reichen) niedergeschrieben hat, — um aus solchen Texten nämlich den hineingelegten (und einliegenden) Sinn herauszulesen, nach vorheriger Bewältigung des mechanischen Sprachstoffes, (mittelst der mit Durchforschung des Rechnenmaterials gewonnenen Sachkenntniss), und den nothwendig zwingenden Leitungsfäden logischer Sprachgesetze folgend (in naturwissenschaftlicher Weltanschauung). Ob also „synthetische Urtheile a priori möglich sind"? würde, in (Kant's) Fragestellung, aus philosophischer Konstruktion eine nur problematische Beantwortung erhalten können, weil für (abschliessendes Ziel) stets neue Verbesserungen (im Fortschritt der Erkenntniss) offen bleiben, bis aus innerlichem Instinkt gleichsam gefunden, wogegen bei den organischen Wachsthumsprozessen geistiger Schöpfungen, in den (nach geographischen historischen Umgebungsbedingungen des Zoon politikon) abgerundeten Bildern des Ganzen, stets sich auch, (unter

gleichmässig die Differenzirungen durchziehender Elementargrundlage), das Einzeln-Individuum (als mitwirkender Faktor) miteingeschlossen zu finden haben wird (im Selbst, und aus dem Selbst auf Selbsterkenntniss gerichtet).

Insofern (seit Plato) in der Analysis (als zergliedernd auflösender Untersuchung) die Lösung gestellter Rechnungsaufgaben gesetzt bleibt, bewegt sich jedes Denken zunächst in analytischen Beurtheilungen, um das bisher Dunkle deutlicher zu erhellen, unter schärferer Durchforschung der Einzelnheiten (und hinzugewonnener Kenntniss aus denselben). In solcher Beziehung findet (im logischen Rechnen) ein Addiren statt, mit mehrenden Zufügungen (in der Erkenntniss).

Demgegenüber würde die Synthesis, in Zusammenordnung (für richtige Zusammensetzung der Theile im jedesmalig gegebenen Ganzen) eine Art Substraktion darstellen (aus rückläufiger Kontrolle).

Positive Vermehrung des Wissensgebietes, als solchens, kann dabei nur aus dem Zutritt fernerer Erfahrungen gewonnen werden, die dann also vorerst analytisch zu durchforschen sind, um auf weiterhin gewonnener Basis wieder synthetische Schlüsse, als in der Prüfung gerechtfertigte, auszusprechen (in den Schlussformen des kategorischen, hypothetischen und dijunktiven Schlusses).

So lange in einer, als Sonder-Ganzes umschriebenen Weltgeschichte zugehörigen, Kultur das Wissensgebiet in Abgeschlossenheit vorlag, baute es sich vorwiegend synthetisch auf (im Denken), um innerhalb der (bei Erwachen des Geschichtsbewusstseins) fertig überkommenen Resultate, im genauer klärenden Durchblick der komponirenden Theile, den Besitzstand des Wissens zu erweitern, bis hinauf zur „Metaphysik der Natur" (b. Kant), durch die Deduktion, (in Ableitung ans dem Ganzen zurück, zur richtigen Schätzung der Verhältnisswerthe), für die Erkenntniss (durch Synthese, in Verbindung des Prädikats, mit einem ihm formell fremden Subjekt).

Erst als der dem eigenen Geschichtsvolk (subjektiv) eignende

Gesichtskreis durchbrochen war, durch objektiven Aus- und Umblick auf die in Neu-Entdeckungen neu zugetretenen Entwicklungsphasen des Menschengeschlechts (auf dem Globus), konnte die (empirische) Sammelthätigkeit beginnen, in der Induktion naturwissenschaftlicher Methode (für die Reform der Weltanschauung).

Im Uebrigen verbleibt die Wechselbeziehung zwischen analytischen und synthetischen Denken, die logisch an sich bedingte, und der Deduktion wird die Induktion nie entrathen können, obwohl auf sie der Schwerpunkt der Thätigkeit zu fallen hat, so lange es gilt, der „Inductio incompleta“ genügende Vervollständigung zu schaffen (für statistische Sicherheit).

Die Möglichkeit einer Ausvervollständigung, bis zur Peripherielinie hin, bleibt bei einer, solcher entbehrenden, Unendlichkeit der Fasslichkeit entzogen, wohl aber mögen sich, im Gange der Operationen, leitende Gesetze (aus arithmetischem und geometrischem Progressus) auf dem Wege der Induktion ergreifen lassen, und begreifen vielleicht (bei naturwissenschaftlicher Schulung des logischen Rechnens zu einem höheren Kalkul).

Ist der Zweck zugleich Mechanismus, so tritt er damit aus der Subjektivität in die objektive Erscheinung selbst hinüber (s. Schaller). Die Gesetzlichkeit des Zufälligen heisst Zweckmässigkeit (s. Kant). Indem sich alle physikalischen Theorien auf rein mathematisch bestimmbare Erklärungsgründe zurückführen lassen müssen (s. Fries), hat zu dem Ansammeln der Thatsachen das logische Rechnen hinzuzutreten (in naturwissenschaftlicher Psychologie), für **τὸ δὲ ϑεῖον, καλόν, σόφον, ἀγαϑόν καὶ πᾶν ὅ τι τοιοῦτο** (bei Plato), in gesellschaftlicher Atmosphäre schwebend (und daraus für den Einzelnen zu verstehen).

Was in den synthetischen Sätzen (reiner Anschauungsformen), als der Erfahrung vorausliegend, aprioristisch bereits ruhen soll (s. Kant), ist das aus der organischen Thätigkeit im Wachsthum des Gesellschaftsgedankens fertig gebildet herübergenommene Er-

zeugniss, welches von dem, innerhalb gesellschaftlicher Atmosphäre (eines Zoon politikon) zur Selbstbeschau erwachendem Bewusstsein des Einzelnen in einer, für ihn praeexistirenden, Gestaltung vorläufig entgegenzunehmen bleibt (bei jeglichem Geschichtsvolk der Kultur). Erst in Folge späterhin ermöglichter Objektivirung (weiterer Umschau) wird beim Hinabsteigen in embryologische Entwicklungsprozesse (von Naturstämmen an) das Sein aus dem Werden sich verständlich erweisen, für den Entwicklungsgang, kraft logischer Rechnenkunst in naturwissenschaftlich durchgebildeter Psychologie, wenn ihr zur Verwendung der Induktion auf dem Gebiete der Völkergedanken (unter deren Differenzirungen allüberall) genügend ausreichendes Material geboten sein sollte (für die komparativ-genetische Methode).

Wenn wir das aus der „Voraussetzung Nothwendige" suchen, ***τό ἐξ ὑποθέσεως ἀναγκεῖον*** (bei Aristoteles), „originem ejus mechanismi non ex solo materiali principio mathematicis rationibus, sed altiore quodam et, ut sic duam, metaphysico fonte fluxisse" (bemerkt Leibniz), hat das logische Rechnen vorher seinen höheren Kalkul anzustreben, wie unter Einwebung sprachlichen Elementes, aus den Ideenzeichen der Begriffe, in den Wörtern ermittelt (s. Irwing), mittelst Studiums der gesellschaftlichen Schöpfungen allein zu entnehmen möglich (in Durchforschung der Völkergedanken). Aus symbolischen Räthseln haben sich in einer „Semiotik" (s. Lambert) die Wortbezeichnungen auszusprechen, um den Inhalt zu decken, auch in Abstraktionen (für arithmetischen oder geometrischen Fortgang wenigstens, bei unendlichen Reihen).

Nachdem sich die Ausführbarkeit gezeigt hat, die Induktion auch im Uebersinnlichen zur Verwendung zu bringen, würde positive Vermehrung des Wissenskapitals nicht länger in bisheriger Abhängigkeit bleiben von dem Zutritt realer Erfahrungen (aus neuen Thatsachen), indem bei schärferer Prüfung der bereits vorhandenen, durch hinzutretende Erkenntniss neu hervorgelockter Eigenschaften —

(wie etwa magnetischer oder digmagnetischer aus Gruppen bereits bekannter Elementarstoffe, innerhalb des so weit gezogenen Kreises vielleicht, ohne reelle Erweiterung desselben) — das Wissen neue Bereicherungen erhalten möchte —, und in solcher Weise die unerwartetsten manchmal vielleicht, für „transcendentale Wahrheit" (bei Wolf), aus psychischen Elementen (in der Psychologie als Naturwissenschaft).

In der Eigenschaft der Dinge erkennen wir dasjenige, was ihnen eigenartig ist, für ihre Einzelheiten, die sich mit Eigenartigkeiten physiologischer Auffassung (in den Sinnen) entsprechen, und hier durch dies gemeinsam den Organismus zusammenhaltend durchwaltende Gesetz zur Einheit verbunden werden (mit dem Ansatz für weiter geistige Schöpfungen). „Die Summe aller Eigenschaften ist das Wesen der Dinge" (s. Moleschott) und das Facit wird im Denken gezogen werden (in naturwissenschaftlich durchgebildeter Psychologie). „Was wir suchen noch ausser den Eigenschaften, das kann nur das schöpferische Gesetz sein, welches ursprünglich die Eigenschaften an einander bindet und unter einander verknüpft" (s. von Hertling). „Es ist überall das Ideal eines nothwendigen Zusammenhangs, wie er zwischen den Gliedern einer mathematischen Formel besteht, was uns vorschwebt, und was wir auch in der Erkenntniss der Dinge verwirklicht sehen möchten" (im logischen Rechnen), und in der Vorstellungswelt hat die „Kontingenz der Naturgesetze" hervorzutreten (mit subjektiver Wurzel objektiv geklärt).

Begrifflich nicht zusammengehörende Begriffe auf objektive Weise in der Form der Nothwendigkeit und Allgemeinheit mit einander zu verbinden, (nach Kant's Fundamentalfrage: über die „Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori"), kann nur bei den Anschauungen, wie im Material naturwissenschaftlicher Psychologie geliefert, sich ausführbar erweisen, weil dort das Substrat selbst (als aus gesellschaftlicher Atmosphäre entnommen) dem darauf an-

gewendeten Werkzeug, (im Denken), schon congenial ist —, also das „Ding-an-sich“ nicht als „ein festes Jenseits ausser dem Ich“ (s. Schaller) liegen bleibt, und das mathematische Element, wie bei jeder eigentlichen Wissenschaft vorauszusetzen, an sich mitwirkt (im logischen Rechnen).

Unter Geographische Provinz verstehen sich diejenigen Areale auf der Oberfläche des Globus, wie vorwiegend durch die Stellung der Erde zur Sonne bedingt, innerhalb welcher das organische Leben unter bestimmt ausgeprägtem Typus hervortritt, botanisch und zoologisch, sowie anthropologisch (mit der Umschliessungslinie des ethnologischen Horizontes für geschichtliche Weiterfolge).

Unter den Agentien der Geographischen Provinz gehört zu denjenigen, wodurch auffälligere Unterscheidungen sich begründen, erstgestellt, die Temperatur vorwiegend, weil vom planetarischen Umlauf in durchgehendsten Merkmalen abhängig (im Anschluss an andere Wirkungweisen meteorologischer Prozesse, obwohl einige, wie der Regen z. B., verschiedene Effekte würden äussern mögen, je nach der geologischen Konstitution des Landes u. dgl. m.), und zwar zeigen sich die so markirten Differenzen als spezifische (in physischer Hinsicht, und dann, wie immer bei humanistischem Beobachtungsobjekt, psychisch weiterweisend). Andere Bedingungen dagegen (vornehmlich für psychische Bedeutung, neben der physischen) sind allgemein gleichartig wirkend, wie die maritime oder koloniale Lage (je nach Hinleitung auf Seefahrten, oder Wüstenzügen), die Fauna (um Jagd- oder Fischfang in der Lebensexistenz zu betonen u. s. w.), die Flora (für den Stand der Ackerbauer besonders) u. a. m., so dass der anthropologische Typus (für die Weite seines ethnologischen Horizontes) aus solchen Durcheinanderkreuzungen seine früheste Vorberechnung erfordert (für den Gesammt-Effekt). „Die Mythologie entsteht aus dem Volke, als sein individuelles Bewusstsein, mit dem es aus dem allgemeinen Bewusstsein die Menschheit heraustritt“ (s. Schelling), in Differen-

zirungen des Völkergedanken (aus dem Gesellschaftsgedanken). Durch die ***νόησις*** (***ἐιλικρινὴς διάνοια***) sind die (ewigen) Ideen (***ἔιδη***) zu erkennen, im wandellosen Wesen des ***τὸ ἀυτὸ ἕκαστον***, (***τὸ ἀυτὸ καϑ' αὐτὸ***), die auf das Sinnfällige gestaltend einwirken (bei Plato), am Horizont ethnischer Weltanschauungen schwebend (in den Reflexbildern der Völkergedanken). „D'un ordre essentiellement généralisateur, l'Ethnographie prétend, comme le faisait naguère la philosophie, résulter de la synthèse de toutes les sciences qui ont pour but de recherches la mission de l'homme et ses destinées" (s. de Rosny). Man könnte von der Natur und den Nationen sagen, dass Kant in ihrer Betrachtung seine Poesie gehabt habe (s. Rosenkranz). „Am meisten flocht er Ethnographisches hinein" („da im Leben der Natur und der Völker so viel Wunderbares vorkommt, so will er mit weltmännischer Toleranz dem zwar Wunderlichen und Bedenklichen, allein doch gerade nicht Unmöglichen, nicht voreilig das Dasein absprechen"). Was damals noch Dichtung sein mochte, geht jetzt mit thatsächlichen Anschauungen in wissenschaftliche Forschung über (und genug der Wunder beginnen in der Ethnologie sich zu enthüllen, für allmähliches Verständniss).

Bei dem organischen Typus, als charakteristischen Ausdruck der geographischen Umgebung, sind nach den Vererbungen und ihren Variationen (innerhalb jedesmaliger Weite der Existenzfähigkeit) die ursprünglichen Anpassungen selbst gegeben, als die in ihren Erscheinungen hervorgetretenen Verwirklichungen eines „Nisus formativus", und auch hier werden sich die Variationen wieder differenziiren, so lange innerhalb eines (oder allmählich fortgehenden) Wechsel der klimatisch-geographischen Provinzen die Lebensmöglichkeit gewahrt bleibt, wobei sich dann die durch die physikalischen Agentien der Umgebung bedingten Variationen (in der Anpassung) mit den von der Kreuzung zwischen den Elternpaaren abhängigen Variationen der Vererbung mit einander kombiniren müssen, so dass der daraus resultirende Gesammt-Effekt die Ent-

scheidung abzugeben hat (für ein Sein oder Nicht-Sein). Weil in ihrer Normalität mit dem Dasein selbst zusammenfallend, kann die Vererbung nur unter variirenden Aeusserungen zur Auffassung kommen, und aus den in Anpassung ausgesprochenen kann dort andererseits auf die primär (-ursprünglich) bereits ausgewirkten rückgeschlossen werden (für die Existenz einer jedesmal typisch eigenartigen Essenz).

Wie der Damara Alles schief stellt und lieber, oder leichter, statt gerader Linie eine krumme zieht (in Kreisverzierungen, oder dreieckigem), so liegen im nationalen Farbensinn Differenzen der sinnlichen Empfindung ausgeprägt, lokaler Art (gleichförmig matter bei den Malayen, aufgeregt bunter bei den Papua), und je nachdem das Ohr härter oder weicher hört, wird dies in der Sprache wiederklingen, mit Weiterfolgen für den poetischen Ausdruck, ästhetischen Gefühls, im Geschmack aus dem Klima (s. Herz). Wie für den physischen Habitus, hat betreffs des psychischen die Frage über die Menschenraçen aus der Lehre von den geographischen Provinzen ihre Beantwortung zu erhalten, gemäss des anthropologischen Kreises für die Weite ethnischen Horizontes (aus physikalisch-historischen Einflüssen). Die Mitwirkung der Regierungsform (b. Home) auf Lenkung und Einschränkung der willkührlich ausgeübten Kräfte (s. Zart), hat insofern erst als sekundäre Wirkungsursache für geschichtliche Weiterbildungen zu gelten, während bei ihnen gleichfalls zunächst auf diejenige Wurzel zurückzugehen ist, die sich im topographischen Boden bereits eingesenkt findet.

Während bei der Pflanze, in ununterbrochen fortdauernder Abhängigkeit von der Umgebung (der der Wurzel sowohl von dem geologischen Substrat ihrer botanischen Provinz, wie der Blattorgane von den meteorologisch periodischen Prozessen), das organische Wachsthum beständig von äusseren Einflüssen bedingt ist, (unter gleichmässiger Erhaltung des den siderischen Wechseln unterliegenden Lebens und der Gleichmässigkeit des terrestrischen Innern), hat sich bei Thieren ein selbstständig thätig fortgehender Mittelpunkt

hergestellt, der von den äusserlich hinzutretenden Wirkungen nur sekundär beeinflusst wird. Auf solch physischer Unterlage keimt dann wieder der Denkprozess, unter den Schwankungen der psychischen Atmosphäre beständig hin und her bewegt, aber gestetigt zugleich durch den konstanten Anschluss in abgeschlossen gegebener Organisation, so dass sich durch die, momentan immer nur zusammengebündelten, Vorstellungen einigendes Band kraft der Erinnerung hindurchzieht (für die Persönlichkeit). Wenn in dem Aufeinanderfolgenden der Assoziationen nothwendig subjektive Verknüpfung eintritt, wandelt sich das „Post hoc" in ein „Ergo hoc" (mit dem Kausalitätsbegriff). Die in den sinnlichen Eindrücken ernährten Gedankenanregungen repräsentiren die Zellvorgänge, welche in den Vorstellungen zu Blattbereitungen hervorschiessen und -spriessen, bis beim Reifezustand in den Blüthen der Ideen entfaltet stehend, für neuzeugende Fruchtansetzungen (aus den Denkschöpfungen). Statt die Verstandesbegriffe zu sensifiziren (b. Locke), sind in Verstand und Sinnlichkeit zwei ganz verschiedene Quellen von Vorstellungen zu suchen (s. Kant), oder vielmehr nur verschiedene Objekte für eine gleichmässig (und höher) fortentwickelte Anwendungsweise, beim Betreten des idealen Gebietes, und wenn hier gleicherweis thatsächlich deutliche Anschauungen vorliegen, wird auf das Uebersinnliche ebenfalls, ohne ein Ableugnen von Freiheit und Unsterblichkeit zu erzwingen (b. Riestley), die empirische Erkenntnisstheorie sich ausdehnen lassen, beim Ausgang von gesellschaftlichen Schöpfungen, um innerhalb derselben (und aus ihnen) auf den Knoten des Subjektivitätsbegriffes zurückzuschliessen (im logischen Rechnen), bis auf die unzergliederlichen Elemente (im Gefühl des Guten, als Pflichtbegriff), beim Berechnen der Bruchtheile aus ihren Verhältnissen zum Ganzen (in gegenseitig bedingten Gleichungen für weitere Progressionen). Die Forderungen des moralischen Gefühles sind als schlechthin geltende anzuerkennen (b. Hutcheson), wie sich aus naturwissenschaftlicher Behandlung

der in ethnischen Thatsachen ideal realisirten Phänomene induktiv beweisen lassen wird (aus den im Kosmos herrschenden Harmonien).

Der primär rohe Wildzustand (bei Hobbes), eines Krieges Aller gegen Alle, gilt nur für den Wettstreit der Organe (mit- und gegeneinander) zu wechselweiser Konkordanz, in einer „Compensation of growth" (s. Darwin), und erst nach Herstellung solcher, tritt der Organismus (als sozial-menschlicher) in Aktion, bei dem natürlich erwachenden Trieb zur Geselligkeit (s. Ferguson), so dass das Zoon politikon für den Beginn der Menschheitsgeschichte als Ausgangspunkt zu nehmen ist (vorbehaltlich anderer Spekulationen, welche sich in vorweltlichen Hypothesen anknüpfbar erweisen mögen). In der Erkenntnisstheorie bedarf es neben den Erfahrungen selbst, der Bedingungen und Gesetze des Wissens (s. Kant), und diese sind physiologisch festzustellen für die psychischen Organismen (ethnischer Thatsachen).

Wie keine „Horden in affenähnlichen Zuständen" giebt es keinen Bruchtheil des Menschengeschlechts, bei welchem nicht ein mehr weniger reicher Wortschatz mit Sprachgesetzen, bei „welchem nicht künstlich geschärfte Waffen und mannigfaltige Geräthe, sowie endlich die Kenntniss der Feuerbereitung sich fände" (s. Peschel), indem die im sprachlichen Band umschlossene Gesellschaft sich stets bereits von primitiver Kunstsphäre umgeben zeigen muss (um menschliche zu sein). Im Naturzustand gäbe es Nichts, was nach der Uebereinstimmung aller gut oder böse werde, indem Jeder nur nach seinem Gutdünken für eigenen Nutzen sorgt (nach Spinoza), während vielmehr (bei den Naturstämmen) der Einzelne nur als unbewusster Bruchtheil des Gesellschaftsganzen fungirt (und im Fortschritt der Kultur erst zum Bewusstsein gelangt, als mitwirkender Faktor).

Die „Eigenthümlichkeiten anzugeben, wodurch sich die Merkmale der Vererbung von denjenigen unterscheiden, welche durch Anpassung erworben worden sind" bleibt unausführbar, indem

„die ursprünglichsten Lebensformen durch die formlos chaotische Plasma-Substanz selbst repräsentirt worden sind, und die höher stehenden Wesen alle Eigenschaften und Merkmale, mit Ausnahme derjenigen der lebenden Substanz selbst, früher oder später durch die Wechselwirkung von Vererbung und Anpassung in dem Kampfe um das Dasein erhalten haben, und mithin Anpassungsmerkmale allein zur Schau tragen können" (s. Reiter) in den Differenzirungen geographischer Provinzen (für den Ansatz logischen Nachweis). Im Trieb zur Geselligkeit, als eines natürlichen, wird die Entwicklung des Menschengeschlechts der des Individuums vorausgestellt, weil die Vollkommenheit (zum moralischen Ziel) regelnd (bei Ferguson). Der allgemeinen ideellen Auffassung des Malers steht die mehr spezielle, reale des Forschers gegenüber, es trennt sich die landschaftliche Pflanzenphysiognomik von der Physiognomik der Landschaftspflanzen (s. Kabsch). „Evident it is, that to no animal is society more necessary than to man, whether for food or for defence; in society he is chief of the terrestral creation, in a solitary state, the most helpness and forlorn" (bei Kaim). Der Gedanke einer gemeinschaftlichen Gefahr und die Anfälle eines Feindes sind oft Nationen vortheilhaft gewesen, indem sich ihre Glieder fester vereinigt und den Trennungen, unter Absonderungen in bürgerliche Zwietracht, zuvorgekommen sind (s. Ferguson). In der „Oekologie" sind „alle Individuen, welche sich hinsichtlich ihrer Organisationsverrichtungen und Lebensthätigkeiten ähnlich verhalten oder vollends gleichen, zu einer Vegetationsform zu vereinigen" (s. Reiter), und aus den, je nach den Organismen, variirenden Wirkungsfolgen gleichartig physikalischer Agentien vermehrt sich für die komparative Methode das Material (im Studium der geographischen Provinzen). „To be in society is the physical state of the species, not the moral distinction of any particular man (bei A. Ferguson). Der Mensch wird durch eigene Bedürfnisse und Kräfte zur Geselligkeit getrieben (bei Reimarus). Von Natur haben die Menschen, wie Zuneigung für die Umgebung, Abneigung gegen Fremde (s. Home). Dem einzelnen Menschen, als blosses Abstraktum gegenüber, ist nur die Menschheit real (bei Comte), und daher erst in ihrer Sonder-Manifestation erfassbar (aus den ethno-anthropologischen Produktionen der geographischen Provinzen). Die Psychologie wird abgewiesen (bei Comte), weil die Hülfsmittel des Völkergedankens fehlten sie selbst positivistisch zu machen (in Ueberführung der Subjektivität in die Objektivität). Die bestimmten Charaktere der verschiedenen Menschenklassen (verschiedentlich entwickelt) vererbten sich, weil sie „zur Möglichkeit ihrer eigenen Existenz, mithin auch zur

Möglichkeit der Fortpflanzung der Art gehörten" (s. Kant). „Aus dem Hange der Natur, den Boden allerwärts in langen Zeugungen anzuarten, muss jetzt die Menschengestalt allenthalben mit Lokalmodifikationen behaftet sein" (geographisch differenzirt). Das Griechenthum hatte alle ausser ihm liegende Manifestation des Geistes ignorirt (s. Marbach), während die jetzige Weltanschauung alle umfasst (in der Ethnologie). Die „physisch-moralische und die politische Geographie" (s Kant) ist „das eigentliche Fundament aller Geschichte" (und daneben dann: die Betrachtung des Menschen „nach der Mannigfaltigkeit seiner natürlichen Eigenschaften und dem Unterschiede desjenigen, was an ihm moralisch ist, auf der ganzen Erde"). Aus dem Prinzipe der Selbstliebe oder der Selbsterhaltung folgert Pufendorf die allgemeine Pflicht der Socialität (für die Socialisten). „Das Feld der Beobachtungen, der Besonderheiten, der menschlichen Natur erstreckt sich sehr weit und verbirgt annoch einen reichen Vorrath zu Entdeckungen, die ebenso anmuthig als lehrreich sind" (s. Kant). Es giebt keinen Zustand der Barbarei, der nicht aus einer untergegangenen Kultur herstammt (s. Schelling), oder vielmehr ist eine primäre Kunstsphäre als vorläufig gegeben zu setzen (aus den Natur-Vorbedingungen eines gesellschaftlichen Organismus, wie für die Menschenwesenheit typisch). Why have speculative men laboured to anxiously to analyse our solitary operations and given to little attention to the social? fragt Thomas Reid (1812). Es wäre kein geringerer Widerspruch, die Menschen in zeitlich successiver Entwicklung entstehen zu lassen, als die Welt des Organischen aus dem Unorganischen abzuleiten (s. J. H. Fichte). „Est optimus aër, qui unicuique est nativus (s. Rantzovius). Im Unterschiad von den monotropen Arten (im lokalisirten Vorkommen) sind die polytropen schmiegsamer (in der Thier-Geographie). „It appears clear from the very frame of the human body, that there must be different races of man, fitted for different climates" (s. Home). Afri versipelles, Graeci leves, Galli pignioris ingenii, quod natura climatum (s. Servius). „Omnes nationes quae vicinae sunt soli, nimio calore siccatas, amplius quidem sapere, sed minus habere sanguinis dicunt" (s. Vegetius). There are different races of men fitted by nature for different climates (s. Home-Kames). Obwohl, da alles öffentliche Wohl von dem Willen des gesammten Volkes abhängt, und in solchem Grundgesetz sich der ursprüngliche Vertrag ergiebt, so dass in rechtlicher Verfassung und im Gemeinwesen immer auch ein Vertrag gegründet sein muss, ist als Thatsache dennoch ein solcher Vertrag unmöglich, sondern es muss als Idee postulirt werden, dass jede Gesetzgebung so geschehen, als ob sie aus dem vereinigten Willen eines ganzen Volkes

entspringen könne (b. Kant), in Bezug auf Hobbe's Grundvertrag (s. Zart), indem für solchen „Contrat social", die naturwissenschaftlichen Vorbedingungen politischer Existenz als an sich gegeben anzunehmen sind (beim Zoon politikon). „Nur die Empfindungen in innigster Verbindung mit den Folgerungen machen zusammengenommen unseren ganzen Erfahrungsschatz" (s. Spicker), aber um hier nun die Erfahrungen, der Aufgabe gemäss, induktiv zu behandeln, müssen solche Folgerungen, als Resultat des gesellschaftlichen Zusammenwirkens, und zwar thatsächlich, angeschaut werden (in dem Gesellschaftsgedanken). Der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft fällt unter Zweck und Natur der Menschheit überhaupt zusammen (s. Jacobi), als Ziel einer naturwissenschaftlichen Psychologie, um dann aus dem Ganzen (der Gesellschaftsgedanken) auf den mitwirkenden Faktor des Einzelnen zurückzuführen (im Selbst). Auch die Moral und Religionsphilosophie ist auf Erfahrung zurückzuführen, indem neben der sinnlichen Erfahrung die sittliche und religiöse gleichfalls Dasein enthüllt, im Zweck des Forschens (b. Jacobi), aus geistig organischen Schöpfungen (des Völkergedankens). Jede Handlung ist gut, die einen wahren, jede böse, die einen falschen Satz ausdrückt (bei Wollaston). Die Begriffe von Recht und Unrecht (neben den sonst sittlichen Grundbegriffen) sind von der Erfahrung abhängig (s. Cudworth) und nur für diese werden auch im idealistischen Bereiche die Beweisstücke geliefert sein (aus den Thatsachen der Gesellschaftsgedanken). Durch die Reflexion auf die Sprache wird man verführt, dem Menschen die Fähigkeit zuzugestehen, Allgemeinbegriffe zu bilden (b. Berkeley), welche indess, in dem Gesellschaftsgedanken (des Zoon politikon) thatsächlich gebildet gegenüberstehen (für Anschau und Verständniss individuellen Selbst's). Die Grundsätze der aristotelischen Logik und Noëtik leben in der Praxis aller Jahrhunderte (s. Schwertschlager), und dort lag auch die induktive Behandlung der Psychologie bereits vorbereitet (bei der Lehre vom Zoon politikon). „Modus cognoscendi rem aliquam est secundum conditionem cognoscendi" (s. Thom. Aq.). Nach der Unbeugsamkeit des Pflichtgebotes („Duty") haben im Streit der Neigungen die Besseren den Sieg zu erkämpfen (s. Home). „Religio est hominum qui Deum sincere honorant, cultus externus" (Hobbes). De toutes les sciences humaines la science de l'homme est la plus digne de l'homme (s. Malebranche). Die Verschiedenheit der menschlichen Entwicklung leitet sich von Körperbau, Nahrung, Klima und sonst äusseren Umständen ab (b. Lossius). Eine Grenzwissenschaft (zwischen Philosophie und Naturwissenschaft) bildet die „Erkenntnisslehre" indem sie nach der philosophischen Seite innig mit der metaphysischen Psychologie

zusammenhängt, während ihr auf naturalistischem Gebiet die fortentwickelte Sinnesphysiologie entgegenkommt (s. Schwertschlager). Auf dem Gebiete der Grenzwissenschaft ist zwischen Sinnes-Physiologie und Noëtik in der Erkenntnisslehre eine Annäherung versucht (Naturforschung und Philosophie zu vermitteln). Das Erkennen erstreckt sich nur auf die Eigenschaften der Dinge, nicht auf die Unterlage (s. Herz), welche (als Hypokeimenon) gesellschaftlich geläutert liegt (in psychischer Atmosphäre, für individuelle Auffassung). Erfahrung ist in synthetischer Verbindung der Anschauungen (b. Kant). Die festen Regeln und Methoden, nach welchen Gott die Ideen in uns erzeugt, bezeichnen sich als Gesetze der Natur (s. Berkeley). Der Akt der Induktion schliesst die negativen Instanzen aus und fasst die positiven zusammen (s. Bacon). Das Zusammengesetzte, der materiellen Körper, ist passiv, weil von Aussen bewegt (b. Wolf). | „Wenn ihr im Suchen euch trennt, | Wird erst die Wahrheit erkannt" | (nach dem Dichterwort) für die Arbeitstheilung (in naturwissenschaftlicher Forschung) und „Feindschaft sei zwischen euch" (noch kommt das Bündniss zu früh), bis der gesetzlich berechtigte „Modus vivendi" gefunden sein wird (im „naturwissenschaftlichen Zeitalter"). Das Recht folgt aus der opinio necessitatis (als Gesellschaftsausdruck). Indem jede Vorstellung, sobald sie hervorgebracht ist, in der Seele eine solche Veränderung wirken muss, dass sie den darauf folgenden Augenblick eine andere erweckt, in welcher wir hernach eine Verwandtschaft mit der vorigen bemerken (b. Herz), so liegt in der solche Veränderung bedingenden „Fertigkeit" (s. Zart) die organische Verknüpfung (psychischen Wachsthums). Alles Mannigfaltige der Anschauung steht unter den Bedingungen der ursprünglichen synthetischen Einheit der Apperception (b. Kant). „Ein Urtheil ist wesentlich nichts Anderes, als die Art, gegebene Erkenntnisse zur objektiven Einheit der Apperception zu bringen" (s. Schaller). Die vernünftige Erkenntniss unterscheidet sich durch Nothwendigkeit und Allgemeinheit von der sinnlichen (s. Tetens). Indem „in jeder besonderen Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden könne, als darin Mathematik anzutreffen ist" (s. Kant), gilt dies besonders für naturwissenschaftliche Psychologie (in Reduktion des Denkens auf logisches Rechnen). Aus den Arten des Vernunftschlusses (in der „transcendentalen Dialektik") ergeben sich (bei Kant) die Seele, das Unbedingte der kategorischen Synthesis, die Welt, als Totalität des Unbedingten der hypothetischen Synthesis, und Gott, das Unbedingte der dijunktiven Synthesis (s. Schaller). Die „analytische Mechanik" (s. Du Bois-Reymond) stösst (im Materialismus) auf

unübersteigbare Schranken mit dem Problem der Freiheit, so lange diese nicht sich selber lebt in der Mechanik des gesellschaftlichen Organismus (mit der Zuthat idealen Elementes aus den Sprachschöpfungen des Denkens bei psychischem Wachsthum). Soll das Problem des Fortschritts der Menschheit gelöst werden, so muss der Psychologie des Individuums die Psychologie der Gesellschaft zu Hülfe kommen (s. Dietrich). Der Mensch ist durch seine Vernunft bestimmt, in einer Gesellschaft mit Menschen zu sein, und in ihr sich durch Kunst und Wissenschaft zu kultiviren, zu zivilisiren und zu moralisiren (s. Kant). Hume's Hülfsannahme eines „Belief" für die Erklärung von Eindrücken, die mit der Stärke von Realitäten auftreten, entwickelt Hamann zu der dogmatischen Theorie, dass über der Vernunft in jedem Falle der Glaube steht (s. Zart). Wie die übrigen Sinne nur sekundäre Eigenschaften des Körpers, liefert das Gefühl allein die erste und wesentlichste körperliche Eigenschaft, in der Dichtigkeit (bei Locke). Für das aus dem Grade der Klarheit oder Verworrenheit erst auf die Entfernung schliessende Auge, deutet die grössere Klarheit auf eine weitere Entfernung, die Verworrenheit aber auf eine grössere Nähe des Gegenstandes (s. Berkeley), so dass in teleskopischer Fernschau, unter allgemeinen Umrissen, abgerundet erscheint, was sich mikroskopisch in unabsehbares Detail zersplittert (bis das Gesetz gefunden, durch Arbeit der Induktion). Die Monade hat kein Fenster (bei Leibniz). Die Monade (nur Vorstellungen, nicht Substanzen produzirend) ist (bei Leibniz) „wie eine Ur-Monas oder eine unendliche Substanz erzeugt werden" (s. Spicker). Ohne „vinculum substantiale" ist der Körper nur Phänomen (bei Leibniz). Wie die Empirie das Streben hat, das Einzelne immer noch mehr zu vereinzeln, bis sie zu einem Untheilbaren, zum Atom, gelangt, so hat umgekehrt die Philosophie das Streben, das Allgemeine immer noch mehr zu verallgemeinern, bis sie zu einem letzten Grunde, zum Prinzip gelangt (s. Spicker), und indem das „Ding-an-sich" das „Ding-für-mich" ist, bietet sich der anthropomorphische Ausgangspunkt (im Zoon politikon, bei der Gesellschaftswesenheit des Menschen). Vermittelst der Sinnlichkeit werden uns Gegenstände gegeben (bei Kant). In den spezifischen Sinnesenergien liegt die subjektive Form des Empfindens (bei Fr. Müller), im Unterschied der Modalität (neben der Qualität) in den „Qualitätenkreisen" (s. J. G. Fichte). Eine Erkenntniss wird schlechthin rein genannt, in die sich überhaupt keine Erfahrung oder Empfindung einmischt, welche mithin völlig apriori ist (s. Kant), indem sich die Erfahrung gewissermaassen längs des aufsteigenden Entwicklungsganges derartig sublimirt hat, um als solche nicht mehr zur Empfindung zu kommen.

obwohl von Grund aus als Gesetz einwohnend (im psychischen Wachsthumsprozess). Das Wohlgefallen ist die Folge der Schönheit, nicht die Quelle des Schönheitsgefühls (b. Herz), und so die moralische Empfindung nicht im sittlichen Sinn (s. Shaftesbury), sondern die Folge des vorhergegangenen Vernunfturtheils über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Handlung (cf. Zart), in Auswirkung des der Möglichkeit nach Vorhandenen (unter gegenseitig bedingter Wechselbeziehung mit gesetzlicher Verknüpfung). Die eigentliche Domaine des Dichters ist das Sinnlich-Konkrete, die des Denkers, das Logisch-Abstrakte, aber der schöpferische Grund für beide ist und bleibt die Phantasie (s. Spicker). In subjecto est reatus, hoc est in animo ejus qui deliquisse se meminit et scrupulo angitur conscientiae donec fiat delicti remissione securus (s. Aug.). Der „Geschmack am Guten" wird durch Musterwerke gebildet, als Produkte des Genie, wie Alles in der Kunst (b. Jacobi), aber zunächst (um Exzentrizitäten zu vermeiden) wäre aus normalem Durchschnittstypus ein Richtmaass zu gewinnen (im Ueberblick harmonisch gebildeter Völkergedanken). „Die Sinnlichkeit kommt zu ihrer Würde erst durch den Verstand und umgekehrt; so wird gleichnissweise der Mann erst Vater in dem Moment die Frau Mutter wird" (s. Spicker) in gnostischer Vermählung (der Magna Mater mit dem Pater anonymos). Die Betrachtung der Erhabenheit der Welt, in der Hand allmächtiger Kraft, lässt in Ohnmacht und Verzagtheit vernichtet, vor Schrecken zusammensinken (s. Burke). „Je distinguirter die Empfindung, desto klarer die Vorstellung, je stärker jene, desto deutlicher diese" (s. G. Spicker), aber zunächst nur im harmonischen Durchschnittstypus goldener Mitte (ehe auch die Extreme, um ihrer Uebermacht nicht zu erliegen, bewältigt werden können). Die innere Kraft der Materie ist anziehende Kraft (bei Muschenbroek). Trotz der Berechtigung einer physikalischen Aufsuchung und Bestimmung einzelner Naturzwecke (bei Derham) ist die Endabsicht des Ganzen aus der Naturforschung nicht ableitbar (s. Kant). Zunächst giebt die empirische Erfahrung einen ganz „verworrenen (unendlich mannigfaltigen, unserer Fassungskraft nicht angemessenen) Stoff" (s. Kant), aber um hier die beherrschenden Gesetze zu gewinnen, hat die Materialbeschaffung stets vorherzugehen (auch in der Ethnologie). Indem in der Materie, als alleinig in der Ausdehnung bestehend, nur die Möglichkeit der Bewegung, aber nicht das Hervorbringen derselben liegt, so wird die Kraft der Bewegung in Gott verlegt, der der Welt den ersten Stoss ertheilte (bei Cartesius). Die Ausdehnung in ihrer Allgemeinheit wird als Ideen gefasst, mit der Existenz der Einzelnheiten vom Willen Gottes abhängig (bei Malebranche), und so hätte das Denken sein Verständniss zu ge-

winnen im eigenen Willen (für die Naturgesetze der Göttlichkeit). Als aus der Substanz nicht heraustretend, verbleiben der Modi verschwindende Momente der Allgemeinheit (bei Spinoza), und wenn als Gedanken durch das Denken erfasst, hätten diese das waltende Gesetz aus sich selbst zu finden (bei logischem Herausrechnen der vorübergehenden Erscheinungsweisen in deren Zusammenhang). Neben der „doppelten Empirie“, als „reale“ (mit „sämmtlichen Fragen der Naturwissenschaften“) und „ideale“ (der „historischen Wissenschaft, also Geschichte der Politik, der Sprache, der Religion, der Kunst, des Rechts, der Moral, der Philosophie selbst etc.“), zusammenbegriffen im Inhalt der „Erfahrungswissenschaften“, hat dagegen die Vernunftwissenschaft „die Begründung all dieser Begriffe und die Folgerung aus den durch die Erfahrung gewonnenen Resultaten für das geistige Leben zur Aufgabe“ (s. G. Spicker), aber auf der Brücke der Idealität bei Einführung der Psychologie unter den Naturwissenschaften (mittelst des thatsächlichen Material's in dem Völkergedanken). Für eine Identität des Denkens und Seins handelt es sich um Uebertragung der dialektisch verstehbaren Denkgesetze im Werden auf die realisirten Erscheinungsweisen (bei Rückkehr aus objektiver Umschau zu subjektiver Selbstbetrachtung). Die Frage nach der Entstehung der menschlichen Erkenntniss, sobald sie ernsthaft und gründlich unternommen wird, enthält die Frage nach der Entstehung unserer gemeinsamen Weltvorstellung (s. Kuno Fischer). „Da der ganze Inbegriff aller Vorstellungen, die ein Mensch von dem Gebrauch der Freiheit bekommt, vornehmlich in Empfindungen besteht, so ist sein ganzer äusserlicher Zustand daran schuld, warum er eben diese und keine anderen Empfindungen zu derselben Zeit bekommt. Der Himmelsstrich, in welchem er geboren worden, die Nahrungsmittel, die seine Mutter während der Schwangerschaft genossen und die er selbst gewöhnlicher Weise geniesset, was er täglich vor Augen hat, und sonderlich dasjenige, was er von anderen Menschen sieht und hört, gründet seinen Charakter auf Zeitlebens. Da nun, nach erlangtem Gebrauch der Freiheit, die allermeisten Menschen alle ihre übrigen Urtheile und Denckungsarten, den Empfindungen und Vorurtheilen gleichförmig machen, welche sie vor diesem Gebrauche eingesogen haben, und die allerwenigsten eine so grosse Stärke, in dem freien Gebrauche ihres Verstandes und anderer Erkenntnisskräfte, erlangen, als erfordert wird, wenn man die Vorurtheile der Kindheit ablegen soll, so denken und urtheilen die allermeisten Menschen vorzüglich von den Empfindungen und Vorurtheilen, die sie in der Kindheit eingesogen haben. Und es kann daher einigermaassen begriffen werden, wie ein ganzes Volk auf eine merklich ähnliche Weise denken,

urtheilen und handeln kann“ (s. Georg Friedrich Meier). Was unter allen Verschiedenheiten, in denen der Mensch sich zeigt, in Betreff seiner Triebe beständig erscheint, das kann mit zureichendem Grund als Natur und Wesen derselben angesehen werden, wogegen das, was nur unter gewissen Umständen da ist, als Abänderung, Ausartung oder Vervollkommnung aufzufassen sein wird (s. Feder), für die Elementargedanken unter ethnischen Differenzirungen (je nach der Umgebung in der Einflussweite). Das Klima übt Einfluss auf die Gemüther (b. Home). „The physical geography of a country always has a great effect upon its political history“ (Freeman). The same causes that influence the disposition and manners have also a proportionable effect upon the intellect (s. Ferguson). The nature and principles of religion, or what it recommands and forbids, are, in some instances, considerably influenced by the climate (1791). Die Eintheilung der Vögel (b. Zinanni) gründet sich auf die Eindrücke, die sie in den Sinnen erregen (1737). Unter den Fischen finden sich die Saxatiles (Felsenfische) in steinigen Gebirgswassern (b. Marsigli). Für eine „Weltrechtsphilosophie“ (s. Geyer) waren die Prinzipien, welche dem positiven Recht thatsächlich zu Grunde liegen, aufzusuchen (im „Geist“ des positiven Rechts). Corpus omne perseverare in statu suo quiescendi vel movendi uniformiter in directum, nisi quatenus a viribus impressis cogitur statum illum mutare (s. Newton). Wer im Aether ein fünftes Element entdeckt haben wollte, nach klassischer Terminologie, käme als Naturforscher in Kollision und Konflikt mit chemischer Darstellung aus Alkohol, oder für den Weltäther, wie mit seelischen, mit kosmischen Spekulationen (unter physikalischer Verwerthung wieder für die Lichtwellen, bei der Vibrationstheorie). Bei Aehnlichkeit, wie der sinnlichen auch der geistigen Empfindung mit der betreffenden Ursache (bei Tetens) in den Gemüthsbewegungen (s. Wundt), ergiebt sich eine nationale Physiognomie (unter den geographisch-historischen Bedingungen der Umgebung). Jede Idee stammt aus der Erinnerung, jede Erinnerung aus einem Leiden des Geistes (passio intellectus), als Empfindung (b. Rüdiger). Die philosophische Erkenntniss ist die Vernunfterkenntniss aus Begriffen, die mathematisch aus der Konstruktion der Begriffe (s. Kant) im logischen Rechnen (vom Dedomenon ab). Der von Kindheit an vorhandene Trieb zur Beschäftigung dauert so lange, wie das Leben (b. Hutcheson). Trägheit, Anziehung und Abstossung sind die Fundamentalkräfte der atomen Elemente (bei Boskovich). Die Materie ist nur die gedachte Ursache der Empfindung (s. Spicker). Die Einbildungskraft wirkt nach dem Grundgesetz der Associationen (s. Maass). Ideen von gegenwärtigen Ob-

jekten entstehen durch wiederholtes Schwingen von Fibern (bei Hartley). In der Analyse, als Zergliederung der Begriffe (im Kritizismus), sind die Begriffe, welche (den gegebenen) a priori hinzugethan werden, durch die Vernunft erschlichen, „ohne es selbst zu merken“, im ehrlichen Geständniss, nicht zu verstehen, was dagegen im organischen Wachsthum des Völkergedankens aus Naturgesetzen enthüllt stehen würde (bei der Induktion). Da, was Jemand weiss, er auch kann, folgt aus richtigem Wissen das richtige Wollen, und das Böse geschieht nur aus Unwissenheit (b. Socrates), so dass die Avixa zu klären ist (in Bodhi). Was Kant „Erschleichung“ der Vernunft nennt, das nennt sich „Entwicklung“ (s. Spicker). Die Evolution der Seelenvermögen beruht auf einer Epigenesis (b. Tetens). „Erfahrung besteht aus Anschauungen, die der Sinnlichkeit angehören, und aus Urtheilen, die lediglich ein Geschäft des Verstandes sind“ (s. Kant), würden indess gleichfalls aus objektiver Betrachtung thatsächlich gegebener Anschauungen induktiv zu sicherer Begründung herleitbar zu erweisen sein (in naturwissenschaftlich durchgebildeter Psychologie), unter Aufstellung eines „transcendentalen Schemas“ (wie aus dem Wachsthumsprozesse der Völkergedanken darzulegen) zur Vermittlung (bei gemeinsamer Wurzel für Anschauung im Begriff) und Erkenntniss „verborgener Kunst“, der Natur ihre „Handgriffe“ abzuräthseln und herauszurathen (durch komparativ-genetische Methode). In Erregung der Nerven und Wahrnehmung ihrer Wirkungen verhält sich die Thätigkeit der Seele (b. Irving) als (s. Search) „passive“ Zuschauerin (s. Zart). Nach der Geburt behält die Seele Spuren der Eindrücke im embryonalen Zustand (s. Tetens). „Nicht weil ich es so gewohnt bin, ziehe ich aus der Erfahrung Schlüsse, sondern weil ich aus derselben Erfahrung immer dieselben Schlüsse zu ziehen logisch genöthigt bin, werde ich es so gewohnt“ (s. Gideon Spicker). Der Geist (das, was denkt, will und perzipirt), ist ein einfach untheilbar thätiges Wesen, welches, sofern es perzipirt, Verstand, und sofern es hervorbringt, Wille heisst (b. Berkeley). „Die Ordnung und Regelmässigkeit in den Erscheinungen, die wir Natur nennen, bringen wir selbst hinein“ (s. Kant), in prästabilirter Wechselwirkung (für organisch gesetzliches Walten). Wie die sekundären Qualitäten (Farbe, Figur, Geruch, Geschmack), existiren auch die primären (Ausdehnung, Bewegung, Ruhe, Solidität) nur als Wahrnehmungen der Vorstellungen (b. Berkeley). Seitdem mit den physikalischen Beobachtungen die chemischen Versuche über den Erregungsvorgang in Muskel und Nerven (s. J. Ranke) Aeusserungsweise und Grund der thierischen Kraftentladung bekannt, ergaben sich die allgemeinen Lebenserscheinungen erklärt,

mechanisch (für organische Durchschau). Bei den synthetischen Urtheilen a priori (in Wahrheit und subjektiver Gewissheit, obwohl unabhängig von der Erfahrung) fehlt (ausser in der Mathematik) der Vortheil, sich im „Felde der Erfahrung" darnach (nach Thatsachen) umzusehen (b. Kant), von den Völkergedanken geliefert (für naturwissenschaftliche Psychologie). Die Vorstellungen haben in zugehöriger Abstandsleiter zu einander hineinzupassen (s. Herz). Zu dem dogmatischen und skeptischen Verfahren (Wolf's und Hume's) fügt sich das kritische (b. Kant) und das naturwissenschaftliche (jetzt). Aus der Suggestion (Eingebung) werden ursprüngliche Prinzipien der Ueberzeugung (belief) veranlasst (b. Reid). Kant (in der Kritik) war bloss negativ (s. Spicker). Da keine Bewegung in einem Augenblick gänzlich aufhören kann, verbleibt die Nachempfindung (b. Tiedemann). Gedanke ist das Bewusstwerden einer organischen Veränderung im Menschen (b. Lossius). „Weil die Gegenstände unserer Erkenntniss keine Dinge an sich selbst sind" (s. Kant), ist der Verstand „selbst der Quell der Gesetze der Natur" (ihrer „formalen Einheit"), und diese für individuelle Psychologie einheitliche Subjektivität, ist objektiv zu klären (aus dem Gedanken des Gesellschaftsorganismus). Die Philosophie ist die Wissenschaft des Geistes, subjektiv betrachtet, objektiv genommen aber ist sie die Wissenschaft vom Absoluten (s. Spicker). Die Vereinigung der Vorstellungen in ein Bewusstsein ist das Urtheil (s. Kant). Una quaque res ex se determinata est ad perseverandum in suo existendi modo (s. Rohault). In der Erfahrung ist keine Wahrheit, sondern nur empirische Gewissheit, denn Wahrheit besteht (b. Kant) „in der strengen Allgemeinheit und Nothwendigkeit" (aus „Schlussfolgerungen"), also nicht auf der sinnlichen Empfindung, denn diese führt nur zur unmittelbaren Gewissheit, sondern auf der logischen Folgerung beruht die Wahrheit oder die Allgemeinheit und Nothwendigkeit; aber auch selbst die Allgemeinheit ist schon eine Folge der Nothwendigkeit (s. Spicker) in der „Gedankenstatistik" (naturwissenschaftlicher Psychologie). Nur wenn man die Erfahrung nicht als Schranke, sondern als Ausgangspunkt fasst, erhält die Kategorie ihre volle Thätigkeit und Bedeutung, und erst dann ist Allgemeinheit und Nothwendigkeit möglich (s. G. Spicker). Der spekulative Geist erkennt das Gesetz des Bildens und Verwandelns der Formen, die Phantasie, durch die Idee bestimmt, ist nach demselben Gesetz wie die Natur thätig, ihr Lebensgesetz das der Metamorphose selbst (s. J. Müller). Nur so lange erhält und bewahrt das Element des Lebens uns in sich, als wir dem Prinzip für Erhaltung der Thätigkeit treu sind (s. Heinroth). La conscience est en elle-même et par elle-même un nouveau facteur

(s. Ribot). In der Idee des Zweckes lässt die Vernunft die Theile durch das Ganze gesetzt sein (b. Kant), organisch geschlossen (im Selbst). Von vergleichender Anatomie zur vergleichenden Psychologie ist nur ein Schritt (s. C. G. Carus). Subjektivismus ist diejenige Anschauung, die möglichst nur in dem einzelnen Bewusstsein als äusserste Grundlage ausgeht (s. Hess). The soul of men is a self-acting agent (s. Paine). Das Leben der Seele ist Gott, das Leben des Körpers die Seele (s. Johannes Sal.). Chacun de nous est une plante dans le sein de sa mère, un animal à sa naissance,' un ange après sa mort (s. Foley). *ψυχῆς ἐνέργεια κατ' ἀρετήν* (b. Aristotel.). Der Mensch ist „appetens societatis“ (s. Bolognetus) als „animal sociale“ (b. Vasquez Manchaca). Toutes les sensations derivant d'objets matériels, dont l'essence de l'âme est si loignée, il lui est impossible de s'élever jusqu'à sa substance céleste et s'abaisser en même temps au substances terrestres (s. Lambert). **'Ο δε θεός νοῦς ἐστι τοῦ Κόσμου** (s. Plut.) bei Plato (mit den Ideen, als **παραδειγμα** der **ὁμοιώματα**). Für die objektive Betrachtung ist das Gehirn die Effloreszenz des Organismus (s. Schopenhauer). „De même que le corps a tous ses principes répandus dans le monde physique, l'esprit a tous les siens répandus dans le monde spirituel“ (s. Erckmann-Chatrian). Das Bild kommt zunächst dem Vorderhirn zu und wird erkannt, dasselbe kommt zur vollen Klarheit im Mittelhirn und liegt als Gedächtnissschatz im Hinterhirn (b. Ihwan-as-safa). Wie in der Galle wesentlich das Residuum abgestorbenen, ertödteten Blutes und namentlich der Blutbläschen erscheint, so lässt sich auch erwarten, dass diese Absonderung auf psychischer Seite derjenigen Regung, in welcher das Verkümmern, das Ertödten des, dem Blutleben des im Psychischen entsprechenden Gemüthslebens sich offenbart, entsprechen müsse (s. C. G. Carus). Die Chemie ist nur eine systematische Experimentallehre (keine eigentliche Wissenschaft), und weiter noch hat empirische Seelenlehre von dem Range eigentlicher Naturwissenschaft jederzeit entfernt zu bleiben, weil Mathematik auf die Phänomene des inneren Seins und ihre Gesetze nicht anwendbar ist, besagen die Folgerungen des Kritizismus (bei Kant), wogegen in naturwissenschaftlicher Weltanschauung die Chemie gerade als Muster und Vorbild dient (nach praktisch bethätigtem Verdienst) und die ganze Seelenlehre sich in Mathematik auflöst (mit dem Denken, als logischen Rechnen). Das Vermögen der Seele, unsere Körper zu bewegen, ist ihre Thätigkeit (bei Irving). Die Seele steht mit dem gesammten Gehirnmarke in gleichen Verhältnissen (bei Platner). Vibrationes sensoriae, saepius repetitae, generabunt in cerebro propensionem ad vibratiunculas, respondentes

sibi ipsis respective (bei Hartley). „Utitur anima virtute phanthastica ad concipiendum proponendumque intellectui sensibilium tantummodo rerum similitudines“ (bei Mirandula). Die richtige Methode im Philosophiren fordert eigentlich aus der Zergliederung unserer philosophischen Beurtheilung der Dinge eine anthropologische Theorie der Vernunft (s. Fries). Die physiologische Menschenkenntniss geht auf Erforschung dessen, was die Natur aus dem Menschen macht, die pragmatische auf das, was er als frei handelndes Wesen aus sich selber macht (s. Kant). Die Plastidulseele unterscheidet sich von der anorganischen Molekulseele durch den Besitz des Gedächtnisses (s. Häckel). Als Prinzipien der Lebewesen sind (unterhalb der chemischen Affinitäten) der „Probien“ aufzusuchen (s. Nägeli). Ohne Phosphor kein Gedanke (s. Moleschott). Le cerveau secrète la pensée, comme la foie secrète la bile (s. Broussais). Aus der „Naturgeschichte des Himmels“ (und der Erde) wachsen (bei Kant) zwei Zweige spezieller naturphilosophischer Untersuchungen hervor, welche von der Naturphilosophie hinüberleiten zur Anthropologie und Philosophie der Geschichte (s. Dieterich). Die sensitive Seele ist ausgedehnt, und mit dem Leibe als seine Form circumscriptive verbunden, so dass ihr Theile einzelner Theile des Leibes innewohnen, die intellektive Seele dagegen ist eine trennbare, mit dem Leibe diffinitive verbundene Substanz, so dass sie in jedem Theile ganz ist (bei Occam). Nach Fries ist die philosophische Grundwissenschaft nicht metaphysisch, sondern Anthropologie im Sinne der inneren Naturlehre, d. h. phylosophische Anthropologie (s. Kuno-Fischer) mit dem „Vorbilde in der Physik, überhaupt in der Naturwissenschaft“ (s. Otto Liebmann), als induktiv (bei Wangenheim). Innerhalb des seelischen Lebens ist Raum und Zeit die gemeinsame Form, alle Arten der Empfindung als Inhalt einzukleiden, innerhalb der körperlichen Vorgänge ist das Gehirn das gemeinsame Organ für alle Uebermittelungen der Organnerven (s. Albert Krause). Das Bewusstsein des Ich ist zwar der Mittelpunkt, aber nicht auch der Realgrund des geistigen Lebens (s. Schulze), im Schlaf und während der Ohnmacht verschwindend (sogar ohne Selbstbewusstsein). Anschauen heisst: ein Objekt, indem es gegeben wird, als ein solches und kein anderes auffassen (s. Herbart). Erst dann, wenn mehrere Objekte vorgestellt werden, gehört Etwas an ihnen dem Vorstellenden, nämlich ihre Zusammenfassung in Ein Vorstellen (s. Herbart). Wer den Schein auf eine Vielheit einfacher, untheilbarer Wesen zurückführt, wird zugestehen, dass wohl alle Objekte unseres Vorstellungsverlaufs so verstanden werden müssen (s. Wyneken). Die Erkenntniss und die Vielheit

oder die Individuation stehen und fallen miteinander, indem sie sich gegenseitig bedingen (s. Schopenhauer). Wechselwirkung ist nicht wesentlich anders, als die einfache Kausalität (s. P. Carus). Der Geist ist eine immateriell mit dem Körper vereinigte Substanz und sein Wesen ist Vernunft (s. Ennemoser). *Ἡ μάθησις οὐκ ἄλλό τι ἢ ἀνάμνησις* (s. Plato). Durch Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit ist das Erreichen der eigenen anzustreben (bei Cumberland). Aus dem Begriffe der Nothwendigkeit einer ewigen Existenz ergiebt sich das Dasein Gottes, als das Substrat des unendlichen Raums und der unendlichen Zeit (bei S. Clarke). Das Gegebene kann nichts anderes sein als dasjenige in der Vorstellung, dessen Ursache nicht nur, sondern auch dessen Entstehungsart („essentia realis") in uns unbekannt, d. h. von dem wir blos ein unvollständiges Bewusstsein haben (s. Maimon). Die Differenzrechnung bestimmt die Grenzverhältnisse von Funktionen, wenn diese gegeben sind, die Integralrechnung die Funktionen aus gegebenen Grenzwerthen (s. Hoffmann). In der Vergeltung, *ἀντιπεπονθός* (der Pythagoräer) wägt die Karma (zwischen Bun und Bab). Ideen sind blosse Gedanken, deren objektive Realität theoretisch unbeweisbar ist, durch die verschiedenen Formen des Vernunftschlusses gewonnen (bei Kant), indem aber die Ideen das schlechthin Unbedingte zum Inhalt haben sollen, so sind sie im Grunde nichts anderes, als das Ding-an-sich (s. Schaller), und praktisch in ihrer Entstehung nachweisbar (aus den im Völkergedanken gelieferten Anschauungen), und statt „wesentlich untheoretisch, alogisch" findet auch die „praktische Vernunft" ihre Theorie (im logischen Rechnen). Nach den Prinzipien (der Bewegung) würden alle körperlichen Dinge als aus harten und festen Theilchen zusammengesetzt sich ergeben, welche bei erster Bildung der Dinge in mannigfaltiger Weise mit einander sich verknüpften, auf Wink und Rathschluss des allwissenden Schöpfers (s. Newton), nach Schöpfungsgedanken (b. Agassiz). Als ursprüngliche Erscheinung der Attraktion (die Repulsion beschränkend) erweist sich die Gravitation (b. Kant). Wenn auch die Bewegung aufhört, so bleibt doch das Streben in dem Körper (s. Leibniz). „Kein Streben ohne Bewegung dauert über ein Moment, ausser in den Geistern" (jeder Körper ist ein momentaner Geist). Trägheit, Anziehung und Abstossung bilden die Fundamentalkräfte der atomen Elemente (b. Boskovich). Der Grund der Kohäsion liegt in der Anziehungskraft kleinster Theile der Materie (s. Hamberger). Materiae vis insita est potentia resistendi, qua corpus unumquodque, quantum in se est, perseverat in statu quo vel quiescendi vel movendi uniformiter in directum

(s.Newton). Die Wärme ist, die an der Materie schon anhaftende Dehnbarkeit in ihrem Ursprung, mit dem Licht identisch, aber in ihrem Zustand von dem Licht wesentlich adentisch (s. Hildebrandt). Der leere Raum existirt dreifach, als vacuum separatum, als vacuum disseminatum und als vacuum coacervatum (l. Gassendi). Materie ist das Bewegliche im Raum, ist die Substanz in demselben (s. Kant). Für die Materie („was der Empfindung korrespondirt") liegen die Formen „im Gemüth a priori bereit" (s. Kant). Zum „Beweis, dass keine Materie denken könne" (1743) folgt, „dass keine Materie, kein Körper denken könne, weil beide zu denen zusammengesetzter Körper gehören" (s. Georg Friedrich Meier). „For aught we know, or ever can know, Matter is a mere hollow shell" (s. F. Bowen) und so die Welt auf Mangaia (cf. Gill). Im Begriff eines organischen Wesens liegt bereits eine Materie ausgedrückt, „in der Alles wechselseitig als Zweck und Mittel auf einander in Beziehung steht" (s. Kant). Tria rerum principia (lehrt der „Magister") materiam scilicet, formam et privationem (1517). Wenn Körper existiren, so sind die Gesetze der Bewegung gewiss (s. Euler). Die Zeit verläuft sich nicht, sondern in ihr verläuft sich das Dasein des Wandelbaren (s. Kant). Setzt man den Raum, so setzt man auch die Ewigkeit (s. Venzki). Inest ergo sideribus ratio ad peragenda meatus mosapta, eed Dei est illa ratio, qui fecit et regit omnia, non ipsorum siderum quae moventur (s. Lactantius). Der Fortschritt der Wissenschaft im Menschen, als der Wissenschaft, „die der Mensch wirklich bedarf" (zu lernen, „was man sein muss, um ein Mensch zu sein") galt als höchste Aufgabe aller wissenschaftlichen Forschung (für Kant). Eine Theorie des exakten Wissens zu schaffen, welche für die Geisteswissenschaften ebensogut Geltung hätte, wie für die Naturwissenschaft, war Pflicht der Metaphysik (s. Dietrich). Die ächte Methode der Metaphysik ist mit derjenigen im Grunde einerlei, die Newton in die Naturwissenschaft einführte (s. Kant). Ein Inbegriff methodidisch verbundener Wesenheit ist im System (s. Maass). Quidquid essentia dignum est, id etiam scientia dignum est, quae est essentiae imago (s. Baco). Da in der Poesie überall Erlebniss, überall ein Inneres, das in seinem Aeusseren sich darstellt, als ein äusserlich Bildliches, das in Innerlichkeit beseelt ist, Stoff und Ziel der Darstellung bildet, so ist alle Dichtung symbolisch (s. Dilthey). Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl, es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äussert, und vom Frohsinn, das bis zum Entzücken steigen kann (b. Schiller). Whatever is fitted in any sort to excite the ideas of pain and danger, that is to say, whatever is in any sort

terrible, or is conversant about terrible objects, or operates in a manner analogous to terror, is the source of the sublime (s. Burke). La monde est ce qu'il doit être pour un être actif, c'est-à-dire fertile en obstacles (b. Vauvenargues) für die aktiven Völker, im Gegensatz zur Resignation der passiven (im „Dukha"). Das Schöne ist das Symbol des Sittlich-Guten (s. Kant). Die allgemeine Ethik und Aesthetik in Verbindung mit den naturwissenschaftlichen und psychologischen Disziplinen ist die Grundlage für alle Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften (s. Thilo). Das Symbol ist bloss äusserliche Verknüpfung von Bild und Inhalt durch einen Vergleichungspunkt (b. Fr. Vischer), zur Einfühlung (b. R. Vischer). Die Materie unterscheidet sich (s. Dieterici) in Werk-Materie, Natur-Materie, All-Materie und Ur-Materie (b. d. Jhwan as-safa). Naiv muss jedes wahre Genie sein, oder es ist keines (s. Schiller). Die Elementargedanken, als phénomènes fondamentaux, durchziehen die chemischen Differenzen (historisch-geographisch). Der Unterschied der ζητοῦσι (s. Marbach). Ein Geist ist ein einfaches, untheilbares, thätiges Wesen, welches, sofern es Ideen perzipirt, Verstand, und sofern es sie hervorbringt oder anderweitig in Bezug auf sie thätig ist, Wille heisst (s. Berkeley). „Die Existenz einer Idee besteht im Perzipirtwerden". Besoins d'idéalité (b. Comte) liegt vor, für Skeptik von der neuen Akademie wird dahin bestimmt, dass die Akademiker *ἀκαταλήπτων ἀπεφήναντο*, die Skeptiker dagegen den Appetitus intellectivus (b. Thom. Aq.) Aus dem ewigen Licht werden vier Lichter in uns geboren (s. Ruysbroek). Die grossartigste Vorstellung vom Haushalten der gesammten Natur erhalten wir, wenn wir die Trümmer untergegangener Welten, als das Rohmaterial der endlosen Neubildungen ansehen (s. R. Dieterich), wie in indischer Schöpfungstheorie überall (und auch in Hawaii's Kosmogony). Die unmittelbare direkteste Kenntniss der psychischen Prozesse erhalten wir durch die Beobachtung unser selbst (s. Schaller). Alle Schlüsse auf Grund der Erfahrung sind Wirkungen der Gewohnheit, und nicht des Verstandes (s. Hume). Je mehr Eigenthümlichkeiten ein Naturprodukt zeugt, desto mehr Pflichten hat der Mensch gegen dasselbe (s. Clarke). Ist die Psychologie die Lehre von den Naturgesetzen des menschlichen Denkens, so ist die Logik die Lehre von der Kunst des Denkens (b. Spitta), aber folgewirkend anwendbar erst dann, wenn jene Naturgesetze in naturwissenschaftlicher Behandlung durch Psychologie festgestellt sind, aus dem Völkergedanken (des Zoon politikon). Die anziehende Kraft (als innere Kraft der Materie), wie sie Gott in die Materie gelegt, ist als Naturgesetz zu betrachten, wie die innere Kraft der Schwere (s. Muschenbroek), und so die psychische (im organischen Wachsthum des

Lebens). Das Bewusstsein seiner selbst in der Vorstellung Ich ist gar keine Anschauung, sondern eine blosse intellektuelle Vorstellung der Selbstthätigkeit eines denkenden Subjekts (s. Kant). „Le Moi est le pivot et le pôle des facultés cognitives“ (s. Janet). Für die Anwendbarkeit des Kausalgesetzes haben wir keine weitere Bürgschaft als den Erfolg (s. Helmholtz). „Die mit dem Charakter der Wahrnehmung auftretenden Bewusstseinsakte verlaufen, als ob die von der realistischen Hypothese angenommene Welt der stofflichen Dinge wirklich bestände“. Die transcendentalen Ideen drücken die eigenthümliche Bestimmung der Vernunft aus, nämlich als eines Prinzips der systematischen Einheit des Verstandesgebrauchs (b. Kant). Wenn der Geist des Menschen überhaupt ein würdiges Ziel seines Daseins hat, so wird es eine Zeit der die Vernunft nöthigenden, zwingenden, wissenschaftlichen Resultate geben, auf allen Gebieten der Wissenschaft (s. Reinkens). Bei Hegel ist die Antinomie jedem Begriffe immanent (s. Stommel). Die „unitas compositionis“ wird zur „unitas essentiae“ durch das innerlich organische Band, das die Selbstständigkeit begründet (aus eigener Fortpflanzungskraft). Liberty or freedom signifieth properly the absence of opposition (b. Hobbes). „When a man suffers himself to be reasoned out of the principles of common sense, by metaphysical arguments, we may call this metaphysical lunacy“ (b. Reid). Der Inhalt des aktiven Betrachtens ist Begriff des Gegenstandes, der Inhalt des transcendentalen Betrachtens ist Begriff nicht des Gegenstandes, sondern von einem Begriff von ihm (s. F. Staudinger). Die sittliche Aufgabe liegt nicht in Unterdrückung der niederen Natur, sondern in ihrer Veredlung und Umwandlung (s. Grubbe). Eine Sache kann nur in der Vorstellung von ihr existiren (s. Kant). „The moral sense“ (s. Hutcheson) or „conscience“ wohnt Jedem ein, als „sense of right and wrong“ (s. Shaftesbury). Ens late sumtum subdividi potest in ens stricte sumtum vulgo reale et aliquid quod non est reale, sed ei oppositum nec tamen nihil (b. Heereboord). Wenn mehrere materielle Systeme in ein einziges zusammengefasst werden, so ist die Energie des Gesammtsystems gleich der Summe der Energien der Einzelnsysteme (s. Planck). Materiae vis insita est potentia resistendi (s. Newton). Metaphysische Erkenntniss ist die synthetisch-philosophische Erkenntniss oder die Erkenntniss in synthetischen Urtheilen, deren wir uns im Denken bewusst werden (s. Fries). La coscienza quindi forma il limite della nostra conoscenza, la quale, essendo una trascrizione della realta in stati di coscienza; puó spiegare ogni cosa tranne la di lei condizione fundamentale (s. Giovanni Cesca). Der Grund der Kohäsion liegt in der Anziehungskraft der kleinsten Theile der Materie (b. Hamberger).

Toute la matière de ce que nous avons se divise entre les données des sens et cettes de la conscience (s. Ferri). Statt (seit Rüdiger) „den inneren Sinn und die innere Erfahrung zur einzigen Grundlage der Psychologie zu machen“ (s. Zart), gilt es, die objektive Anschauung der im Draussen dargestellten Gesellschaftsgedanken (um daraus auf die innerliche Mitthätigkeit des Einzelnen zurückzuschliessen, in organischer Gestaltung). Bei der Freiheit des Willens ist entscheidend das Bewusstsein, dass wir anders hätten handeln können als wir gehandelt haben (s. King). Oportet ergo, quod una propria sit intelligentia quae causa sit intellectualitatis in omnibus his et quae in omnibus his intellectualis scientiae sit causa (s. Alb. Mag.). Das analytische Denken bezieht sich auf das Werden vom Sein, oder es geht vom Ganzen zu den Theilen (s. Vorpahl). Der im Verhältniss zur aktiven Willensäusserung passive Verstand gewinnt Aktivität durch Nachdenken und Aufmerksamkeit (b. Search). Die symbolische Erkenntniss, unter der abstrakten zur intuitiven gehörig (b. Feder), geschieht nach den Kennzeichen der Dinge (notae sive symbola rerum). Das Gedächtniss ist sensitiv oder intellektuell (b. Baumgarten). Aus der Empfindungskraft oder (b. Rüdiger) Sensio entwickeln sich (s. Crusius) die drei Verstandesthätigkeiten, als Gedächtniss, Urtheilskraft und Erfindungskraft (ingenium). Die sinnlichen Vorstellungen werden aus der Einbildungskraft herausgebildet (s. von Creuz). Da Irrthümer meist aus schlechtem Verständniss der Wörter entstehen, bedürfen diese (neben der rhetorischen und grammatischen) einer Behandlung in der Logik (s. Knutzen). Obwohl unter Einfluss von Unlust, (uneaseness) liegt (bei den Motiven) nur das Wohlgefallen (satisfaction) den Handlungen zu Grunde (s. Search). Die Geltung von Pflicht und Verbindlichkeit beschränkt sich auf das Billigungsvermögen (b. Mendelssohn). Das Empfinden liegt im Uebergang vom Denken zum Wollen (b. Eberhard). Die Güte des Gehirns bestimmt sich nach seiner spezifischen Schwere (b. Lossius). Das Aufsuchen von Zwecken in der Natur ist unnütz, zu Irrthümern verleitend, aber selbst die Skepsis (Hume's) kommt zur Zulassung von Absichten in der Natur (s. Raimarus), so dass die Teleologie nicht subjektiv herauszuklügelnd, aber aus dem überall inwohnenden Gesetz zu erfassen (induktiv in Thatsachen). Aus Empfindung und (ihrer Wiederholung in) Einbildung, welche einander ähnlich sind, leitet sich erfahrungsweise alle Vorhersehung (b. Meier). Aus den angenehmen oder unangenehmen Regungen des moralischen Sinns (b. Hutcheson) kommt das Gute oder Schlechte in den menschlichen Handlungen zur Kenntniss (s. Meiners). Der gemeine Menschenverstand ergiebt sich als Wahrheitssinn, im Vermögen,

das Wahre unmittelbar zu erkennen (b. Reid). What are called faculties of mind are its active powers (b. Ferguson). Wie in der Mathematik, so muss auch in der Physik die Untersuchung schwieriger Gegenstände zuerst nach der analytischen Methode angestellt werden — (unter Beobachtung der Erscheinungen nach den vorgenommenen Experimenten, um dann durch die Induktion auf allgemeine Resultate zu schliessen) — und nachher erst kann die Behandlung synthetischer Methode folgen (s. Newton). Allem voran jedoch hat die Ansammlung der Bausteine selbst zu geschehen, unter vorläufig mehr weniger gerathewohles Zusammenfügen, da allseitig entsprechender Bauriss sich einer Kenntniss von vornherein noch entzieht, und vielmehr gerade dadurch erst sich nachträglich zu ergeben hat, wenn später nun, in prüfenden Untersuchungen, diejenigen Gesetzlichkeiten sich als richtig erweisen, welche an sich bereits einwohnen (wenn aus naturwissenschaftlicher Methode hervortretend). Nach Fries müssen „die Ideen von ewiger Wahrheit gerade in der Entgegensetzung gegen die mathematischen Formen und deren Wahrheit gebildet werden" (aber dennoch im Vorgang logischen Rechnens bis zum Unendlichkeitskalkül, bei thatsächlichen Anschauungen in naturwissenschaftlicher Psychologie).

Bewegung der Grundstoffe, Verbindung und Trennung, Aufnahme und Ausscheidung, das ist der Inbegriff aller Thätigkeit auf Erden (s. Moleschott). Noch entbrechen die Thatsachen, um „den Schritt von der Deszendenztheorie zu dem Deszendenzfaktum zu machen" (s. Virchow). Aus dem „Kriterium der Evidenz" (in der Einsicht, dass eine bestimmte Weise des Denkens die für uns nothwendige ist, dass wir also nicht anders denken können, als so, wie wir denken) folgt, dass das nothwendig Gedachte ein richtig Gedachtes ist" (s. von Hertling), und hierzu bedarf es der Kontrolle aus den Thatsachen (von der Psychologie in den Völkergedanken vorliegend, aus gesellschaftlichem Wachsthum). Zunächst handelt es sich um die Beobachtungen des Berichterstatters (testis), und kann der Naturhistoriker dann später erst folgen (s. Al. Baumgarten). Nicht der Gesichtssinn selbst trügt und täuscht, sondern der nicht auf astronomische und Rechnungen eingehende Verstand (s. F. A. Müller), höchstens als Nebenursachen der falschen Urtheile sollen die Sinne gelten (s. Zart). Die mechanische Naturerklärung selbst ist es, welche zu der teleologischen Weltansicht da hinüberführt, wo nach der Begründung ihrer eigenen Voraussetzungen gefragt wird (s. Hertling). ***Τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐστί καὶ εἶναι*** (s. Parmenides). Isis (bei Apulejus) heisst Summa numinum (als Naturmutter der Dinge), una quae est omnia (in Capua). Mit „einer Gleichförmigkeit und Beständigkeit des Naturlaufs" (weil eben all-

gemein an den Eintritt gleicher Bedingungen die gleichen Folgen sich anschliessen) wird eine Wissenschaft möglich, ihrer Bedeutung genügend (s. Hertling). Die ganze Welt ist eine Täuschung (b. Parmenides). Oportet quod in mente divina sint propriae rationes omnium rerum (s. Thom. Aq.). Jedes Glied hat seine Einrichtung und seinen Zweck zur Erhaltung des Ganzen (b. Shaftesbury). Aus dem „systema intellectuale" (s. Cudworth) ernährt sich die dogmatische Metaphysik (b. Daries). Innerhalb des geistigen Gebietes, wie zu erforschen, liegen noch die Erscheinungen von Materie und Kraft, darüber und darunter und nach allen Seiten jedoch liegt dann noch ungelöst das eigentlich grosse Geheimniss des Lebens, für unsere Geisteskräfte auch unlösbar (s. Tyndall). In der Kataposis kehrt das All zu Zeus zurück (in Pythagoras' Orphika). „Zwischen Inkarnation und Reinkarnation besteht ein Zeitabschnitt" (s. Meurer) für den „entkörperten Geist im All" (1871). Yamulla, Feldgott der Liven, nahm die Seele in einer Schale auf (des Holzbilds). Uon Tondalo do ritter auss Hybernia, eyn wunderlich geschicht („de raptu animae"); Visio Tundali (das puch der pein der selen und von den freuden der welten. Das in dem Körper Versenkte heisst Seele, das ausserhalb desselben befindliche Edlere Dämon, wie Timarchus von seinem Führer durch das Reich der Proserpina (in der Höhle des Trophonius) erfuhr (s. Plut.). Sainte Esprit en Enfant et porté sur les Eaux (Miniature XIV. siècle). In der Hölle (unterhalb des Fegefeuer) thront der Teufel, als Mohr oder „Blaumann" (der heiligen Brigitta). Luzifer ist gekettet abgebildet, und fasst Judas mit seinen Krallen (s. H. W. Schulz) im jüngsten Gericht (zu S. Angelo in Formis). La représentation d'une âme dans une auréole, deux anges la reçoivent et l'emportent au ciel malgré les efforts que font deux Démons pour s'en emparer (s. Caumont), tirée de l'église de Bucqueville (XII. siècle). Beim Anzünden des Scheiterhaufens wird gelärmt, damit das herabspringende Herz, (während die Aufmerksamkeit des darauf lauernden Bösen abgelenkt ist), sich zu retten vermag (in Oregon). „Ein Teufel erschien im göttlichen Gericht und hatte einige Seel eines Abgestorbenen, die da zitterte, als ein Hertz, das zittert; welcher Teufel dazumal zum Richter sprach" (in den Offenbarungen der h. Brigitta). Als die heilige Brigitta, nach vier Jahren, die zum Fegefeuer verdammte Seele wiedersah, „erlöset sie Christus von den Peinen gantz und gar und schicket sie als ein gläntzende Stern hinunter in die Glory" (s. Megerle). Völunder schmiedet den (magischen) Jarknastein aus den Augen der Knaben, und die Seele darin (in Guyana), *κόρη* oder Pupille (Mädchen), beim Erchanstein eines menschlichem Auges entsprungen" (s. Grimm). Aus

Thiassi's Augen wurden leuchtende Sterne (und so aus denen neuseeländischer Häuptlinge). Freyja's Thränen wandelten sich in Goldtropfen (wie die der Sonne in Peru). Das Land der Geister (mit Tänzen und Festen) beherrscht (in Kabadi) Iko, als Kanitu (s. Chalmers). Gute Männer und Frauen wurden (von Pundjel) in Sterne verwandelt, wie die Biraark auszudeuten vermögen (in Australien). An dem durch Hinblasen emporgehobenen Baum steigt Tcha-ka-bech (bei den Wyandot) zum Himmel auf (s. Le Jeune). Turm oder Turum, der mit der zornerfüllten Stimme des Donners oder Sturmwinds spricht (bei den Ostjäken), erreichen keine Gebete (s. Castrén). The tradition of the Delawares, respecting their origin, is, that they sprung from a great eagle, who always hovers over them and when pleased, descends and drops a feather, when displeased, he rises into the clouds and speaks in thunder (s. Parker). Species intelligibiles, quas participat noster intellectus, reducuntur sicut in primam causam in aliquod principium per suam essentiam intelligibile, scilicet in Deum (Thom. Aq.). Nicht in einer zufälligen, sondern in einer nothwendigen Vergesellschaftung der Ideen besteht die Schönheit der Bewegungen und Linien (b. Eberhard). In den sechs Elementen wird dem fünften, als Aether, das sechste (des Bewusstseins) zugefügt (im Buddhismus). Als inneres Prinzip einer Substanz, ihren Zustand zu verändern (im Leben), ist uns nur das Begehren bekannt, und da hier die Uebertragung auf den äusseren Sinn, und somit auf die Materie ausfällt, erweist sich diese als leblos (s. Kant), während in den Vorstadien des Denkens solche Uebertragung eben versucht wird (zur Belebung in mythologischen Vorstellungen). We must need acknowledge there is a Being somewhere existent without a cause, for till we find such a one we shall have no cause whereon to found the existence of other things (b. Search). Sumus igitur modi mentis, si auferas modum, remanet ipse deus (s. Geulinx). Fides affectus magis est cordis quam cerebri (b. Calvin). Religio cultu deorum cernitur (als ἐπιστήμη θεῶν θεραπείας). Natura naturans est deus gloriosus, qui naturat (Bartholomaeus ab Usingen). Unter der Unsterblichkeit versteht man diejenige Eigenschaft einer lebendigen Substanz, vermöge welcher sie niemals zu leben aufhört (b. Crusius). ἕν τό ὄν (b. Xenophon). Deus est omnino extra ordinem temporis, quasi in arce aeternitatis constitutus (Alb. M.). Die theologische Spekulation hat ihre einzig sicheren Grundlagen in der Geisteswissenschaft (s. Dieterich). Gott (b. Erigena) ist ὑπερούσιος (superessentialis). As to Man, we have so excellent a piece of workmanship, such a microcosm, such an abridgment of the creator's art in him, as is alone sufficient to demonstrate the Being and Attributes of God (s. Der-

ham). „In Ansehung derjenigen Geister, welche in dieser Welt niemals zum Leben kommen, bleibt es dahin gestellt, ob sie Gott künftig, in einer anderen, dazu bringen wird, oder ob er nur durch die Hervorbringung derselben gewissen lebenden Geistern den Reichthum seiner Allmacht hat erläutern und zeigen wollen, wie viel er ausser den Geschöpfen, die er machet, noch hinzusetzen könnte, wenn er wollte" (s. Ch. A. Crusius). Nur als Mittel, nicht aber an sich, sind für Averroes die religiösen Dogmen wahr (s. Maywald). Die göttliche Essenz, an sich nur begreiflich, erscheint auf wunderbare Weise, sobald mit der intellektualen Kreatur verbunden (s. Erigena). Alle Gründe, durch welche Aristoteles, wenn er über die Seele spricht, der Wahrheit entgegen zu sein scheint, werden durch die Theologen aufgelöst (s. Cremonini). Deus est actus purus, ergo infinitas est et ubique (b. Burgersdijck). Chaque conscience semble se former de la fusion des faits psychiques en un fait nouveau (s. Colsenet). Die zu Seelenwerkzeugen entwickelten vergänglichen Lebensprinzipe der Organismen unserer Erde vermitteln die Verbindung der Körperwelt mit den Aetherleibern der Seelen, und die Verbindung der Aetherleiber der Seelen mit der Körperwelt, und die Aetherleiber der Seelen vermitteln die Verbindung der Seelenwerkzeuge mit den Seelen und die Verbindung der Seelen mit den Seelenwerkzeugen zum Dienst der Seelen (s. G. Schneider). Der Körper ist die Muschel, die Seele aber eine kostbare Perle (s. Dieterici) bei den Arabern (X. Jahrh.). Das Objekt der Metaphysik ist transcendental und darum überhaupt nicht erkennbar (s. Carus). Le sujet sans l'objet n'est qu'une abstraction inintelligible (s. Desdouts). Das Absolute ist nicht nur das Wesentliche von Allem sondern das Wesen selbst, das leibhaftige Wesen (s. Schaller). Alle Individualität im Menschenleben wird theils durch Naturgabe, theils durch das Schicksal der Ausbildung, theils durch die Erziehung gebracht (s. Fries). Notre âme est comme plongée dans une atmosphère d'élémens spirituels, très actifs; dont la combinaison fait la destinée de l'homme (s. Bornstetten). In der Motivation allein beruht die Freiheit, trotz der Nothwendigkeit (F. Kirchner). „Vom Allgemeinen als Prinzip ausgehend", kann der Dogmatismus „nur in Ableitung aus gegebenen Prinzipien, in Unterordnungen unter gegebenen allgemeinen Gesetzen bestehen" (s. Fries). Die Pythagoräer unterscheiden *τὸ πέρας* (*πεπερασμένον*) und *ἄπειρον* (*τὸ δ'ἓν ἐξ ἀμφοτέρων εἶναι τούτων*); nachdem das Ens zusammengetreten war, wurde der nächste Theil des Unbegrenzten von der Grenze angezogen und begrenzt (s. Aristoteles), *τό ἄπειρον εἶναι τό ἄρτιον*, das Unbegrenzte dem Geraden, das Begrenzte dem Ungeraden gleichgestellt (s. Rothenbücher). Im organischen

Zusammenhange philosophischen Entwickelungsprozesses hat Heraklit dem parmenideischen Sein das Werden entgegengesetzt, Aristoteles der platonischen Transcendenz die Immanenz der Ideen, Leibniz der Unicität der Spinozischen Substanz die Individualität und Pluralität derselben, Kant ergänzte Hume's empirische Auffassung des Kausalbegriffes durch die Apriorität" (s. Spicker), „zum subjektiven Idealismus Fichte's weiterführend, den Schelling wiederum durch seinen Objektivismus ergänzte", (und dieser Weg ist von der „Naturphilosophie" zur „Naturwissenschaft" überzuleiten). *Αὐτό τό ἄπειρον καὶ αὐτό τὸ ἓν οὐσίον εἶναι τούτων ὧν κατηγοροῦνται* (der Pythagoräer). Eine unendliche Reihe für etwas Gegenwärtiges anzunehmen, ergiebt sich als an sich ungereimt (b. Feder), da die Zahl der Ursachen gleich den Wirkungen sei, und dennoch das letzte Glied eine Wirkung darstelle, also eine Wirkung mehr sein müsste (s. Zart). „Quoniam autem ens potentiale est non ens per essentiam, tunc ipsum et esse ejus, quod non est ei per essentiam, duo sunt re vera, et alterum accidit alteri, nec cadit in rationem nec quidditatem ipsius. Ens igitur secundum hunc modum compositum est et resolubile in suam possibilitatem sive quidditatem et suum esse. Ex quo manifestum est, ipsum esse causatum ab educende possibilitatem ejus in effectum essendi et a conjungente ipsum esse cum potestate ipsius" (Guilelmus Parisiensis). In der „Architektonik der Theorie des Einfachen und Ersten in der philosophischen und mathematischen Erkenntniss", sind durch Methiologie (neben Dianoiologie, Semiotik und Phämenologie) die metaphysischen Grundlehren zu untersuchen (b. Lambert). Auch der niederste Menschentypus zeigt noch Abstraktionen artikulirter Sprache, Eigenschaften, welche dem geistig begabtesten Thiere abgehen (s. A. Mayer). „There are some actions as well as some perceptions too fine to be expressed in words" (s. W. Ireland). Da sprach der Richter zum Teufel: „wo ist Dein Buch!" Und der Teufel antwortete: „in meinem Bauch." Der Richter sprach zu ihm: „was ist Dein Bauch?" Der Teufel antwortete: „mein Gedächtniss, denn gleich wie im Bauch aller Unflath und aller Gestank ist, also ist in meinem Gedächtniss alle Bosheit und Schalkheit, die als der übelste Gestank stinken in Deinem Angesicht" (s. Megerle), in den Offenbarungen der heiligen Brigitta (Schwedens). und als „words in the belly", reden Gedanken (in Tahiti). Oportet ergo, quod illud, cujus esse est aliud ab essentia sua, habeat esse causatum ab alio (Thom. Aq.). Die Mathesis (b. Pythagoras) war der Weg zur Weisheit (*σοφια*) der Esoteriker (als Mathematikos). Die Samkhyalehre (samkhya oder Zahl) ist eine Zahlenphilosophie (s. L. von Schroeder). Auch für die Logik, in Begründung auf Psychologie

und Anthropologie (b. Platner) hat die „Medicina mentis“ in der Algebra der Verstandesoperationen (b. Tschirnhausen) dem gesunden normalen Entwicklungsgang zu folgen (organischen Wachsthums), mit der geometrischen Methode als Vorbild der philosophischen (s. Wolff), im mathematischen Sinn („logischen Rechnens“). Sind viele Wohnungen in des Vaters Hause, viele Lebensphären, so wird es auch viele Arten himmlischer Verleiblichung geben (s. J. P. Lange). „Dass niedere und gemeine Naturen zu erhabenen und edlen, dass Unwissende zu Gelehrten, Ungläubige zu Gläubigen und durch den Austritt aus diesem Leben sofort umgewandelt werden sollten, widerspricht der Vernunft“ (s. Hornung). Von den sieben Sphären in der Geisterwelt bildet der irdische Wohnort die erste oder rudimentale Sphäre (s. R. Hane). „Der Mensch ist in seinem rudimentalen Zustand dreitheilig und besteht aus Seele, Geist und Leib, aber in der Sphäre ist er nur zweitheilig und besteht dann nur aus Seele und Geist“ (1874). Bahabek (auf nägelbeschlagenem Stuhl) erhofft den 35. Himmel (b. Voltaire). Wenn ein Thier ein anderes frisst, verdaut und assimilirt, so findet hierbei eine Auswechselung der Seele statt (s. G. Jäger). Neben den fünf sinnlichen hat die Seele (bei den „Lautern-Brüdern“) der Moslem fünf übersinnliche Kräfte (die vorstellende, denkende, redende, behaltende und bildende). Die Auferstehenden bekleiden den *σῶμα αἰθέριον τε καὶ σφαιροειδὲς τῷ σχήματι* (b. Origenes). „Im Unterschied von (mathematischen) Demonstrationen wurden (im Kritizismus) philosophische Beweise (als transcendentale) Deduktionen genannt, während in der Rechtsgelehrsamkeit sich deductiones faeti von deductiones juris unterscheiden“ (s. Krug). „In der Induktion, als Schluss vom Besonderen aufs Allgemeine (im Aufzählen einer Mehrheit zur Allheit) bleibt der induktive Beweis immer nur probabel (statt apodiktisch), wenn nicht vervollständigt (als inductio completa).“ Jede Grösse an welcher sich Grade, oder Vermehrung und Verminderung, denken lassen, widerstreitet dem Begriff des reellen Unendlichen und kann ohne Widerspruch dem ewigen Wesen nicht beigemessen werden (b. Sulzer). Wenn man bei der Betrachtung getrennter Dinge von den Merkmalen absieht, durch welche sich die Dinge unterscheiden, so bleibt der Begriff der Anzahl der betrachteten Dinge zurück (b. Lipschitz). Kant (s. Fries) vertheidigte, wie Leibniz, die Erkenntnisse a priori, aber er forderte gegen den Dogmatismus, wie die Engländer, eine regressive Methode (einen von der Methode der englisch-französischen Erfahrungsphilosophie wesentlich verschiedene Regressus befolgend). Bacon's „aufsteigende Leiter“ (neben der absteigenden) ist „das regressive vom

Besonderen zum Allgemeinen fortgehende Verfahren" (neben dem progressiven). Die Wahrscheinlichkeit wächst mit der Zahl der beobachteten Glieder (s. Bachmann) im Calculus probabilium (b. Laplace) in der *ἀρετή ἀποδείξεων* (b. Aristoteles). Der Algorithmus der höheren Analysis wurde von Leibniz erfunden (29. Okt. 1675), als „novum calculi genus" (s. Gerhardt). In Bezug auf zeitliche Wirkungen ist die Infinitesimaltheorie zu durchgreifender Anerkennung gelangt (s. Planck). Wie überhaupt von der Geometrie verschieden, entbehrt die Metaphysik selbst der Symbole räumlicher Anschauung (in der logischen Zahlenwissenschaft), indem ihr nur schwankende Wortlaute zur Verfügung stehen, und erst nach psychologischer Zergliederung wird das Inventar ursprünglicher Kategorien und Denkgesetze zu systematisiren gesucht werden dürfen (s. Kant), wogegen die Völkergedanken sich direkt den Anschauungen bieten in ihren Symbolen, um nach naturwissenschaftlicher Methode behandelt zu werden (nachdem eine Aufnahme statistischen Inventars vorhergegangen, für logisches Rechnen). Das dogmatische Verfahren gehört der subsumirenden, das regressive der reflektirenden Urtheilskraft (s. Fries). *ἡ μὲν ἐπαγωγή ἐστι καὶ τοῦ καθόλου, ὁ δὲ συλλογισμος ἐκ τῶν καθόλου* (s. Aristoteles). Der Raum ist ein Geschöpf des zusammenfassenden Denkens (s. Herbart). Die chemische Analyse beruht auf der Zersetzung der Gemische in Edukte (s. Schreyer). Obgleich die Unendlichkeit mit einem verneinenden Worte ausgedrückt wird, und verneinend erklärt wird durch die Abwesenheit der Schranken, so ist sie doch nur eine Scheinverneinung; sie ist die höchste Realität, die gedacht werden kann (s. G. F. Meyer). „Das metaphysisch Unendliche muss gar keine Schranken haben", im Unterschied vom „mathematisch Unendlichen", oder (bei Crusius) der „Infinitatis progressivae" (im Aevum). In den Nuga moonun der Geheimbündner (bei den Odjilway) werden durch gegenstellige Bretchen die Grade gelernt (als Meda, Saugeman und Ogeman). Der Unterschied zwischen analytischen Urtheilen und synthetischen (b. Kant) war von Stilpo angedeutet (s. Krug). „Wenn die Analyse uns zu deutlich und ausführlich verstandenen Begriffen wird verholfen haben, wird die Synthesis den einfachsten Begriffen die zusammengesetzten, wie in der Mathematik, unterordnen können" (s. Kant). Analytische Erklärungen oder Definitionen zerlegen einen schon gegebenen Begriff in seine Merkmale, während die synthetischen ihn selbst erst zusammensetzen oder konstruiren (s. Krug). Als regressive (regressus a principiatis ad principia) heisst die analytische Methode die erfinderische oder heuristische, wogegen die synthetische, die progressive (progressus a principiis ad principiata). Das Denk-

gesetz (der Synthese) bildet das Gesetz der Konsequenz oder den Satz des Grundes (principium rationis), als zureichend (sufficiens). Der Synthetismus (transcendal) wird als Realidealismus gefasst (b. Thürmer). In analytica priora und posteriora, der elementarische Theil der Logik (b. Aristoteles), wird die Analytik in logische und transcendentale unterschieden (b. Kant). Die ursprüngliche Vorstellung wird Gegenstand, indem die Synthesis bestimmt oder die ursprüngliche Zusammensetzung fixirt (oder festgemacht) wird (s. Beck). In der Erhebung über alles Wissen in einem Denken des absoluten Seins und der Zufälligkeit des Wissens ihm gegenüber ist der Ausgangspunkt der Wissenschaftslehre (s. J, G. Fichte). On a evalué une molécule de camphore, sensible à l'odorat à 2 263 584 000 de grain (b. Bordenave). Das Minimum visibile ist nicht weiter in Theile zerlegbar, ist Punkt, und eben darum für alle sehenden Wesen gleich (b. Berkeley). „Das Mikroskop versetzt uns aber in eine ganz neue Welt, in welcher auch unsere frühere Erfahrungen ihre Geltung verlieren, indem wir das durch das Mikroskop Gesehene gar nicht mehr mit dem Gefühlten in Beziehung setzen können" (s. Schaller) im unendlich Kleinen, wie durch das Teleskop beim unendlich Grossem (so dass es für das logische Denken seiner Fortführung zur Unendlichkeitsberechnung bedarf). „Die Kinder aus den Gemächern zu nehmen, soll der Satan den Hexen eine Nadel, welche einem Horn gleich, gegeben haben; wenn man selbige an die Wand setzet, öffnet sich die Wand" (in Schweden), derselbige Weg fällt wiederum dicht zusammen (s. Spitzeln), und ähnlich erklärt sich die Materialisation (des Bracelets) in einer „Occult world" (s. Sinnett). Betreffs des Poltergeistes zu Gadebach (1722) wurde das von „Monsieur Hahnel" gehaltene „Diarium der täglichen Protocollien von den Zeugen eidlich bekräftigt, für das „Instrumentum publicum" (im Namen der ohnzertheilt heiligen Dreieinigkeit), unterschrieben von Rüdemann (in augusta et Sacri Romani imperii Camera Wetzlariensi immatriculatus Notarius juratus). Eine Dreiheit in der Einheit und Eine Einheit in der Dreiheit (b. Denis) in den „Unterredungen mit Gott" (s. Gilbert). Chi mi formo nel mio sen riposa (im Cocon). Iovi tres numerant ii qui theologi nominantur (s. Cicero). Der unsichtbare Schöpfer (bei den Schilluk) „daigne quelquefois visiter sous la forme d'un lezard ou d'un oiseau le lieu sacré ou Niécama" (s. Brun-Rollet). „Ich bin der Schöpfer Himmels und der Erde, des Meeres und Alles was darinnen ist; ich bin Eins mit dem Vater und dem heiligen Geist" (spricht es zu „der heiligen Wittfrawen Brigitta"). „Ich hab' Dich erwählt und angenommen nur zu meiner Braut, auff dass ich Dir

zeige meine Heimlichkeiten" (s. Megerle). In Texas wurde, wie Joutel hörte, ein unsichtbarer Geist verehrt, „qui ne prend aucun soin des choses icy bas" (1884), und Mawu (in Nigritien), zu weit, um die Gebete zu hören (der Baalpriester), darf nicht gestört werden (in der Ruhe epikuräischen Schwelgens). Alles Hervorragende in der Natur bezeichnet sich (bei den Samojeden) als „Num" (Gott), wie Jumala (bei den Finnen). Die Comanches (s. Parker) „say they cannot worship God, he is too for off, but they can worship the sun, who is between them and the Supreme Being" (1885). Die Bildung der Begriffe wird durch Ideenzeichen (besonders die Wörter der Sprache) vermittelt (b. Irving). Das Zurückbleiben der Vorstellungen (im Gedächtniss) folgt aus dem Zurückbleiben einer Fertigkeit zu Bewegungen (b. Platner), im organischen Wachsthumsprozess (der Denkvorgänge). Die synthetischen Sätze a priori entstehen durch Anwendung der aprioristischen Erkenntniss- und Anschauungsformen auf einander (b. Kant), indem „Subjekt, Prädikat und Synthese, letztere als primäre Denknothwendigkeit, aus der reinen Erkenntniss a priori" stammen (s. Schwertschlager), aber zuvor genetisch auszuverfolgen sind, für ihre Entstehung (im psychischen Wachsthumsprozess). Im Dualismus (Descartes'), bei Unterscheidung zwischen „Substantia cogitans" und „Materia extensa" gelangt Locke auf den Begriff der „äusseren Erfahrung" (sensation) für die im Geist erregte Empfindung (subjektiver Natur), und so bietet sich das Wechselspiel praestabilirter Harmonie (b. Leibniz) zwischen Aromana und Ayatana (im Abhidhamma). Alle Anschauungen, als sinnlich, beruhen auf Affektionen, die Begriffe also auf Funktionen (s. Kant). Der Mensch bedarf der Seele als des Organs, durch welches er als Geist auf den Leib, und so fort, auf die ganze äussere Natur wirkt und Einfluss gewinnt (s. Staudenmaier). Transcendental ist, was vor aller Erfahrung vorhergeht, transcendent, was über alle Erfahrung hinausgeht (s. Spicker). Ist die neue Zeit gross durch Induktion, so ist Deduktion das Charakteristische der griechischen Forschung in der Naturwissenschaft, wie in der Philosophie (s. A. Lange). Geometry is a physical and experimental science (s. Frankland). Gleich geometrischen Axiomen haben die synthetischen Sätze a priori (in der Metaphysik) real objektiven Inhalt (b. Kant), „sind keine blosse Denkregel" (s. Schwertschlager). Um von der Mathematik zur Physik fortzugehen, ist das Principium rationis sufficientis nothwendig (s. Leibniz). Die Mathematik handelt nur von Relationen, sie stellt auch die Relationen imaginärer Grössen dar, und zwar mit Recht; indessen darf (b. Kant) „das, was zum Verfahren der Konstruktion eines Begriffes gehört, nicht dem Begriff im Objekt

selbst“ beigelegt werden (s. Schwertschlager), bis zur Objektivirung etwa (in naturwissenschaftlicher Psychologie). Die beiden Hauptmomente der Dialektik sind Analyse und Synthese; in jener wird gezeigt, was ein Begriff ist und was er nicht ist, in dieser, was er sein soll (s. Spicker). Die Identität von Denken und Sein gilt für die (auf verschiedenen Skalen) korrespondirende Gleichartigkeit der in den Grundprozessen gesetzlich waltenden Vorgänge (bei kosmischen Harmonien im All), in der Welt als Vorstellung (unter objektivem Verständniss in der Subjektivität des Selbst). Das menschliche Gesetz entstand, als das Naturrecht nach äusserlichen Umständen modifizirt worden, weshalb es nicht so sicher war, als dieses (s. Hinrichs). Als Souveränität des Staates gilt das Gesetz, in „the standing rule“ (b. Locke). Der Staat soll eine „beseelte Gesellschaft“ sein (s. Geyer), als ethnischer Organismus (auf geographisch-historischen Differenzirungen). Die Familie ist der erste „vollständige, höhere Mensch“ (s. Krause). Ein organisches Produkt der Natur ist dasjenige, „in welchem Alles Zweck und wechselweise auch Mittel ist“ (b. Kant), im Naturzweck der Organismen (nach der Ordnung der Natur). Die „Adaequatio intellectus cum re“ (in der Ordnung der Natur) bedingt sich aus Wechselwirkung (zwischen Aromana und Ayatana). Für die Deduktion (a priori) gilt die Chemie nur als „systematische Kunst“ oder „Experimentallehre“ (b. Kant), während aus Experimenten eben das Wissensgebäude (auf gesicherter Stütze) sich zu konstruiren hat (in der Induktion). Wenn es nur zwei aus Einem Punkt hervor-, in Einen Punkt zusammengehende Richtungen giebt, die empirische und spekulative, so giebt es auch nur zwei sich gegenseitig ergänzende Methoden, die induktiv-regressive und die deduktiv-progressive, oder die synthetisch-reproduktive; die Induktion ist die Methode der Forschung, die Deduktion die Methode der Entwicklung (s. G. Spicker). Die Unterscheidung der Urtheile (b. Kant) als analytische (erläuternd) und synthetische (erweiternd) ergiebt sich als Substraction und Addition (im logischen Rechnen), mit fernerer Umkehr (für Deduktion und Induktion), um in die Subjektivität zurückzukehren nach vorheriger Objektivirung (seitdem diese ermöglicht worden ist). Das Wohlgefallen am Erhabenen, weil durch Hemmung der Lebenskraft (also Schmerz) verursacht, gewährt nicht sowohl positive Lust, als vielmehr Bewunderung und Achtung, und somit negative Lust (b. Burke). Jede Lust ist täuschend (weil erst am Endziel erreichbar). Das Böse entspringt aus der Beschränktheit der menschlichen Natur (s. Hume), in den Uebergangsstadien der Entwicklung (zum harmonischen Abschluss).

Aus der Erfahrung, als „das einzige Prinzip der Gründlichkeit“

(s. Rüdiger), ist ein thatsächliches Fundament zu gewinnen (in naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise auch für die Psychologie). Aus der allgemeinen Rechtsliebe entspringen alle sittlich gute Handlungen (b. Tittel). Wie „die Dialektik theils eine absichtliche, theils eine unvermeidliche Logik des Scheins ist, so ist die Metaphysik eine unabsichtliche und deshalb entschuldbare, aber nichts desto weniger verwerfliche Logik des Scheins“ (b. Kant), wogegen die Metaphysik (in „synthetischen Urtheilen a priori“) sich als „die Frucht und das Resultat des höchsten Wachsthumstriebes“ ergiebt (s. Spicker), im Subjektiv-Objektiven (b. Schelling), unter Projektion der Völkergedanken (aus der gesellschaftlichen Atmosphäre des Zoon politikon). Im logischen Rechnen haben noch Aporema zu verbleiben, ehe ein höherer Kalkül gefunden (für Lösung der verwickelten Probleme in der Metaphysik). Analysis (in der Mathematik) „ist die Darstellung und Auflösung einer jeden allgemein gegebenen Rechnungsaufgabe“ (s. L. Hoffmann), und so bewegt sich das Denken stets in analytischen Urtheilen und Schlüssen (bei logischem Rechnen). Von der Schlussart aus der Analogie ist die aus der Induktion, dem ihr eigenthümlichen Verfahren gemäss, eine erweiterte Anwendung (s. Scheidler). Die analytische Methode (regrediens a principatis ad principia) geht von den Folgen der Prinzipien zu den Prinzipien selbst, von dem Ganzen zu den Elementen, von den Wirkungen zu den Ursachen, von dem Besonderen zu dem Allgemeinen, als regressive, und als progressive (systematische oder dogmatische), die synthetische (progrediens a principiis ad principiata) von den Prinzipien zu den Folgen derselben, von den Elementen zu dem Ganzen, von den Ursachen zu den Wirkungen, von dem Allgemeinen zu dem Besonderen (s. Bachmann). It is the inversion of deduction which constitutes induction (b. Jevons). Synthesis (allgemeine Grössenlehre) bezeichnet (in der Mathematik) „jedes Verfahren, welches zum Zweck hat, einen bereits ausgesprochenen Satz zu beweisen, im Gegensatz zum analytischen Verfahren, welches von gegebenen Voraussetzungen ausgehend, neue Sätze zu finden lehrt (s. L. Hoffmann), wenn induktiv verwandt (wogegen die synthetische Methode sich innerhalb der Deduktionen auszubauen vermag). Als „unvollständige Induktion“ kann die Analogie (Argumentum ab analogia) „nur etwas wahrscheinlich machen, während die Induktion mit Sicherheit schliesst“ (s Grotefend), in den synthetischen Wissenschaften (während die analytischen Wissenschaften, welche das Besondere aus dem Allgemeinen entwickeln, „keinen Gebrauch von der Analogie machen“ können). Was der Möglichkeit des Zusammengesetzten zu Grunde liegt, was also allein als nicht zusammengesetzt gedacht werden kann, ist das

Noumen (s. Kant). Auch die induktiven Schlüsse sind auf den Prinzipien der Deduktionen gegründet (s. Jevons). Das Allgemeine kann entweder aus dem Besonderen hergeleitet oder unabhängig davon gegeben sein (b. Erdmann). Die dialektischen Schlüsse sind aus wahrscheinlichen Sätzen (ἐξ ἐνδόξων) zu entwickeln (b. Aristoteles). A particulari non valet consequentia ad generale (bis zur statistischen Vervollständigung), oder, schon früher und auf dem Wege dahin, zur Auffindung eines Gesetzes, als allgemeingültig (in mathematischer Gewissheit). Die Analysis (mathematisch) „strebt nach etwas Entferntem, aber Beabsichtigtem, und sucht dasjenige, wodurch sie es erreiche; die Synthesis stützt sich auf das, was sie bereits gewonnen, und sucht nach dem, was sie dadurch ferner erlangen kann, ohne dasselbe vorher bestimmt zu beabsichtigen" (s. Maertens). Die Synthesis geht von den Prinzipen zu demjenigen fort, was aus ihnen folgt, die Analysis ist die Rückkehr zu den Prinzipien (s. Alexander von Aphrodisias), also hier regressiv, weil auf die Deduktion folgend (wogegen im induktiven Zeitalter primär beginnend). Die formale Logik (b. Kant) enthält diejenigen aprioristischen Regeln und Formen, ohne welche Nichts gedacht werden kann (s. Steckelmacher), in den Funktionen des psychischen Wachsthumsprozesses (beim Gesellschaftsgedanken). Weil nur Individuelles Existenz hat, so ist die Intuition die natürliche Form des Erkennens (b. Occam) im Nominalismus (s. Ueberweg). Indem Kategorie und Anschauung (für die Subsumtion) durch das transcendentale Schema, in der Zeit, vermittelt werden, führt so die Zahl auf das logische Rechnen im Denken, die aus dem Erfahrungsstoff zugeführte Nahrung verarbeitend (im psychischen Wachsthumsprozess) für die „transcendentale Apperception" (in synthetischen Urtheilen a priori) zum Verständniss, als Fruchtbildung (aus geistiger Anschauung auf ferneres Ziel). Erfahrung ist nur durch die Vorstellung einer nothwendigen Verknüpfung der Wahrnehmungen möglich (b. Kant), im organischen Zusammenhang, und was philosophisch bei individueller Psychologie unter Behandlung der sinnlichen Erscheinungen stets an der unzugänglichen Barrière der Materie (als Endgrund) zurückprallt, löst sich bei Betrachtung der ethnischen Organismen in der geistigen Hyle auf (als gleichartig mit dem arbeitenden Werkzeug des Denkens). Die Natur a priori ist (b. Kant) durch die Kategorie gedachte Anschauung (s. Schaller), und also, bei Anwendung auf den Völkergedanken (in naturwissenschaftlicher Psychologie) denkt dann das Denken sich selbst (in der Anschauung aus gesellschaftlicher Schöpfung).

Im „Punschlied", zum Lobe der „Vier", hat mit „exakter Dichtkunst", auf Thalia's Leier, die Muse gesungen, hat in den Versen des „Tauchers" den „vielberühmten Bathybius" gefeiert, und dann zum Schluss des „Laienbreviers" — für die da draussen in der Welt („die Nasen eingespannt") — den „Held aus Schwabenland", dem der gespendete Weihrauch gar lieblich in die Nase gestiegen ist. In des Geniessens Genuss „schmunzelt er fein", da in der Nasen-Philosophie das Non-plus-ultra kühnlich erreicht, über solchen Nasenkitzel nichts mehr darüber sei, — „nihil nasutius" (mit Martial's Verlaub). Ein feiner „Merks" wäre es gewesen, in der Entdeckung der Riechseele den „Schlussstein der Entwicklungslehre" herauszuspüren, denn „wir Zoologen", wie es heisst, „können mit Häckel's Plastidulseele noch nicht zufrieden sein" (1878). „Ich glaube, das erlösende Wort in der Seelenfrage aussprechen, d. h. sagen zu können, welcher Mischungsbestandtheil das Protoplasma der Seele sei." So steht's geschrieben in der „Entdeckung der Seele" (I., 45).

Alles, wie aus eigener Darlegung hervorgeht, war in bester Ordnung fertig, die „allgemeinen Lebensanschauungen" zeigen sich erklärt, die Maschinerie arbeitet „comme il faut", die „Lokomotive" steht parat, um in Gang gesetzt zu werden, — Alles, wie gesagt, fix und fertig, es fehlt nur noch Eins, dann kann es losgehen, — nur Eines noch — weiter nichts —, Eineinziges nur noch: der „Lokomotivführer" nämlich, der hineingesetzt werden muss, in das ***αὐτοματισμος τῶν πάντων*** (bei Theophilus), gleich dem „Nauta" (zu Averroes' Zeit). Hier freilich steckt er nun leider der böse Haken des

Weltenräthsels, das uns, die armen Menschenkinder, längst bereits geäfft hatte, ehe von dem Affen-Ahnen noch eine Ahnung gekommen.

In das Moorbad des fangenstellenden Sumpfes, — „irrlichterirend" (wie Mephistopheles es meint) in Selbstverblendung, — scheint am tiefsten, bis unter naturzuständliches Niveau, derjenige untergesackt zu sein, der, in Verwegenheit tollkühnen Jäger's am unbedachtesten und ungeschultesten hineingeritten ist. „Wissenschaft ist Courage!" war als Motto genommen, und so, obwohl es solche Käuze auch geben muss, haben sie sich baldigst den Hirnschädel eingerannt, wenn aus ihrem Dunkel hervorgewagt (an blendendes Tageslicht).

Gar mancherlei Misshandlungen hat es schon erlebt, das „gute Mensch", unter all seinen Fata (wie 1713 bereits geklagt wurde), — die liebe Seele, die subjektiv geliebte, die Seele ihres eigenen Homunculus, die Seele mit dem Maler dahinter, die Seele, die die Seele im Spiegel sieht, und im Spiegel den Spiegel (in endlos langer Spiegelreihe der Spiegelungen und Vorspiegelungen), oder die Seele, die ihren Seelenstoff selber sich isst, — die ist, was sie isst (s. Moleschott), oder die sich jetzt miteinander isst, in gegenseitiger Verdauung der Seelen, wie der neueste Columbus im Seelande es entdeckt, — die Seele, die sich verspeist, an endlos langer Speisetafel, im Bouillonduft schwelgend und den anderen Düften, die sich causaliter anschliessen.

„Variatio delectat", und je brutaler der Naturalismus, desto wirksamer vielleicht, um zimperlich verpimpelte Schöngeister der Modestimmung zurecht zu rütteln und wieder zur Besinnung zu bringen.

Für die dem Materialismus empfohlene „Psychologie ohne Seele" (cf. A. Lange) trifft es freilich als bittere Revanche, wenn es nun faustdick kommt (unter Wiederbelebung des „Seelengespenstes, auf den Trümmern der Scholastik spukend").

„Auf der nächsten Naturforscher-Versammlung in Baden-Baden

werde ich die Seele, an Händen und Füssen mathematisch gebunden, dem Gelehrten-Areopag „ad oculos ad nares et ad manum demonstriren“, war (im Mai 1879) an das „Ausland“ geschrieben. Der Areopag hat dem Referenten freilich die Thür gewiesen, mitsammt seiner „schönen Seele“, als sie Anstalt machte, sich allzu unpassend aufzuführen, „ante defäcationis actum“, wie es im „Tageblatt“ vermerkt steht. Sept. 1879 (S. 144).

Wäre es nicht um den übeln Geruch, in den bei Wiederholung derartiger Szenen die Naturforschung gebracht werden könnte, würde im Uebrigen der Geruch, (formell etikettirt, als sensus olfactorius), für unverdiente Vernachlässigung in der Physiologie allerdings gerechte Klage erheben können, und „totum ut te faciant, Fabulle, nasum“ (s. Catull.), vom Himmel erbitten (wo so viel mit der Nase zu entdecken bleibt). Als „unentwickeltsten der Sinne“ pflegt ihn die Forschung (nach leichtem Seitenblick) bei Seite zu lassen, während er dem Philosophen zur ersten Beseelung seiner „Statue“ diente, und selbst die Weltschöpfung einleiten mag (auf Sumatra). Eine hervorragende Stellung würde ihm in vergleichender Sinneslehre auf der Skala der Evolution anzuweisen sein, aber hier dann allerdings das methodische Studium dort zunächst empfohlen, wo sich unter den Thierklassen seine normalste Durchbildung, mit weiterer Verfeinerungsfähigkeit (in den Spürhaaren der Hunde), der Beobachtung darbietet, um vorher Unterstützen zu gewinnen, ehe sich der Grübeler den Ueberlebseln in menschlicher Konstitution zuwendet, und dem gefahrdrohenden Zug der Phantastereien aussetzt, die dann dem Zeitgeschmack zu entsprechen, sich wieder zu materialisiren haben (im Naturalismus). The spirit („of a gaseous or vaporous atmosphere of nervous matter“) may one day pass from the retort into the condenser, to receive a new or retain an old chemical name (s. B. W. Richardson) in Destillation (der Geister). Bei dem Unbefriedigenden der Aussage: „Die Seele sei eine eigenartige Bewegung“ (im Protoplasma-

element der Plastidule), ist die Materie (der Seelenstoff) zu suchen (in immaterieller Substanz zum wenigsten, der Wortzusammenfügung nach).

Und dann in Fazettenaugen (wie, im Unterschied von der Menschenthierklasse der Kultur, den Naturstämmen eignend), mag es sich zerbrechen im Ei-Seelenstoffe (mit seinen Verschiebungen zwischen „Muskelseele", „Nierenseele", „Leberseele", „Nerven-" und „Gehirnseele") für „Angst-", „Zorn-", „Liebe-", „Aerger-", „Freudengeruch", (s. G. H. Schneider). Der Geruch der menschlichen Transpiration ist nach Klima, Jahreszeit, Witterung, nach Gesundheit und Krankheit, nach Alter verschieden, anders bei Kindern, als bei Frauen und Greisen (s. Most), und auch nach dem Kleidbehange (wenn nicht jedes Experiment „in nudis naturalibus" vorgenommen, nach vorherigem Spülbad).

Si chaque espèce, si chacun des individus, qui la composent ont leur odeur spéciale, il n'est pas moins certain que chaque sexe, chaque âge en répand une qui lui est particulière, et suivant la remarque de Brieude (cf. Landré-Beauvais), „le climat, que l'homme habite, les alimens dont il se nourrit, les passions auxquelles il se livre, le genre de travail, qui l'occupe, les arts, qu'il exerce, la terre, qu'il fouille etc. modifient différemment les humeurs qu'il exhale, d'où résultent nécessairement des odeurs différentes (s. Cloquet). Dans le temps de lactation les excrétions des enfans, toute l'habitude de leur corps, donnent la sensation d'une odeur aigre, que tout le monde connait (cette odeur disparait dans le mâle à l'epoque de la puberté, pour être remplacée par une autre très forte et très marquée, légèrement fétide, qu'on observe rarement chez les femmes). Il est certain aussi, que les vieillards décrépits, qui deviennent si souvent la proie des poux, exhalent une odeur très fade et douceatre (1821), als „Pfuchaehni" (in der Schweiz).

Hier eröffnet sich also für Untersuchungen und Experimente noch ein weites Feld um die bisherige Gleichgültigkeit

wieder gut zu machen, die sich bedauerlich besonders in der Kargheit fühlbar macht, mit welcher aus der reichen Fundgrube des im Hunde-Seelen-Leben ruhendem Erfahrungsschatzes Notizen in der Literatur leider nur gespendet werden.

Jedweder Beitrag in solcher Hinsicht wäre willkommen, und auf Namen käme es auch allzugross nicht an, nachdem dem „Geist" seine Konzessionen (in Dreitheilung) gemacht sind, als „transcendal" (im Nous ἔξωθεν hinzuzutreten), und „die Frage nach der Möglichkeit der Psycho-physik ist transcendental" (s. F. A. Möller).

„What's in a name? that which we call a rose by any other a name would smell as sweet!" und so würde man über die ästhetischen Bedrückungen mit „Ekelduft" einer in hysterischen Idiosynkrasien umqualmten Seele etwaigen Falles schon hinwegkommen, sofern nicht wüste Kopf-Jägerei, die auch dem Menschenverstand abzuschneiden droht, einen Protest erzwänge (aus dem Selbsterhaltungstrieb, dem seine Konzessionen stets gegönnt bleiben müssen).

Vor der Seelensubstanz als „nicht materiellem Stoff" (s. Hoppe) einer „ungetheilten Seele" (b. Lotze), aus Seelen-Atomen (s. O. Flügel), der Seele, die ihren Leib sich aufbaut (b. Stahl), als „forma materiam informans" (s. Zabarella) in „gegliedertem Ganzen" (b. E. Jessen), nach „morphologischem Lebensprozess" (s. J. H. Fichte), waren es die „Spiritus", die den Körper in den Nervengeistern durcheilten, sich ihren Archeus in den Magen einsetzten (cf. Paracelsus), oder den „Perisprit" des Astralgeistes (in Linga und Çuschma-Sarira) zusammenwebten, als Vermittlung des „Materiellen und Immateriellen". Die „anima vegetativa" (des *θρεπτικον*), — die Sensitiva auch, wenn der Kamm geschwollen, — die „anima" mitsammt dem animus (bei Lucrez), wurde bei Seite gesetzt für die „vis vitalis", bis auch diese ihren Gnadenstoss erhielt, und jetzt auf der „tabula rasa" kündet sich das neue Evangelium von der „Entdeckung der Seele". „Das Lebensagens ist ein flüchtiges, riech-

bares Spezifikum, das in der Atmosphäre jedes Geschöpfes nachgewiesen werden kann" (in „Denunziation der Seele" als „jene Stoffe, welche die völlige Spezifität des Ausdünstungsdufts und des Fleischgeschmacks bedingen"); *ἔχουσι δ'ἕκαστον ὀσμὴν ἰδιόν, καὶ ζωῶν, καὶ φυτων, καὶ τῶν ἀψύχων ὅσα ὀσμωδη* (s. Theophr.), *ὅμως ὀσμή τις ἔτι μένει* (*ἰνότητος*). Die Vis Vitalis (1833) oder „Lebenskraft ist der Zeus der Griechen, der Jupiter der Römer" (s. Dierenbach), „kein Haarbreit weiter" (in der Natur). Jupiter (potius mens atque animus) Natura quoque nuncupatur (Seneca), und in der Weltseele bleibt die Seele entschuldigt (als „terminus technicus ignorantiae"). Da nichts sich ernährt, was nicht des Lebens theilhaft, wäre der beseelte Körper das, was sich ernährt, wiefern er beseelt ist (s. Aristoteles), bis in der Allseele auch die Steine zu reden beginnen (wie von Blinden die Mineralien durch den Geruch unterschieden werden), und wenn sich in magnetischer Kraft eine Seele ausspricht, ist dann die Ueberleitung gegeben (zum animalischen Magnetismus und zu Spekulationen in geschäftlichen Prospekten).

„Alle Simplicia, die einen Geruch haben, haben auch eine spiritualistische Operation, denn der Geruch ist auch ein Spiritus darumb ist ihre Operatio auch sehr durchdringend. Daher haben sie ein Sympathiam quandam mit den Spiritualibus Visceribus, so im Menschen gefunden werden," lehrt (1659) Johann Gudrio von Tours (Hoff-Apotheker zu Stuttgart). Den Signaturen ist ihre Heilkraft aufgeprägt (in den Arcana des Occultismus, alt und jung). Im Duft ist Alles konzentrirt, was die Pflanze in den tausenderleien Thätigkeiten ihres Lebensprozesses aus dem Irdischen verarbeitet und hervorbringt (s. Bratraneck), „Die Erfüllung, die Seele fehlt" (in duftlosen Blumen). Hauch und Duft einer Pflanze ist dem Orientalen nur Aeusserung des Lebens (s. Friedreich). Der Duft nimmt bei den Pflanzen eine ähnliche Bedeutung ein, wie bei den Thieren die Stimme (s. Fechner) Im Duft schlummert die Liebeslust und

Seele des Pflanzenlebens (bei Schelver). „So können wir nun lachen, können reden“ (die Schatten) im Fegefeuer (Dante's) „und so können also jene Schatten auch riechen“ (s. Kannegiesser). Nesgan (soul) bezeichnet „the essence of anything“ (the meaning of a word), auf Aneiteum (s. Jnglis). Paracelsus theilte die Blumen ein nach ihrem Geist (oder ihrem Duft). Wie der Duft auf die Sinne, so wirkte der Höchste auf die Elemente ein, bei der Schöpfung (in der Vischnu-Purana). Dem *βατος*, als (feinster) Luft (*πλησσόμενος ἀήρ*) giebt nicht nur das Wort Gesetze (zum Verkehr), „sondern auch Gerüche und Farben zeigen uns vermittelst der Luft ihre Gesetze“ (s. Möller). Libanotis (in Assyrien) wurde wegen seiner Frömmigkeit in eine Weihrauchstaude (oder den Rosmarin) verwandelt, „dessen Duft, gleich dem Geist des Jünglings, unaufhörlich nach dem Olymp gerichtet ist“ (s. Dierbach). *Αἱ δε τῶν ἄρχων, φησιν, οὐσίαι φῶς καὶ σκότος, τούτων δὲ ἐστὶν ἐν μέσῳ πνεῦμα ἀκέραιον* (bei den Sethianern), im Wohlgeruch des Geistes (*μύρου τις ὀσμή*). „C'est principalement sur l'urine, que porte l'odeur particulière des alimens et des boissons, ainsi que l'a remarque Hippocrate. La sueur si en est pas non plus exempte, la truffe et l'ail lui transmettent leur odeur“ (s. Cloquet). Von dem unsichtbarmachenden Helm ist dem Orco Nichts übrig geblieben, dagegen wird ihm charakteristisch „dämonische Feinheit des Geruches“ beigelegt (s. Grimm). Der Geruch steht gegenüber dem Vernünftigen, im Geistigen und der Luft im Körperlichen, denn der Geruch athmet ein, und zieht den Hauch von der Luft (s. Al. Kajjal). Das Urprinzip ist von Anbeginn als ton- uud geruchlos zu bezeichnen (im Thai-kih-tuh), wogegen tönend in javanischer Kosmogonie, und riechbar auf Sumatra (s. Indonesien, Lf. III).

„Obwohl der Geruchssinn der unter den äusseren Sinnen am meisten mit dem instinktiven Urtheile in Verbindung stehende ist, und daher selbst beim Menschen mehr als die übrigen der aestimativa dienend, das Nützliche und Schädliche andeutet, bei den meisten

höher organisirten Thieren aber in seinen Aeusserungen oft geradezu an das Erstaunliche grenzt, spricht doch Aristoteles und ebenso Thomas von Aquino den niedrigsten, ihren Ort nicht verändernden Thierformen den Geruchssinn ab. Sie haben nur Tastsinn und Geschmack, weil sie des Geruches nicht gleich den höheren, auf die Wahrnehmung des Entfernten angewiesenen Thieren bedürfen, um ihre Existenz zu fristen" (s. *Knauer*).

Im Gleichniss der Tonganer schwebte die Seele als Duft über der Blume (wie aus Mariner's Wiedergabe der ihm gemachten Mittheilungen hervorgeht), „may be conceived to stand much in the same relation to the body, or to the more solid substance which constitutes the vegetable fibre" (s. Martin). Der Sitz des Lebens wurde als Foto-manava („the right auricle of the heart") gefasst, neben Loto (Leidenschaft oder Gefühlsanlage) und Manatoo (Gedächtniss), während die Seele, beim Abscheiden in Hotua (god or spirit) verwandelt, dann in den himmlischen Hofstaat (zu Bolotu) eintritt (wenn als Egi veredelt).

Das eigentlich Seelische hier entspricht demnach, als Entelechie (bei Aristoteles), der charakteristisch ausgeprägten Auffassung einer Verwirklichung, worin die Wesensthätigkeit des Ganzen ausläuft, wie die Pflanze in ihre Essenz, also dem ihr höchsten Zielpunkt im Organismus (und so dem menschlichen für Verständniss seiner Seele gesteckt).

Wenn die jedem Atom eigene Qualität (in Bezug des Sein auf sein Quale) als Seele bezeichnet wird, trifft dies auf die den Körper (aus mystischer Versenkung) aufbauende, nicht auf den Träger der geistigen Zustände in einem Individuum, für die hier spezifisch hervortretende Kraftäusserung.

Inmitten der gleichzeitig secretionellen (oder sensationellen) Ausdünstungsstoffe könnten auch „Odoroscope" (b. Prevost) wenig nützen, bei dem individuellsten der Sinne (s. Fournier), um aus den Geruchsqualitäten (b. Fröhlich) sprachliche Differenzirungen

zu gewinnen, in Verwerthung also für das Seelenwesen derjenigen Geschöpfe in der Wesenreihe, welche durch höhere Anpasssungen aus den Eindrücken der „chemischen“ Sinne auf die psychischen geführt worden sind (oder doch sein sollten). Dass in microcephalischen, und ähnlichen Verkümmerungen Rückschläge überlebseln mögen, ist hier ebenso wahrscheinlich und zu Tage liegend, wie auf sonstigen Beobachtungsfeldern der Kultur, aber wie die spiritistischen Verirrungen, als pathologische Abweichungen innerhalb der Civilisation, betreffs ihrer normal physiologischen Vorgänge dort zu studiren sind, wo sie noch im Zustande der Gesundheit sich manifestiren, auf den Unterstadien des Naturzustandes nämlich, so würde hinsichtlich der Gerüche ein Centralpunkt der Beobachtung zunächst noch nicht für ihre Ausverwerthung im Menschen gesucht werden müssen, sondern bei demjenigen Gefährten desselben, — des Jägers (Kimera in Unyoro) —, der sich einer Hundeseele erfreut (seit U. Blei's Schöpfung) s. Völkerst. a. Br. (S. 8). Da giebt es dann Wunder zu sehen und zu glauben, für die Wundergläubigen im besten Glauben, unter Jägerseelen und Jägerstämmen, denn „the smell of a dog is miraculous“ (s. Bain). In Hundegemeinschaft oder Hundsgemeinheit mag sich dann als „Hundstritt“ fühlen, was für den bis zur Bekleidung, (einer wollenen wenigstens), gelangten „Homo inermis“ als Zupfen am Rockschössel hätte verstanden sein können, zur wohlgemeinten Warnung, um sich nicht allzuweit in Vergesslichkeiten zu verlieren. Und da für jedes Uebel ein Kraut gewachsen sein soll, bliebe auch zuletzt noch ein Hoffnungsanker übrig, wenn Einem angst und bange werden sollte (aus „Angststoff“). „In dem Zeitalter der wandelnden und redenden Tische kann Niemand die öffentliche Meinung für reif halten, in Sachen der Natur eine Stimme abzugeben (meint Wunderlich), und in Popularisirung der Medizin wird mit gleichzeitiger Potentizirung der Arzneimittel ein Paroxysmus höheren Blödsinns leichtlich zum Durchbruch kommen. Quae per metum aguntur mixta sunt, ex voluntario et involuntario (Thomas Aq.).

„Die Homöopathischen Mittel gegen „Angst“ finden sich bei Jahr aufgeführt, je nachdem man Angst hat, wegen der Zukunft, oder wegen der Gesundheit, ob beim Aufstehen, Sitzen oder Liegen, ob Morgens, Mittags, in der Dämmerung oder Nachts“ (s. Koeppe). Einem verdienstlichen Naturforscher wird man seine Excentricitäten, (die Keinem geschenkt sind), gern zu Gute halten, besonders bei dem Ausverfolg einer Theorie, die fruchttragende Keime in sich birgt. Aber Alles mit Maass und Ziel, und so lange in Ausseracht-setzung der nächstliegenden Vorsichtsmaassregeln im vernünftigem Denken der Abgrund der Unvernunft beständig gestreift wird, (unbedachter oder muthwilliger Weise), gilt es ein „Aut-Aut“ zunächst, so sehr auch sonst für vermittelnde Anknüpfungen manche Gelegenheit geboten sein könnte.

„De toutes les substances qui agissent sur nos sens, celles qui produisent la sensation de l'oderat sont les moins connues, quoique leur impression sur notre economie soit très-profonde et très vive, et qu'elles soient en quelque sorte plus materielles que les autres“ (s. Cloquet). Die Stärke der Naturforschung liegt darin, ihre eigenen Schwächen zu kennen, — wo eine Lücke sich findet, an Ausfüllung derselben zu arbeiten, — und so wird die über den Geruchssinn gestellte Frage noch manche Mithelfer zur Bearbeitung erheischen.

„Unter allen Sinnen ist der Geruchssinn der subjektivste. Er ist mit der physischen Liebe eng verbunden und wirkt zugleich sehr stark aufs Seelenorgan. Die angenehmste oder unangenehmste Affektion dieses Sinnes ist für Sympathie und Antipathie bedeutungsvoll, und da nun jeder einzelne Mensch, sowie jedes einzelne Volk, sein eigenthümliches Transpirabile hat, das indessen nach Alter, Geschlecht, Klima, Jahreszeit, Witterung, nach der Lebensweise u. s. w. mehr oder minder modifizirt wird, so erklärt es sich, wie man zu dem einen Menschen mehr, wie zum andern sich angezogen fühlt, und wie die eine Zeit zur Anknüpfung von Bekanntschaften, zu persönlicher Empfehlung und zur Schliessung

von Freundschaften günstiger sein kann, als eine andere. Nicht ohne tiefen Grund werden am leichtesten die wichtigsten Staatsangelegenheiten der Diplomaten und sonstigen Notabilitäten bei einer wohlbesetzten Tafel und bei einem trefflichen Glase Wein abgemacht (auch Bürgermeister- und Senatorschmäuse, Verlobungs- und Hochzeitsschmäuse sind hier nicht ausgeschlossen). Der auf die Nase aller Anwesenden gleich angenehm wirkende aromatische Duft der Speisen und das herrliche Bouquet der edlen Weine elektriziren eben so, wie der gleichfalls angenehme Gaumenkitzel die ganze Gesellschaft, alle Dissonanzen lösen sich sympathisch in Eine grosse, schöne Konsonanz auf, die Psyche stimmt ein; denn der Sinnenreiz schmeichelt sie, — und ein Geist und eine Seele bemächtigt sich der sonst so uneinigen diplomatischen und nicht diplomatischen Gemüther." (s. Most.)

Feylonia ist der Zahnwehduft, dessen sich alle Feen und Kobolde jeglicher Art gegen ihr Zahnweh bedienen (b. Huckstädt). Der Geruch wirkt in der Pflanze als Spiritus rector (s. Boehave) oder „Aroma" (b. Fourcroy), nach seelischer Wechselwirkung der Aromana und Ayatana (im Abhidhamma).

Die Farbenerzeugung bei den Pflanzen hängt mit der Entwicklung eigener Seelenprozesse zusammen (in Nanna's Dichtung), der Duft der Blume „wie bei den Thieren die Stimme" (s. Fechner), und in der Stimme spricht nun eben, wie aus physiognomischem Ausdruck, die Menschenseele hier, oder in dem Geschreibsel der Handschrift auch. Le style c'est l'homme (b. Büffon). „Es ist nicht blos die fest bleibende Gestaltung, es ist noch mehr vielleicht die stille tiefe Erzitterung unbewusster Gefühle, welche in dem Aeussern sich spiegelt, welche im Ton der Stimme anklingt, und in Wärme, Duft und elektrischer Spannung sich kundgiebt, wodurch auch der bewusste Geist berührt wird" (s. Carus), und im Geruch besonders (von der Existenz einer andern Seele). Lust und Unlust (in Begleitung der Empfindung) machen den Geist zu einem handelnden

Wesen (bei Condillac). Nachdem durch den Geruch die Aufmerksamkeit geweckt ist, empfindet Lust und Unlust (die „Statue"), in (hedonistisch) ausschlaggebender Bestimmung (b. Epikur).

Allumfassender Weltenliebe der Tathagata ist die ganze Welt allzusehr Seele, um sie für den Einzelnen zu reserviren, während sie sonst einem jedem Dinge, einzelngenommen, zugestanden ist, als Innua (der Eskimo) oder Vui (Melanesien's). Wenn Stahl, um auf Newton's Warnung Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden, was man Natur zu nennen pflegt, als Seele bezeichnet, beseelt sich eben Alles (im Animismus) aus einer „Anima mundi" (bei „Deus sive Natura") in (Spinoza's) animata (und inanimata); *πάντα πληρὴ θεῶν εἶναι* (lehrte Thales).

Menschen von verschiedenem Geschlecht und Temperament dünsten verschiedenartige Stoffe aus (s. Most) unter Wahlverwandtschaft des „Transpirabile", im angenehmen oder unangenehmen Geruch (1842). Ita quippe anima vel de flatu facta, vel Dei flatus factus est ipsa, ut non de ipso sit, sed ab ipso de nihilo creata sit (s. August). Die riechbare Seele mag in der Philosophie einer Hundesippschaft gelten, wo das Seelische in der Nase steckt, während das „putzsüchtige Thier" (wie wir Menschentröpfe, in neidischer Missgunst, bezeichnet sind), über die Bedürfnisse und „natural selection" hinaus die Putzsucht derartig zu raffiniren pflegt, dass direkte Vergleichungslinien auszufallen beginnen (und mit der Komplikation des Problems die Berechnung umständlicher wird).

Im Wohlgeruch der Heiligkeit lassen sich Tugend und Laster durch Nasenweisheit unterscheiden, besonders bei Nasengenuss, den „Geruch einzusaugen" (Nam-cut-si) im Küssen (Birma's), wodurch sich im Völkergeruch auch Jeder erkennen mag, wie bei den Geschichten der Verwilderten (im Walde).

De geestenziener laat voor zich eenige wierook of welriekende damar outbranden, terwijl hij in eene hurkende houding zich op den grond nederzet. Onder het slaan der tifa's (trommen), roepen nu de omstanders den sanane, dien

men verlangt, bij name aan en verzoeken hem, met allerhande vleiende bewoordingen, toch in dien persoon te willen nederdalen. Na eenigen tijd, hetgeen van de meerdere of mindere goedwilligheid van den geest afhangt, beginnen de voeten en de handen en daarna het geheele lichaam van het medium in eene sterk zenuwachtig trillende beweging te geraken, terwije het allerhande anverstaanbare woorden op eene zangerige wijze prevelt. Dit is het teeken van de nadering van den geest. Al sneller en sneller en luidruchtiger wordt nu het slan op de tifa's. Plotseling springt de geestenziener, welke gedurende al dien tijd, in dez elfde hurkende houding en met de handen het gelaat bedekkend, op den grond is blijven zitten, overeind en begint op de maat der muziek in het rond te springen en te dansen, hetgeen als een bewijs wordt beschouwd, dat de geest zich van hem heeft meester gemaakt. Het is een vreeselijk gezicht het medium dan met loshangende haren en verwrangen gelaatstrekken in vervoering allerlei bewegingen te zien uitvoeren, totdat het bewusteloos op den grond nedervalt. Alsdan is de gemeenschap met den sanane tot stand gekomen. Nadat het medium weder van zijnen bewusteloozen toestand bijgekomen is, kunnen den vragen worden voorgelegd, die men van den sanane wenscht to doen. Men moet echter dezen vooraf gunstig stemmen: daartoe wordt aan den geestenziener een betelpruim aangeboden. Hij is het evenwel nu niet meer, die daarvan gebruik maakt, maar het is de sanane die dat doet; het is de sanane die eet, het is de sanane, die spreek ten verder alles verricht, doch zich daartoe van de organen van den geestenbezweerder bedient. Dikwijls gebeurt het dat niet één, maar twee, drie, ja zelfs meer sanane's worden opgeroepen, immers des te zekerder is men van de uitkomst. Het zooeven beschreven proces herhaalt zich evenzoovele malen als er geesten worden opgeroepen. Elke nieuwe geest, die opstijgt, doet zich aan eene andere zangwijze kennen. Heeft men niets meer te vragen, dan verzoekt men den sanane beleefd, weder weg te gaan. De geestenziener krijgt na een poosje nog eenige stuiptrekkingen en valt voor de tweede maal in zwijm, hetgeen nu een teeken is dat de sanane het lichaam verlaten heeft (s. Wilken). Den Anfragenden pflegt der Inianga (bei den Amazulu) zu antworten, „qu'une vache doit donner son sang pour apaiser le frère mort“ (s. Delagorgue), im Innern der Erde („un génie malfaisant“). Der Erdgeist spricht in seiner Grube mit dem Botikimaon (der Bubi), zu Prophezeihungen emporsteigend (in Endor).

Bei dem Gestank, „den Verrückte verbreiten sollen“, fehlt der spezifische Geruch (s. Bird), indess bei Melancholikern, deren Hautleben oft so hartnäckig darniederliegt, bemerkt man üblen Geruch (1837). In Krankheiten kann der Geruch prognostisch dienen (s. Bordeu), bei annäherndem Tod „odore cadaveroso“ (s. Reisel).

Um die Geister zu vertreiben, verbrennen die Indianer „portions of the castor after the death of a friend, that as this odor was peculiarly offensive to them, it would prevent their haunting its neighhourhoud“ (in spiritistischen Gespenstern).

On distingue facilement les Quercinois et les Rouergats à l'odeur fétide et ammoniacale qu'ils répandent autour d'eux, tandis que celle des Auvergnats rappelle le petit-lait aigri et tournant à la putréfaction (cf. Brieude). Alexander M. roch anmuthig (s. Plut.), Asianus bockig (b. Galen). „Tam male Theis olet“ (*Horaz*). Bei einem Kranken in Folge von Besessenheit (durch Pishasha) „his body has a disagreeable smell“ (s. Wise). The smoke from leather and hair, from the skin of a bear or goat, from asafoetida, with goat's urine, are to be burnt, when even strong derils will be removed (bei Besessenheit durch „Asuragraha“). Bei Besesenheit durch „Rakhyasagraha“ ist die Austreibung auf Kreuzwegen vorzunehmen (bei der durch „Pitrigraha“ wird für die Ahnen gebetet). „When Debagraha enters a body, the person ist always happy“ (this person has a pleasant smell).

Der bei Bereisung des Mittelreich's aufgenommene Geruch verbleibt als Begleiter, wo immer dessen kolonisirende Söhne in ihrer Diaspora sich antreffen, und mag an Ort und Stelle zu drastischer Wirkung kommen (s. „Besuch in San Salvador“, S. 15). In Peru unterscheidet sich der Geruch des Europäer als Pezunno von dem der Indianer als Porco oder des Neger als Grajo, und wie dieser in Afrika riecht, bleibt der Nase des Weissen, der ihn dort gerochen, desto lebendiger in Erinnerung, weil mit Fiebergerüchen associirt, und Lebensfragen, die sich damit verknüpfen. „In corporibus gloriosis erit odor in sua ultima perfectione“ (s. Thom. Aq.) beim „Auferstehungsleib“ (s. Bautz). There are good grounds for supposing, that the presence of pigment, if not actually necessary for olfaction, at any rate conduces much to its keenness and perfection (s. Ogle), so dass die Nasen-Weisheit sich von selbst verdunkelt (im „Occultismus“).

Da beim „Homo sapiens“ die „chemischen“ Sinne vor den höheren zurücktreten, würde Reduzirung seelischer Gesichtspunkte auf die ersteren, bis zu den Canina (in zoologischer Evolutionsreihe) zurückführen, für normale Beobachtungsobjekte, denn „le sens de l'odorat est beaucoup plus délicat chez les animaux, que chez l'homme“ (s. Duval), und die Sprache betreffs der ihr auferlegten Differenzirungen vorläufig sich entlastet fühlen könnte. Fourcroy unterscheidet fünf Gerüche, Devaux sieben, und so Linné (odores aromatici, fragrantes, ambrosiaci, alliaces, hircini, tetri, nausei).

„At present all attempts to classify odours are futile“ (s. J. Marshall). Die Geruchsempfindungen besitzen keine definirbare Qualitäten (s. J. Ranke). „La finesse de l'odorat présente des differences individuelles considérables et peut, du reste, être accrue d'un façon remarquable par l'exercise“ (s. Beaunis). Die Sinne werden durch Wohlgerüche gestärkt (b. Athenäus).

Dans l'acte de l'olfaction et pour la sensation, qui en résulte des particules de matières, des molécules odorantes, quelques ténues, quelques éthérées, qu'on les veuille faire, viennent frapper les surfaces olfactives (s. Lélut). Auch kein chemisches Reagens dürfte im Stande sein, so geringe Mengen von Substanzen nachzuweisen, als wir es mit dem Geruche vermögen, und selbst die Spectralanalyse bleibt hinter solcher Empfindlichkeit zurück (s. Bernstein). Ebenso wie nur etwas Flüssiges geschmeckt wird, hat nur Gasförmiges einen Geruch (s. Preyer). Olfaction depends upon an irregular molecular motion of particles impinging upon the Schneiderian membrane distribution (s. Clevenger).

Es giebt keine objectiven Gerüche, sie existiren nur in dem Erregungszustande unserer Geruchsnerven (s. Goldscheider). Im Sehen glaubt man unmittelbar nicht blos das äussere Licht, sondern sogar die erleuchteten Gegenstände selbst wahrzunehmen Schmecken und Riechen hingegen sind ohne begleitende Gefühle

gar nicht mehr möglich, weil die Veränderung des eigenen Zustandes dabei zu sehr hervortritt (s. Domrich), und also die Spezifität ausfällt (für Immaterielles). Wie der entfernte Schall „bleiben die Geruchsreize in der Atmosphäre unter der Schwelle", das Auge findet sich „durch innere Erregung stets über der Schwelle" (s. Fechner).

„Die Geruchs- (und Gehörs-) Wahrnehmungen haben (in dem Thierreiche) die Bedeutung der Gefühlswahrnehmungen beim Menschen; so wird der eben geborene Schmetterling durch den Duft der Blumen angezogen, den er noch nicht gesehen hat, und der Aaskäfer folgt dem Geruch des Aases jedenfalls auch ohne Vorstellung von einem solchen" (s. G. H. Schneider), während das Kind sein Auge der Helligkeit unbewusst zuwendet (s. Löbisch).

Schwach nur kann der Mensch riechen, und nichts von dem, was Geruch hat, empfinden, ohne Unannehmlichkeit oder Annehmlichkeit, weil das Sinnwerkzeug nicht scharf (s. Aristoteles), schlechter „als bei vielen Thieren", und so würden „blöde Augen" keine Farbe empfinden, sondern nur „Furcht erwecken" (wesshalb also der Geruch für seelische Studien nur wenig verwendbar bleibt). Wie die höheren Sinne dem geistigen Leben dienen und es fördern durch intellektuelle und gemüthliche Anregung, so dienen Geschmack und Geruch als vegetative Sinne, zur Nährung des organischen Lebens (s. Tourtual). Manche riechen oft etwas Spezifisches, was doch nicht da ist, und was Andere nicht riechen können; bei nervenreizbaren Menschen kommt dieses oft vor (s. J. Müller), und so verfolgt sich auf der Jagd nach Exzentrizitäten die Seele (bis zur Monomanie).

Später noch als der Geschmackssinn schliesst sich im Kinde der Geruchssinn auf, da sich das Gemeingefühl desselben erst im zweiten Monat äussert (s. Löbisch). Beim Versuche an schlafenden Kindern ergab sich, dass Neugeborene starke Gerüche bereits unangenehm empfinden (s. Kussmaul), wie bei dem physiologischen Reiz nicht anders zu erwarten. „Von allen Sinnen schlummert das

Gehör am tiefsten", obwohl auch hier bei Versuchen an schlafenden Kindern ein Zusammenfahren beobachtet ist (nach Feldbausch). Schon in der ersten Stunde nach der Geburt spielt die Pupille lebhaft und wird eng oder weit je nach der Stärke der einfallenden Strahlen (1884).

Dass jedes Objekt seinen besonderen Geruch besitzt, ist ebenso naturgemäss, wie das ihm besondere Aussehen und darin Einbegriffene. Das Holz tritt im Aeussern dem Auge, im Klang dem Ohr, in der Konsistenz dem Gefühlssinn verschiedener entgegen, als das Metall, und so eignet jedem ein besonderer Geruch, der sich nach Holzarten oder Metallarten weiter differenzirt, auch bei Pflanzen und Thieren angetroffen wird, so dass bei Ausbildung des Geruchsinns ein Wild gewittert werden kann, und selbst die Klasse unterschieden, zu welcher es gehören mag. Durch Gewöhnung an den Herrn kann am Hunde die Unterscheidung bis zur Individualisirung weitergehen, durch Erinnerungsassoziation geschärft, unter unübersehbarer Fülle der Möglichkeiten mit Abänderung der Ausscheidung einzelner Sekretionsdrüsen, deren Duft dann (als pathologischer oft) dominiren würde, und eigene Weiterfolgerungen auf Seelisches (auch in metaphorisch weitester Bedeutung) ebenso ausschliessen würde, als wenn optisches Erkennen etwa durch krummen (und kratzigen) Nagel an einem Finger erleichtert würde, oder acustisches durch einen, sei es an sich, sei es durch zufällige Defekte charakteristischen Stimmton. Hier nun gar aus den Haaren, worin eine vis formativa der Gestaltungskraft stecke, dieses Etwas (oder Tad, wie im Sanscrit gesagt wäre) herausziehen zu wollen, für Humanisirungszwecke, übertrifft die kühnsten Phantasien wilder Zauberer, die zwar die Seele (in Oregon) aufzukorken wissen, aber aus „Angst" schon nicht daran denken, bei pantheistischer Weltauffassung, den Gott, der dort in jedem Dinge steckt, (vom Grössten bis Kleinsten), sich leibhaftig aneignen zu wollen (für ihre Heiloperationen), während in der Enge mittel-

alterlichen Kleinlebens der „Spiritus" wieder um so vertrauter wurde, um sich der Phiole einzubequemen (als familiaris).

In Tanna wird mit dem Abfall gezaubert, um dem Feind Schaden zuzufügen, und in Guinea verbrennt man deshalb abfallende Haare, damit sie nicht in schlechte Hände fallen (wie in Polynesien die vornehmen Sputa durch Spucknapfträger gesichert wurden).

It may be said, that the modern savage is, as the primitive savage was, in a stale of „fog" concerning the nature and relation of what is in the mind to what is outside it (s. Clodd).

In „Identifizirung von Seele und Haar" (s. Wilken) zeigt sich (in Sarawak) die (in Genesung zurückgebrachte) Seele, „in the form of a bunch of hair to vulgar eyes" (s. Spencer St. John), oder als Anthropinkügelchen (in der Heimath). Wie des Schneiders Sohn prophezeit hatte, wurde die Baronin gesund, als am Fressen der aus ihren Haaren von Lutze verfertigten Haarpillen ein Huhn gestorben war (1846). Im Kloster zu Fleury zeigte man den Neugierigen nicht nur etwas von den Haaren und Kleidern der Jungfrau Maria, wie zu Corvei, sondern auch einen Theil der Milch (s. Duttenhofer). Das Abschneiden der Haare ist (auf Ceram) momoni (verboten), weil sie als Sitz der Kraft (s. Riedel) betrachtet werden (wie bei Simson).

Durch Aufbewahren der abgeschnittenen Haare (auf Timorlaut), „they became quite afraid and excitedly demanded them back" (s. Forbes), wie die Neger am Gabun (s. Du Chaillu).

Gleich ihnen müssen andere Auswurfsstoffe gegen Verwendung zu sympathischer Zauberei gehütet werden, und die Ariki (Tahiti's) spuckten deshalb in die Hand der Begleiter oder in die nachgetragenen Näpfen (um die Kontrolle zu bewahren). Unguium dialis et capilli segmina subter arborem felicem terra operiuntur (nach den flaminischen Vorschriften). Mit Wasserpflanzen bezeichnet dient der Turndun für Regen (in Australien), und wie Gelbsucht durch

gelbe Rüben. heilt sich Blutung durch den Blutstein oder blutbetröpfelten Stein (in Franken).

„Bei unserer Körpersympathie ist nicht zu übersehen, dass hier das Psychische mit dem Physischen aufs Innigste verbunden ist, dass wir dabei nicht allein auf Leitung und Isolirung der Nerven, auf Reflexbewegungen u. s. w. zu sehen haben (s. Romberg a. a. O.), überhaupt auf alles dasjenige, was die Physiologen Sympathia partium, Consensus nervosum, mittelst der Sinne aufs Seelenorgan. Von allen Sinnen ist hier der mit der physischen Liebe so innig verbundene Geruchssinn am wirksamsten. Er, der subjektivste aller Sinne, hat eine weit grössere Wichtigkeit, als der Geschmackssinn. Er ist nicht nur beim Menschen ein reicher Quell der Lust, der Sinn sanfter und zarter Eindrücke, zärtlicher Erinnerungen, sondern er schliesst sympathisch selbst Freundschaften. Es giebt thatsächlich Menschen, welche gegen 'andere Menschen einen unerklärbaren Widerwillen haben; sie können den Menschen, obgleich er ihnen nie etwas zu Leide gethan, nicht leiden, sie werden unruhig und angst in seiner Gesellschaft; sie wissen nicht, wie dies zugeht, aber die eigenthümliche, ihnen widrige Ausdünstung des Menschen ist Schuld daran. andere Menschen giebt es dagegen, wozu wir uns unwillkürlich angezogen fühlen, weil ihre Transpiration uns angenehm ist (s. Wenzel a. a. O.). Die subjektive Verschiedenheit, in Betreff des Angenehmen oder Unangenehmen in der gewöhnlichen Transpiration des Menschen, beruhet, unter derartigen nach meinen Ansichten, auf einem gewissen Grunde. Menschen von verschiedenem Geschlecht und Temperament dünsten verschiedene Stoffe aus, sobald ihr Körper sie in Ueberfluss besitzt. Hat nun A's Ausdünstung einen Ueberschuss vom Stoffe X, und B's Körper Mangel daran, so fühlt sich B durch chemische Wahlverwandtschaft hier angezogen, weil das Bedürfniss dazu vorliegt, und das Transpirabile riecht für ihn angenehm. Im entgegengesetzten Falle findet das Gegentheil statt. Selbst Thiere lieben oft leidenschaftlich Wohlgerüche, z. B. der Elephant die

Orangenblüthe, und die mit thierischer Elektrizität sehr begabten Katzen die Gerüche von Marum verum, Valeriana, Chenopodium Vulvaria, Ambrosioides u. s. w. Dieselben eben nicht angenehmen Gerüche lieben alle hysterischen Weiber, welche nicht allein an periodischen spastischen nervösen Anfällen leiden, sondern deren thierische Elektrizität ebenso, wie bei den Katzen, nicht unbedeutend, sondern oft so stark ist, dass ihre Leibwäsche beim Ablegen knistert und ihr Körper elektrische Funken von sich giebt. Der Geruch der menschlichen Transpiration ist nach Klima, Jahreszeit, Witterung, nach Gesundheit und Krankheit, nach Alter u. s. w. verschieden; anders bei Kindern, als bei Frauen und Greisen. Die Transpiration menstruirter Frauenzimmer riecht nicht nur sehr wiederlich, sondern ist auch, da der Geruch der Menses damit verbunden ist, nachtheilig. Eingemachtes und der von solchen Frauen in genannter Zeit abgezapfte Wein sind leichter dem Verderben ausgesetzt, und die älteren Aerzte und Anfänger sympathetischer Kuren stimmen sämmtlich darin überein, dass ein menstruirtes Frauenzimmer jede sympathetische Heilung durch Berührung des Mittels: des mit der Waffensalbe aus dem Blute versehenen Messers, Stocks u. s. w. störe (s. Universallexikon Bd. 41, S. 742). Dasselbe gilt auch bei Männern während des Goldaderflusses. Fast jede Nation hat einen eigenen Riechstoff; der wilde Indianer kann daher auch durch den Geruch genau bestimmen, ob er die Fusstritte eines Negers oder eines Europäers vor sich hat. Selbst jeder einzelne Mensch hat seine eigenthümliche Transpiration, und daher kennt der mit so starken Riechorganen von der Natur versehene Hund seinen Herrn unter Tausenden und weiss ihn aus einer Armee herauszufinden. Nach Plutarch roch Alexander der Grosse so angenehm, dass seine Leibwäsche und Kleider wie durchdüftet waren. Die Jungfrauen verbreiten in der ersten Zeit der Mannbarkeit einen Wohlgeruch, den die Dichter aller Zeiten gepriesen haben. (Vergl. Das Hohelied Salomonis, Kap. 4, V. 13—15).

Einige Menschen riechen wie Schwefel, andere stinken unerträglich. (Vergl. Horaz, Epod. 12, 5. — Martial Epig. 93, 1—6). Klima, Witterung, Himmelsstrich, Nahrungsmittel, Leidenschaften, Arbeit, Künste, Alter u. s. w. haben Einfluss auf die Beschaffenheit der Säfte, die der Mensch ausschwitzt, und modifiziren mithin auch den Geruch des Transpirabile, welches besonders bei Irren und an Krämpfen leidenden Personen permanent oder periodisch höchst widerlich, fast erstickend riecht. Der Geruch steht mit den Geschlechtsverrichtungen in einer merkwürdigen Beziehung; daher erregen Blumendüfte oft wollüstige Empfindungen, wie wir im Hohenliede Salomonis, Kap. 2, V. 5 lesen können. Daher lassen sich die Damen so gern mit Blumen beschenken, und die Blumenzeit ist die Zeit der Liebe. Der aus dem Schooss der Blumen steigende und die Luft würzende Geruch erregt ein unwiderstehliches Entzücken in der Brust; mit Gärten und duftenden Schattengängen verbinden sich wollüstige Vorstellungen, und mit Recht schreiben die Dichter den Wohlgerüchen die Eigenschaften zu, eine süsse Trunkenheit und hinschmachtende Aufwallung mitzutheilen; — man athmet Wollust! Zum Beweise dient, dass der wollüstige Morgenländer die Wohlgerüehe ausserordentlich liebt, und dass man Nachtigallen dadurch zum Singen bringen kann, dass man ihnen etwas Wohlriechendes, z. B. Zibeth, hinlegt. Der wollüstige Muhamed liebte nur Blumen und Frauenzimmer. Auch die nähere Bekanntschaft mit der Transpiration eines jungen Frauenzimmers kann oft der erste Anlass zu einer leidenschaftlichen Liebe sein. Dies war z. B. der Fall bei Heinrich III., welcher sich, zufällig bei dem Vermählungsfeste des Königs von Navarra und der Margarethe von Valois, mit dem schweisstriefenden Hemde der Maria von Cleve das Gesicht getrocknet hatte. Obgleich letztere die Braut des Prinzen Condé war, so fasste er dennoch von der Zeit an eine so leidenschaftliche Liebe zu dieser Dame, dass er ihr nicht wiederstehen konnte, und sie, laut der Geschichte,

dadurch höchst unglücklich machte. Ich hörte vor Jahren von einem liederlichen Bauer, der, um seine wollüstigen Absichten leichter zu erreichen, mit seinem schweisstriefenden Taschentuche das Gesicht seiner Tänzerinnen zu trocknen pflegte. Er brachte mehrere Bauerdirnen trotz seiner Hässlichkeit zu Fall; keine liebte ihn, dennoch erreichte er stets seine Absicht, und die armen Opfer versicherten, dass sie von ihm behext sein müssten. Fast jede Krankheit hat ihr eigenes Transpirabile: Blattern, Masern, Scharlach, Krätze, Flechten, Kindbettfieber, Ruhr, Skropheln, Epilepsie, Hysterie, Mutterkrebs. Es giebt Aerzte, wie dies z. B. beim seligen Dr. Heim in Berlin der Fall war, welche im Stande sind, die meisten dieser Krankheiten durch den Geruch zu erkennen ohne die Kranken zu sehen; nur Schade, dass man die Unterscheidung dieser Gerüche nicht deutlich genug mittheilen kann. (Vergl. Most's Gesundheit und Krankheit, S. 46.) Sehr wahr sagt in dieser Hinsicht G. C. Schulze (a. a. O. S. 89): Es giebt eine unermessliche Mannigfaltigkeit der Gerüche. Aber hierin, sowie in der geringen Klarheit derselben, ist der Grund enthalten, dass es noch nicht hat gelingen wollen, sie zu klassifiziren und jede Klasse mit einem eigenen Namen zu versehen. Man hat sie daher entweder nach den Körpern, welchen sie eigenthümlich sind oder nach der Beziehung auf deren Geschmack benannt. Auch Schulze erkennt den grossen Einfluss der Gerüche aufs Nervensystem an, desgleichen, dass die riechbaren Stoffe, welche aus den riechenden Körpern strömen und oft in so weiten Entfernungen und noch lange Zeit nach Entfernung des Körpers fortdauernd, die Geruchsnerven affiziren, unermesslich fein getheilt sein müssen (a. a. O. S. 88). Hiermit ist denn auch der Satz als wahr anerkannt, dass ein oder der andere Körper durch feine, noch nicht gehörig untersuchte Effluvien auf einen entfernten Körper in Distanz einwirken könne, was bei einer möglichen Erklärung der Wirkungen sympathetischer Mittel wohl zu berücksichtigen ist" (s. *G. F. Most*). Alles dieses

war vor der Entdeckung der Seele also bereits antizipirt, in Vorentdeckungen (einige dreissig Jahre alt).

Nach dem ersten Athemzuge, beim Hervortreten an das Licht, wird die Seele des Kindes geweckt, im Auge zuerst, das aus anfänglicher Leerheit allmählich durch die Aufmerksamkeit auf helle Punkte seine Fesselung erhält. Später erst wird das Gehör aus der Allgemeinempfindung losgelöst (s. Löbisch). Später als der Geschmackssinn schliesst sich der Geruchssinn auf, in untergeordneter Stellung für die subjektive Seele (menschlicher Geltung), während derselbe in dem Thierreiche mehrfach vorwaltet, und bei dem Hunde z. B. durch züchtende Abrichtung verfeinert werden kann.

Dass andererseits, für das Seelische objektiv genommen, der spezifischen Sinnesauffassung des Geruchs verhältnissmässig eine nebensächlichste Bedeutung zukommt, wäre bereits aus der physiologischen Stellung der Ausdünstungen zu folgern (unter den Abscheidungs- und Auswurfstoffen).

„L'odorat n'existe point à proprement parler, chez les enfants, qui viennent de naitre" (s. Cabanis). Die Neugeborenen scheinen sehr rasch für die starken Gerüche abgestumpft zu werden und verhalten sich dann, wie wenn sie keinen Geruch hätten (s. Kussmaul). All bodies are smelled by means by effluvia, which they emit and which are drawn into the nostrils along with the air (bei Reid). Der Geruch (ein später in der Nase des Kindes) „ist der Sinn, mit welchem der Geist am wenigsten anzufangen weiss, von dem am wenigsten zu lernen, durch den am mindesten auszurichten ist" (s. Löbisch). „Den Geruch, inwiefern er das Wohlriechende von dem Uebelriechenden unterscheidet, hat die vorsichtige Natur dem kleinen Geschöpfe beinahe ganz genommen, und der Tastsinn, als die aktive Seite des Fühlsinns, ist in der allerersten Zeit noch gänzlich geschlossen" (1851). Das Lebensagens ist ein flüchtiges, riechbares Spezifikum, das in der Atmosphäre jedes Geschöpfes nachgewiesen werden kann (s. G. Jäger). Den

garaden Weg der Nase nach | Führt er sein Publikum, | Trotz zimperlichem Weh und Ach, | Direkt ins hinterste Gemach vom Duftmysterium (s. Reymont). Beispiele von unerklärten „Geschmacksverschiedenheiten" des Geruchssinns bietet uns das tägliche Leben zu Tausenden (s. Dornblüth), und, „wie viel die Uebung thut, sehen wir täglich an unzähligen Beispielen, mag uns eine Eingeweihte oder ein Eingeweihter durch die Geheimnisse der Toilettenparfumerie führen, mag uns der Tabakskauer durch die Sicherheit in Erstaunen setzen, mit welcher er wenig verschiedene Arten seines edlen Krauts nach Namen und Preis begehrt, oder der Apotheker, den oft allein seine Nase unter die mannigfaltigen Düfte leitet, welche dem Unkundigen Nichts bieten, als den allgemeinen Apothekergeruch" (1857). Der Hund und der Wilde riecht mit seinem geschärften Organ wirklich die Spur, die wir nicht mehr riechen, doch ebenso riechen würden, wenn sie sich verstärkte (s. Fechner), und der zivilisirte Mensch sich etwa wieder zum Wilden vervollkommnete (mit seinen Witterungskünsten), im Unschuldszustand (Rousseau's). ***Οὐδὲ τὸ καλὸν ἂν ἴδοι ψυχὴ, μὴ καλὴ γενομένη*** (s. Plot.).

„Les odeurs dans la nature sont partout le product d'une multitude de combinaisons" (s. Lorry), und für physiologische Experimente würden eine Menge Kautelen hinzuzutreten haben, in Eliminirung der in Luft suspendirten Duftstoffe, der in normaler und abnormaler Kleidung steckenden (wenn nicht ein nackter Patient und reingewaschen, — unter weiterer Eliminirung wieder der durch dafür verwendete Ingredienzien anhaftenden — Duftstoffe zu Gebote steht), bei hermetischer Isolirung einzelner Körpertheile für Localgerüche, je nach dem Grenzwerth der Geruchsschärfe (s. Valentin). Statt humanisirt imprägnirter Streukügelchen genügt es an „dem Haar der betreffenden Person" (oder auch an „einem wollenen Bekleidungsstücke derselben") zu inhaliren, um „Ermüdungsmigräne zu heilen" (S. 302). Da jedoch die Riechperioden nach jeder neuen Ermüdung kürzer werden (s. Aronsohn), wird man es bald müde

sein, solch leeres Stroh zu dreschen und den Flegel, da er gespart werden kann, um so lieber beiseite lassen nebst dem ῥυπαρας der Nägel, (als Schmutzfinken). Junge Hunde, denen der (Nalbus olfactorius) Riechkolben und Riechmagen (tractus olfactorius) durchschnitten war (b. Biffi), fanden nicht mehr die Zitzen der Mutter (und mangelten später des Geruchssinns, die Nahrung zu unterscheiden). So mag hier der Hund zum Zeugniss herantreten, an seine Thierheit zu erinnern, deren bis zur Witterung vervollkommenbares Spürvermögen vorher einem exact sorgfältigen Cursus experimenteller Beobachtungen zu unterziehen wäre, ehe für streng wissenschaftlichen Ernst die Erlaubniss gegeben sein könnte, nach Humanisirungen zu jägern (in wildester Jagd). Weil aus Unrath entstanden und hervorgewachsen waren „die Wolle, die Haare und die Nägel", nach dem Reinigkeitsgesetze ägyptischer Priester verboten (s. Plut.), und so verfielen diese in die Faseleien einer Normalbekleidung, die sich als linnene ebenso durch ihre Exzentrizitäten widerlegt, wie die wollene, deren vernunftgemässe Indizien von Vernünftigen längst bereits anerkannt war (auf goldener Mittelstrasse).

In dem von Canstatt gegen Postnachnahme verschickten Anthropin wirkt der Haarauszug eines Schnellläufers (No. 2) auf Fussleiden, und so waren athletische Kräfte zu erlangen aus dem Haut-Geschrabsel griechischer Gymnasien, von deren einem alljährlich bis zu 80000 Sestertien verkauft wurden (in der Kaiserzeit). In den Anthropin-Cylinder stellt es sich bedeutend billiger, (wie aus den versandten Prospecten zu ersehen). s. „In Sachen des Sp. etc.", (Vorrede).

Quin et sordis hominis in magnis fecere remediis quaestuosorum gymnasia Graecorum, quippe ea strigmenta molliunt, calefaciunt, discutiunt, complent, sudore et oleo medicinam facientibus (s. Plinius). Immo etiam gymnasiorum rasere parietes et illae quoque sordes excalfactoriam visu habere dicuntur (cedit fidem impudens cura).

Wo man alt Leder und Schuhflecken anzündet weichen die Schlangen und Ungeziefer nicht allein aus den Häusern und Ge-

bäuden, sondern auch aus den Körpern und Leibern der Menschen (s. Babst).

Die Kaffer-Aerzte wittern als „Hexenriecher“ die Materia peccans heraus, „by a process, which is technically named smelling“ (s. J. G. Wood). Hier führt es nun sündlich hinab in medizinische Theorien voll Gebeteskraft (b. Ringseis) oder psychiatrisch in Glaubenseinigung (s. Heinroth), die „himmlischen Schleusen“ zu öffnen (in vereinigten Betstunden kosmopolitischer Missionsvereine), bis auf Verschrobenheit aller Art und probabilistischer Ausbeutung derselben in hieratischer Ausbeutung derselben, zur Auffindung des Endoxe wieder (für klingendes Verdienst des Ganga), wie sich aus unverbrennlichem Rückstand „ad oculos“ demonstriren lässt, in Siam (s. Völker des östlichen Asien, III, S. 271). Mit Gerüchen hätten die Sinneseindrücke bei dem „Homme plante“ (b. Lamettrie) zu beginnen, wie für Condillac's Statue, die sich so lange nur für Duft hielt (und als Blumenduft schwebt die Seele über dem Körper der Tonganer), *ὅμως ὀσμή τις ἔτι μένει (ἰνότητος)*.

Wer die „sublime Materia peccans“ (in der Hautausdünstung) als „Angststoff“ fasst, ignorirt nicht nur die naturwissenschaftliche Fortbildung der Physiologie seit der „Idea morbosa“ des Archeus (bei Helmont), sondern fällt vom „Tatarus“ (b. Paracelsus) bis auf tiefste Rohstadien im Denken zurück (unter den „Saugern der Wilden“). „Quae per metum agentur mixta sunt ex voluntario et involuntario“ (s. Thom. Aq.), und der Angststoff breitet faustdick bornirte Finsterniss im mixtum compositum aus der Solidarpathologie (b. Themison, Schüler Asclepiades'), gegenüber den Humores (b. Hippocrates) oder (b. Boerhave) Acrimoniae (iatromechanischer Schule). Wenn in haarsträubenden Geschichten über Anthropine (oder was sonst Menschliches passiren mag) statt Eines Haares so viele gefunden werden, sind im französisch leichten Feuilletonstyl die „Bon-mots“ von selbst geboten, und wenn im schwer-

fälligeren Deutsch mehr als gute sich schlechte Witze treffen, so passte dies in manchen Fällen um so besser, denn auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil; und Perlen nicht dorthin zu werfen, wo sie beschnüffelt werden, ist im biblischen Ausdruck schon verboten. Doch da nun Alles sich wiederholt in der Welt, mag auch die Dreck-Apotheke seit Xenocrates (b. Galen) wieder Mode werden, wie die Herrschaft der Mode am Hofe Ludwig XIV. eine Mastdarmfistel zum guten Ton machte, und in New-York (1886) bei jedem anständigen Menschen eine Mastdarmfistel (mit Hämorrhoiden) vorausgesetzt wird (nach den Erörterungen auf dem Chirurgen-Kongress, im Monat April l. J.).

Bei der von Linné bereits versuchten Nomenklatur der Geruchsqualitäten (b. Fröhlich), wäre im Flimmer-Epithel (s. Waldeyer) auf der Ausbreitung des Olfactorius für Qualitäten des Geruchs den differenten Nervenelementen nachzugehen, und osmoteretischen Aequivalenten, in genügender Auswahl, denn „il n'y a point de corps, qui ne sont plus ou moins odorant (Fourcray). Nur aber, wo die Natur eine Specificität ausgedrückt, kann sie sinnlich erfasst werden, und im Amorphen (weil Unkrystallisirte eben) lassen sich keine Krystalle messen, obwohl dafür allgemeine Unterscheidungen gelten mögen (aus Körnigem, Glasigem u. s. w.). Wie beim Schall findet beim Geruch eine „Modifikation der Luft“ statt (s. Rudolpi). Schwingungen der Dunstkörper theilen sich den schwingenden Härchen der Riechorgane (s. M. Schultze) mit (bei Vögeln und Amphibien). Das Sekret der Bowman-schen Drüsen verhält sich gegen riechende Gase gleich dem Riechschleim (s. P. J. B. Wolff) bei Bienen (zur chemischen Verbindung).

Tugenden (des Hühnerhundes) sind: eine gute Suche, d. h. ein fleissiges Revieren und ein feines Winden und Wittern (s. Döbel). Die Hühnerhunde „spüren das Wild weniger durch scharfe Verfolgung der Fährte, als vielmehr durch Wittern desselben“ (s.

Brehm). „Zwar liegt es instinktmässig in der Natur des Hundes, die Wildfährte aufzusuchen, findet er jedoch, dass seine Mühe vergeblich ist, so wird er bald in seinem Eifer nachlassen; um ihn daher darin zu erhalten, dient der Genuss, das Genossenmachen, Geniess" (s. Behlen).

Dem Pudel („halbmenschliche Natur") „ist der Geruch als Erkennungsvermögen angewiesen" (s. Scheitlin). Während der Epidemie der Tischverrückung meint Faraday (s. Crookes), dass manche Hunde logischer denken würden, als solche Gelehrte, wie sie sich hier in dem für die Hunde charakterischen Sinne auf der Seelenspur finden (zum Herausschnüffeln). Es bewog die Hunde zu dem nachbarlichen Leben mit den Söhnen Adam's und zu ihrem Umgang mit ihnen allein die Aehnlichkeit der Naturen und die Verwandtschaft der Charaktere (s. Dieterici), beschuldigt der Bär (bei den „Ihwas as-safa"). Die wunderbare Wirkung der Reliquien ist durch die Einbildungskraft der Gläubigen bedingt (b. Pomponazzi), „wenn es Hundeknochen wären und über sie eine so grosse und solche Einbildung gehegt würde, so würde die Heilung nicht weniger erfolgen" (s. M. Maywald). Stercoris sui massam in globulos duro muscoque circumlitos redigunt Lamae (s. Georgi), als Amulet getragen von der derbetischen Fürstin Abu (zu Pallas' Zeit), oder geschnupft und auf Speisen gestreut (s. Tavernier). Mit pulverisirtem Menschenkoth („davon er immer etwas in einem seiner Täschchen bei sich trug") heilt Panurg den Kopf Epitemon's wieder an (bei Rabelais). On adorait a Rome la deesse Mephistis et la deesse Cloacina pour se preserver des effluves des marais et des êgouts (s. Gauthier). In mongolischer Verehrung des Dsche b Tsun (b. Taranatha) werden „auch sein Unrath, sein Harn, seine abgeschnittenen Haare, Stücken seiner durchgeschwitzten Hemden u. dgl. m. für Heiligthümer und Reliquien gehalten" (s. Köppen), und du Chaillu's Haare wurden frischweg beim Abschneiden aufgesucht (am Gabun). Die beim Kämmen ausgehenden oder die abge-

schnittenen Haare darf man nicht zum Fenster kinauswerfen; wenn sie die Vögel holen, bekommt man Kopfschmerz (zu Reichenbach) im Voigtland (s. Köhler). Alompra erhielt die Wunderwaffen (um Birma zu befreien), als seine Ausdünstung bis zum Himmel hinaufgedrungen war (und eine göttliche Nase getroffen). The Indians were so persuaded of the efficacy of odor over spirits, that they were in the habit of burning portions of the castor after the death of a friend, that as this odor was peculiarly offensive to them, it would prevent their haunting its neighborhood (s. Emerson).

„Wer von einem Hunde, auch einem tollen, gebissen ist, muss Haare von dem Hunde auflegen und die Wunde damit räuchern (Baiern, Thüringen, Voigtland, Böhmen, Oldenburg) oder die Asche der verbrannten Haare einnehmen (Lausitz)“, similia similibus curantur (s. Wuttke), wie im Anthropin (in Canstatt), unter Kreuzung der Geschlechter bei Zahnweh z. B. (No. 11 u. 12), und so in den sympathischen Kuren des Volksaberglaubens findet sich als „sehr gewöhnliche Vorschrift“, dass die zaubernde Heilhandlung bei einem Kranken vollbracht werde von einer Person des andern Geschlechts (nach dem Gesetz des Geschlechterwechsels bei Ueberlieferung der volksthümlichen Zauberei). Zur Heilung des Weichselzopfs wird ein Büschel Haare (mit Geld dabei) in einem Topf vergraben (in Westpreussen), zum Heilen von Zahn- und Kopfschmerz werden in Papier gewickelte Haare (und Nägel) in ein Baumloch gesteckt (Schwaben, Voigtland). Weiteres über Sympathie, „gewissermaassen die Naturphilosophie des Volkes, freilich in sehr derber und massiver Weise“ (in „rohester und verzerrtester Weise“) wäre nachzulesen bei des alten Schäfer Thomas seine Geheim- und Sympathiemittel, Altona 1858). Ausser den „Schäfern und der Schäferweisheit“ gelten als „kluge Leute“ (1869): „die Schmiede, die früher, und in manchen Gegenden jetzt noch, zugleich Thierärzte waren, die Jäger und Wilddiebe, die Scharfrichter (Nachrichter) und, was meist zu-

sammenfällt, die Abdecker (Schinder), die Hebammen, bisweilen auch die Scheerenschleifer (in Franken) und die Feilenhauer (Ober-Pfalz), die Seiltänzer und Volks-Schauspieler (Ostpreussen).

In Esparsac heilte der Pfarrer die Gebissenen durch die Messe, während der Schmied mit seinem Schlüssel die Thiere stempelte (um sie gegen Wasserscheu zu bewahren). Der Schlüssel des Tabernakels wurde glühend aufgedrückt (in Gandoulés). Papst Gregor VI. sandte Schlüssel des heiligen Peters (unter Einfügungen der Kette) an König Ricard, König Childebert, Patriarch Anastasius u. s. w. (s. Demarteau). Die Springwurzel öffnet Thüren (seit Plinius' Zeit) und zeigt die Schätze der Erde (im Harz). Die Koranas verehren auf Raubzügen die in ihren Taschen mitgeführten Wurzeln (s. Hahn), und der Alraun „raunt" als „Atzelmännchen" (im Odenwald).

„Haare, die man sich ausgekämmt oder abgeschnitten hat, darf man nicht zum Fenster hinauswerfen, sonst bekommt man Kopfschmerzen (Brandenburg, Schlesien, Westfalen) oder die Spinnen kommen darüber, und dann fallen die Haare aus (Erzg.), und die Hexen können sie zu etwas gegen uns gebrauchen (Hessen, Tir.) oder Hagelsteine daraus machen (Tir.); man darf sie nicht ins Feuer werfen, sonst hemmt man den Haarwuchs (Schlesien) oder man bekommt rothe Haare (Böhmen); man darf sie auch nicht frei hinlegen, denn wenn sie die Vögel oder die Mäuse zum Nestbau verwenden, bekommt man Kopfschmerzen (Schlesien, Oldenburg, Voigtland, Westfalen, Baiern, Böhmen, Thüringen, Schwaben); und wenn eine Kröte sie in ihr Nest zieht, so siecht der Mensch unrettbar hin (Böhmen). Man muss sie daher an verborgene Orte legen, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, in Ritzen, unter Steinen u. s. w. oder in die Erde vergraben (Schlesien, Schwaben, Tir.), früher besonders unter einem Hollunderbusch; oft aber heisst es, man solle sie verbrennen (Böhmen, Oldenburg, Waldenburg). Ungekämmt darf man nicht ausgehen, sonst haben die Hexen Ge-

walt (Tir.). Mit einem neuen Kamme muss man zuerst ein Thier kämmen, dann erst sich selbst (Baiern). Wer einem Mädchen die Haare macht, dem darf sie nicht danken, sonst fallen ihr die Haare aus (Thüringen, Waldenburg). Haare und Nägel darf man sich nur bei zunehmendem Monde schneiden und an einem Freitag (allg.), am besten vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang (Thüringen). Des Nachts nach 11 Uhr darf man sich nicht im Spiegel besehen, sonst sieht man darin neben seinem Gesicht ein garstiges Gesicht (Schlesien), oder den Teufel (Baiern, Schwaben, Böhmen, Tir., Rheinland, Oldenburg), oder eine Hexe (Schwaben), oder man verliert das Spiegelbild (Schlesien), oder bekommt die Gelbsucht (Böhmen), oder man muss sterben (Böhmen). Vor dem Baden muss man sich bekreuzen, sonst ertrinkt man (Schwaben). An bestimmten Tagen ist das Baden gefährlich, am Trinitatistage darf man nicht baden, sonst ertrinkt man (Pfz.); man hüte sich vor den Nixen" (s. Wuttke). Der heilige Urban wurde „bei einem schlechten Herbst, im Frankenlande, durchgeprügelt und ins Wasser geworfen" (s. Weber), und in Afrika hält man sich bei Misserfolg an den Regenmacher in Person (da er selbst das Wasser eingeschluckt hat). Die von der Hundswuth zu Heilenden gehen (in Bassora) unter die gespreizten Beine des Mullah hindurch, „dans la posture du colosse de Rhodes" (s. Gaidoz). „Le remède et les pières de Saint-Hubert, experimentés sur des milliers de sujets, n'ont pas la mésaventure, que vient d'avoìr le naissant institut de M. Pasteur" (Avril, 1886).

„Wenn von einem tollen Hunde gebissen, lässt man die Leber desselben verkohlen und isst das Pulver davon auf Butterbrot (Oldenburg); Schlangenbiss heilt man mit der Schlange selbst. Rothlauf (mit rothem Ausschlag) wird geheilt, indem man eine Stange rothen Siegellacks auf dem Leibe trägt (Baiern), oder ein Stück Kupfer um den Hals hängt (Böhmen); Blutungen stillt man durch etwas rothes, wie durch Blutstein (allg.). Der Fieberkranke

schneidet sich die Fingernägel und vergräbt die Schnitzel unter eine Espe (Baiern), denn er zittert wie eine Espe; auf ein Krebsgeschwür legt man einen zerstossenen Flusskrebs (Baiern) oder bindet einen solchen lebendig auf, bis er stirbt, und vergräbt ihn vor Sonnenaufgang (Frk.). Gelbsucht heilt man mit gelben Rüben, mit einem Dukaten oder goldenen Ringe, mit Saffran und anderen gelben Dingen, Zahnübel mit Mäuseköpfen, Froschgeschwulst (520) mit einem Frosch u. s. w. Schabt man ein Stück Hollunderwurzel nach oben, so dient der Saft zum Brechen, schabt man es nach unten, so dient er zum Abführen (Westfalen). Brandwunden und das „wilde" Feuer (Rothlauf) reibt man mit einer Kohle von einem abgebrannten Hause oder streut das Pulver derselben auf oder nimmt es ein (Oldenburg); Wurm im Finger heilt man, wenn man einen lebendigen Regenwurm darum bindet, bis er todt ist (Frk.), und innerliche, aus Würmern erklärte Krankheiten, wie Gicht und Reissen, heilt man, wenn man dreizehn Regenwürmer in Branntwein verschluckt (Oldenburg); hat man Fieber durch Trinken von Brunnenwasser bekommen, so trinkt man aus demselben Brunnen wieder (Böhmen); Seitenstechen heilt man, indem man Samen von der Mariendistel isst (Oldenburg); gegen Harnbeschwerden trinkt man den eigenen Harn oder den eines verschnittenen Schweines (Oldenburg); gegen Ziegenpeter (im Voigtland) dient die Ziege" u. s. w. (s. Wuttke).

Die Amaquira ezihlanga (Doktoren oder „Fresser") entfernen (bei den Kaffern) die Izihlanga, „Dinge, etwa wie Würmer, die im Leibe des Menschen fressen und dadurch Schmerzen verursachen" (s. Döhne). Die Mintapas (in Australien) saugen die Krankheiten aus (s. Wilhelmi). Chupan aquella parte, que duele del enferms y dicen que sacan sangre ó guanos ó piedras (in Quito). „Schneide die gantzen Stengel von den Weberkarten von einander, so wirstu einen Wurm darinnen finden, den binde in ein Tüchlein und henke jhn an den Hals, so balde der Wurm sterbet, vorlest Dich auch

das Wehe in Zahnen" (Bapst von Rochlitz). Der Koonkie (bei den Dieyerie) seems to bring out the piece of stick from the patient's body (s. Gason). Die durch zornige Bewegungen im Leib als Krankheitsursache bekundete Gottheit wurde, wenn für den Bekämpfer (aus den Tuas) zu stark, durch Streicheln zu beruhigen gesucht (auf Nukahiva). Epilepsie wird durch Silberringe am Finger vertrieben (in Ostfriesland) und „Krampfringe" (in Württemberg), von Frauen (aus Sargnägeln geschmiedet). Die Piayes (der Guaranis) heilen durch Saugen (s. Montoya). Die Gegenwart Heinzelmann's, der besonders mit Anna und Katharina (Annie und Katie), den Schwestern des Schlossherrn, verkehrten, fühlten diese wie eine Kinderhand (auf Hudemühlen), „eine kleine Hand, gleich der eines Knaben oder einer Jungfer" (s. Feldmann). Auf dem La Lauza de la Fada genannten Stein wurde der Fee Esterelle geopfert (1300 p. d.). Der Para oder (schwedisch) Biàra genannte Kobold stiehlt die Milch (bei den Finnen). Die Steine von Carnac (Ti-Goriquet) sind von den zwerghaften Crions oder Gorios herbeigetragen, und um die megalithetischen Monumente zu Tresmalouen tanzen die Courils. In Hawai haben die zwerghaften Menehune Steinbauten hinterlassen. Capillus puero qui primum decisus est podagrae impetus dicitur levare circumligatus et in totum inpubium impositu. Virorum quoque capillus canis morsibus medetur ex aceto et capitum vulneribus ex oleo aut vino, si credimus, a revolso cruci, quartanis conliustus utique capillus carcinomati (Plinius). Wie man durch die Haare mit der abgeschiedenen Seele in Verbindung trat, sie dienstbar zu machen, liesse sich „in Folge des Besitzes von Haaren auf lebende Menschen auch auf diese Macht und Einfluss ausüben" (s. Wilken). Bei den Alfuren (auf Ceram) war jungen Leuten verboten (momoni), die Haare abzuschneiden, um nicht in einen Zustand der Erschlaffung zu gerathen (s. Riedel), bei Auffassung der Haare des „Sitzes der Kraft" (s. Wilken). Zu langem Leben soll

man von der Person, die einen lieb hat, 3 Haare haben, 3 derselben mit 3 von seinen eigenen Haaren zusammenbinden (1139).

Haare und Fellstücke werden aus dem geschwollenen Gliede durch den Illiseetrock gezogen (s. Cranz). Für den Sohn des ersten Paares (Cipactonal und Oxomuco) wurde aus einem Haar der Göttermutter Xochiquetzal seine Frau gebildet. Unfruchtbare Frauen tranken das vom Geschlechtsorgan des heiligen Greluchon (in Romorantin) Abgeschabte (s. H. Etienne). Die Sekte der Valerier kastrirte (III. Jahrh.), wie die Skopzen (in Russland).

Das aus Hundehaaren bereitete Kynin erwies sich als „ein vorzüglicher Arzneistoff bei verschiedenen akuten oder chronischen Erkrankungen von Hunden“, und so wird die Schlussfolgerung gezogen: „Jedes Geschöpf verfügt über eine Selbstarznei, die ganz besonders nur in den fettigen Absonderungen der Hautoberfläche liegt“ (II. S. 311), wie in der Volksmedizin der Kranke die eigene Krankheit aufisst (1839).

Der Name des Kranken, sein Alter oder eine der gewöhnlichen Besprechungsformel wird auf ein Stückchen Papier geschrieben, welches der Kranke nun, oft in Brot oder Obst gesteckt, aufessen muss (Ostfriesland, Oldenburg, Hamburg, Württemberg), oder man verschluckt einen Zettel, auf welchem die Namen Jesus, Maria und Joseph geschrieben sind (Böhmen). Auf einem Zauberzettel aus Württemberg ist dieses Rezept, welches der Kranke mit aufessen muss, in Reime gebracht (s. Wuttke). In Senegambien lassen die Marabuten das Rezept mit Wasser übergiessen und dieses trinken (oder in Substanz essen).

Indem nun der Araber Löwenblut trinkt, seinen „Muth zu stärken“, (der Cannibale zu solchem Zweck das Herz des Feindes isst, wie zerfügbar wäre) und indem „die Naturpraktiker ausgedehnten Gebrauch von Fett, Blut, verbrannten Haaren und Federn der verschiedensten Thiere zu Heilzwecken machen“, werden solcher „Naturpraxis“ weitere Lehren entnommen: Der zoologische Gelehrte hat,

was er probirt („Haarduftkügelchen von Gemsenhaaren" auf einer Gebirgsreise), probat gefunden (S. 312) gegen „Höhenschwindel" (oder höheren Schwindel), und da er selbst sein Programm so kreuzehrlich ausgesprochen, seine eigene Stellung (im uralt ewigen Kampf der Kultur oder Unkultur) mit treffendsten Worten gekennzeichnet hat, wird die Ethnologie, wenn auch unter einiger Ueberraschung, sich bereit finden müssen, für eigenartig curioses Beobachtungsobject auf dem Niveau ihrer Naturstämme den zugehörigen Platz zu finden (nach Einordnung in logischer Berechnung). Der vom Grabe des heiligen Martin mitgenommene Staub heilte (auf Gregor's l. Reise) die Dysenterie (und „aplanit les souillures des consciences"). Au Petit Andely, en Normandie, Saint Mamet est invoqué pour les coliques (indem das vom Nabel Abgeschabte getrunken wird). Der Stein (am Clyde), auf welchem der heilige Conwall von Irland nach Schottland geschwommen, heilte Krankheiten (s. Dalyell). Auf Kadjak werden die Körper der Vornehmen bewahrt, um von dem Spülwasser zu trinken (für glückliche Jagd).

Im Anschluss an die Physiologie, in der Reihe der übrigen Naturwissenschaften, wird die Psychologie, auf der Induktionsmethode begründet, auch im Wogen und Walten der Geschichtsbewegung den unverrückten Leitstern naturwissenschaftlicher Richtung festzuhalten haben, um im Entwicklungsstrom der Menschheit den Zielen derselben im Jenseits entgegenzusteuern (in jenem Jenseits, wo sie auslaufen).

Aus Annahme mehrerer Seelen (s. Rüdiger), bei ihrer Vervielfachung unter den Naturstämmen (vierfach bei Batta, siebenfach bei Karen) wird für die anima rationalis gern ein Separatplätzchen reservirt (wie in Tso u. A. m.).

Individua omnia, quamvis diversis gradibus animata sunt (s. Spinoza), und so die Seelen der Hausgeräthe (bei Odjibbewa's) ins Jenseits fluthend (auf Viti), mit den lunuae überall (als Einsitzer) im Genius (aus Vui). Speaking of cells as endowed with sensations

is equivalent to seeing printed books in particles of metal, because books are printed from metallic types (s. Lewes.) Die Aufstellung einer Theorie, gleich derjenigen von der Perigenesis der Plastidule, muss als eine Entgleisung des gesunden Menschenverstandes bezeichnet werden (s. Zacharias). Zu der Pflanzenseele (mit nährender, wachsender, zeugender Kraft) tritt die animalische Seele (mit bewegender und auffassender Kraft) und die menschliche Seele (s. Ibn Sina). Le germe préformé pour un état future, serait imperissable (s. Bonnet), le veritable siège de l'Ame humaine (enveloppé).

Der menschliche, und jeder thierische, Körper ist ein Organismus, in welchem durch chemische Umsetzung seiner eigenen Bestandtheile Kräfte frei werden, und so Spannkräfte in lebendige Kraft übergehen (s. Hermann). Statt Uebertragungsmaschine einer an einem anderen Orte erzeugten Kraft, bildet der Muskel selbst „das kraftproduzirende Organ für die mechanischen Leistungen des Organismus", und alle Kräfteerzeugung in den Organismen beruht „im letzten Grunde auf den chemischen Vorgängen der Oxydation und Zersetzung höher zusammengesetzter chemischer Atomcomplexe" (s. J. Ranke). An die schon erwachsene Empfindung lässt sich kein Maass anlegen, insofern sich keine quantitative Mehrheit darin unterscheiden lässt. Wohl aber bieten in der wachsenden Empfindung die Inkremente, aus denen sie erwächst, eine (nach psycho-physischer Methode) auffassbare Mehrheit dar (s. Fechner). Das Leben ist ein chemisch-physikalischer Akt der Natur (W. Schumacher) und die „Vis vitalis" setzt sich organisch um (in der Physiologie). Nach all der Epithetate in Ehren- oder Schimpfnamen, die im Geschichtslaufe der Psychologie auf die arme Seele geladen worden sind, um sie in guten oder schlechten Geruch zu bringen, kommt es auf einen Versuch mehr oder weniger nicht gross an, und bliebe gegentheils vielmehr jede neue Entdeckungsfahrt von Interesse. Welcher Standpunkt gewählt wird, wird den Naturforscher gleichgültig lassen, nicht jedoch die Missachtung elemen-

tarischer Denkregel, — dass nämlich der für die Definition gewählte Terminus im Einklang stehen muss, zu demjenigen System wofür es zu gelten hat, weil sonst aus den Schranken der Vernunft heraustretend, in den Abgrund der Unvernunft gestürzt, und so bleibt in der Gegenwart der physiologischen Medicin die Seelenfrage mit den Auslösungen centripetaler und centrifugaler Kette im Centralorgan der Nervenverzweigungen angeknüpft, wenn auch „auf unerklärliche Weise verbunden“ (s. Hermann), da diese letzte Erklärung im Welträthsel verborgen bliebe (wie aus altem Gejammer darüber genügend bekannt). Zur Klärung bedarf es zunächst einer naturwissenschaftlichen Behandlung der Psychologie (um die Schwächen der Subjektivität möglichst lahm zu legen).

L'homme n'est connu qu'à moitié, s'il n'est observée que dans l'état sain, l'état de maladie fait aussi bien partie de son existence morale que de son existence physique (s. Broussais), und so bleibt ein Studium der Neurosen (auf dem Gebiete psychiatrischer Pathologie) allerdings angezeigt, aber, in Anbetracht der Ansteckungsfähigkeit, mit Vorsicht nur, damit nicht die Raserei epidemisch um sich greift (gleich derjenigen, welcher Melampus zu steuern hatte). „L'intelligence peut-être modifiée de mille manière, avant d'être jetée hors de la voie commune, sans-être aliénée“ (s. Moreau), auf dem Grenzgebiet (zwischen „folie“ und „genie“, in Ideen „entremelées de conceptions ètranges et de folies prodigieuses“ (wie die Fourier's), oder des Kindischen noch voll in spiritistischer Schule (b. Frese). Auf „die trostlose Verirrung des menschlichen Geistes (im Spiritismus) näher einzugehen, diese ganz ungeheuerliche Lehre ins Einzelne zu verfolgen, wird man uns billig erlassen“ (s. Spitta). „Als ein trauriges Zeichen der Zeit muss noch hervorgehoben werden, dass diese Irrlehre sogar bis in die höchsten Kreise der Wissenschaft gedrungen ist und daselbst gläubige Verehrer und streitbare Bannerträger gefunden hat“ (1878). Um so mehr aber müsste es den mit gesunder Entwicklung künftiger Heilswissenschaft,

im Gange der Kulturentwicklung der Menschheit, durch die Verhältnisse einmal Betrauten zur zwingenden Pflicht werden, als Zionswächter zelotisch das Palladium ächter Naturforschung unbefleckt zu hüten (so störend dem Gelehrten in seinem Studirstübchen der Ruf auch klingen mag, zum Streit auszuziehen, und oft selbst leider nur zu Balgereien mit Klopfflechtern oder (je nach der Ansicht) falschen Propheten (und den Eseleien ihrer Eselin).

Die „exakten Experimente" des Spiritismus würden unter der üblichen Entsetzung desselben in die zwei Klassen der „intellectuellen und physikalischen" Phänomene unter die letzteren fallen und somit in die Hand der Physiker, innerhalb eines Kreises von Fachgelehrten also, denen sie der Laie sorglos überlassen mag, da sie unter keiner besseren Hut gestellt werden könnten. Hier treten dann Namens- oder Grenzstreitigkeiten hinzu. „Les conclusions de M. Crookes sont en complète opposition avec celles des Spiritualistes" (s. Alidel), betreffs der „psychial force" (c'est là positivement et sans équivoque de l'anti-spiritualisme). Theologian and philosopher alike exhibit the strained functions of a sort of Psycholepsy, which, conducive to an exaggerated selfconsciousness, is not equally conducive to ultimate health and strenght of mind (s. Maudsley), in *καταληψις νοητικη* (b. Philo).

The brain has its unity, as the central co-ordinating organ, in which all parts of the body have direct or indirect representation (s. Mandsley), und deshalb „it is impossible to develop one function or one class of functions to excess, without doing so at the expense of other functions and to its own detriment, the hypertophy of it is the inevitable atrophy of them" (1886) für excentrische Verwirrrungen in der Pathologie organischen Wachsthums (des Denkens). Die Seele muss sich sehen und fühlen in dem Gehirne da ist ihr Spiegel, da stehen die Wirkungen und Folgen ihrer Thätigkeiten abgedrückt, die nämlich, auf welche sie zurückwirken, die sie fühlen und wahrnehmen kann (b. Tetens). Die Maschine

wirkt, weil sie so gestossen worden, das Thier handelt, weil es die Sachen so empfindet, der Mensch, weil er sie so denkt (s. Garve). Animae brutorum non sunt per se subsistentes, sed sola anima humana (s. Thom Aq.). Sensation und Denkkraft gehören zu der organisirten Materie (b. Priestley). Die thierischen Körper sind die materiellen Werkstätten, aus deren geheimnissvollem Getriebe der Gedanke als letztes und schönstes Resultat hervorgeht (s. Vogt). Die Associationen der Vorstellungen von Schwingungen der Nerven und des Gehirns werden durch ein ätherisches Fluidum bewirkt (b. Hartley). Quotidie deus animas operatur et in corpora mittit nascentium (s. Hieronym.). Anima corpus suum creat (s. Erigena). In den Sonnenstäubchen sieht sich die Seele (bei den Pythagoräern). Die Seele, als feuerähnlich feine Substanz, wird mit der Lebenskraft gleich gesetzt (b. Coward). Die Seele (Kilma) hat ihren Sitz in der Leber (bei den Fur); Frauen sind seelenlos (s. Felkin). In der Trichotomie (bei Apollinaris) unterscheiden sich ψυχη λογκή und ψυχή ζωτική (neben dem Körper). Die Lehre von der Hölle erscheint als eine der liberalsten in der christlichen Dogmatik (s. J. P. Lange). Intelligendum est enim, quamquam fecerit Deus animum, habere illum certam substantiam, quae neque terrena, neque ignea, neque aëria est, neque humida (b. August). Die Seele hat ein Sein und Wesen empfangen, welches ihr eigen ist (s. Schubert), ein für sich seiendes Seyn (s. Gangauf) als gesellschaftliches (des Zoon politikon). Die auferstandenen Körper vergleichen sich (betreffs des Gesellschaftsverhältnisses) den Maulthieren (b. Justin). Origines (gegenüber den sinnlichen Erörterungen für die Seeligkeit) setzt mit einseitiger Hervorhebung des Intellektuellen den Hauptvorzug eines künftigen Lebens in die Befriedigung des Wissenstriebes (s. Hagenbach), wie auf den Rupa-Terrassen (des Buddhismus). In den Matoutou genannten Körben wurden (bei den Cariben) die heiligen Kuchen dargebracht (s. Lafiteau); primitias frugum (b. Servius) in der „mystica vannus Jacchi“ (als Sieb).

„Das Schattenreich ist das Paradies der Phantasten; hier finden sie ein unbegrenztes Land, wo sie sich nach Belieben anbauen können; hypochondrische Dünste, Ammenmärchen und Klosterwunder lassen es ihnen an Bauzeug nicht fehlen" (s. Kant). Le Mysticisme est le fondement de toute doctrine théosophique (s. Moreau). C'est ce qu'ils ont appelés la Théosophie (XVII. siècle). Il y a encore quelques theosophes parmi nous; ce sont des gens à demi-instruits (s. Diderot). Nach der in Cassel erschienenen Schrift (1614) hatte Rosenkreutz (Gründer der geheimen Gesellschaft) vor 200 Jahren gelebt (1614), und unter Mitbetheiligung aus Andreae's Schriften († 1654) erneute sich aus Paracelsus' Lehre, (wie auf Fludd's continentaler Reise, diesem bekannt geworden), die Theosophie (der Theopneusten). Nach ihrem „theomorphen Moment" dargestellt, wird die Religion „nach ihrer historischen Erscheinung und Entwicklung beleuchtet (s. Wisthmüller). „Den Theophagen ist Alles Genuss, | Sie essen Ideen und bringen | In das Himmelreich selbst Messer und Gabel hinauf" (in Xenien). Coelestes amictu coelestis luminis ambiuntur, „welches niemals altert und niemals fleckig wird" (b. Petrus Chrysologus). Vestibus et ornamentis fulgidis (s. Pallegoix), sind die Phrom bekleidet (auf den Rupa-Terrassen). „Kleider trägt man, in der Sphäre, nicht zum Schutz eines physischen Körpers, gegen Kälte oder Hitze, sondern als ein Symbol der geistigen Entwicklung", erklärt Binney's Geist (s. Friese). Hominem tantum nudum et in nuda humo natali abjicit ad vagitus statim et ploratum (s. Plinius) die Natur (parens melior homini an tristior novera).

„Die Anschauung, dass die Seele im Bauche, den Eingeweiden oder in der Nähe davon ihren Sitz habe, findet sich bei verschiedenen Völkern. So suchen die Neugriechen den Sitz der Seele in der Gegend unter der linken Brust nach dem Magen zu. In Smyrna sagt man z. B. „meine Seele schmerzt" in der Bedeutung von „mein Magen schmerzt", und heisst anderwärts

ein Magenpflaster *ἀννιψυχο* (Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum, I. S. 229). Auch bei den zur Malayo-Polynesischen Raçe gehörenden Völkern begegnet man dieser Anschauung. Die die Batu-Inseln bewohnenden Süd-Niaser glauben an das Vorhandensein einer Seele, die im Bauch ihren Sitz hat (s. Horner), während die Bewohner von Tahiti den Sitz des Gedächtnisses und Geistes in den Magen oder die Eingeweide verlegen. Früher muss dies die allgemeine Auffassung gewesen sein. Dies geht u. A. aus dem Wort manawa hervor, welches in der Samoanischen und Maori-Sprache in der Bedeutung von „Geist“ oder „Sinn“ gebraucht wird, wie z. B. in manawa-reka = vergnügt sein, während auch das diesem entsprechende njawa in der Malayischen, Javanischen, Buginesischen und Makassarischen Sprache „Seele“ bedeutet, wovon indess doch die Grundbedeutung „Bauch“ ist. (Kern, De Fidjitaal vergeleken met hare verwanten in Indonesië en Polynesië, S. 217). Man vergleiche auch den Gebrauch des Wortes entrailles im Französischen im Sinne von „sensibilité“ oder „tendre affection“, z. B. in: „Il fut surpris de trouver ses entrailles attendries“ (Fénélon), das holländische „Ingewanden“ (s. Wilken). Das Männlein im Auge fehlt der Hexe (in Siebenbürgen), weil vom Teufel aufs Pferd genommen (in der Seele), und mit dem Pupillenbild entschwindet (im Tode) die Seele (in Guyana), die der Frau fehlt (bei den Maori), von Junonen begleitet (an Stelle des Genius). Die Führerin (Frau Hauffe's), ihr Schutzgeist („ihre Grossmutter, Gattin des alten Schmidgall's“) erschien ihr jedesmal in der Gestalt, die sie im Leben gehabt, nur heller und freundlicher, und in einem Gewande, das sie im Leben nie getragen, in einem weissen Faltenkleide mit einem Gürtel; ihr Kopf war mit einem schleierartigen Tuche bedeckt“ (s. Kerner).

So lange die Seele vegetirt, als vegetative Seele (zur Qual manichäischer Electen auch in der Pflanze) wird sie sich im Thiere vor Allem breit machen, von *τὸ ϑρεπτικον* oder der Nährseele (bei

Aristoteles) bis zur Lebenskraft überhaupt, denn das „Lebendige ist beseelt“, und mehr wie das, „l'âme est spirituell“ (s. Waddington) „the soul is a spirit“ (bei Hobbles), im Uebergang zu dem von Aussen zutretenden Nous, mit Geisterschrei dann im Gefolge, wenigstens für den am Grabe verbleibenden Spuk in Sisa (der Guineer) oder Nien (der Papua, in Geelwinksbay). Die Todtenfeste der Griechischen Staaten fielen in verschiedene Monate (s. Bergk), so dass sich die Gespenster gegenseitig über die Grenzen zugejagt werden konnten (wie am Alt-Kalabar), s. „Der Fetisch“ (S. 21). Die Nekusia (als Fest der Genesia) fielen in den Monat der Eleusinien (als *δημοτελὴς ἑορτὴ*). *ψυχαγωγοί τινες γόητες ἐν Θετταλια* (*γόητες αιοῖ Φρυγες*). *Ἐι τοὺς οὗτοι ἀπίκοντο ἀνθρώπους γόητας εἶναι πάντας* (s. Herod.). *γοητεύειν τὴν σελήνην καὶ καθαιρεῖν* (s. Plut.). Tcha-ka-bech (bei den Wyandot) fängt die Sonne in seinen Fallen (s. Le-Jeune), wie Maui in einer Schlinge (bei den Maori). The natives of Ugi believe that the dead pass into fireflies (s. Guppy). Die Irrlichter sind Seelen ungetauft verstorbener Kinder (in der Lausitz). Im Schmetterling fliegt die Psyche, aus der Cicade zirpend, vom göttlichen *ἰχωρ* durchdrungen (an Blutes Statt).

Im Dulden geduldsam genug, hat die „arme Seele“ sich zu gedulden gehabt, bis zum geduldigen Einschluss in Stock und Stein, unter dem „Hang zur Personifikation“ (s. Dubois) mit mythologischen Fratzenverzerrungen, wenn fratzenhaft es grinste im Geist, oder sonst, unter begabtem Volksgenius, göttlicheren Leibern bekleidet, dann wieder formhaft eingeführt (Dryaden oder Najaden) oder im Genius loci zum Reptil degradirt. Für den Eskimo wohnt überall der Innuae ein, für den Eweer der Wong, der Seelenfänger korkt die Seele auf in Arzeneibüchsen (bei den Hoidah), der Angekok packt die Seele an (im schwammigen Gefühl) und so fluthen die Seelen der Hausgeräthe auf Viti's Brunnen, während bei den Odjibbewas die Seelen der

Kessel uud Aexte in's Jenseits fliegen, und der Flegel sich anschliessen möge (fortzudreschen im leeren Stroh).

Das ist die Seele reinster Rasse, nicht nur die Seele, als „vis repraesentativa universi (s. Chr. Wolff), die Welt sich vorzustellen, sondern die Welt zu schaffen, pantheistisch (aus Paramatta als Puruscha), so dass in jedem Dinge ein Göttliches steckt, das dann dem Reagens des Menschengeistes herauszuziehen obliegt, bei Identität von Sein und Denken (b. Parmenides), doch gegen Bezahlung nur vielleicht bei Bindung der Kissi im Fetisch (Loango's).

Meist jedoch muss sich die Seele mit jener Bastardnatur genügen lassen, die ihr Gasendi anweist (zwischen Intelligenzen und Körperwesen), das neuplatonische Mittelwesen, um Geist und Leib inniger, als im gelegentlichen „Occasionalismus" zu einigen, mittelst eines Perisprit des Astralleibes etwa auch (als Brücke vom Immateriellen zum Materiellen), oder Linga Sarira (Shuschma Sarira), in der Form eines Orang alus (bei den Passumah), dünn und fein, gleich Epikur's Seele (aus glattester Mona), aber zum Spuken prächtigst geeignet (bei zunehmender Uebung im Materialismus).

De shamanen bij de Chineezen onderwerpen zich aan allerlei martelingen, welke te macht van de godheit, die in heu gevaren is, heu zoogenaamd iu staat stelt, te verdragen, en welke dus ten bewijze nweten dienen, datzij in bovennatuurlyken toestand verkeeren: zij steken zich messen door de wangen of dikke naalden door de tong, doorboren zich de bovenarmen met priemen, en slaan zich met een zwaard of een houten bal met spijkers over de schouders heen op den naakten rug; eenigen laten groote slangen zich om het lichaam kronkelen en liggen nitgestrekt op draagstoelen, waarin scherpe spijkers, met de punten omhoog, geslagen zijn, of zitten in stoelen, waarvan zitting en rug nit messen zijn samengesteld (s. Wilken). De shamanen bij de Chineezen in de Wester-Afdeeling van Borneo plegen, als de geest in hen gevaren is, zilveren naalden zich in de voren of waugen to steken of zich met een bal, waaruit

ijzeren spijkerpuuten steken, te slaan, zonder teekenen van pijn te geven, om daardoor aan het publiek te bewijzen, dat zij in bovennatuurlijken toestand verkeeren (nach den Gebräuchen Amoy's). Die Convulsionär bleiben auf heiligen Gräbern fühllos, wie die Hexen der Marterkammer aus Verstocktheit (und der Indianer beim Jahresfest, wie der Indier an dem für Kali gefeierten).

Wenn die Seele ihren Körper sich aufbaut (s. Stahl) wird sie überall freilich stecken müssen, wie im physiognomischen Ausdruck und der Charakterbewegung, auch in dem Duftstoff, ob sie will oder nicht.

Wollen wird sie es nicht wollen dürfen, wenn in der Wolle sitzend beim Menschen, weil aus derartiger „Anpassung" atavistisch zurückfallend auf die feinriechenden Thiere mit dunkel gefärbter Riechschleimhaut (unter stärkerer Absorption von Gerüchen durch dunkele Farbstoffe) auf Hundeseelen vornehmlich, also in der Ahnenreihe des Menschen, seinen treuesten Freund und Gefährten ohnedem. Wenn solche Sympathien sich erblich fortpflanzen, mögen je nach der Schwellung der „Schwellapparate" Idiosynkrasien für Gerüche sich, in Jägerfamilien z. B., vererben, um in der Naseweisheit Worte dafür zu finden, die dem Normalmenschen der Kultur zu fehlen pflegen, ausser bei Anlage zur facundia canina (s. Persius).

In rohester Form der Auffassung von der Seele wird sie gesehen, im Perisprit als Gespenst, worin Kla sich wandelt als Sisa (in Guinea), oder auch im Doppelgänger lebend, gleich Uhane-ola auf Hawaii, in fasslichsten Materialisationen, schwammiger Konsistenz, (nach polarem Gefühl). Daneben wird sie gerochen, um in den Affekten, den Schuldigen herauszuwittern (bei den Bantu-Wilden), oder in der „perfection d'odorat, dont jouissait ce Religieux de Prague, mentionné par Marco Marci, et qui distinguait au nez, aussi bien que le meilleur chien à qui avait appartenu l'objet qu'on lui préventait" (s. Cloquet). In Blindheit riecht Isaac seinen Sohn (Jacob),

und wohlgefällig das Opfer der Gott, auch wenn etwa blind (wie auf ozeanischen Inseln). Die Thätigkeit des Respirations-Apparates ist die treibende Kraft bei der Mechanik des Riechens (s. G. J. B. Wolff). Während das Hwan-ki nach oben, das Pe nach unten geht (in China), bleibt das Kwei-shin am Grabe (beim Tode).

Um die Extreme einer immateriellen Seele und eines materiellen Körpers zu vereinigen, bildet der Astralgeist eine mittlere Substanz (1729), wie (zwischen „vegetativa“ und „rationalis“) die „anima sensitiva“ (bei Bacon), mit allen Unterlagen zu bequemen Materialisationen (statt mühevoll neuen Aufbau's in Seelenwanderungen). ψυχῆς γὰρ ἐστι σπονδὴ τὸ αἷμα (s. Philo). Das Seelische (Tih) verbindet (aus den Sinneseindrücken) die Vorstellungen (auf Tahiti) zu Gedanken, als Parou no te oboo („words in the belly“). „Die Angekutters behaupten, dass die Seelen dermaassen weich anzufühlen seien, dass sie unfühlbar zu sein scheinen, und dass man sagen könnte, sie hätten weder Nerven noch Knochen“ (s. Egede). Die Seelenflicker in Oregon verstehen sich auch auf das Aufpropfen der Seele, in kleinen Etuis, die sich in der Ethnologischen Sammlung finden, neben Anthropin-Cylinder (in Canstatt käuflich). Während sonst die Seele, wie als Arngul (auf Pelau) im Kehlkopf (s. Kubary) gern im Auge weilt (im seelischen Blick), fehlt den Hexen (in Siebenbürgen) das „Männlein im Auge“, weil vom Teufel zum Pfande genommen (im Fortführen der Seele). Die Jakuten unterscheiden drei Seelen, als Buor-kut (Erdenseele), Ssalgyn-kut (Luftseele) und Je-kut (Mutterseele).

D'innombrables faits observés depuis l'antiquité jusqu'à nos jours demonstrent dans notre être l'existence d'une seconde personnalité, l'homme interne (1883). A l'extérieur, c'est l'image exacte de la personne, dont il est le complément; à l'intérieur il reproduit le calque de tous les organes qui constituent la charpente du corps humain (relié au corps, d'ou il émane par un réseau vasculaire invisible). Dès que la mort a rompu les liens qui le rattachent

à notre organisme, il se sépare d'une manière définitive du corps humain et constitue le fantôme posthume (s. d'Assier), als „Uhane make", neben „Uhane ola" (in Hawaii).

Je nachdem der magnetische Leib mehr oder minder ausgebildet ist, ist auch seine Gestalt mehr oder minder vollkommen, leichter oder schwerer, und je nach dieser Vollkommenheit kann er sich auch deutlicher oder undeutlicher kundgeben (s. L. Braun). Als *τό τοῦ σωμαλος ἄρχων* wirkt die Seele (in innerer Thätigkeit). Eine eigene Unterart der Schreibmediumschaft ist die von Einigen dazu Begabten als Geschäft betonte Korrespondenz mit den Geistern der Abgeschiedenen (s. Blöde), wie im „Geistertelegraphenamt" des Herrn J. V. Mansfield („früher in Boston, jetzt in New-York"). Eine „Leichnams-Wiederbelebungs-Anstalt", durch gute Medien wohlgeleitet, würde manche Auferstehung feiern, manche Thräne trocknen (s. Adelma von Vay). Fanaticism, folly and knavery are traceable in every form of religion and very distinctly can they be traced in the false superstition of spiritualism, so prevalent in the age we live in (s. Forbes Winslow). Atman, the living individual soul or the suprême being, findet sich (in der Vedanta) „translated universal soul" (s. Colebrooke). Atmâhi nâma svarâpam (in der Vedanta), zur „Bezeichnung Gottes, als des Atman, d. h. des Selbst oder der Seele" (s. Deussen). „Soul termed Purusha, Pumas or Atman (in der Sankhya), neither produced nor productive" (s. Colebrooke). Die Seele (jiva) der Jainas steckt in Taijasa-Jariras (unveränderlich), und Sarmana-Jarira (veränderlich), (composed of passions and affections) und „becomes in its successive transmigrations united with a grosser body" (Andarica). Dann „a fifth kind of body" (Aharica), „explained as a minute form, issuing from the head of a meditative sage, to consult an omniscient saint" (oder die Puglik des Angekok). Âtman bezeichnet das Selbst (als Seele oder Athem), wogegen durch Mahatmika (Mahâ-âtman-ka) Grosssinnigkeit oder Glanz ausgedrückt wird (Mahatmya, „the peculiar efficacy or value

of a dedty). Intelligence called Buddhi and Mahat or the great one (in der Sankhya) „first production of nature, increate, prolific“ (s. Colebrooke). Beim Ausfall der Seele zwischen den Bündeln der Khanda verwickelt sich der die Existenzen verbindende Zusammenhang durch die Leitungspfäden des Chuti-Chitr für Wiederscheinung des Patisonti Chitr (s. B. i. s. P., S. 353).

Das Individuum wiederholt sich in der Zeugung nach der Diagonale der beiden Geschlechter (bei Sexual-Differenz). Sog. Monstruositäten, wie ein Sechsfingriger, mögen sich erhalten, wenn bereits bei embryonaler Entwicklung eingeleitet, wogegen im Leben erworbene Abweichungen nur dann sich forterben, wenn so tief in die ganze Physiologie des Organismus eingreifend, um als Lebensfrage derselben, in vitaler Entscheidung über das Leben selbst, fixirt, wie z. B. bei Acclimatisation nur für diese in den Leber- oder (andererseits) Lungen-Funktionen modifizirten Raçen, und indem solch durchgreifende Wechselwirkung bei äusserlichen Gliedanhängen nicht existirt, werden an diesen vorgenommenen Aenderungen (bei Fussentstellungen u. dgl.) einer Reproduktion ermangeln. Ebenso wenig können die physisch-psychischen Anpassungen während eines Individuallebens auf das Geistige nachwirken, so dass in solcher Hinsicht das Kind stets der vorbedingt gegebenen Anlage gemäss geboren wird, also gleichzeitig in wilden oder civilisirten Raçen, während bei den letzteren dann die psychische Atmosphäre der Gesellschaft, als in dieser geschichtlich vererbt, auf die Veredelung umgestaltend einwirkt. Neben der Seele (Angga) wird mit dem Kind (bei den Toraja) aus dem Lamoo (Beschirmer des Stammes) sein Schutzgeist, als Lamoa-sindao, geboren (s. Riedel), wie der Genius in der Gens (als Stammesseele oder Bla Guinea's).

Man, by accumulating experiences, can virtually alter both his faculties and his surroundings, without altering his organisation

(s. Stephan). The infant always starts at the same point of intelligence, but the path has been cleared for him, so that he can reach an enormously more distant gaol (1882), in der Solidarität menschlicher Interessen (durch Raum und Zeit).

Im Schatten die Seele, der ihr, wie Peter Schlemihl gestohlen bei den Basuto vom Krokodil gefressen werden mag (wenn ins Wasser fallend), im Auge die Seele (als Lieblingsplatz auf Hawaii), im Athem die Seele (mit dem Ruach dort schon wohnend), in den Pulsen die Seele (der Cariben) klopfend, fieberisch erregt (bei Tropenhitze), — im Seelengewimmel und Seelengetümmel. Der Seelen und der Götter sind die Lüfte voll, πάντα πλήρη θεῶν εἶναι, lehrte Milet's Philosoph, „Eheu, larvarum plena est", der Komödopoios römischer Besessenheit (qui partes ridendas agit); denn auch unter Larven steckt (bei fühlender Brust) eine Seele im gespenstischen Spuk, gleich Néen (melanesisch) oder (bei Eweern) Noali (aus Praeexistenz); die Seele in ihren Gespenstern, und so ist der Mummenschanz fertig, mit der Maske des Hexensabbath, um die Seelen auszuschnüffeln (in der Witterung der Jzanuse), „by a process called technically smelling" (s. Wood), wenn im Hexenprozess der Schuldige herausgerochen werden soll, und wie sein „Angststoff" empfehlen sich die „geilen" Gerüche, zu solchen Zwecken dienend dem Sinn der Einbildungskraft für die durch Wohlgerüche beflügelten Phantasie Rousseau's (in seinem, dem Naturmensch gewidmeten, Paän).

Das wirkt auf den θυμος dann ein, dem der Dsi (im Herzen) entspräche bei der als Luwo aus Nodsi herabgekommenen Seele, für welche (in Guinea) Tame (Kopf-Inneres) als „Spiritus rector" handelt, während (in Siam) „Ming-Khuan" auf dem Scheitel residirt wie Tso bei den Karen), s. Völker des östl. Asien, (III, S. a. O.).

Die Weltseele erhebt sich durch die organische Form des Thieres und Menschen zur Thier- und Menschenseele (s. Czolbe), und wenn das Wesen der Seele als „vis representativa universi"

(s. Chr. Wolff) in der lebendigen Wechselwirkung der Stoffatome des wohlorganisirten Körpers mit dem Weltäther liegt (bei Spiller), ist die Anknüpfung an die „Anima mundi" selbst gegeben, wie im indischen Pantheismus, und zugehöriger Komik im kindischen Gespiel (wenn Krichna Possen treibt). Den Bedürfnissen in Unterhaltungslektüre, wie nicht verübelt werden darf, vermögen statistische Aufzählungen schlecht nur zu entsprechen, und um so weniger noch diejenigen Vorarbeiten, welche zur Durchbildung einer naturwissenschaftlichen Psychologie die in der Statistik leitenden Prinzipien auf psycho-physische Anschauungen überleiten soll, in allmähliger Anbahnung einer Gedankenstatistik (durch den Völkergedanken).

Das Vorhandensein des Uebels, das keine Fiktionen abzuleugnen vermögen, drängt zu dualistischer Scheidung, und diese zur Bekämpfung (legitimen oder illegitimen). Der dumpfe sich selbst nicht verständliche Schmerz ist das Tiefste der Natur-Religion (s. Rosenkranz).

Wenn eine Krankheit von Zauberei herrührt (bei den Kaffern), wird auf Befehl des Jnkosi zu den Jzanuse (Amaquira abukali oder scharfen Doktoren) geschickt, damit sie den Zauberer herausriechen (s. Döhne). Das Diebesfinden durch den Liewascha (in Abyssinien) schliesst sich dem schamanischen an (der fliegenden Tische). Die Inianga (der Amazulu) „vouent au Tagaty (mort infligée par la vindicte publique) tel homme qui porte malheur à ses voisins, tel homme signalé comme un empoisonneur" (s. Delargorgue). Vor Anhauchung der Kranken füllen sich der Zauberer mit ausgesuchten Speisen (in Südamerika).

Wenn sich aus einer auf Physik und Chemie zurückführende Physiologie die Maschinerie des lebendigen Organismus regelrecht geordnet hat, um als automatischer Mechanismus zu arbeiten, so verbleibt (für die Religionsphilosophie) die Frage nach der Quelle des Lebens, wie sie pantheistisch in der Weltseele sprudelt (im „Spiritus mundi"), und so in das Individuum lebendig beseelend ein-

tritt (als Jivatma). „When the soul enters the embryo its forms the knowledge (Vidya) and ignorance (Avidya) of that individual" (s. Wise), von Aussen hinzutretend (gleich dem Nous).

Diese im Ausfluss von der Gottheit (Paramattam) oder der Endursache (im **τὸ πρῶτον** einer **ἀρχὴ τῆς κινήσεως** für die Bewegung) als Schatten oder (wie Kla der Odschi) als Spiegelreflex in den Körper geworfene Seele oder Purusha (Bhutatma), durchdringt nun denselben mit Leben, in den Sinnen sowohl (Indriya) und Moralgefühlen (Satwa, Raja, Tama), wie in dem Denkgeist (Manah), gedankenspinnend (aus sich heraus, „as the silk worm weaves its thread from itself") im Haupt („between the eyebrows").

In diesem Manah symbolisirt sich dadurch die dem Menschen (Manu) typische Seele, die ihre Nahrung durch die Pancha-Dvara aus den fünf Indriya zieht, in dem, was sie sieht, hört, riecht, schmeckt und fühlt (um das beschaffte Material zu Gedanken zu verarbeiten).

Beim Tode treten die Eigenschaften, durch welche der Manah im Denken thätig war, in ihre materiellen Substrate zurück (hineingezogen dahin „as a loadstone retains a piece of iron, by their mutual influences"), aber die mit guten oder bösen Gedankenthaten bereicherte oder beschwerte Seele trägt bei der Rückkehr zu ihrem göttlichen Ursprung, dorthin also mit sich ein Gepräge derjenigen Persönlichkeit, der sie in der hier abgelaufenen Lebensspanne innegewohnt hatte (nach den in der Harmonie des Kosmos selbstgegliederten Prädispositionen).

„Genius meus nominatur, qui me genuit" (s. Paul) und im Leben begleitend (gleich nigritischem „Edro"), als zugehörige Hälfte der abgelösten Individualseele (beim Herabsenden durch Mawu). In seinen Berührungspunkten mit dem Leiblichen ist der Seelengeist, weil **φθαρτος** (s. Aristoteles), der Vergänglichkeit verfallen (**νοῦς παθητικος**), aber unbetroffen bleibt der Nous (als **ἀπαθής**) in seinem **ποιοῦν** (der Gedankenschöpfungen).

So wird die Seele, als Aristoteles' Entelechie (***ἐντεγεχεια, ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ ὀργανικοῦ***) auch bei Plato in dem ***λογιστικόν*** auf die ***ἀρχὴ κινήσεως*** zurückgeführt, zum ***τὸ πρῶτον*** (bei Plotin), zum Ersten und zum Letzten bis zur Mystik (in allen Sprachen). „Wenn die Seele an sich selber sich für Nichts erkennt, darum will sie nicht bleiben auf dem Icht, sondern wirft sich in das Nicht der Gottheit, dass sie mit Nicht zu Nichte werde" (1417). „Das Prinzip der immanenten Negativität ist es einzig und allein, wodurch der Pantheismus wissenschaftlich überwunden werden kann" (s. J. Schaller), und nach all den fehlgeschlagenen Versuchen der Spekulation bleibt nur eine Hoffnung noch übrig, die auf die Naturwissenschaft gesetzte nämlich (in Anreihung der Psychologie).

„There is no difference between the human soul and the soul of the world, this being only the exterior and condescending manifestation of God, while the human soul is its reflection into itself and its elevation above itself is the Divine soul, the presence of the soul is necessary to animate the body" (s. Wise), als Emanation oder Schatten Gottes (Paramattma, Ishwar). Life, prana, consists in the combination of the soul or Purusha (Bhutatma, jivatma), the mind (manah), the five senses (Indriya) and the three qualities of goodness, passion and inertness (Satwa, Raja and Tama). Aus den Grundkräften, als anziehende (***ἑλκτική***), absondernden (***ἀποκριτική***), anhaltenden (***καθεστική***) und austreibenden (***πρωστική***), wirkt die Seelenkraft, die pulsirende Kraft und die natürliche Kraft (***δύναμις ψυχικὴ, σφυγμικὴ, φυσική***) in den Organen des ***πνεῦμα φυχικόν*** (in Hirn und Nerven), des ***πνεῦμα ζωτικόν*** (in Herz und Arterien) und des ***πνεῦμα φυσικόν*** (in Leber und Venen), und durch das Athmen (im ***πνεῦμα ζωτικόν***) werden die Substrate in ihrer Integrität gehalten (E. Galen). Of Nature (Praksiti) the principle called the „Great One" (Mahat), the principle of „understanding" (Buddhi) is the product (bei Kapila). Soul (Purusha) is something distinct from either product or cause (s. Balantyne). Aus der

αἴσθησις τῶν ἰδίων in der Wahrnehmung (αἴσθησις) der Einzelsinne fasst sich das Gemeinsame im Gemeinsinn (αἰσθητήριον κοινόν) zusammen, und wenn über das Sinnesorgan hinaus die Bewegung auf das Centralorgan fortwirkt, werfen sich durch die φαντασια (Einbildungskraft) die (das Denken begleitenden) Sinnesbilder (φαντάσματα) auf die Anschauung der νοητά (um die leere Tafel des Nous zu beschreiben). „Beide, Geruchs- und Geschmackssinn, die sogenannten chemischen Sinne, sind in Beziehung auf Pflege und Ausbildung gegen die dynamischen Sinne zurückgeblieben, sie sind nur subjektiv, nicht objektiv bestimmt, sind überhaupt untergeordneter Natur" (s. Spitta). Der Tastsinn entspricht der Erde (aus der „Moles" der Materie) der Geschmack dem Flüssigen, der Geruch der Luft (als Seelisches bei Anaximenes), während mit dem pneumatischen Sinn das Auge (und Ohr) dem Feuer entspricht (bei Heraklit). Zu seinem Gleichniss in der sinnfälligen Welt ist die Sonne hervorgebracht von dem Guten (τὸ ἀγαθόν), als (denkender) Urgrund (b. Plato). Der Aufgang der Sonne ist schön überall, ob als glühender Ball am Rande der Wüste sich erhebend, unter Vorhersagung der Schrecken, mit denen die Mittagshitze bedrohen wird, ob im strahlenden Glanze aus ruhig spiegelnder Meeresfläche emporsteigend, ob im Firn der Gletscher glühend auf den Hochgebirgen, oder beim Niederblick in liebliche Thäler in langen Schatten spielend, auch vielleicht die Spitzen alter Monumente vergoldend, auf welche die gleichen Lichtesblicke vor Jahrtausenden schon hinabgeschienen. Die durch sich selbst thätige Kraft ist die Vorstellung (b. Leibniz), statt indess alle einfachen Substanzen Seele zu nennen, wird dies Wort besser auf diejenigen beschränkt, wo die Vorstellung mit Gedächtniss verbunden ist (Omne corpus est mens momentanea seu recordatione carens). Die im Krystall momentane Lebenskraft verläuft durch Ablenkung im „statu nascenti" organisch mit dem Wachsthum (unter „Monas dominans"). Die intellektuelle Seele ist das einzige und ausschliessliche Aktuations- und

Formprinzip des Menschenwesens (b. Capreolus). „Der Wille ist die Erkenntniss a priori des Leibes, und der Leib die Erkenntniss a posteriori des Willens" (s. Schopenhauer). Eine und dieselbe als Empfindendes und Gegenwirkendes, bald leidend, bald thätig sich beweisende Beziehung auf ein Aeusseres zum Zweck ihrer eigenen innerlichen Ausbildung und Entwicklung (s. Carus) definirt sich als „Seele" (1866). Die intellektive Seele wird „vere et per se forma corporis" erklärt (auf den Concil Vienn.). Disproportion of functions is literally an out-of-proportion or out-of-ratio, that is to-to say, a state verging towards what we call „irrational" (s. Mandsley), und so oft sich das Grundgesetz des Denkens (als auf Relativitäten basirt) negirt, hört jedes Argumentiren auf (im Irrationalen der Unvernünftigkeit). Die „Dämmerzustände mit religiös expansivem Delirium" (beim Epileptiker) „drehen sich um göttliche Visionen und göttliche Dinge" (s. Krafft in Elbing). It is especially in brains that have inherited a certain predisposition to insanity, epilepsy or allied nervous disorder, in which, the impulse to irregular function is innate, that the confederate centres, being more loosely bound together and more apt to act separately, are more likely to suffer dissolution of function; then a slight cause may suffice to produce delirium (s. Maudsley) und „that which easily falls into disorder easily continues in disorder" (1886), so dass Hallucinationen die Ueberzeugungskraft religiöser Offenbarung gewinnen mögen, in religiös prädisponirter Zeit (aus der Berufung im Erweckungsmoment).

Die bösen Geister der See, die in Steinklüften und Felsen sich aufhalten, nennt man Faknik, die, welche auf dem Lande wohnen, Manoein, während die auf Bäumen hausenden (Waarboeier) besonders Kindern nachstellen (in der Geelwinksbay). Ist Jemand krank, dann kommt es darauf an, dem Bösen, der die Krankheit verursacht, zu vertreiben oder ihm zu entkommen. Zuerst will man durch Kinsoor (Wahrsagekunst) wissen, ob der

Kranke sterben wird oder auch nicht. Bei ungünstigen Vorherbestimmungen sucht man eine Herstellung zu bewirken. Man ruft die Hülfe eines Konoor, als Geisterbeschwörer, folgt allerlei Rathschlägen, besonders von Frauen, sucht Arzeneimittel, oder auch den Kranken vor dem bösen Geist zu verbergen, indem man ihn in ein anderes Haus bringt. Oder man sucht den Bösen zu befriedigen dadurch, dass man ihm Werthstücke hinlegt, oder zu betrügen, indem man sich anstellt, als ob der Kranke todt sei. Ist der Geist dem Leichnam entflohen, dann begiebt er sich auf den Weg nach dem Soeroeka. Nahe dabei steht ein Wächter, Isekakoeani geheissen, der den Neuankömmling festhält und nachsieht, ob ihm Nasen und Ohren durchbohrt sind, oder falls dies nicht der Fall ist, sie zu durchbohren. Dann ruft er Einen von den Bewohnern Soeroeka's, Einen von dem Geschlechte des Angekommenen, stellt Einen neben den Anderen und sieht nach, indem er Beider Köpfe aneinander legt, ob sie gleich gross sind (oder sonst sie abgleichend. Sind Beide in dem Himmel angekommen, so begiebt sich der Neuangekommene zu seinen Familienmitgliedern, die vor ihm dort hingekommen sind und auch dort in Häusern wohnen, wo dann sorgenlos getrunken, gesungen, gegessen und getanzt wird. Mit dem Singen muss ein allmählicher Anfang gemacht werden, da der Neuankömmling zwar einen neuen Körper hat, aber es ihm dort noch an Kräften fehlt. Jedoch nachdem er vier Nächte gesungen hat, ist die Schwäche überwunden. So also geht der Geist eines Menschen nach Soeroeka, aber Etwas ist auf der Erde zurückgeblieben, als zum Körper gehörig, und mit diesem muss man nun noch in Frieden verbleiben. Das ist der Nien oder der Schatten, für den man das Bild aus Korwaar aufstellt. Dasselbe ist als seine Wohnung bereit zu halten, sofern er in der Nachbarschaft derselben verbleibt. Lässt sich, ehe das fertig, im Dorfe Lärmen hören, durch Schmieden, Hacken, Trommeln u. s. w. — Dann ist der Nien böse und verursacht allerlei Unheil. Ist nun

der Dahingeschiedene eine geliebte Person, dann wird all sein Gut bis auf wenige Stücke, die man als Andenken behalten will, zerstört oder weggeworfen. Nachdem der Leichnam zwei bis drei Tage beweint ist, muss er vom Erstgeborenen in der Familie begraben werden. Man macht dafür eine Holzbahre oder eine solche aus Bambus und legt den Leichnam darauf in eine Matte gebunden, die man dann rücklings nachträgt. Ist man dort angekommen, so wird die Bahre auf den Grund gesetzt und einige Frauen bleiben weinend dort, während andere das Grab graben. Hat das Grab seine erforderliche Grösse und Tiefe erreicht, dann lauscht man an der Wand, ob irgend Etwas gehört wird. Trifft das Ohr ein Geräusch, als ob von Wehklagen, dann ist das der deutliche Beweis, dass es bald wieder einen Sterbefall geben wird. Hört man das Geräusch von einer Muscheltrompete, wie sie nach vollbrachten Kriegszügen oder einer Jagd geblasen wird, dann bezeichnet dies, dass ein derartiges Unternehmen glücklich sein wird, dass man viele Menschen tödten und viele Sklaven fangen wird. Dann wird die Leiche neben das Grab gesetzt, um die Untersuchungen einzuleiten nach dem Manoein, der den Tod verursacht hat. Die Matte, in welcher die Leiche liegt, wird geöffnet und diejenigen, die die Untersuchung anstellen sollen, drehen die Haarlocke, die man, als dem Todten das Haar abgeschnitten wurde, auf der Stirn zurückgelassen, um den Zeigefinger. Man weiss nun, dass Jemand dem Todten erzürnt war und früher gesagt hat, er würde durch einen Manoein tödten, oder man weiss vielleicht, dass der Dahingeschiedene verschuldet sei, oder dass der eine oder andere Stamm eine Manoein gesandt hätte. Diese Fragen legt man nun dem Todten vor, indem man jedes Mal an die Haarlocke zupft. Lässt die Haarlocke los bei der einen oder der anderen Frage, dann ist es eine bestätigende Bedeutung für die Fragenden, und man weiss dann, an wem man sich rächen muss. Wenn diese Untersuchung zu Ende ist, dann wird die Leiche in die Grube gelegt, doch diese mit Erde noch nicht dicht

gemacht. Ueber das Grab werden Bretter und Latten gelegt, während die Oeffnungen mit Steinen und dergleichen zugestopft werden, damit die Leiche nicht von Hunden zerfressen wird. Auf das Grab wird eine kleine Flagge gesetzt, auch auf das eines Mannes einen zerbrochenen Bogen und Pfeil, und auf das einer Frau einen Steintopf, der zerbrochen, oder einen Sack. Für den Erstgeborenen wird ein Häuschen ohne Wände in der Nähe aufgestellt, oder man macht auch ein Gerüst auf dem Lande, doch dann ohne Dach. In diesem Häuschen (auf dem Gestell) wird die Leiche in einen Kahn gelegt, um da stehen zu bleiben, bis das Fleisch verwest ist. Findet sich die Leiche bei dem Wohnhause, dann muss dort so lange, bis das Fleisch verwest ist, bei der Leiche gewacht werden und zwar durch die Mutter, Schwester oder Frau. Diese Frauen dürfen während 20 Tagen den Platz nicht verlassen. Das Essen und Trinken wird ihnen dorthin gebracht, während man ein fortdauerndes Feuer unterhält. Mit Leichen von Kindern wird ein anderes Verfahren eingeschlagen. Diese legt man in ein Mek (oder Blätterkiste) und hängt diese dann in einen Baum auf. Sie bleiben dort hängen, ohne dass sich Jemand darum bekümmert. Ehe der Korwar fertig ist, darf Niemand der Verwandten das Haus verlassen. Um den Korwar zu verfertigen, muss erst gesungen werden, und mit dem Singen verbindet sich das Essen, was durch die Theilnehmer sich dann zu einem Feste erweitert. Die Korwar oder Holzbilder, welche die Verkörperung des Nien vorstellen sollen, sind zweierlei Art: Die für die Erstgeborenen sind besonders unanständig und scheusslicher Gestalt. Der Kopf ist oben offen und hohl (ausgehöhlt), so dass der ganze Schädel dahinein kann. Während man in dem Hause Vorbereitungen für die nächtige Unterkunft macht, gehen einige Männer nach dem Kahn, wo die Leiche liegt, und nehmen den Schädel mit erstem Halswirbel und Brustbein heraus. Nach dem Reinigen werden diese Knochen nach Hause gebracht, und in Lappen gewickelt, von der Mutter während der Trauerzeit um den Hals ge-

tragen. Der Halswirbel dient dann bei der Wahrsagerin. Jemand hält den Bindfaden, woran der Wirbel hängt, zwischen Daumen und Zeigefinger der ausgestreckten Hand. Hängt das Knöchelchen still, so ist das ein günstiges Zeichen. Mit dem Schädel geht man nicht nach Hause, sondern etwas in den Wald hinein und hängt ihn dann auf an zwei kreuzweise gespaltenen Hölzern, die mit Blättern umhangen sind. Wenn nun nach Sonnenuntergange die Freunde beisammen sind, dann geht ein Mann hin, um den Schädel zu holen und ihn heim zu bringen in einem Korbe, und zwar von der Hinterthür des Hauses, wo diesem der Schädel durch die Thür unter einer Oeffnung unter dem Fussboden abgenommen wird, um dann die Treppen hinaufgetragen zu werden. Die Mutter, oder sofern diese nicht mehr lebt, kommt nun ein anderer Anverwandter mit dem Schädel in die Kammer, wo eine Zeitlang wehgeklagt wird. Dann wird er in den breiten Mittelgängen des Hauses, wo die Freunde versammelt sind, hingestellt, und nun beginnt man zu singen, jedoch ohne dass Musik der Instrumente oder der Trommel erklingt. Das Singen wird wiederholt — folgende Nacht, und dann dürfen die Mitglieder der Familie zwar durch das Haus, aber noch nicht hinaus gehen. Ist dieses Kunstwerk fertig, dann begiebt man sich auf den Zug, bei niedrigem Wasser nach dem Lande mit dem Korwar und dem Schädel und stellt den Schädel in den Korwar hinein, was, wenn man dies im Hause thun sollte, den Fischfang verdirbt. Dann begiebt sich der Zug wieder nach dem Lande. Dabei kommt die Mutter in gebückter Haltung nach dem Hintereingange und bleibt dort sitzen, bis die Männer mit dem Korwar zurückkommen. Dieser bekommt nun einen Platz angewiesen und wird als Hausgenosse betrachtet. Man schreibt dort einem solchen Korwar eine Schutzkraft zu und nimmt ihn deshalb mit auf Reisen. Sollte man es nöthig erachten, seinen Rath zu erfragen, so geschieht das durch ein Medium, einen Mann oder eine Frau, die als Medium bekannt sind. Die Person stellt sich vor den Korwar, eine auseinander

gefaltete Matte haltend, hin und zündet eine Zigarre an, und nachdem er einen kräftigen Zug gethan und dann das Feuer ausgeblasen, wird der Todte bei seinem Namen gerufen. Dies wiederholt sich so oft, bis das Medium zu zittern anfängt mit den Händen in einander gefaltet. Nun wird krampfhaft rascher und rascher auf die Matte geklopft, und dabei murmeln sie ungewohnte, unverständliche Worte, die den Rath des Todten einbegreifen sollen. Die Förmlichkeiten mit dem Schädel sind nun abgelaufen. Doch die Familie hat sich noch an einen entfernten Platz zu begeben, um die Unreinheit des Todten möglichst in einem Seebade abzuspülen, in der Saan merbak genannten Ceremonie. In einem kleinen Kanoe, mit rothen Flaggen verziert, wie sie auf dem Grab sich finden, begeben sich die männlichen Familienglieder nach den umliegenden Inseln oder nach der Festlandsküste, um sich zu baden. Dieser Seezug geht gerade aus. Wehe demjenigen Schiffe, das diesem Zuge in die Quere kommen sollte, da die Bemannung alsdann dem Tode verfallen ist. Nach Ablauf dieses mögen die Familienmitglieder wieder frei herum gehen mit Ausnahme einiger Frauen, wie Mutter, Pflegemutter, Tante, Nichte u. s. w. Diese müssen zu Hause bleiben und sie dürfen nur in gebückter Haltung und langsam trippelnd allein nach dem Grabe gehen, wo man die Gebeine (nach Verfertigung des Korwar) begraben und den Todtenkahn bedekt hat, um dort zu weinen. So lange sie die Trauerzeichen trägt, darf sie sich nicht baden, auch keine Arbeit verrichten; sondern ihre Arbeit ist zu trauern. Nach abgelegten Trauerzeichen werden solche bis zum nächsten Todesfeste bewahrt. Ist die Zahl der Verstorbenen genügend, dass mehrere trauernde Familien sich zu einem Feste vereinigen, so wird auf gemeinsame Kosten vorbereitet. Wenn Alles fertig, richtet man einen Bambusstecken auf mit kleinen Einkerbungen, dann werden an demselben Tage die Gräber geöffnet und die Handknöchelchen des rechten Armes auf einem Platz im Gebüsch neben dem Strande verborgen,

die andern grossen Knochen werden zusammen gerafft und auf hervorstehende Felsen niedergelegt, um dort zu verwesen. Auch geschieht dies in Leichengrotten. Es giebt nur einige alte Frauen, die diese Plätze kennen. Die Nacht nach dem Oeffnen der Gräber wird wieder gesungen und getanzt. Des Abends spät begeben sich einige Männer und Frauen mit Fackeln nach dem Platz, wo man die Knochen verborgen hat. Von jedem wird durch ein Familienmitglied ein Handknöchelchenstück mitgenommen nach den Häusern, wo man tanzt, und wird dort während der Nacht eingewickelt unter der Begleitung von Fackelträgern und von Tänzern herumgetragen. Wenn es zu dämmern beginnt, begiebt man sich nach einem draussenliegenden Felsen, dort wird ein kleines Häuschen aufgestellt, mit den dafür vorbereiteten Pfählen. Diese Pfosten stellen einen Menschen dar, mit übermässigen Genitalien; auf dem Kopfe befindet sich ein Bild mit der Spitze nach unten und dem Fusse nach oben. In diesem Hause verbirgt man die Knöchelchen in einer Holzdose mit Deckel, die aus einem Stück gefertigt ist, oder man versteckt sie dort. Während man damit beschäftigt ist, wird in der Nachbarschaft ein grosses Feuer angezündet, während alle Trauerzeichen verbrannt werden, und damit ist dem Gebrauch Genüge geschehen, so dass die Todten von den Lebenden Nichts mehr zu fordern haben. An dem Häuschen werden Früchte und Blumen aufgehängt und danach versammelt man die Kanoes. Wenn dann um Mittag der Strand trocken geworden ist, versammeln sich die Tänzer, festlich geschmückt, vor dem Gebäude. Alle haben grosse Haarbüschel, verziert mit Federn oder mit dem weissen Flaum der Kakadus, so dass es von weitem wie Schneebälle aussieht. Die Männer tragen weisse Knöchelchen in der Nasenwand, sowie Glöckchen in den Ohren, und auf den Schultern kreuzweise Bänder, um Arme und Füsse Ringe; und ausserdem die Ohren Zeichen, die dem Tapferen zukommen. Auch die Frauen haben ihre Haare mit weissen Federn geschmückt, und viele Schmuckketten um den Hals hängen.

Sind Alle versammelt, dann beginnen die Frauen, zwei und zwei, im Kreise sich bewegend, zu singen und zu tanzen, während bewaffnete Männer folgen. Allmählich ziehen sich die Frauen zurück, während die Männer an den Häusern vorübergehen, bis bei dem letzten der gesungenen Lieder sich der Tanz verändert. Er nimmt die Form einer Schlangenbewegung an; vorwärts, rückwärts, nach Rechts und Links, hin- und herschlängernd, während man singt: Aja Wakoei, Aja Wosei (ich bin Wakoei, ich bin Wosei). Hat das nun einige Zeit gedauert, dann erhebt sich plötzlich ein Geschrei, während man so stark wie möglich auf die Treppe schlägt. Zu gleicher Zeit werden Wasserstrahlen ausgespritzt, mit Pfeffer gemengt oder mit anderen Früchten. Sobald die Tänzer dieses sehen, laufen sie sogleich wie Rasende dahin, um das Wasser aufzuschlürfen. Damit ist nun das Kajob (Fest) abgelaufen, obwohl sie noch den folgenden Tag einen Merbak feiern. Indessen ist noch eine Pflicht zu erfüllen. Man weiss, dass einige Paguad von den anderen Stämmen nicht gut gesinnt sind, und um einem Unheil ihrerseits vorzubeugen, sucht man sie aus dem Wege zu räumen. Daher begeben sich einige Tage nach dem Kajob die Männer nochmals nach dem Knochenhause. Man gräbt eine Grube in die Erde und legt einen glatten Stein darauf. Nun werden die Namen von denjenigen genannt, die man gern todt wüsste und legt Jedem ein Hölzchen nieder. Diese Hölzchen legt man in die Ritzen, lässt den Stein darauf niederfallen und darf nun versichert sein, dass der Genannte dem Tode verfallen. Vor langen Zeiten kam einst nach Jauer eine ausnehmend grosse Schlange, die früher ein Mensch gewesen, Namens Wakoein oder Wosei. In Jauer that sie sich an Menschenfleisch zu gute, und als Alle geflüchtet waren, begab sie sich an den Fluss Woisiemie, wo sie die dort wohnenden Fandiaer und (an der Mündung) die Waropener ebenfalls in die Flucht jagte, dann die Küste verfolgend bis Bosnien (zu den Wandammer), und bis Roon. Von

den Dornen der Palmen blieben etliche am Körper hängen, die dann im Boden feststeckten (und daraus erwuchsen die Sago-Bäume). Von den in ihren Böten entfliehenden Bewohnern des Bezirkes, über die Wasserstrasse, wurde bei dem Flüchten der Kanoes eine schwangere Frau zurückgelassen, die auf ihr Geschrei durch eine Krabbe in ihre Wohnung aufgenommen wurde, wo sie zwei Kinder zur Welt brachte: Simiri und Mandu. Als diese erwachsen waren, zogen sie aus, die Schlange zu tödten, und als dieselbe auf ihr Rufen mit den Worten „Aja Wakoei, Aja Wosei" herauskam, weil sie ihr Sagowein zum Getränk anboten, warfen sie in den geöffneten Rachen im Feuer erhitzte Steine, die von der Schlange hinabgeschlungen, dieselbe tödteten (cf. *Van Balen*). — Beim Erdbeben (Lindugi) wird Gras ausgerissen, um den Embao (Erdgötter) zu beweisen, dass noch Menschen da sind (unter den Topantunuasu auf Celebes). „Oro, signifying Torture, represents the power of Revenge, and is held in great awe among the Egbas" (s. Smalman Smith), und Oro (gleich Horus) erscheint als jüngster Gott unter Polynesiens Sonne (Ra oder La). Die im Unterschied von Nitu smanav (Geist des lebendigen Menschen), als guter (leko) oder böser (konlekov) bei Uspaha (Erde) wohnenden Nitu pah zerfallen (auf Timor) in männliche (Atona mona) und weibliche (Biveel), deren Nachkommen (leu pah) zu Myriaden im Luftraum schweben (s. Riedel), dicht gedrängt, wie Efrit, „Alles der Götter voll" (bei den Joniern).

In aristotelischer Physiologie war unter ihren Kräften der ernährenden, empfindenden, begehrenden, beweglichen, vernünftigen, die einfache Seele in der „Entelechie" durch das organische Band zusammen gehalten, wogegen es im Ungestüm platonischer Idealwallungen auseinander zu wehen begann (mit Athenäus' Pneuma), als Galen ***περὶ τῶν Ἱπποκράτους καὶ Πλατῶνος δογμάτων***, meditirte, um sein System vorzubereiten, worin die ***δύναμις*** (***ψυχική, σφυγμική, φυσική***) in den Organen des ***πνεῦμα ψυχικόν, πνεῦμα ζωτικόν***,

πνεῦμα φυσικόν fortwirkten, mit „bombastischer“ Vereinfachung im „Archeus“ oder „inwendigen Alchymisten“, aus welchem sich die Lebenskraft in all ihren Wandlungen zu entpuppen hatte, bis in dynamische „Nichtse“ (b. Bock). In ihrem Zusammenhang mit den Lehren Messmer's wurzeln die Theorien Hahnemann's in der Uebertreibung des „Dynamismus“ (s. Baerer). Bei Krankheit entdeckt der Matakite (Seher) die Ursache aus dem durch Makutu (Zauberei) verletzten Tabu und dadurch erregten Zorn des Atua (bis zur Sühnung durch die Karakia des Tohunga). Gegen Makutu (Zauberei) schützt der Tohunga durch Whakahokitu mit der „Mana“ eines mächtigeren Atua (bei den Maori). Die Beschwörungen der Sukia schützen gegen die Wulasha (an der Mosquito-Küste). Der Balam oder Zauberer (in Guatemala) ward verbrannt (s. Ximenez). Zur Entfernung des Tabu musste dasselbe von den Steinbildern der Ahnengeister aufgenommen werden, denen der Weihende die geheiligte Speise in den Mund steckt (bei den Maori). In den Klöstern der Akoimeten wurden die Lobpreisungen Gottes durch unaufhörlich psalmodirenden Gottesdienst bei Tag und bei Nacht verwirklicht, durch Abt Alexander († 430 p. d.), um die weltschöpferischen Kräfte beständig magischer Thatigkeit zu erhalten (wie durch Tugendübungen der Talapoinen unter guter Fütterung derselben). Nach der Zerstörung durch Olokun's Fluth (in Lagos), als Meeresgott (ausser den durch Obatala Gerettete), Ifa the god of coirc dom and Odudua, were the first to revisit the earth in order to make it habitable afresh (s. S. Smith). Aus der Arche ausgesandt, kommt der Rabe nicht zurück, weil Aas findend (s. Caedm.), dagegen die Taube (als Hausvogel). Tharapita flog unter den heiligen Plätzen umher, von dem Berg (an Wironias Grenzen) „in Osiliam“ (Henr. Lett.), und so Tamagusta (bei den Chibcha). Der Unwissendste ist derjenige, der nicht weiss, wieviel er nicht weiss (s. Locke), in der sancta simplicitas des „Naiven“ für den Durchbruch des „Erhabenen“ (im „vollsten Eindruck seiner Majestät“),

Trug, Betrug und Selbstbetrug sind die trügerischen Irrlichter, die irre führen (in nebliger Gespensterwelt).

Todos los Espiritus puros traen una misma mision, cuyas doctrinas son las de la moral mas pura (s. Jotino-Ademar). Beim zweiten organischen Prozess (nach dem ersten im Magen) werden von der Leber die vier Fundamentalsäfte bereitet, und dann aus dem edelsten Saft (dem Blut) durch einen Prozess im Herzen der „spiritus vitalis", der in der Hirnhöhle zu „spiritus animalis" raffinirt wird (b. Melanchthon), in Verbindung der Temperamente und Galen's Lehre (von psychischen und animalischen „spiritus"). In Dunstgestalt wirken die homöopatischen Mittel am Sichersten und Kräftigsten (s. Hahnemann). Ist der Wille die Quelle der Kraft, so müssen wir von diesem Standpunkt aus annehmen, das derselbe das hervorbringen könne, was wir Stoff nennen (s. Butlerow). Die physische Kraft (b. Cox) beruht auf demjenigen, was das Medium als besonderen Besitz unterscheidet (s. Crookes), spezifisch (im Seelenstoff). Un des enseignements du Spiritisme, c'est la Reincarnation (s. Rossi de Giustiniani.) Die „force ecténique" (pouvoir qui s'exerce quand l'esprit agit à distance par le moyen de l'influence du „psychode") entspricht der Aether-Theorie (b. Thury) oder Nerven-Atmosphäre (s. W. Richardson). On a evalué une molécule de camphore sensible à l'odorat à 2 263 584 000 de grain (b. Bordenave). Nach De Hemptinne's Berechnungen (s. Katsch) würden sich bei 30' Verdünnung Hahnemann's z. B. von Akonit, direkt bereitet für einen Tropfen Akonit-Urtinktur ein Meer von Weingeist ergeben, dass das Volumen der Erde nicht weniger als 925 Oktillionen viermal übersteige (1879).

Dynamisch würde aus der „Dufttherapie" (in Marbach) die im Riechen vorwiegende Wirksamkeit homöopathischer Arzneimittel (wie 1829 empfohlen) ihre weitere Erläuterung finden in der „Modifikation der Luft" (s. Rudolphi) oder durch „Schwingungen" (s. von Walther) nach einer „undulatory theory of smell" (s. Ogle),

an Stelle chemischer Verbindung, wie im Riechschleim der Bienen, bei den Bowmannschen Drüsen (s. O. H. B. Wolff), auf dem „Flimmer Epithel“ des Olfactorius, oder (bei Vögeln und Amphibien) zwischen „schwingenden Härchen der Riechorgane“ (s. M. Schultze unter Eingreifen der „Schwellkörper“, bis in die „Labyrinthe des Siebbeins“ bei rudimentärer Verkümmerung der Muscheln (humanistisch oder anthropisch) bei dem Menschen, auf der „Regio olfactoria“, mit Irrgängen mancherlei von den Stensonschen Gängen vielleicht bis zu den Jacobsonschen Organen, im Gestolper über die „agger nasi“, während wie hier bei dem Ende auch für den Anfang des Vorganges noch mancherlei zu thun bliebe, betreffs der Schweissdrüsen und ihr Pflaster-Epithelium in dem Uebergang zu Cylinderzellen (mit contractilen Faserzellen u. s. w.). „Les individus qui éprouvent des hallucinations de l'odorat croient respirer des parfums exquis, d'autres au contraire se désolent d'être empoisonnés par des odeurs méphitiques des émanations fétides“ (s. Brierre). Durch Einblick in die „Humanisirung“ (Imprägnation des Thieres oder der Pflanzen mit dem spezifisch individuell verschiedenen Menschenduft, und zwar „Düngerduft“, „Haarduft“ etc.) fand sich der Erfinder veranlasst: „eine neuralanalytische Untersuchung vorzunehmen und zwar dahingehend, ob durch Verdünnung meiner eigenen Exkremente eine für mich wohlriechender und wohlschmeckender Stoff entstehe“ *(Gustav Jäger)*. Das Osmogramm zeigt eine exquisite Luftkurve und die Differenz zwischen Objekt- und Dispositionsziffer zeigt einen Lustaffret etc. (II, 239). Durch schwarze Haare des Hengstes (der Johanniter) wird Milch gegen Zauberer geschützt (s. Wessel). „Non huelo para ti“ (die Blume zum Schwein), in der Spruchpoesie (s. Wichmann). On adorait à Rome la déesse Mephitis et la déesse Cloacina pour se preserver des effluves des marais et des égoûts (bei Pauthier). Der Einsiedler Arsenius genoss nichts, als stinkendes Wasser, „um seinen allzu delikaten und verwöhnten Geruchssinn zu züchtigen“ (s. Zöcker). „Von Prahlerei kommt

Gestank", sagt das Sprüchwort (s. Ssanang Ssetsen) Tschingiskhan's (für Chasar und Belgetai). Was psychometrisch gemessen werden soll, (mit Chronoskop), zum Inkrement (b. Fechner), würde in der Psycho-physik die Methoden der Beobachtung für die Seele noch zu suchen haben, so „lange sie sich nur für Duft hält", in dem frühesten der kindlichen Erziehungsversuche, deren Condillac's Statue sich zu unterwerfen hatte (ehe im Parfum parfumirter Seele duftend). Wie überirdische Melodien und leuchtende Gesichter werden süsse Gerüche in der Passionszeit (von Hemme Hayen) wahrgenommen (s. Kanne). „The soul of a dying person makes its escape through the nostrils" (bei den Battas), und beim Riechen konnte die Seele ausfahren (wenn ihr nicht ein Prosit gewünscht ward). M. i. d. G. II (S. 7). Nach Zertheilung der Füsse in Zehen und Finger bildete Muramura (in der Schöpfungsgeschichte der Dieyerie) zunächst das Riechen, (placing his forefingers on the centre of the face created a nose) für das Gesicht des aus Eidechsen vervollkommneten Menschen (s. Gason), „to dispute their ancestry with Darwin's monkeys (1874).

„Al-Kajjâl hat behauptet, es gäbe drei Welten, die obere Welt, die niedere Welt und die menschliche Welt. In der oberen Welt nahm er fünf Orte an; der erste, der Ort der Orte, ist ein leerer Ort, welchen Existirendes nicht bewohnt und ein geistiges Wesen nicht ordnet, und er umgiebt das All; der Thron, behauptet er, welcher in dem offenbarten Gesetze vorkomme, sei ein Ausdruck dafür. Unter ihm ist der Ort der höchsten Seele, darunter der Ort der vernünftigen Seele, darunter der Ort der menschlichen Seele. Er sagt: die menschliche Seele wollte zur Welt der höchsten Seele hinaufsteigen; sie stieg also empor und durchwanderte die beiden Orte, nämlich die Thierheit und die Vernünftigkeit, als sie aber dem Ankommen in der Welt der höchsten Seele nahe war, war sie müde und matt und erstarrt und aufgerieben, und ihre Theile verbogen, da wurde sie in die unterste Welt herabgeworfen und

es gingen an ihr Ringe und Kreise vorbei, und sie war in jenem Zustande der Aufgeriebenheit und Verrenktheit; dann erschien bei ihr die höchste Seele und goss über sie einen Theil ihrer Lichter aus, und so entstanden die Zusammensetzungen in dieser Welt und entstanden die Himmel und die Erde und die Zusammensetzungen der Metalle, Pflanzen, Thiere und des Menschen; und sie verfiel in die Prüfungen dieser Zusammensetzung, bald Freude, bald Kummer, bald Fröhlichkeit, bald Trauer, einmal Heil und Wohlfahrt, das andere Mal Unglück und Leiden, bis der Erhebende erscheinen und sie zum Zustande der Vollkommenheit zurückführen wird und die Zusammensetzungen aufgelöst werden, die Gegensätze aufhören werden und das Geistige vor dem Körperlichen hervortreten wird, und dieser sich Erhebende ist kein anderer als Ahmad Ibn al-Kajjâl. Dann bewies er die Bezeichnung seines Wesens, weil nämlich der Name Ahmad den vier Welten entspreche, das Alif seines Namens stehe gegenüber der höchsten Seele, das Ha gegenüber der vernünftigen Seele, das Mim gegenüber der thierischen Seele, das Dal gegenüber der menschlichen Seele. Er meinte ferner, die vier Welten seien die Prinzipien und Elemente; was aber den Ort der Orte betreffe, so sei darin durchaus keine Existenz. Dann nahm er an, dass die oberen Welten den unteren, körperlichen Welten entsprechen, und sagte: der Himmel ist leer und entspricht dem Ort der Orte, unter ihm ist das Feuer, unter diesem die Luft, unter dieser die Erde, unter dieser das Wasser, und diese vier entsprechen den vier Welten: ferner sagte er, steht der Mensch gegenüber dem Feuer, die Vögel gegenüber der Luft, die Thiere gegenüber der Erde, die Fische gegenüber dem Wasser; er setzte also das Wasser als den niedrigsten Ort und die Fische als die niedrigsten Zusammensetzungen. Dann stellte er die menschliche Welt, welches die eine der drei, nämlich die Welt der Seelen ist, mit den Sphären der beiden ersten Welten, der geistigen und körperlichen zusammen" (s. Ash-Sharastani). Durch die Ngilmu

peling genannte Wissenschaft wird für das Seelenheil gesorgt (auf Java). Die Hausgenossen lärmen beim Todesfall (auf Timor), „damit der Smanav wisse, wenn er zur Besinnung kommt, wohin er gehen müsse, um seine Verwandten zu sehen" (s. Riedel). Auf der Reise nach den Bergen Lakaan oder Mutis erhält der Verstorbene (für den ein Loki gebaut wird) ein Schwein mit Reis und Mais zur Speise (in Timor), sowie zur Gesellschaft (soba) den Nitu eines Hundes (wie bei Indianern und Eskimos). Kutomen („dead land") nimmt den Todten auf (in Dahomey), das Stummland (auf Mangaia). „Lo espiritu al ciel, l'odor en terra" (auf dem Grabe der Herzogin von Longueville).

Nachdem der Phassa-Cetasik seine Versammlung angeordnet hat, Cakkhu-Pasata, Sota-Pasata, Ghana-Pasata, Civaha-Pasata und Kaya-Pasata (für Auge, Ohr, Nase, Zunge, Tastleib) tritt, beim Auftreffen der Aromana (zum spezifischen Complement der Pasata, in den Ayatana), Vetana hervor, als Lust (Suk-Vetana) oder Unlust (Thukh-Vetana), angenehmen oder unangenehmen Gefühls (neben Somanasa-Vetana, Tomanasa-Vetana und Ubekkha-Vetana), je nach den Datu (s. Rlgsph. Prbl., S. 123). Die Alaut oder Boang genannten Alten (auf Timor) suchen dem Smanav des Menschen zu schaden, als Muskini (Schatten) in den Körper hineinschleichend (s. Riedel), indem die Abgelebten sich durch frischere Seelenkraft zu verjüngen streben (weshalb die Hexen besonders als alte gefürchtet werden). Der Menane (auf Timor) ruft den Nitu (dessen Sprache redend) im Geflüster (Kukusu). Beim Tode schweben die Seelen eine Zeitlang noch um die Gräber (nach den Pythagoräern) und die des Philolaos wurde dort gehört (s. Jamblichus).

Mit dem Grenzbegriff des Nirvana wird das Ding an sich erreicht (im Plerona), beim Freiwerden von (täuschender) Maja, oder (dorisch) „Grossmutter" (s. Jamblichus), für die Freuden in Nirvanapura in dem (mit Dharma durchdrungenen) Kosmos, als Stadt Gottes (b. Daries). ***Πάντα τὸν Κόσμον συναδικῶν*** (b. Pythagoras), er-

scheint der Ungerechte, als verstossend gegen die Beisitzerin des Zeus (in Themis) und Pluto's (in Dike). *Ἑνα Σεραπιν ἀνακαλοῦσι Δία* (bei Aristides) die Bewohner der Grossstadt (in Aegypten). *Εἷς Ζεὺς Σέραπις* mit Horus und Anubis (als Trias).

Circumfertur narratiuncula de Hermolao, quem a Bodino profectum dicit Naudaeus, eum Aristotelicorum arcanorum ita fuisse adstudium curiosum, ut ex diabolo evocato quaesiverit, quid intellexerit Aristoteles per vexatissimum suam „Entelechiam“ (s. Wagner). One of our principal writers, one of our leading barristers and several membres of various antiquariam societies, are practised astrologers at this hour (1860) in England (s. Welby). Um die Zukunft zu befragen (bolobia), zählt und würfelt der Tadjuna unter beschwörender Ausrufung der Sonne (Eo oder Mah-Eo) und Erde (unter den Toradja). „Wer am Weyhnachts- oder Christ-Abend keine Bohnen isset, der wird zum Esel“ (in der „gestriegelten Rocken-Philosophie), in Vertreibung der Geister (bei Römern und Japanesen). Quod licet Jovi non licet bovi (wenn nicht ein heiliger Ochs, gleich Apis). „Bei den Griechen waren es Accus und Alphites, bei den Römern Gurges und Manduci, bei den alten Deutschen die Druden und Rupert“ (s. Hilschern), die zum Kinderschrecken dienten, wie der Popelmann oder Popdielo (vom grausamen König Popielius II. in Polen), oder Bildaberta (Wildaberta oder wilde Bertha), „welche die halsstarrigen Kinder nehmen und zerreissen, durch welches Schrecken die Mütter sie stillen können“ (s. Camerarius). Buko-no oder (b. Egbas) Babbalawo sind die „fetisheers“ (s. Boston) von Afa (the messenger of fetisher and deceased friends). „La verité des miracles“ giebt die aktenmässigen Heilungen am Grabe des François de Paris (s. de Montgeron). Unter Herrschung der Thorheit über die arme Welt, wurden Absurditäten, wie den Heiden zugemuthet, von den Christen geglaubt (zu Agobard's Zeit). Der Zauberkundige nahm eine Larve (grima) vor (s. Grimm), grimhelm (b. Caedm.), striga quod est

masca (leges Roth.), und so cf. „Masken und Maskereien" (Z. f. Völkerpsychologie). Die Getreidefrau Pschipolnitza schleicht in der Mittagsstunde als verschleierte Frau umher (bei den Wenden), und auf einsamem Stumpf sitzt die Roggenmuhme (b. Karen). Die Todtenfeste, an denen der Ekongolo sich betheiligt (s. Buchner), werden mit Masken abgehalten (am Kamerun).

La neurose hysterique à Angleterre differé assurement de ce qu'elle est en France par des traits symptomatiques souvent très accentués (s. Charcot). If all visions, intuitions and other modes, of communication with the supernatural, accredited now or at any time, have been no more than phenomena of psychology, — instances, that is, of subnormal, supernormal, or abnormal, mental function —, and if all existing supernatural beliefs are survivals of a state of thought befitting lower stages of human development, the continuance of such beliefs cannot be helpful, it must be hurtful, to human progress (s. Mandsley). „A state of special nervous exaltation, very like the state of divine ectasy, can be engendered without any other than a simple physical significance, and undoubtedly the disposition of mind which is assiduously invoked and strained in order to attain to divine ectasy is exactly that best fitted to induce the puerely physical state. In no sense is the actual state counterfeit, it is a genuine neurosis" (1868). La génie, quoi qu'on dise, n'est pas un monstre (s. Seailles). In der Regel ist die Analgesie psychisch vermittelt durch Unerregbarkeit des psychischen Organs (s. Krafft-Ebing). Dass Engel in menschlichem Körper erscheinen, mit den Sinnen gehandelt (s. Philo), leitet die Theosophie (um die Theophanien zu erklären) von einer φαντασια ab (s. Neander). Das religiöse Denken ist das Theosophische, der Theosophirende denkt als ein von Gott Erleuchteter (s. Rothe), in der „Theosophia Pneumatica" oder geheimen Gottlehre, die Dinge Gottes vortragend, zum neuen Wesen des Geistes (1710). „Davon weiss mein Kammerdiener Nichts, beim Nachttopfaustragen" (s. Bähr), meinte Antigonus,

auf Hermodotus' Anrede als Sohn der Sonne und Gott (bei Plut.). „Il faut être bien héros pour l'être aux yeux de son valet de chambre" (nach dem Worte des Marshall von Catinat). *Καταληψις νοητικη* dient zur unmittelbar innerlichen Anschauung (s. Philo). „Wort und Predigt (zu den Corinthern) war „nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft" (bei Paulus). Nachdem in einem einsamen Thal bei Mecca wandernd, als Bote Gottes begrüsst, empfing Mohamed die Vision des Engel Gabriel auf dem Berg Hira (unter zusichernder Beruhigung durch Kadijah). „Moins en effet un peuple est civilisé et plus il parle par images, parceque la société ne lui a point appris à soumettre ses sentiments à la discussion" (s. Vissac). Passfield las aus seinem „Gürtel der Wahrheit" durch Knoten und Bänder die Schrift (s. Reitz). Zur Prognose über die Krankheit wurde mit Stricken gewürfelt (in Mexico) und im Substitut der Schrift dienten farbige Knotungen (in Peru). Sanctuarium profanis occlusum (s. Le Maire), „die Bibel kein Lesebuch für Jedermann" (1845), und so waren die Vedas nur den Brahmanen gestattet (mit heiliger Schnur). Für die Taufe des Kindes stellte der Tonalpocchqui das Horoscop nach dem Zeichen des Geburtstags (bei den Mexicanern), und die als Kla herabkommende Seele wird (in Guinea) befragt (zur Anamnese). Der Körper einer im Kindbett Gestorbenen, als Mociaquezqui (tapfere Frau) wurde von bewaffneten Hebammen auf dem Leichenzug begleitet, weil von einer Jünglingsbande angegriffen (für den im Kampfe schützenden Mittelfinger und das Haar), und das Grab wurde bewacht, damit nicht für Bezauberungszwecke (bei Diebstahl) der linke Arm entwendet würde (von der Temamacpalitotique). „Tyr er einhendr Asa", als „Gott des Kriegsglücks", wie Hadu (s. Grimm). Die dem Riesen Urgan abgehauene Hand, wird von Tristan mitgenommen, zur Beweisung der That (wie der Penis dazu dient in Abyssinien). Die Nitu der bei der Geburt gestorbenen Frauen (auf Timor), umherirrend (als Manu maromak oder Kolo samacin). verfolgen die

Männer, weil Ursache ihres Todes und überfallen Wöchnerinnen Schicksalsgefährtschaft zu gewinnen (s. Riedel), und so (unter Zusammenfliessen des Gleichartigen) manifestirt sich die Geschlechtsdifferenz für den Todten auch, wie für das Leben (in australischer Horde), s. Matriarchat und Patriarchat (Z. f. Ethnlg. 1886). „Und weil nun der Nabel ein Stück ist, das nicht vor der Geburt vorhanden, sondern erst hernach folget, wenn der Mensch aus Mutterleibe kommen, so kan man aus gegenwärtigem Zustande nicht vernunfftmässig folgern, dass der Adam bey der Schöpffung auch etwas solches bekommen, weil seine Gestalt unmittelbar von der Kunst-Hand Gottes selbst herrührte, und er nicht erst durch die Vasa umbilicalia im Mutterleibe durffte ernehret werden, wie ingleichen auch Eva nicht, welche nicht auf gewöhnliche Art gebohren, sondern auch von freyer Hand gemacht, und auf eben die Art wie der Mann auf die Welt gebracht ward" (s. Pulsnicensis). So lange die Nabelwunde des Neugeborenen noch nicht geheilt ist, bleibt es der Mutter (auf Timor) verboten, Pfeffer und Salz zu essen (s. Riedel), und dem Vater (am Congo und Orinoco) liegen (wie bei Iberern der Classicität) die Gebräuche der Couvade auf (im Traducianismus), s. Z. N. B. d. Ps. (S 154).

„De persoon, die als medium fungeeren wil, „gaat daartve op eene dego-dego of rustbank liggen met eenen doek over het hoofd. Na eene korte poos onbewegelijk gelegen te hebben, begint het lichaam te trillen, en slaat het medium met zijne opgetrokken ellebogen aanhoudend op de rustbank; deze trillingen en trekkingen worden met korte tusschenpoozen hoe langer hoe sterker; de voeten volgen de beweging, zoodat het lichaam weldra op en neer danst, en de person dikwijls moet worden vastgehouden, om te vethinderen, dat hij van de bank valt. Deze handeling duidt aan, dat de ziel zich van het lichaam scheiden wil. Hoe vaster nu het zieltje zit, des te langer duurt de kunstvertooning: eindelijk eene laatste rilling, en de ziel is weg. Oogenblikkelijk echter maakt een nabij zijnde wongi of geest van eenen afgestorvene zich van de ledige waning meester, en er komt weder leven in het reeds stijve lichaam; het medium gaat met wijd opengespalkte en starende oogen langzaam en stijf opzitten, an ziedaar het geschikte oogenblik gekomen, om, gebruik makende van de alwetendheid van den geest, hem eerbiedig naderende

to ondervragen. De ontvangen antwoorden hebben, wel is waar vall weg von Delphische orakeltaal, daar zij meestal slechts uit onzamenhangende woorden bestaan, of wel eenen raad bevatten, dien de geesten bezweerder ook zonder dat vertoon zou hebben kunnen geven, maar op de vraag, wiens geest uit hem spreekt, zal het medium nooit het antwoord schuldig blijven. Men moet zich echter bij dit ondervragen haasten, want daar vallen op eens de oogen dicht; de wongi kondigt aan, dat hij weggaat, en het lichaam ploft als dood op de dego-dego neder. Een oogenblik later komt er weder leven in, de rechtmatige eigenaar, de ziel, is teruggekeerd en heeft zijne onde woning weder in bezit genomen. Nog een oogenblik en het medium wordt wakker, wrijft zich de oogen uit en doet zich erg verwonderd voor, als iemand die uit een diepen slaap wakker wordt" (s. Wilken). Und so erwacht der Schamane, wie Odhin einstens, dessen Körper leblos lag (als die Seele entflogen).

Wie aus pantheistischer Verbreitung in Atma, wurde aus ihren idealen Präexistenzen, welche der nigritische Nebenbuhler Plato's in Nodsie für sie eingerichtet hatte, die arme Seele, im Laufe der Kulturgeschichte, auf engstes Gehäuse in der Zirbeldrüse reduzirt (wie als Arngul in den Kehlkopf eingepresst), und würde weiterhin, bis zur Substanz mit ihren Modi herabgedrückt, damaliger Denk-Mode, oder -Methode länger entsprochen habe, ohne Hume's energischen Protest gegen die „substance", wodurch erschreckt, die philosophische Kritik gerathener fand, über solch' kitzlichen Punkt sich jeder Aussage lieber zu enthalten, wenn nicht verwegen genug, „to go the whole hog", gleich Berkeley (in der „Theorie des Immaterialismus"). Nachdem die Leiche in dem Wharerangi genannten Kasten beigesetzt ist, steckt der Tohunga auf das Grab den Tiri genannten Stock, in der Richtung von Hawaiki, damit der Todte dem Pfad der Vorfahren folge, und als Atua den Nachgebliebenen zurückkehre, dem Kaupapa als Waka atua erscheinend (s. Shortland). Den Pfad Tawhaki's folgend, der zu Rangi emporgeklettert, ward der Geist des Todten angerufen, als Motte zurückzukehren (dem Kaupapa erscheinend). Vor dem Tode wurde von den nächsten Verwandten ein Edelstein in den Mund gesteckt, um die Seele aufzunehmen (bei den Mayas).

Nachdem dann alle Kräfteerzeugung in den Organismen, „im letzten Grunde auf die chemischen Vorgänge der Oxydation und Zersetzung höher zusammengesetzter Atom-Komplexe" (s. J. Ranke) zurückgeführt sind, bei „Uebergang der Spannkräfte in lebendiger Kraft" (s. Hermann), während des Lebens, als „chemisch-physikalischen Akt der Natur" (s. W. Schumacher), gerieth die Seele unter centripetalen und centrifugalen Auslösungen wieder in das auch dem Ming Khuam der Siamesen als königlichen Thronsitz angewiesene Haupt, um dort über sich selber weiter nachzudenken.

Dabei indess stellte sich nun die Schwierigkeit, „einzusehen, wie aus dem Zusammenwirken der Atome Bewusstsein entstehen könne" (s. Dubois) oder wie sich eine „Camera obscura" etwa einrichten liesse (nach Ueberweg's Vorschlag).

„All the changes of matter being modes of motion, the difficulty of understanding how a moving extended material body was to affect a thinking thing which had no dimension, was as great as that involved in solving the problem of how to hit a nominative case with a stick" (s. Huxley).

Durch derartig dornige Aufgaben perplex geworden, sind aus dem Spiritualismus die Spiritisten auf die bieder ehrliche Aushülfe der Naturstämme zurückgefallen, zu der auch aus patristischer Zeit manch heiliger Kirchenvater, in Nachfolge Tertullian's, seinen Segen gegeben, auf geheiligte Menschenrechte nämlich, des Menschen zum eigenen Selbst, auf das Menschlein also, das im Menschen steckt, und nach dem Tode aus alter (und allüberaller) Erfahrung zu spuken pflegt, im Seelengespenst, auch vielleicht im Leben schon als Doppelgänger oder (auf Hawaii) Uhane ola (neben dem Uhane make), s. z. K. H. (pssm.).

Dieser Fein-Mensch, — oder Orang alus, wie ihn die Passumah nennen, (s. Indon. III, S. 8) — war auch in klassischer Zeit bereits bekannt, ἡ ψυχή σῶμα λεπτομερές (bei Epikur), während er später — als ein lebensgeistiger „Spiritus" (bei Paracelsus) lebendig geworden

(die Körperbahnen zu durcheilen), um nicht etwa in „a bundle or collection of different perceptions“ (nach Art der „Khanda“ in buddhistischer Psychologie) auseinander zu fallen, — eines halbkonsistenten Mittelwesens (zwischen Materiellen oder Immateriellen) bedurfte in dem Perisprit des Astralgeistes (gleich dem Shushma oder Linga carira in brahmanischer Philosophie).

In jedem auf die eigene Wesenheit bezogenen Studium hat der Mensch vor Allem die Subjektivität zu eliminiren, so dass auch die Selbstbeobachtungen, sobald über unbewusste instinktive Gefühle hinaus, zu Täuschungen nicht nur, sondern leicht in labyrinthisches Wirrsal von Verirrungen führen. Mit den unter Abminderung der Dosen zunehmenden „Belebungseffekten“ als Gegengewicht der Vergiftungserscheinungen, in „neuralytischen“ Versuchen über „höchste Potenzen“, steht der Gedanke auf jener Messerscheide, welche, wenn das letzte Partikelchen Vernunft abgeschnitten, im Abgrund der Unvernunft untersinken lässt (trotz höchster Potenz auf der Höhe des Blödsinns).

Da solche Ueberlebsel aus den tiefsten Vorstadien der Denkroheit im Naturzustande, wie ernstlicher Widerlegung an sich entzogen, um nicht in die seit Brown und Rasori veralteten Sticheleien des Stimulus und Contrastimulus zurückzufallen, auch für schlechte Witze selbst nicht gut genug sind, bleibt nur die Verweisung auf hoffentliche baldige Schulung des logischen Rechnens im Denken (unter der Kontrolle einer naturwissenschaftlichen Psychologie).

Wenn von den Zaubergeistern, als Sauger, und ihren verdächtig schwankenden Praktiken der Medizinmänner, durch hippokratischen Schwur die Aerzte sich abzusondern beginnen, erhält das pathologische System seine Umgestaltung. Die in dem Körper steckenden Schädlichkeiten werden zwar nicht geleugnet, vielmehr durch zunehmende Erfahrungen in der Kräuterkunde durch deren Kräfte vielfach (statt durch mechanisches Saugen) beseitigt, aber

wenn die Heilkräfte hier im Stich lassen, hat man nun eine übernatürliche Hülfe erlangt, in der Befragung des Gottes, um die aus himmlischer Apotheke gewährten Heilmittel dem Patienten zu Gute kommen zu lassen. Mit göttlicher Kraft schwängern sich Talismane und Amulette, von den Fetischen bis zu den Signaturen, und je einfach bequemer solches Heilverfahren sich erweist, desto mehr wird das mühsame Studium pathologischer Einzelheiten bei Seite geschoben bleiben.

Aehnliches liegt nahe, wenn nach Abtrennung der Medizin von den priesterlichen Funktionen, das jedesmal gültige System seine Gebrechlichkeit allzu deutlich beweist, um ernstlicher denkende Köpfe befriedigen zu können, und dann liegt die Verführung vor, je nach der Einbildungskraft, imaginäre Heilmittel zu bevorzugen, die ihre Terminologie dann mehr oder weniger aus der bisher üblichen zu entnehmen haben, bei Paracelsus sowohl zu seiner Zeit, wie bei Hahnemann, der aus dem Wirrwarr, wie die damalige Lebenskraft ihr Wesen trieb, sich durch dynamische Wirkung retten zu können meinte, aber damit all dem Wahnsinn Thür und Thor öffnete, das wie aus der Telepathie die telepragmatischen Sätze bis in die hypnotischen Experimente durch Telephon weiterlieferte (und wer weiss, bis noch wohin?).

Nur solche Substanzen, von denen weder „durch die sinnliche Wahrnehmung, noch auch durch die Chemie irgend etwas Arzneiliches nachzuweisen", sind als homöopathische Medikamente anzuerkennen (nach Hahnemann), also imaginäre Arzneien (gleich denen der Medizinmänner im Meda).

Wie weit hier die mit der Verdünnung und Zerreibung in den Potenzirungen zunehmende Kraftwirkung in den Gedankengang zugelassen werden dürfte, hätten die Homöopathen zunächst mit den Physikern zu erörtern, als den hier für die Orthodoxie in der Gelehrten-Republik kompetenten Fachmännern. „Was ist Wahrheit?" werden wir immer fragen, und Alles mag verkehrt sein.

kopfüber kopfunter zu stürzen in die Negationen des Absoluten, aber das vernünftige Denken bewegt sich in Relativitäten, wo jedes Einzelne, und somit Alles, in gesetzlichen Verhältnisswerthen zu verbleiben hat, so dass ein einziger Widersinn, wenn ein radikaler (bis auf die Wurzeln eingreifend), das Ganze umstürzen würde, und stellt sich das Aut-aut für die Homöopathie, dass entweder demnach ihre einer Hirnwelt genialen Anflugs entsprungene Weltanschauung die richtige, und die im Gange der Kulturgeschichte rings um- und aufgebaute die unrichtige, oder —?

Jeder mag also nach seinem Geschmack wählen, und wird an seiner Gesundheit am besten selbst dann spüren, ob er richtig gethan.

„Der verständige Arzt, welcher die Bedingungen für den günstigen Verlauf der Krankheit kennt, und der durch die exakte Methode der Diagnostik in den Stand gesetzt ist, den naturgemässen Lauf der Dinge zu überwachen, hütet sich wohl, vorwitzig in letzteren einzugreifen. Oft aber steht es in seiner Macht, durch therapeutisches Handeln das momentan bedrohte Leben zu erhalten oder die Heilbestrebungen der Natur anzuregen und zu unterstützen, und wenn ihm Nichts von Beiden mehr gelingt, doch qualvolles Leiden zu lindern, und schwere Stunden der Noth und des Schmerzes erträglich zu machen. Diese Kunst will aber mühsam und in ernster Arbeit erworben sein. Sie lässt sich nicht aus Rezepttaschenbüchern erlernen. Ein jeder einzelne Fall erfordert in seiner Eigenart die Summe des ganzen ärztlichen Wissens, und es ist schändlichster Betrug, denjenigen, der nicht die volle Bedeutung des ärztlichen Handelns zu übersehen vermag, dadurch zu unüberlegte Eingriffe zu verführen, dass man ihm an sich unschädliche Mittel anpreist, die aber trotz ihrer Unschädlichkeit doch wieder im Stande sein sollen, selbst die schwersten Krankheitsprozesse zu unterbrechen" (s. Rigler). Die Wirkung der präparirten Arzneimittel ist eine „geistartige, eine dynamische, eine virtuelle (b. Hahne-

mann), eine dynamisch-geistige" (s. Stieglitz), und dieser Geist wird entbunden durch die genau vorgeschriebene Zahl von Schüttelschlägen oder durch fortgesetzte Heilung, in Verbindung mit unarzneilichen Stoffen, deren Monopol für Milchzucker und Weingeist dekretirt ist, „car tel est notre plaisir". Darauf bezüglich hatte sich der homöopathische Heilkünstler nun zunächst mit Physik und Chemie abzufinden (nach Brande's Bemerkungen darüber). Gleich seinem indianischen Kollegen in der Medizinkunst der Medas hat der nigritische Ganga es einfacher, indem er den heilkräftigen Geist (gleich dem, von Zambi aus) in den Naturgegenständen verbreiteten Kissi entnimmt, um ihn in seinen Fetischen zu centriren und dann zu kuriren, in Kraft des Glaubens, der Brodpillen (s. Domrich) in pilulae laxativa zu verwandeln vermag und durch den in Erwartung gespannten Willen Wunder wirkt (wie in hypnotischen Vorführungen). Der Geruch in Apothekerläden wirkt oft purgirend (s. Smetius) und schon die Verfertigung purgirender Pillen auf den Zuschauer (s. Salmuth).

So oft die Darreichung der potenzirten Arzneimittel unter objektiver Beobachtungsweise (von subjektiv erregender Aufmerksamkeit unbeeinflusst) vorgenommen wurde, hat sich, wie in Seydlitz' Versuchsreihen (s. Stieglitz) erwiesen, dass bald bei indifferentem Erfolg der Streukügelchen die Symptome eingetreten, bald bei diesen selbst ausgeblieben sind, und wenn erfolgt, stets unter der in der Homöopathie bereits stereotypen Phraseologie (wie zur Gewohnheit geworden).

Die Homöopathie ist „nichts als ein Gewebe von Unwahrheit, Täuschung und Unwissenheit" (für Bock), als Heilsystem eine „Irrlehre, in praktischer Anwendung ein Unding" (b. Fickel). Hahnemann als „Begründer eines wohlorganisirten Pfuscherwesens" (s. Rigler) popularisirte die Medizin (in „Zeitungsreklame") in Geheimmitteln (energischer Wirkungen, gleich denen der Belladonna). Das Ens Veneni (aus den Nahrungsmitteln) trat,

wenn nicht durch den Archeus normal assimilirt, in Wirksamkeit (b. Paracelsus). Nach dem Grade des Magnetismus des Einzelnen wird sich der Grad der Wirksamkeit der Arznei richten (s. Lutze). Die 30st, nach dem Decimalsystem in gleichen Proportionen verdünnte, sich auch immer haltenden Alkohol-Potenzen einer Arzneisubstanz, von denen eine jede Gabe in den ihr angezeigten Fällen, als „Gegenkrankheitspotenz" figuriren kann, liefern dem sachverständigen Praktiker eine grosse Auswahl an Gaben zum Individualisiren (s. Mauntzer).

Bei völliger „Erschliessung der Kraft" genügt das Riechen des Kranken am geöffneten Fläschchen (bei Hahnemann). In Dunstgestalt wirken homöopathische Mittel am Sichersten und Kräftigsten (1829). Die Verdünnung wurde fortgesteigert (in der Homöopathie) da sich in der „Beseelung" der verdünnten Arzneien eine bequeme Erklärung der angeblichen Wirkungen darbot (s. Haeser). Die Partikelchen (Hahnemann's) müssen nicht nur die genau bestimmte Zahl von Schüttelschlägen erhalten haben, und einem höchst weit getriebenen Reiben ausgesetzt gewesen sein, sondern diese mechanische Behandlung muss sie auch stets in einer Verbindung mit „unarzneilichen Massen treffen", wofür nur Milchzucker und Weingeist anerkannt werden (s. Stieglitz), imaginär (und in Imagination). Die Lehre von der Immaterialität der Krankheit und ihre Ursachen, die daran anschliessende, der Hauptsache nach dynamische und geheimnissvolle Auffassung der Arzneikörper und ihrer Wirkungen, sowie endlich der Gedanke der zunehmenden Kraftentwicklung mit Abnahme ihrer wirksamen Grundlage, das Alles sind Dinge, für welche es neben der heutigen Physiologie, Pathologie und Pharmakologie keinen Platz mehr giebt (s. Koeppe). In der „neuen Schule" (Hirschel's in Aarau) ist von der ursprünglichen Homöopathie (durch Anlehnung an die Allöopathie) „nicht viel mehr übrig" (s. Baas). Nur Milchzucker und Weingeist sind unarzneilich, weil das System es so verlangt und bedarf, während dem kleinsten

Theil eines Tropfen von Kamille, den die Homöopathie sich zu verschaffen lehrt, noch alle Wirkungen eines Polychrest zugeschrieben wird. und einem gehörig zerriebenen Stäubchen Kohle Wunder nachgerühmt (s. Stieglitz). Der überlegene wissenschaftliche Standpunkt der neuen pathologisch-anatomischen Schule und ihre absolute Verachtung alles alten mystischen Dynamismus beförderte wahrscheinlich anfangs den Einfluss der Homöopathie in indirekter Weise, diese erschien eben zur rechten Zeit, um durch ihre dynamischen Arzeneien alle diejenigen Fälle zu „kuriren", gegen welche die kritische Wissenschaft hülflos war (s. Petersen). In dynamischer Klassifikation der Gifte unterscheiden sich Venena irritantia (caustica, corrosiva), stupefacientia (narcotica), narcotico-acria, septica (bei Orfila). Will man ein summarisches aus der Therapie erhaltenes Verhältniss, und sei auch die ihm zu Grunde liegende Anzahl von Fällen noch so klein, für ein Gesetz erklären, so kann man schliesslich beweisen. was man will (s. Gavaret). Bei „Begründung und Ausübung einer selbstständigen naturwissenschaftlichen Therapie" (s. H. E. Richter) muss vor Allem „jeder Aber- und Wunderglaube" ferngehalten werden (1850). Im homöopathischen Gebrauch gelten nur „die den Krankheitssymptomen entsprechenden Arzneisymptome" (die übrigen „schweigen dabei gänzlich"). Für (homöopathische) Heilung ist „durch Glauben und Wille Alles zu erreichen" (bei Lutze). Indem die Verreibungen der Arzneistoffe, aus ihrem Aggregatzustand gelöst, an Oberfläche in dem Maasse gewinnen, als sich der Durchmesser der einzelnen Theile verkleinert (bei Dopler), gewinnt auch die Wirkungssphäre an Ausdehnung (s. Hegewald). Durch populäre Katechesen (um die Homöopathie zur „Volkssache" zu machen) wird „den Hörern durch die Berufung an ihr Urtheil geschmeichelt" (s. Kopp), aber wer keine Hühneraugen liebt, wird lieber die Stiefel eines durch Meisterstück in der Innung erprobten Schuster tragen, als eines Bönhasen (oder „Bönninghausen"). In schwierigen Fällen dient „sicherer, als das Eingeben

substanzieller, obgleich feinster Gaben der hochpotenzirten Arzneien, das einmalige Riechen an ein mit derselben befeuchtetem trockenes Streukügelchen" (s. Hahnemann), obwohl sich hier nun aber die „dynamisch-geistige" Kraft erst wieder zu materialisiren hätte (im Medium der Luft).

Unter Leugnung des geistigen (spirituellen) Ursprungs sind die physikalischen Manifestationen des Spiritismus ebensowenig zu bezweifeln, wie irgend welch' andere Thatsache (b. Lockhart Robertson). Die physikalischen Manifestationen (in den Sitzungen der Gebrüder Davenport) erscheinen als Resultate einer noch unentdeckten Kraft in der Natur (b. Sexton) und später (in Privatzirkeln) verrieth sich eine Intelligenz, welche unmöglich einen anderen Ursprung haben konnte, als den, welchen sie selbst zu haben erklärte (1865). Seinen Vater Tuhoro (Sohn Tama-te-Kapua's) begrabend, biss Ihenga in Stirn und Weichen, damit im Schlaf zu ihm gesprochen werde und „he might become his Tauira i. e. the living representative of his ‚Mana' and ‚Karakia'" (s. Shortland). „Every man has three genii or spirit protectors; Eleda, who lives in the head, protects and directs the reasoning and thinking powers, Ojehun dwells in the stomach, Ebi or hunger is his messenger. Ipori dwells in the great toe, sacrifice is made to him on the eve of an important journey" (s. Smalman Smith). In Telepragmatie heilte Lutze „auf 40 und mehr Meilen in der Ferne" (wie die Patientin in Riga vom Gefängniss in Deutschland aus). The nervous atmosphere demanding matter and force for its production becomes a source actually of motion (s. B. W. Richardson). „The more a statement of facts conflicts with previous experience, the more complete must be the evidence, which is to justify us in believing it" (s. Huxley), und eine noch peinlichere Genauigkeit könnte selbst seiner Autorität nicht schaden (im jetzigen Wirrwarr). In obectjiver Betrachtung der Lebenserscheinungen ergiebt sich, „dass jedes nervöse Centralorgan, sei es Ganglion, Rückenmark oder Hirntheile, in

welchen die Erregung einer ruhenden Faser durch eine in Thätigkeit begriffene erfolgen kann, sympathische Erscheinungen zu erzeugen vermag" (s. Domrich). Beim Verkehr der Amlahay mit der Gottheit geschieht dies in abgeschlossener Kammer (auf Pelau), mit der Antwort aus leerer Kammer (s. Kubary), während in ihr ein entlarvtes Medium gefunden werden mag (bei spiritistischen Sitzungen).

Bei den Materialisationen, und zugehörigen Entlarvungen, ist dem Seelengeist seine Konsistenz erprobt, oft schwammig anzufühlen (wie es die Angikut bei den Eskimo gefunden haben), oft solide genug, um eine Tracht Prügel auszuhalten, und wenn trotz solch' handgreiflich überzeugender Beweise der Unglaube fortdauert, wird dies die Abschwächung des bei früheren Religionsbewegungen gleich der montanistischen (s. Buddh. i. s. Ps., S. 249) fortreissenden Enthusiasmus durch die Trockenheit der Induktionsmethode in die Schuhe zu schieben sein (im langweil nüchternen Teetotalismus).

Eine „bestimmte, reelle und praktische Ueberzeugung an Stelle eines vagen, theoretischen und unbefriedigenden Glaubens" setzend, wird der Spiritismus die „Philosophie umgestalten" (nach Wallace), aber dann nicht zu ihrem Besten, da das Sehnen nach religiöser Befriedigung höher hinausliegt, als die individuellen Beschränkungen mediumistischer Manifestationen, in der Region idealer Gedankenschöpfungen, die auf langsam beschwerlichem Arbeitswege im Studium der Völkergedanken anzureihen sind und so würde in der Gegenwart nihilistische Verflachung das erst grundlegend vorzubereiten haben, was sich in einstig geschichtlicher Entwicklung entfalten mag. So wird eine raschere Zielerstrebung im Wunsch und Drängen des Herzens fortverbleiben, und wem die spiritistischen Offenbarungen genügen, daran festhalten zu wollen geneigt sein (im Geist, den er begreift). „Der Spiritualismus ist eine Experimental-Wissenschaft und gewährt die einzige sichere Grundlage für eine wahre Philosophie und eine reine Religion" (bemerkt Wallace), nicht etwa „das Ueberbleibsel oder die Wiedererweckung alten

Aberglaubens" (1874), sondern allerdings in nothwendig gegebenen Elementargedanken auf das Niveau eines Naturzustandes zurückführend, das aber freilich nun wieder, weil für die Kultur antiquirt, nicht in dieser neubelebt werden darf, während sich reiche Frucht wichtiger Aufklärungen verspricht, wenn dort studirte, wo die Thatsachen in normal gesunder Entwicklung vor Augen stehen, in dem Diorama der Völkergedanken nämlich (bei inductiver Behandlungsweise der Psychologie als Naturwissenschaft). Wie jede in epidemischer Verbreitung auf Gleichstimmung treffende Bewegung liegt auch in der theosophischen Gesellschaft und ihrem „fundamental principle" (to encourage self-reform and self-evolution) mit der Unabhängigkeitserklärung für einen Jeden (that he himself and no external authority is the appointed arbiter of his own spiritual destiny) ein sympathisch anfächelnder Zug, indem durch die, unter Erleichterung der internationalen Beziehungen, eingeleitete Agitation des „independent Yankee" und Einwirkung auf die Gefühlsstimmung eines passiv nachgiebigen Volksgeistes (im contemplativen Indien), mit Anlehnung an die dort im buddhistischen System gewährten Grundsätze, eine neue gemischte Weltbetrachtung proklamirt wird, die sich indess auf einem, bedenklichsten Verirrungen ausgesetzten, Felde bewegt, weil hülflos der Leitung der, je nach ihrem Verständniss (oder eigenem Gewissen) zum Richtigen oder Unrichtigen neigenden, Führer überlassen, solange der gesetzliche Anschluss an den geschichtlichen Entwicklungsgang naturwissenschaftlicher Forschung (als Ausdruck der Gegenwart) ausfällt, und zunächst also der an ethnische Psychologie geforderte (für die idealen Bedürfnisse).

„Nachdem ich in der geistigen Welt, d. h. in der Unsterblichkeit des menschlichen Ich's Glauben gewonnen, bin ich durch logische Konsequenz zum Glauben an die Existenz der Gottheit geführt worden. Und dieses verdanke ich dem Tischrücken," be-

kannte der Mathematiker M. W. Ostrogradsky (Mitglied der K. R. A. d. W.). „Non studia sed stultitias“ nennt Damiani die freien Künste der „Sapientia secularis“, als „diabolorum esca“ (b. Hieronymus). Beim Fest in Marga durchwandern die Sannyasi die Häuser, auf Kupferplatten schlagend, um die bösen Einflüsse fern zu halten (von Malabaren). Die Wila (mit der Stimme des Baumhackers) schiessen tödtliche Pfeile auf die Menschen (im Kolo oder Reigen tanzend). Die Wotjaken erzeigen dem baumhackenden Specht göttliche Ehre, damit er ihren Bäumen nicht schade (s. Rytschkow). Picus orakelt (als Mars). Unsere theueren Dahingeschiedenen machten sich sowohl dem Gefühl als dem Gesicht bemerklich, und die Lehre vom Geister-Verkehr wurde über jeden Schatten von Zweifel hinaus bewiesen (H. Sexton) in London (1874). Der Gobelin (esprit follet) lärmt bei Nacht (s. Père l'Abbé). Als Yaga wird das Homa oder Feueropfer zu Zauber-Ceremonien verwandt (in Malabar). Sopra ogni Fata é quel Demogorgone (s. Ariost), *οὐδ' ἂν ὁ Μῶμος, ἔφη, τόν γε τοιοῦτον μεμψαιτο* (bei Plato). Ausser den Geistern Ermordeter sind es irrende Fremdgeister, die (in Pelau) auf dem Wege nach ihrem Lande die Häuser durch Anschlagen an die Wände und das Schütteln mit den Fenstern und Thürdeckeln beunruhigen (s. Kubary), wie in den Spukhäusern (mit der Neuerung spiritistischen Alphabets). Whenever a Manitto arrived, a heavy blow was heard upon the ground, like the fall of some heavy article and the lodge was suddenly shaken (s. Emerson) bei dem „Sacrifice to the four winds“ (des Jossakeed). Die Quelle alles Aberglaubens ist die Unwissenheit über die Dinge der Natur und der menschlichen Seele (s. Haltrich). Hunde, als „geistersichtig“ (s. Grimm), erkennen den nahenden Gott (wenn dem Menschen noch unsichtbar). You have only to work up imagination to the state of vision and the thing is done (s. W. Blake). Die Theosophie (im Wahne des Aberglaubens) wird zu einer „Zauberlaterne von Hirngespinstern“ (s. Kant). In Borneo machen sich

die Abgeschiedenen durch „ghostly rappings“ in den Klopf- oder Spukhäusern vernehmbar (bis beim Todtenfest abgefunden).

„Wicken“ heisst (in Westfalen) zukünftige Begebenheiten und Ereignisse in einem Bilde, z. B. in der brennenden Stadt, in Schlachten u. s. w., mit leibhaften Augen lange vorher, ehe sie sich ereignen, sehen (s. von Mering). Sagire sentire acute est, ex quo sagae anus, quia multa scire volunt (s. Cicero). Die Tadunja (welche die Angga der Todten sehen können) entdecken Diebstahl, indem sich die angerufene Angga in das rechte Auge setzt (s. Riedel), und in der Angga werden die Geister der Vorfahren verehrt (bei den To-Raja), wie der Schamane aus der Ahnenreihe seine Helfer entnimmt (die den Bantu in den Wolken herbeiziehen). The Supreme is judged too elevated to care for the low estate of man (s. Burton), Mau (the moon) oder Yewhe (der Fanti). Olorun Olodumare (supreme god and originator of all things) is of too exalted a nature to concern himself with them or their affairs and has charged the inferior powers with the task of governing and controlling humanity (s. Smalmgn Smith). Im Glauben, eos maxime locos propinquare coelo, precesque mortalium a deis nusquam propius audiri (s. Tacit.), an die Salzquellen geknüpft (zwischen Hermunduren und Chatten), halbwegs zum Himmel (s. Benares), am (indianischen) Pfeifensteinfels (als Sitz des Grossgeistes). Ludvigius de Apono narrat, eum gestasse secum septem familiares spiritus crystallo inclusos (s. G. Ch. Wagner). Der Pastor Oberlin besorgte im neunjährigen Verkehr seiner verstorbenen Frau Kinder und Wirthschaft (zu Steinthale im Elsass). Frau Allrath (in Köln) konnte durch ihren vertrauten Geist als „Nährhündchen“ überall hingebracht werden (1807). Dem Tjabal balak, als Gründer des Dorfes, werden, weil Schutzgeist desselben, Sidekah (Opfermahle) dargebracht (auf Java). Die Angga (Geisterseele) des Menschen tritt in den Körper, mit dem ersten Zahn des Menschen (bei den Topantunuasu). Neben den Angga (Geister der Vorfahren) werden

bei den Topantunuasu) die Lamoa (Beschirmer des Stammes) verehrt, und mit dem Kind wird sein Schutzgeist (Lamoa sindao) geboren (s. Riedel), aus der Stammesseele (als „Genius" der *γενεθλιοι*) gleich Bla (in Guinea). Jedes Haus hat sein Schrezlein (s. Mich. Beham), als Schrätlein (Hausgeist), gleich Scret (daemon) in Böhmen (s. Hankas) der Screti (penates intimi et secretales).

Und nun die Frage über den Anfang! das Erste und Letzte (aus gnostischer *προαρχη*) in Uebergreiflichkeit (Tahu Wakan's, wie die Dacotah sagen) des *θεος ἀγνωστος* (oder *ἀνονομος*), in religiösem Suchen und Sehnen. Alles allerdings, aus innerem Drange der Evolution, eilt nach oben, zur Vervollkommnung, *σπεύδαι γάρ, φησί, πάντα, κάτωθεν ἄνω, ἀπὸ τῶν χειρόνων ἐπὶ τὰ κρείττονα* (s. Hippolyt), zum *ἐξεικοσισμενον* im Transcendentalen der Pereaten oder dem Paramita (der Tathagata und Tirthankara), aber wo und wie der Beginn? wenn in der *πανσπερμία* die Scheidung beginnt, aus dem Noch-Nicht (eines *μη ον*) Plato's oder Kore (der Maori) emporwachsend, — welcherweis der Ansatzpunkt für „le premier pas" des Gedankens?

Die valentinianische Gnosis hüllt das Unsagbare (*ἀῤῥητον*) in das Dunkel der Mitternächte (polynesischer Po), über dem Bythos lagernd (oder Kumulipo, als „Wurzel des Abgrunds"), in (hawaiischerKosmologie), und—(als weiblich wenigstens) in Bezug zur *ἐννοια*, dem männlich Verborgenen, (bei Ptolemäus in Valentin's Schule) — mag die Schaffenskraft des Willens (*θελημα*) hinzutreten (in der „Welt als Wille und Vorstellung"), aber dieses wäre schon zu viel gesagt für den *οὐκ ὢν θεος*, den keine Negation der Negationen im dialektischen Prozess einer Identitätsphilosophie zu erreichen vermag.

Damit dann die Schöpfung aus dem Worte (*εἰπε καὶ ἐγενετο*), „der Sprechende war aber noch nicht, noch auch war das Gewordene" (s. Möller). In der „nicht wollend gewollten Welt" (des „nicht seienden Gottes"), im Nichts (*ἠν ὅτε ἠν οὐδέν*) fehlt das

„Häkchen" zum Anhaken (die *ὑλή* eben), *ἐξ ὕδατος πάντα* (bei Thales.)

„Im Anfang begann es zu rieseln, dann kam der Geruch, und damit war Tuan Allah auch da" (heisst es auf Sumatra), in Uebereinstimmung mit gnostischem System (b. Basilides).

Als jene erste Scheidung begonnen aus ursprünglich chaotischer Vermischung (*σύγχυσις*), ergab sich die Sohnschaft dreitheilig (*υἱότης τριμερής*). Die feinste eilt unter Gedankenschnelligkeit nach Aufwärts, zum Nichtseienden zu gelangen, die zweite, als gröbere, bleibt nachahmend (*μιμητική*) dahinter zurück, und obwohl sie vom „heiligen Geist", mit Plato's Flügelgewande bekleidet, emporgetragen wird bis zu den Grenzen der Hyperkosmia, fehlt (so lange die Kongruenz einer völligen Identität ermangelt) dem Pneuma die Möglichkeit, hineinzudringen, und so bleibt es, in der Leere, zurück im Geruch, der ihm, als früheres Gefäss der Hyiates von daher noch anhaftet. „Das bedeutet die von dem heiligen Geist von Oben herabgetragene *ὀσμή*, welche bis zur Gestaltlosigkeit (*ἀμορφία*) herabreicht", bis zu der Region, wo die dritte Sohnschaft, die der Reinigung bedürftige, in der Masse (*ἐν μεγάλῳ τῆς πανσπερμίας σωρῷ*) eingewälzt liegt, und zwischen dem Kosmos (*κοσμος*) und *τὰ ὑπερκοσμια* steht, seit erster und zweiter Erhebung (*ἀναδρομή*) dieser *πνεῦμα μεθοριον* zur Scheidung (*διήρηται*). Dementsprechend scheidet sich im Abhidhamma die Dreiwelt, die irdische mit dem Loka darunter und den Sinneshimmeln darüber (bis zu dem Mara's), dann die durch das Erlösungswort geöffnete der Meditationshimmel (auf den Rupaterrassen, — bis zu excentrischen Verirrungen der Arupa), und schliesslich diejenige, wohin die Megga führen, wenn Buddha durch Bodhi erwacht: zum Asangkhara-Ayatana (im „Pleroma" des Nirvana).

Dem auf dem *σπερμα κοσμικον* aufgestiegenen Gross-Archon (in der Mystik des Abraxes) steigt die Idee der Gottheit zu Kopf, wie Maha-Brahma, als er sich allein sieht, in der Region der Maha-

phromma (siamesisch), bis gewarnt, wie Batara Guru durch den Glockenton (javanischer Kosmologie), aus „Fernwirkung vermittelt durch den heiligen Geist, welcher ja einen Geruch der Sohnschaft in sich behalten hatte“, und bekehrt (*ἀρχὴ σοφίας φόβος κυρίου*). Unter der Ogdoas (der Aether-Reinheit) bildet dann der Achon der Hebdomas seine Welt („unter dem Monde“), und darunter, im Jammerthal der Erde hier, die „seufzende Kreatur“ (b. Paulus), „wir, die Pneumatiker hier zurückgelassen, um uns auszuschmücken und auszuprägen; aufzurichten und zu vollenden die Seelen, in deren Natur es liegt, in dieser irdischen Region zu bleiben (*υἱοὶ δὲ, φησίν, ἐσμὲν ἡμεῖς οἱ πνευματικοὶ ἐνθάδε καταλελειμμένοι διακοσμῆσαι καὶ διατυπῶσαι καὶ διορθώσασθαι καὶ τελειῶσαι τὰς ψυχὰς κάτω φύσιν ἐχούσας μένειν ἐν τούτῳ τῷ διαστήματι*). Diesen Schmerz zu lindern, künden sich die Aryani satyani, und so in den Himmelsworten überall, bis auf dynamisch verdünnte Wirkungen (homöopathischer Selbstbefriedigung), und ihre Verstärkung wieder durch den Willen (hypnotisch eingeschläfert). „Unser Zeitalter ist nervös, wir selbst sind nervös und unseren Kindern droht Gefahr, gleichfalls nervös zu werden“ (s. F. Scholz), und wenn wir nicht Acht haben, mögen wir uns unversehens alle samt und sonders über Nacht in's Tollhaus gesteckt finden, zu nihilistischer Vereinfachung, in jener Welt der Irren (s. Esquirol), denen die draussen als tolle gilt. Und hierfür in einem „naturwissenschaftlichen Zeitalter“ kann es kein anderes Heilswort geben, als das einstens dann gesprochene, wenn dem Torso der materialistisch neigenden Zweige der Naturforschung ihr denkendes Haupt hinzugefügt sein wird, mit naturwissenschaftlicher Durchbildung der Psychologie (auf dem durch das Material der Völkergedanken zu beschaffenden Fundament, — für gesicherte Kontrole im logischen Rechnen).

Das Denken ist ein Rechnen; ein Rechnen, dem die Aussicht nicht versagt bleibt, in künftiger Zeit vielleicht einen Infinitesimal-

Kalkül zu erfinden, das vorläufig aber, ehe an die Probleme der Ursprungsfrage gedacht werden kann, allzuviel noch mit seinen Elementar-Operationen zu thun haben wird, um darin zunächst einige Geübtheit zu gewinnen (und die Kräfte zu proben). Sonst droht höherer Schwindel im „Höhenschwindel" u. dgl. m. „Der Schieferdecker benutzt die Katze, der Tannzapfensammler das Eichhorn, der Gemsjäger die Gemse, indem er entweder deren Blut trinkt, oder das Fleisch isst und die Asche verbrannter Haare des Thieres zu sich nimmt, um sich frei von Höhenschwindel zu erhalten, was natürlich die moderne Gelehrsamkeit für tollen Aberglauben erklärt, während der, welcher allein ein Urtheil darüber hat, nämlich der, welcher es probiert, von der Wahrscheinlichkeit felsenfest überzeugt ist", s. „Zur medizinischen Statistik" (Credat Judaeus Apella), — so, als wilder Jäger, wüthet eine facultive Autorität, hochgehalten in manch' naturwissenschaftlichem Kreis (unter den soweit Kopflosen eben). Zum Glück findet sich ein Antidot (da für jedes Uebel sein Kraut gewachsen sein soll): „Ein Ring, aus einer Elensklaue oder auch aus einer Gemsenklaue gemacht und am Finger getragen" (s. Most) wird gerühmt gegen „Schwindel" (als „köstliches Mittel").

Dazu ein Seitenstück: „Von der Professorin (in Berlin) unterrichtet, dass durch Streichen des Leibes der Durchfall sistirt, erkannte die Baronesse, dass Lutze allein sie heilen könne (1846) und mit „Abschneiden der Haare war sowohl die Krankheit als auch der Hellschlaf von ihr genommen, doch die ganze Sympathie war noch nicht vollendet. Ich hatte die Haare sorgfältig eingewickelt, dass Nichts davon verloren ginge und eilte damit nach Hause. Vorgeschriebenermaassen zerschnitt ich die Haare in lauter kleine Stückchen, und mengte diese in Semmelkrume, wovon ich 17 Kügelchen knetete, in denen alle Haare enthalten waren. Ich hatte nämlich nur die am Kopf befindlichen Enden aufbewahren sollen, während die dadurch lose gewordenen Enden mit ausgekämmt

werden sollten. Diese Semmel-Kugeln sollte ich Sperlingen oder Hühnern zu fressen geben und Sohn sagte ausdrücklich: *Ein Thier davon wird vor Ihren Augen sterben und sollte es aus der Luft niederfallen, aber dann erst ist die Krankheit von dem Fräulein genommen.* Ich begab mich mit den verhängnissvollen Semmel-Kugeln auf den Gensdarmen-Markt, wo am Markttage (es war Sonnabend früh) ganze Reihen von Käfigen mit jungen Hühnern stehen, die öfters von Vorübergehenden gefüttert werden. Auch ich warf einige Semmelkrumen in solchen Hühnerkäfig, die begierig von den hungrigen Thieren verzehrt wurden. Da liess ich auch eine Semmelkugel mit klopfendem Herzen hineinfallen, auch sie war im Nu verzehrt, und mit steigender Spannung beobachtete ich die Thierchen. Plötzlich flatterte eins schreiend auf, es fiel um, der Besitzer fasst mit den Worten in den Käfig: *Na, was ist denn das?* und hob das Huhn auf und stellte es wieder auf die Beine, doch erneute Zuckungen warfen es um und es verendete vor meinen Augen. Ich, voll Wonne und Dank gegen Gott, eilte zu ihr, da sie in der Nähe, an der Ecke der Französischen Strasse, wohnte, und sie kam mir schon mit den Worten entgegen: *Jetzt bin ich wohl ganz geheilt!?* Sie hatte es vor etwa 10 Minuten gefühlt". So berichterstattet Dr. Arthur Lutze, Sanitätsrath (Cöthen, 28. Dez. 1865), Ehrenmitglied und Meister der freien deutschen Hochstifte: (Diplom vom 30. Dez. 1865).

Der Schwiegermutter seines Freundes erzählte Lutze (5. Mai, 1846), „wie er meilenweit Jemand aus dem tiefsten Schlaf erwecken könne, wenn er in dieser festen Absicht dessen Namen rufe. Zum Beweis las er ihr einen Brief vor, welcher bekundete, dass ein Geistlicher, der an Taubheit litt, bei vierzig Meilen Entfernung in derselben Stunde hörend geworden, da er die Kraft seines Willens dahin sandte" (s. Ebeling).

„Wegen Betrugs wurde die separirte Frau H. zur Haft gebracht. Dieselbe hatte im Monat Juni d. J. die Bekanntschaft

der Frau eines Restaurateurs R. gemacht und von der Letzteren erfahren, dass sie mit ihrem Manne wegen Verdachts der Untreue in Unfrieden lebe. Die Verhaftete, welche sich vorher Frau Teichmann genannt hatte, erbot sich der Frau R. gegenüber, den Untreuen durch Sympathie wieder an die Gattin zu fesseln, worauf Letztere auch einging. Frau R. sollte auf Anrathen der H. einen braunen Beutel mit einem Zettel in ihrem Rock tragen und bei ab- und zunehmendem Monde beten. Da dieses indess nicht half, wurde der Frau R. von ihrer Beratherin empfohlen, nach Stralsund zu reisen, um das Herz eines Falken zu holen, dieses in einem Beutel zu tragen und beim Mondwechsel gleichfalls zu beten. Für das erstere Mittel hat Frau R. der H. 300 Mark, für das zweite 600 Mark gezahlt". So geschehen Berlin, Sept. 1887 (laut Zeitungsnotiz).

Dass, je mehr sich lernt, desto mehr zu lernen übrig bleibt, wird der Gelehrteste am eindringlichsten fühlen müssen, denn von letzten Gründen wissen wir im Grunde heutzutage nicht mehr, als der Wilde oder das Kind. Der wandelnde Fortschritt der Civilisation liegt in der Verfeinerung des Gedankenganges, für seine Richtigstellung in scharfsichtiger Abschätzung der Verhältnisswerthe (beim logischen Rechnen). Dafür in Verwerthung des aus dem Alterthum herübergenommenen Kenntnissschatzes dient die philosophische Schulung, vieler Jahrhunderte und Jahrtausende freilich, um das Denken mit derjenigen Fähigkeit auszurüsten, mittelst welcher jetzt die in der Naturwissenschaft angesammelten Thatsachen behandelt und bemeistert werden sollen (nach der von dem Zeitgeist gestellten Aufgabe).

In gesetzlicher Lösung solcher Probleme beruhen die Hoffnungen der Zukunft, und deshalb haben sie heilig und hehr zu gelten, dem Naturforscher vor Allem, unter strengster Gewissenhaftigkeit in seinen Denkfolgerungen. Wenn in der Nation der Denker die „klugen Leute", die es sein sollen, auf die Argumentationsweise der Pröpler zurückfallen, die zur Heilung des Armbruchs das

vordere Stuhlbein schienen, liegt die Frage nahe, wozu all' diese Qual in „Erziehung des Menschengeschlechts"? Vanitas vanitatum. Der Mensch fiel durch Stolz und Sinnlichkeit, wozu die Schlange ihn verführt; das beste Heilmittel gegen Wahnsinn und Stolz ist daher Schlangengift (Lachesis); „wer da glaubt, dass er Anatomie brauche, um zu heilen, der irrt" (s. Lutze). In der „Isopathie" wurde Fuchsleber gegen Leberkrankheiten, Fuchslungen gegen Lungenkrankheiten, Fuchshirn gegen Hirnkrankheiten gereicht (b. Hermann), so dass auch hier die Füchse spielen (wie die Foxes im Spiritismus).

Im gefühlvollen Dämmerungsschatten der Sympathie entschuldigt sich manches, aber mit ernstlicher Schulung des Denkens hat sich das Auge zu öffnen (dem geistigen Licht). Wem derartiges Tertium comparationis auch dann noch für sein mathematisches Gewissen[1]) genügt, wie dem zu helfen, ist allerdings nicht abzusehen,

[1]) Wer in der Tageshelle der Gegenwart fortduselt im primitiven Halbwachtraume, für den allerdings hat die Weltgeschichte umsonst gearbeitet, diese 3000—4000 Jahre hindurch, und wer zu dem, unter den sozialen Defekten der Civilisation nothwendigerweise beschränkten, Kreis der Gebildeten (der „Upper Ten-Thousand") gehörig, die Vortheile der durch Kosten der Gesammtheit bestrittenen Erziehungsanstalten sich hat zu Gute kommen lassen können, um als „Salz der Erde" auf die Massen bildend zurückzuwirken, möge sich selbst die Frage vorlegen, wie weit diese Aufgabe erfüllt sei. Wenn der Gischt oder Geist dumm wird, womit soll man säuren oder salzen? Dies freilich ist nur Ansicht einer Subjektivität, denn das „par nobile fratrum", der Seelenriecher und der Geisterseher, erklären sich darüber anderer Ansicht, und fordern, der Erste in dem „Monatsblatt" („Organ für Gesundheitspflege und Lebenslehre"), der Zweite in der „Sphinx" („Monatsschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage"), die Unterdrückung der für eine naturwissenschaftliche Psychologie plädirenden Schriften, da sie sich im schlechten Geruche der spiritistischen wohler zu gefallen scheinen. Solche Provokation führt leicht zu einer Polemik, obwohl eine voraussichtlich nutzlose, denn wie die Götter überhaupt, werden auch die der Ethnologie vergebens kämpfen, gegen ihre, vom Dichter mit Namen bezeichneten Gegner, die (nach dem Volkswort schon) „nicht alle werden". So mag es darum sein, und thue Jeder, was ihm als Pflicht aufzuliegen scheint.

und der Laie, welchem solcher Defect im gesunden Menschenverstand schon fühlbar wird, mag daraus entnehmen, wie es mit der Konfusion des Uebrigen steht, was in der esoterisch umschrankten Fachstube gebraut wird, wo der Sachverständige seine eigene Weisheit in sich selber verzehrt, ohne den Profanen draussen den Einblick in das Mysterium zu gestatten, da in der Gelehrtenrepublik die Resultate der Fachgelehrten aus der Theilarbeit eines jeden auf Treu und Glauben hinzunehmen sind (bei soweit bestens fundirten Kredit der Naturforschung). Die Anthropin-Wirkungen der gegen Fussübel aus dem Harne des Schnellläufers, gegen Kehlkopfsleiden aus den von Sängern gezogenen Essenzen mögen diejenigen erproben, welche sich von der Adresse in Canstatt die Cylinder, (à 10 M.), haben übersenden lassen, und hoffentlich wird sich, zum besten der aufwachsenden Generation, eine festere Abhärtung herstellen, als durch das Wollregime, das probat genug in dafür geeigneten Fällen, doch seine eigenen Propheten das Selbstbekenntniss der Verzärtelung ablegen lässt, wie in folgendem Satz:

„Wenn man Betten aussonnt, d. h. in die Sonne legt, statt sie bloss der Luft auszusetzen, so kann man die erste und mitunter auch die zweite Nacht vor Aufregung nicht schlafen, (als „Wollener").

Sonst gewöhnlichen Menschenkindern pflegt dergleichen wohl kaum zu passiren, obwohl wir bereits aus Grossmutterzeiten an die Wolle gewöhnt sein mögen, und von den Windeln ab darin gelegen haben. „Dreierlei Aussätzigkeit ist an dem Gewande, am wollenen Gewande, am pelzenen Gewande und am leinenen Gewande", predigt Bruder Berthold († 1272), und so wäre es mit allem gleich, mit dem baumwollenen also ebenfalls wohl (seit es hinzugekommen).

Nach persönlichen Erfahrungen in einer bei Ausrüstung von Reise-Expeditionen oftmals aufgeworfenen Frage, über den Vorzug baumwollener oder wollener Bekleidung, würde so oft Strapazen in Berücksichtigung kommen, der ersteren unbedingter Vor-

zug zu vindiziren sein, wogegen unter Verhältnissen sorgsamer Pflege Wolle behaglicher anmuthet, wenn mit vorrückendem Alter Verweichlichung weniger schadet, da es doch bereits zu Ende geht.

Und so auch mit dieser Epistel besser, um nicht in einen ferneren Rattenkönig zu gerathen, denn „Prof. Dr. med. G. Jäger", heisst es unter der Aufschrift („Gift und Gegengift"), beweist experimentell und wissenschaftlich die Wirksamkeit der homöopathischen Arzneidosen und die Naturgesetzlichkeit der homöopathischen Aehnlichkeitsgesetze" in Beilagen zu einem populären „Mahnwort" (aus Willmar Schwabe's homöopathischer Centralapotheke zu Leipzig). Flüchten wir uns also in den „Occultismus", der gegen das Geistige im Spiritismus selbst feierlich Protest erhebt, „die Sphinx ist nicht spiritistisch, sondern occultisch" (April, 1887), und „the last vestiges of my psycho-physical weakness is gone, to return no more", writes Mme. Blavatsky in a letter to a relation (s. Sinnet), aber „it is the firm belief of all that there where a less strong nature would have been surely wrecked in the struggle, her indomitable will found somehow or other the means of subjecting the world of invisibles to the denizens of which she has ever refused the name of spirits and souls, to her own control" meint in schwesterlicher Zuneigung Madame Jelihowsky (1884). Und hier würde es sich um den von Herrn Richard Hodgson vor dem Komitee (der Herren E. Gurney, F. W. H. Myers, F. Padmore, H. Sidgwick und J. H. S. Lack) der „Gesellschaft für psychische Forschungen" über die „theosophical Society" abgestatteten Bericht zu handeln haben.

Das Committee nahm Gelegenheit, Oberst Olcott und Frau Blavatsky zu hören, welche im Sommer 1884 einige Monate in England zubrachten, desgleichen Mr. Mohini M. Chatterji, einen graduirten Brahminen von der Universität Calcutta, der sie begleitete. Mr. Sinnett erstattete dem Committee Bericht; es lagen mündliche und schriftliche Zeugnisse von zahlreichen andern Mitgliedern der „Theos. Ges." in England, Indien und andern Ländern vor, ausserdem die Be-

richte, welche über Erscheinungen im „Occult World", „Hints ou Esoteric Theosophy", „The Theosophist" und anderswo veröffentlicht waren.

Ausweislich dieser Mittheilungen besteht in Tibet eine Brüderschaft, deren Mitglieder sich eine Gewalt über die Natur angeeignet haben sollen, eine Macht, die sie befähigt, Wunder zu vollführen. Frau Blavatsky nimmt für sich in Anspruch, eine „Chala" zu sein, d. h. eine Schülerin dieser „Brüder". Man behauptet, dass dieselben sich ganz besonders für die „Theos. Ges." interessiren und viele Wunder vermöge der theos. Lehre thun. Von ihnen wird behauptet, dass sie im Stande sind, Erscheinungen ihrer eigenen Person hervorzurufen an Orten, wo ihre Körper sich gar nicht befinden, und nicht bloss zu erscheinen, sondern sogar mit denjenigen, welche sie auf diese Weise besuchen, angelegentlich sich zu unterhalten, und auch selber wahrzunehmen, was an den Orten vor sich geht, wo ihre Gestalt erscheint. Dieses phantastische Erscheinen ist von den Theosophisten die „Projektion der Astralform" genannt worden. Die Erläuterungen vor dem Committee umfassten und erwiesen mehrere Fälle solcher Erscheinungen von zwei Mahatmas, Koot Hoomi und Morga. Ferner wird behauptet, dass ihre Chalas oder Zöglinge in dieser Kunst regelrecht erzogen werden, und dass Hr. Danodar K. Mavalankar, ein Theosophist, welcher in den Hauptquartieren der Gesellschaft wohnt, diese Kunst sich angeeignet und bei verschiedenen Gelegenheiten ausgeübt hat. Es mag noch bemerkt werden, dass diese angeführten freiwilligen Erscheinungen, obgleich dieselben beträchtlich über irgend welche Beweiserhebung hinausgehen, welche aus anderen Quellen stammt, doch viel Aehnlichkeit mit Fällen haben, welche zur Kenntniss des Committee gelangt sind.

Wir können indessen die Thatsache der Erscheinungen, welche von Theosophisten als Projektionen der „Astral-Form" hingestellt werden, nicht trennen von Erscheinungen, welche sie als eine andre Klasse von Bildern darstellen, ähnlich denjenigen, welche — wie die Spiritisten behaupten — vermöge Einwirkung von Medien erregt werden, und die eine Thätigkeit von „psychischer Energie" — Leistung — auf wägbare Dinge einschliesst. Solche Erscheinungen sind nun gewöhnlich beschrieben worden entweder: 1. als begleitende Erscheinungen bei den Mahatmas oder deren Zöglingen, oder 2. jedenfalls als Erscheinungen, welche eine offenbare Beziehung zu ihrer Wirksamkeit haben.

Die angeführten Phänomene, welche in dieses Gebiet gehören, bestehen — soweit wir sie gegenwärtig in den Kreis unserer Beobachtung zu ziehen brauchen — in der Uebertragung — Hindurchdringen — wägbarer Gegenstände, mit Einschluss von Briefen sogar durch einen festen Stoff, und auch in der Ueberführung dessen, was die Theosophisten als ihre Verdoppelung ansehen, zugleich mit dem, was man „Präzipation" von Handschrift und Zeichnungen auf vorher weisses

Papier nennt. Die Hervorrufung von Schall ohne physische Mittel soll auch vorkommen.

Im Dezember 1884 erwog das Committee, dass die Zeit gekommen sei, einen vorgängigen und vorläufigen Bericht zu erstatten. Dieser Bericht wurde wegen seines vorläufigen Charakters und aus andern Gründen nur unter Mitgliedern und Genossen der Gesellschaft für psychische Untersuchungen in Umlauf gesetzt, und nicht veröffentlicht. Im Entwerfen des gegenwärtigen Berichtes hat deshalb das Committee nicht angenommen, dass die Leser mit dem früheren bekannt sein werden. Die Schlussfolgerung, zu der man nun gelangte, wurde folgendermaassen ausgedrückt: Im Ganzen — obgleich mit einigen ernsten Vorbehalten — scheint es unleugbar, dass ein prima facie-Fall existirt, wenigstens für einen Theil der erhobenen Behauptung, welcher an dem Punkte, den die Untersuchungen der „Ges. für psych. Forschungen" erreicht haben, folgerichtiger Weise nicht ignorirt werden kann. Und es scheint klar, dass ein thatsächlicher Aufenthalt von mehreren Monaten in Indien eines zuverlässigen Beobachters — sein thatsächlicher Verkehr mit den betreffenden Personen, Hindus und Europäern, soweit ihm gestattet wurde — ein fast nothwendiges Vorerforderniss jedes bestimmten Urtheils ist. Zufolge dieser Anschauung ging ein Mitglied des Committees, Mr. R. Hodgson, B. A. Scholar of St. John's College, Cambridge, im November 1884 nach Indien und kehrte nach dreimonatlicher Fortführung seiner Untersuchungen im April 1885 zurück.

In Madras Christian College Magazine für September und Oktober 1884 wurden Theile gewisser Briefe veröffentlicht, aus denen hervorging, dass sie von Frau Blavatsky an einen Herrn und Frau Coulomb geschrieben waren, welche Vertrauensstellungen in dem Hauptquartier der „Theosoph. Gesellschaft" einige Jahre eingenommen hatten, aber aus demselben im Mai 1884 durch den Generalrath jener Gesellschaft während der Abwesenheit von Frau Blavatsky und Oberst Olcott in Europa ausgewiesen worden waren. Diese Briefe, wenn echt, verwickelten unzweifelhaft Frau Blavatsky in ein Complot, um wunderbare Phänomene betrügerischer Weise hervorzurufen; aber sie erklärte dieselben im Ganzen oder zum Theil für Dichtung. Ein wichtiger Zweck von Mr. Hodgson's Besuch in Indien war es, wenn möglich, festzustellen, durch Prüfung der Briefe und Verifizirung von Thatsachen, die in ihnen angedeutet oder behauptet waren, und durch die Erklärung der Coulombs in Bezug auf dieselben, ob die Briefe echt waren oder nicht. Der Herausgeber des Christian College Magazine hatte sich schon, wie Mr. Hodgson fand, bedeutende Mühe gegeben, dies festzustellen; aber er hatte nicht das Urtheil eines anerkannten Sachverständigen in Bezug auf Handschriften erlangen können. Demgemäss wurde eine Auswahl der Briefe, reichlich genügend, um die Verschwörung zu beweisen, von dem Herausgeber — in dessen Obhut Frau Coulomb sie gelassen hatte — Herrn Hodgson anvertraut, welcher

sie vor seiner eigenen Rückkehr nach Hause sandte. Diese wurden zusammen mit einigen Briefen, welche zweifellos von Frau Blavatsky geschrieben worden waren, der Prüfung von Seiten des wohlbekannten Sachverständigen in Handschriften, Mr. Netherclift, ebenso auch des Mr. Sims vom British Museum unterworfen. Diese Herren kamen unabhängig von einander zu dem Schluss, dass die Briefe von Frau Blavatsky geschrieben waren. Diese Meinung steht völlig in Uebereinstimmung mit demjenigen Eindruck, welchen das Committee bei dem Einblick in die Briefe gewonnen, und zwar sowohl durch den charakteristischen Stil, wie besonders durch den Inhalt.

Das Committee wünschte ferner, dass Mr. Hodgson durch Kreuzverhör oder in anderer Weise Gewissheit erlange, welche das Committee in die Lage bringe, den Werth der Aussagen einzelner Zeugen zu beurtheilen; dass er die Lokalitäten besichtige, wo sich Phänomene zugetragen, mit der Absicht zu ermitteln, ob die Erklärung durch Betrügerei, die dem Committee nahe lag, oder ob irgend eine andere Erklärung möglich sei; und insbesondere, wie bereits gesagt, solle er, wenn irgend möglich, die Angaben der Coulombs verifiziren in der Absicht, ihre Erklärungsweise zu beurtheilen. Denn es ist klar, dass Phänomenen zum Zwecke psychischer Untersuchung kein Werth beigelegt werden kann, bei denen Personen wie die Coulombs betheiligt waren, und wenn es leicht nachgewiesen werden kann, dass sie dieselben selber hervorgerufen haben: während gleichzeitig ihre durch Nichts gestützte Versicherung, dass sie dieselben hervorgerufen hätten, an sich selber schon nicht als Beweis oder Thatsache genommen werden kann.

Nachdem das Committee gehört hatte, was Mr. Hodgson zu diesen einzelnen Punkten zu sagen hatte, und nachdem sorgfältig die ganze Sache erwogen worden, kam dasselbe einmüthig zu folgenden Beschlüssen:

1. Dass von allen Briefen, welche Frau Coulomb zum Vorschein gebracht hat, wenigstens diejenigen, welche das Committee Gelegenheit hatte selber zu prüfen und zur Prüfung Sachverständigen vorzulegen, unzweifelhaft von Frau Blavatsky geschrieben worden sind; und auch genügen, zu beweisen, dass sie in langdauernder Verbindung mit andern Personen gestanden hat, um durch gewöhnliche Mittel eine Reihe von scheinbaren Wundern hervorzubringen zur Unterstützung der theosophischen Bewegung.

2. Dass besonders der Schrein zu Adgar, in welchem die Briefe, welche angeblich von Mahatmas herrühren sollten, aufgenommen wurden, sorgsam ausgearbeitet und arrangirt war mit der Absicht auf geheime Einfügung oder Anbringung von Briefen und andern Gegenständen vermittelst eines verschiebbaren Faches an der Rückwand. Diese Einrichtung wurde regelmässig von Frau Blavatsky oder ihren Helfern in Gebrauch genommen.

3. Dass natürlich eine sehr stark begründete Vermuthung vorliegt, dass alle die wunderbaren Erzählungen, welche als Thatsachen verbreitet wurden über

die Existenz und geheime Macht der Mahatmas, nur als herrührend erklärt wurden entweder a) von Täuschungen in absichtlicher Weise, die auf Antrieb der Frau Blavatsky ausgeführt wurden, oder b) von unabsichtlichen Illusionen oder Hallucinationen, oder irriger Deutung oder Erfindung auf Seiten der Zeugen.

4. Nach Prüfung von Mr. Hodgson's Bericht über die Resultate seiner persönlichen Nachforschungen ist das Committee der Meinung, dass das Zeugniss für diese Wunder in keiner Weise genügt, wenn man Verlauf und Charakter zusammennimmt, um den oben erwähnten Argwohn zu beseitigen.

Demgemäss meint man, dass es eine unnütze Aufopferung von Zeit wäre, die Untersuchung noch weiter zu führen.

Was die Genauigkeit von Mr. Hodgson's Erläuterungen anbelangt betreffs besonderer Wunder, so fühlt das Committee sich nicht veranlasst, einen definitiven Beschluss auszusprechen; denn einerseits ist dasselbe nicht in der Lage, jedes Detail der Erläuterung zu bestätigen, und andererseits ist dasselbe durch die Gründlichkeit von Mr. Hodgson's Nachforschung befriedigt, und hat auf seine Unparteilichkeit volles Vertrauen, erkennt an, dass seine Maassregeln, zu einem richtigen Urtheil zu gelangen, weitaus besser sind, als man verlangen kann.

Es giebt nur einen besonderen Punkt, über den das Committee sich verpflichtet fühlt, ausdrücklich eine Modifikation ihrer ursprünglichen Ansicht darzulegen. Es sagte nämlich in seinem „Ersten Bericht“, dass, wenn gewisse Phänomene nicht echt seien, es sehr schwierig sei, zu vermuthen, dass Oberst Olcott in den Betrug nicht verwickelt sei. Aber wenn man die Thatsache in Betracht zieht, dass Mr. Hodgson in Bezug auf Oberst Olcott's ausserordentliche Leichtgläubigkeit und Mangel an Genauigkeit bei der Beobachtung und Folgerungen sich ausgesprochen hat, so wünscht das Committee jede Absicht, dem Herrn eine vorsätzliche Täuschung zuzuschreiben, zu leugnen.

Das Committee hat nicht den Wunsch, dass sein Beschluss ohne Prüfung angenommen werde, wünscht vielmehr den Leser zu veranlassen und ihm die Gelegenheit zu bieten, sich selber sein Urtheil zu bilden. Es folgt deshalb Mr. Hodgson's Bericht seiner Forschungen, welcher als der grösste und weitaus richtigste Theil des gegenwärtigen Berichts wird erkannt werden. Hierin, sowie in dem Anhang, ist genug einverleibt von dem Nachweis und der Klarheit, die von den Mitgliedern der „Theos. Gesellschaft“ dargethan worden, um dem Leser ausreichende Gelegenheit zu geben, über die Menge und den Werth zu urtheilen.

Es befinden sich indessen Nachweise über gewisse Phänomene, die sich nicht in Indien zugetragen haben, und auch nicht in Mr. Hodgson's Bericht behandelt sind. Die Autorschaft der Briefe, welche man Koot Hoomi zuschreibt und die sehr zahlreich und sehr lang sind, ist ausreichend in Mr. Hodgson's Bericht diskutirt. Es mag hier erwähnt werden, dass Einige behauptet haben, der Inhalt der Briefe sei derartig, dass die Möglichkeit, dieselben seien

von Frau Blavatsky geschrieben worden, ausgeschlossen ist. Dies ist auch niemals die Ansicht des Committee gewesen, weder in Bezug auf die veröffentlichten Briefe, noch auf diejenigen, welche privatim dem Committee im Manuskript vorgelegt sind. Wer sich eine unabhängige Ansicht über den Gegenstand bilden will, werde auf „The Occult World" und „Esoteric Buddhism" verwiesen, welche viele von den Briefen selber enthalten, sowie manches, das von andern herrührt.

In dieser Verbindung möge noch in angemessener Weise Erwähnung finden, was das Committee im „Ersten Bericht" den ernstesten Flecken nannte, auf welchen damals in der Theosoph. Lehre die Aufmerksamkeit gerichtet wurde. Ein gewisser Brief von Koot Hoomi's Hand, der von Koot Hoomi ohne Rückhalt von Tibet aus im Jahre 1880 an Mr. Sinnett gerichtet war, enthielt, wie Mr. H. Kiddle in New-York nachwies, eine lange Stelle, die offenbar ein Plagiat war aus einer Rede Mr. Kiddle's, welche er am 15. August 1880 in Lake Pleasant gehalten und welche zwei Monate oder länger vorher, vor dem Datum von Koot Hoomi's Brief, im „Banner of Light" erschienen war. Koot Hoomi erwiderte — einige Monate später —, dass die Stellen zweifellos Anführungen aus Mr. Kiddle's Rede seien, von denen er in geheimnissvoller Weise Kenntniss erhalten und dann im Geiste behalten habe, aber dass die Wahrscheinlichkeit eines Plagiats wohl angemessen, — erklärlich —, sei aus der unvollkommenen Ueberstürzung bei Abfassung des Briefes durch den Chala oder Zögling, der mit dieser Arbeit beauftragt worden. Koot Hoomi führte dann aus, was nach seiner Behauptung die wahre Version des Briefes sei, der diktirt und durch seine eigne Nachforschung aus der Erinnerung anders laute, als in der verdunkelnden Ueberstürzung. In dieser weiteren Fassung wurden nun die angeführten Stellen als Anführungen wiedergegeben, untermischt mit polemischen Dingen. Koot Hoomi erklärte dann die besondere Form, welche in Folge der Uebereilung der Irrthum angenommen habe, indem er sagte, dass die angeführten Stellen bestimmter seinem Geiste sich eingeprägt, als seine eigenen eingestreuten Bemerkungen, und dass insofern, als die ganze Darstellung schwach und ungenügend entworfen worden sei, welches von seinem eigenen physischen Befinden zu jener Zeit herrühre, so wären, — wenn man so sagen darf —, die hohen Lichter allein erschienen; es wären noch mehre unleserliche Stellen dagewesen, die der Chala ausgelassen hätte. Der Chala habe wohl gewünscht, den Brief zur Revision dem Koot Hoomi vorzulegen, aber dieser habe abgelehnt aus Mangel an Zeit.

Die Schwäche dieser Erklärung wurde (im Light) von Mr. Massey nachgewiesen, der (unter andern Punkten) zeigte, dass die angeführten Sätze schienen, als seien sie scharfsinnig verdreht zu einem polemischen Sinne, genau demjenigen entgegengesetzt, in welchem sie ursprünglich geschrieben worden.

Und noch später hat Mr. Kiddle (im Light, den 20. September 1884) nachgewiesen, dass die so restaurirte Stelle keineswegs das Ganze der nicht anerkannten

Anführungen enthält; ja, vielmehr, dass diese neu gebrachten Anführungen jenen von Koot Hoomi bereits zugestandenen vorausgehen und beschrieben sind, als bildeten sie die Einleitung zu einem neuen Thema der kritischen Betrachtung. Der Beweis eines überlegten Plagiats, noch erschwert durch eine erdichtete Vertheidigung, ist deshalb unabweislich.

Schliesslich ist es nothwendig zu konstatiren, dass dieses nicht der einzige Fall von Betrug ist, in Verbindung der „Theosoph. Gesellschaft" mit Frau Blavatsky, welchen das Committee vor sich hat, und zwar vor, oder unabhängig von der Publikation der Blavatsky-Coulomb-Korrespondenz. Mr. C. C. Massey hatte Thatsachen vorgelegt, welche ihm selber wie dem Committee bewiesen, dass Frau Blavatsky im Jahre 1879 in London mit einem Medium es arrangirt hatte, dass ein „Mahatma"-Brief ihn auf einem anscheinend „mysteriösen" Wege erreiche.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, Frau Blavatsky auf andern Gebieten zu folgen. Aber mit Beziehung auf die etwas mannigfaltigen Seiten ihrer Thätigkeit, welche Mr. Hodgson's Bericht von ihr andeutet, müssen wir sagen, dass wir keine dieser Seiten als ausser dem Bereich ihrer Kräfte liegend betrachten. Die Huldigung, welche ihre unmittelbaren Anhänger ihren Fähigkeiten dargebracht haben, ist grösstentheils von einer unbewussten Art; und einige von ihnen mögen auch jetzt noch nicht geneigt sein, ihr geistige Hülfsmittel zuzutrauen, von denen sie bisher weit entfernt waren zu ahnen. Wir unsern Theils betrachten sie weder als Sprecherin verborgener Seher, noch als eine blosse gewöhnliche Abenteurerin; wir glauben, dass sie den Anspruch einer bleibenden Erinnerung erworben hat als eine der vollkommensten, geistreichsten und interessantesten Betrügerinnen in der Geschichte etc. etc.

Hieran schliesst sich ein eigenthümlicher Fall von Postdefraudation oder doch eine Rechtsfrage über Portofreiheit überirdisch beförderter Briefe.

The following account is from Dr. Hübbe-Schleiden, who is a wellknown German savant and publicist, author of „Ethiopien", and other works. Madame Blavatsky was in England at the time of the incident.

Elberfeld, August, 1884.

Dear Madame, — You requested me to state to you the particular circumstances under which I received my first communication from Mahatma K. H. I have much pleasure in doing so.

On the morning of the 1st of this month Colonel Olcott and

I were travelling by an express train from here to Dresden. A few days before I had written a letter to the Mahatmas which Colonel Olcott had addressed and enclosed to you, which, however, as I now hear, never reached you but was taken by the Masters whilst it was in the hands of the post officials. At the time mentioned I was not thinking of this letter, but was relating to Colonel Olcott some events of my life, expressing also the fact that since my sixth or seventh year I had never known peace or joy, and asking Colonel Olcott's opinion on the meaning of some striking hardships I have gone trough. In this conversation we were interrupted by the railway-guard demanding our tickets. When I moved forwards and raised myself partly from the seat in order to hand over the tickets, Colonel Olcott noticed something white lying behind my back on that side of me which was opposite to the one where he was sitting. When I took up that which had appeared there it turned out to be a Tibetan envelope,[1]) in which I found a letter from Mahatma K. H., written with blue pencil in his well-known and unmistakable handwriting. As there were several other persons unacquainted to us in the compartment, I suppose the Master chose this place for depositing the letter near me where it was the least likely to attract the unwelcome attention and curiosity of outsiders. The envelope was plainly addressed to me, and the communication contained in the letter was a consoling reflection on the opinion which I had five or ten minutes ago given on the dreary events of my past life. The Mahatma explained that such events and the mental misery attached to it were beyond the ordinary run of life, but that hardships of all kinds would be the lot of one striving for higher spiritual de-

[1]) Sofern diese eigenartige Reliquie einem Museum einzuverleiben beabsichtigt sein sollte, wäre das hiesige in Vorschlag zu bringen, wo durch einen tibetanischen Fachgelehrten die Einordnung an zugehöriger Stelle statthaben würde.

velopment. He very kindly expressed his opinion thad I had already achieved some philanthropic work for the good of the world. In this letter were also answered some of the questions which I had put in my first-mentioned letter, and an assurance was given me that I was to receive assistance and advice when I should be in need of it.

I dare say it would be unnecessary for me to ask you to inform the Mahatma of the devoted thankfulness which I feel towards him for the great kindness shown to me, for the Master, will know of my sentiments without my forming them into more or less inadequate words. — I am, dear madame, in due respect, yours faithfully Hübbe-Schleiden.

To Madame Blavatsky, Elberfeld, Platzhoffstrasse 12.

Elberfeld, 9./11. 84.

Dear Sir, — In reply to your question about the letter from Mahatma K. H., which I received in a railway carriage ot an express train while in motion, I beg to say that it appears to me absolutely impossible that the letter could have been brought into the train by any supposed agent of Madame Blavatsky's. It is true we had not changed carriages since leaving Elberfeld, but the letter did not at all fall out of the air, but was found behind my back when I moved, and must, there fore, have been deposited between my back and the cushion of the seat against which I was lying. There was no possibility of getting there for any matter in one of the three or four aggregate states known to our Western science. Besides, Madame Blavatsky could have nothing to do with this letter, which was a reply to questions which I had written on Tuesday, the 29th July, and which left Elberfeld on that or the following day for London, addressed to Madame Blavatsky. Now, these questions could not have been delivered in London before Thursday or Friday of that week, and a reply

could, in the ordinary postal way, not have been in Elberfeld before Saturday or Sunday. The event of my receiving the reply of the Mahatma, however, occurred on Friday morning, the 1st August. I may mention here that Madame Blavatsky assured me she never found my questions enclosed in the letter to her; these must have been taken out while in the hands of the post. My best proof of the genuineness of this phenomenon, I find, though, is the contents of the letter, for it was not only a reply to the said questions, but also referred to the conversation I was just at that time having with Colonel Olcott. I cannot doubt that this hand writing of the Mahatma must, therefore, have been precipitated by him at that very instant and transmitted to me by a magic process which lies beyond the power of ordinary men. — I am, dear sir, yours very truly. Hübbe-Schleiden.

To T. W. H. Myers. Esq. Cambridge.

Adyar, December 31st, 1884.

Dear Sir, — Complying with your request I shall give you in the following an account of a phenomenon as witnessed by me in my father's house some couple of mouths ago.

Before I describe what has happened, allow me to say a few words about my self; it will serve to show that I am better adapted than most other people to advance an opinion on these subjects.

Since my earliest boyhood I have always had a taste and a knack for conjuring tricks. When in London I took lessons there from a professional conjurer, u. s. w. u. s. w. „Proceedings of the Society for Psychical Research", Part IX (Dec. 1885), S. 385 (ferner: „Account of a Phenomenon, that occured in Elberfeld on September," 1884).

„The Germania T. S. (Theosophical Society), one of the latest founded Europaean branches, represented by Mr. Rudolph Gebhard, is a nucleus of great promise, and it is fortunate in having so able a President, as Dr. Hübbe-Schleiden, who is well krown as an

economist; many other leading thinkers are being attracted to Theosophy," heisst es im Theosophist (1884).

L'intelligence de certains individus participe réellement, dans des proportions variables, de la raison la plus saine et tout à la foi de la déraison la plus complète (s. Moreau). „On a vu se produire sons le centrale du génie, les plus étranges conceptions, ce que l'imagination en délire, le jugement le plus faux, soutenus des pretentions les plus outrées de l'orgneil, avaient enfanté le plus extravagant d'absurdes théories, d'impossibles systèmes, en philosophie, en morale, en religion, en économie politique et sociale (1859) und colonial (seitdem). L'intelligence serait alors pareille à ces lumières qui voltigent sur les marécages et semblent éclairer la surface verte d'une immense prairie, qui ne recouvre cependant qu'une bourbe infecte et stagnante (s. *Gérard de Nerval*), und (seelilische) Fäkaldüfte aufsteigen lässt (bei tieferem Hineinsinken), für Spürnasen (der Seelen-Entdecker). Wer die Hundzunge (Cynoglossum) bei sich trägt, wird nicht vom Hunde angebellt (s. Friedreich), und Gemshaare sollen vor Schwindel bewahren (doch kaum vor Schwindeleien, wie es scheinen könnte), s. „Zur medizinischen Statistik" (C. J. A.). Colonel Olcott says, that by the study of Asiatic Occultism as a science, we are enabled to find „dwelling and fire, air, earth and water, subhuman orders of beings, some inimical, some favourable to man" (s. Benham), in the Theosophical Society (founded 1875, at New-York), und so sässen wir wieder im alten Quark (naturzuständlichen Zaubers).

In der Comödie (XVI. Jahrh.) stellen „les esprits" Kobolde vor, die in einem Hause poltern, bei Nacht singen und spielen, bei Tag Ziegel auf Vorübergehende werfen (cf. Pierre de l'Arivey), als „Poltergeister, Plagegeister, Quälgeister, die ein Haus besessen haben" (s. Grimm), gleich dem Malignus Spiritus „parietes domorum quasi malleis pulsando" (856 p. d.), und so mancherlei Galgenmännchen (und Galgenvögel) oder Galiugaguda (b. Ulfilas). „Got

möhte wol lachen, solte ez sin, wan sine Tatermennelin so wunderlich uf erden leben" (im „Lachen, wie ein Hampelmann"), „und lern einander goukelspil, unter des mantel er Kobolte mache, der manic man tougen mit im lache (b. Hugo von Trimberg). Das „Schwarze Männlein" wird mit der Lade verkauft, „als man sie öffnete, hüpfte es heraus und wischte hinter den Ofen" (s. Grimm). „Oven, Oven, ik bäh di an", und bei Sonnenfinsternissen (in der Pfalz) wird knieend gebetet, dem Ofen zugewandt (s. Pröhle). Merito ergo follis latiali rusticitate vocaris, quoniam veritate vacuus (s. Ratherius). „Le Gobelin vous mangera, le Gobelin vous attrapera" (Knecht Ruprecht kommt), „dat di de Butke nig bit", im Dunkeln, wo gut munkeln, (und alle Katzen grau), für den Okkultismus (der Virorum obscurorum). Da Koin umgeht, nimmt der Australier sein Glimmscheit, wenn den Feuerplatz verlassend (in den Finsternissen der Nacht). Der Rollputz oder Butzenbell, mit „Rollen und Schellen" rasselnd und klingelnd (im spiritistischen Cabinet), läuft zusammen mit dem Butze oder Popel, welch beide Bezeichnungen mucus, Unflath, ausdrücken (b. Oberlin), und so der „Schmutzbartel" oder Klaubauf, rasselnd, polternd, „Nüsse werfend" (s. Grimm) zum Knacken (der Kopfnüsse). Kotz wunder (Potz tausend), im Blauen Wunder (parbleu, par dieu).

Dem Pescheräh, in den öden Felsthälern des Feuerlandes, geht der Schwarzmann um, — als Buuman (oder Tatrman) im „Polterkater" polternd —, dem Jndra sein Guru, der, aus tibetischen Bergöden drohend, schon im Dabistan spielt, als „Mahatma" frisirt, für „jugglery tucks", und der mit gefeiten Schuhen (des „gestiefelten Katers") oder Herme's geflügelten, den „Rennpfad" des Hütlein (und Gütlein oder Göttlein) oder (bei Luther) Heinzlin (im Kätzchen versteckt), dahinrennen mag —, durch die Luft (wenn kein Wasserwandler) bis nach New-York, um (dem „Colonel") seinen Turban zum Pfand einzusetzen (für die Präsidentschaft der „Theosophical Society"), s. „Spiritisten und Theosophen" („Die Seele etc." Anhang).

Des Mitternächtigen Post-Reuters adeliches und untadeliches dreifaches Passport, anno quo Leo Sepetentrionalis veritatis Vindex jo triumphat (Magdeburg) Maria Eleonora gewidmet (der Schwedischen Königin). Der „Himmelsbrief" (b. Strackerjahn) „ist vom Himmel gesandt und in Holstein gefunden worden, (1724) und war mit goldenen Buchstaben geschrieben und er schwebte über der heiligen Taube: wenn man ihn abschreiben wollte, wich er zurück, bis (1791) Jemand auf den Gedanken kam, ihn abzuschreiben und der Welt zu offenbaren (s. Wuttke), als „Zauberzettel" gebraucht (1866). Ein objektiv-materielles und zugleich intelligentes Phänomen, wie die direkte Geisterschrift, beweist nicht nur die Realität der Geisterwelt, sondern auch die Identität der einzelnen Geister, falls man deren Handschrift noch konstatiren kann (s. *Güldenstubbe*). Unter dem „Facsimile der direkten Geisterschaft" findet sich aufgeführt: „Französischer Brief von jenseits des Grabes, mit der identischen Handschrift eines verstorbenen Freundes" (1. Febr. 1857) und „Freundschaftlicher Brief eines theuren Verwandten" (20. Febr. 1857), sowie „Freundschaftliches Briefchen des Geistes einer jungen deutschen Dame an den Verfasser" u. dgl. m. Das Protokoll des Concil's zu Nicäa wurde mit den Händen der während der Sitzungen verstorbenen Bischöfe gezeichnet (bei Niederlegung des Dokuments auf dem Grabe). „Sans parler de l'imposture, qui spécule sur la naiveté et le penchant invétéré au merveilleux, des personnes frivoles se font un jeu, à leurs yeux innocent, d'abuser par des espiègleries la confiance des gens serieux; dès qu'un fait ne se présente pas avec l'apparence des phénomènes ordinaires, dès qu'un concours de circumstances lui imprime un faux semblant de miraculeux, l'enthousiasme, le mysticisme au la credulité s'en emparent et y proclament l'intervention du surnaturel, plutôt que chercher la cause simple et physique, qui git au fond de l'apparence prodige" (s. Maury). Und somit Maya's allüberaller Trug (Betrug und Selbstbetrug).

Zur Illustration der Mahatmas in der „Occult World" diene das Nachfolgende, [aus der Feder eines Derjenigen, welche geschichtlich berufen sind, die „benighted natives" in India mit den Segnungen der Civilisation zu beglücken, — ausserdem zu den „Upper-ten-Thousand" *κατ' ἐξοχην* gehörig, als Literat (und „Editor of a leading newspaper", wie es heisst)].

„About the end of September my wife went one afternoon with Madame Blavatsky to the top of a neighbouring hill. They were only accompanied by one other friend. I was not present myself on this occasion. While there Madame Blavatsky asked my wife, in a joking way, what was her heart's desire. She said at random and on the spur of the moment, „to get a note from one of the Brothers". Madame Blavatsky took from her pocket a piece of blank pink paper that had been torn off a note received that day. Folding this up into a small compass, she took it to the edge of the hill, held it up for a moment or two between her hands and returned saying that is was gone. She presently, after communicating mentally by her own occult methods with the distant Brother, said he asked where my wife would have the letter. At first she said she should like it to come fluttering down into her lap, but some conversation ensued as to whether this would be the best way to get it, and ultimately it was decided that se should find it in a certain tree.

At first Madame Blavatsky seems to have made a mistake as to the description of the tree which the distant Brother was indicating as that in which he was going to put the note, and with some trouble my wife scrambled on to nothing could be found. Madame then again got into communication with the Brother and ascertained her mistake. Into another tree at a little distance, which neither Madame nor the one other person present had approached, my wife now climbed a few feet and looked all round among the branches. At first she saw nothing, but then, turning back her head without moving from the position she had taken up, she saw on a twig immediately before her face — where a moment previously there had been nothing but leaves — a little pink note. This was stuck on to the stalk of a leaf that had been quite freshly torn off, for the stalk was still green and moist — not withered as it would have been if the leaf had been torn off for any length of time. The note was found to contain these few words: „I have been asked to leave a note here for you. What can I do for you?" It was signed by some Thibetan characters. The pink paper on which it was written appeared to be the same which Madame Blavatsky had taken blank from her pocket shortly before.

How was it transmitted first to the Brother who wrote upon it and then back again to the top of our hill? not to speak of the mystery of its attachment to the tree in the way described.

I come now to the incidents of a very remarkable day. The day before, I should explain, we started on a little expedition which turned out a „coup manqué", though, but for some tiresome mishaps, it might have led, we afterwards had reason to think, to some very interesting results. We mistock our way to a place of which Madame Blavatsky had received an imperfect description — or a description she imperfectly understood — in an occult conversation with one of the Brothers then actually passing through Simla. Had we gone the right way that day we might have the good fortune of meeting him, for he stayed one night at a certain old Thibetan temple, or rest-house, such as is often found about the Himalayas, and which the blind apathy of commonplace English people leads them to regard as of no particular interest or importance. Madame Blavatsky was wholly unacquainted with Simla, and the account she gave us of the place she wanted to go, to led us to think she meant a different place. We started, and for a long time Madame declared that we must be going in the right direction because she felt certain currents. Afterwards it appeared that the road to the place we were making for, and to that for which we ought to have made, were coincident for a considerable distance; but a slight divergence at one point carried us into a wholly wrong system off hillpaths. Eventually Madame utterly lost her scent: we tried back; we who knew Simla discussed its topography and wandered where it could be she wanted to get to, but all to no purpose.

We launched ourselves down a hill-side where Madame declared she once more felt the missing current; but occult currents may flow where travellers cannot pass, and when we attempted this descent I knew the case was desperate. After a while the expedition had to be abandoned, and we went home much disappointed.

Why, some one may ask, could not the omniscient Brother feel that Madame was going wrong, and direct us properly in time? I say this question will be asked, because I know from experience that people unused to the subject will not bear in mind the relations of the Brothers to such inquirers as ourselves. In this case, for example, the situation was not one in which the Brother in question was anxiously waiting to prove his existence to a jury of intelligent Englishmen. We can learn so little about the daily life of an adept in occultism, that we who are uninitiated can tell very little about the interests that really engage his attention; but we can find out this much that his attention is constantly engaged on interests connected with his own work, and the gratification of the curiosity concerning occult matters of persons who are not regular students of occultism forms no part of that work at all. On the contrary, unless under

very exceptional conditions, he is even forbidden to make any concessions whatever to such curiosity. In the case in point the course of events may probably have been something of this kind: — Madame Blavatsky perceived by her own occult tentaculae that one of her illustrious friends was in the neighbourhood. She immediately — having a sincere desire to oblige us — may have asked him whether she might bring us to see him. Probably he would regard any such request very much as the astronomer royal might regard the request of a friend to bring a party of ladies to look through his telescopes; but none the less he might say, to please his half-fledged „brother“ in occultism, Madame Blavatsky, „Very well, bring them, if you like: I am in such and such a place.“ And then he would go on with his work, remembering afterwards that the intended visit had never been paid, and perhaps turning an occult perception in the direction of the circumstances to ascertain what had happened.

However this may have been, the expedition as first planned broke down. It was not with the hope of seeing the Brother, but on the general principle of hoping for something to turn up, that we arranged to go for a picnic the following day in another direction, which, as the first road had failed, we concluded to be probably the one we ought to have taken previously.

We set out at the appointed time next morning. We were originally to have been a party of six, but a seventh person joined us just before we started. After going down the hill for some hours a place was chosen in the wood near the upper waterfall for our breakfast: the baskets that had been brought with us were unpacked, and, as usual at an Indian picnic, the servants at a little distance lighted a fire and set to work to make tea and coffee. Concerning this some joking arose over the fact that we had one cup and saucer too few, on account of the seventh person who joined us at starting, and some one laughingly asked Madame Blavatsky to create another cup and saucer. There was no set purpose in the proposal at first, but when Madame Blavatsky said it would be very difficult, but that if we liked she would try, attention was of course at once arrested. Madame Blavatsky, as usual, held mental conversation with one of the Brothers, and then wandered a little about in the immediate neighbourhood of where we were sitting — that is to say, within a radius of half-a-dozen to a dozen yards from our picnic cloth — I closely following, waiting to see what would happen. Then she marked a spot on the ground, and called to one of the gentlemen of the party to bring a knife to dig with. The place chosen was the edge of a little slope covered with thick weeds and grass and shrubby undergrowth. The gentleman with the knife — let us call him X — as I shall have to refer to him afterwards — tore up these in the first place with some difficulty, as the roots were tough and closely interlaced. Cutting then into the matted roots and earth with the knife, and pulling away the debris with his hands, he

came at last, on the edge of something white, which turned out, as it was completely excavated, to be the required cup. A corresponding saucer was also found after a little more digging. Both objects were in among the roots which spread every-where through the ground, so that it seemed as if the roots were growing round them. The cup and saucer both corresponded exactly, as regards their pattern, with those that had been brought to the picnic, and constituted a seventh cup and saucer when brought back to where we were to have breakfast. I may well add at once that afterwards, when we got home, my wife questioned our principal khitmutgar, as to how many cups and saucers of that particular kind we possessed. In the progress of years, as the set was an old set, some had been broken, but the man at once said that nine teacups were left. When collected and counted that number was found to be right, without reckoning the excavated cup. That made ten, and as regards the pattern, it was one of a somewhat peculiar kind, bought a good many years previously in London, and which assuredly could never have been matched in Simla.

Now, the nation that human beings can create material objects by the exercise of mere psychological power, will of course be revolting to the understandings of people to whom this whole subject is altogether strange. It is not making the idea much more acceptable to say that the cup and saucer appear in this case to have been „doubled“ rather than created. The doubling of objects seems merely another kind of creation — creation according to a pattern. However, the facts, the occurrences of the morning I have described, were at all events exactly as I have related them. I have been careful as to the strict and minute truthfulness of every detail. If the phenomenon was not what it appeared to be — a most wonderful display of a power of which the modern scientific world has no comprehension whatever — it was, of course, an elaborate fraud. That supposition, however, setting aside the moral impossibility from any point of view of assuming Madame Blavatsky capable of participation in such an imposture, will only bear to be talked of vaguely. As a way out of the dilemma it will not serve any person of ordinary intelligence who is aware of the facts, or who trusts my statement of them. The cup and saucer were assuredly dug up in the way I describe. If they were not desposited there by occult agency, they must have been buried there beforehand. Now, I have described the character of the ground from which they were dug up; assuredly that had been undisturbed for years by the character of the vegetation upon it. But it may be urged that from some other part of the sloping ground a sort of tunnel may have been excavated in the first instance through which the cup and saucer could have been thrust into the place where they were found. Now this theory is barely tenable as regards its physical possibility. If the tunnel had been big enough for the purpose it would have left traces which were not perceptible on the ground — which were

not even discoverable when the ground was searched shortly afterwards with a view to that hypothesis. But the truth is that the theory of previous burial is morally untenable in view of the fact that the demand for the cup and saucer — of all the myriad things that might haven been asked for — could never have been foressen. It arose out of circumstances themselves the sport of the moment. If no extra person had joined us at the last moment the number of cups and saucers packed up by the servants would have been sufficient for our needs, and no attention would have been drawn to them It was by the servants, without the knowledge of any guests, that the cups taken were chosen from others that might just as easily have been taken. Had the burial fraud been really perpetrated, it would have been necessary to constiain us to choose the exact spot we did actually choose for the picnic with a view to the previous preparations, but the exact spot on which the ladies jampans were deposited was chosen by myself in concert with the gentleman referred to above as X . . ., and it was within a few yards of this spot that the cup was found. Thus, leaving the other absurdities of the fraud hypothesis out of sight, who could be the agents employed to deposit the cup and saucer in the ground, and when did they perform the operation? Madame Blavatsky was under our roof the whole time from the previous evening when the picnic was determined on to the moment of starting. The one personal servant she had with her, a Bombay boy and a perfect stranger to Simla, was constantly about the house the previous evening, and from the first awakening of the household in the morning — and as it happened he spoke to my own bearer in the middle of the night, for I had been annoyed by a loft door which had been left unfastened, and was slamming in the wind, and called up servants to shut it. Madame Blavatsky it appears, thus awakened, had sent her servant, who always slept within call, to inquire what was the matter. Colonel Olcott, the President of the Theosophical Society, also a guest of ours at the time of which I am speaking, was certainly with us all the evening from the period of our return from the abortive expedition of the afternoon, and was also present at the start. To imagine that he spent the night in going four or five miles down a difficult khud through forest paths difficult to find, to bury a cup and saucer of a kind that we were not likely to take in a place we were not likely to go to, in order that in the exceedingly remote contingency of its being required for the perpetration of a hoax it might be there, would certainly be a somewhat extravagant conjecture. Another consideration — the destination for which we were making can be approached by two roads from opposite ends of the upper horseshoe of hills on which Simla stands. It was open to us to select either path, and certainly neither Madame Blavatsky nor Colonel Olcott had any share in the selection of that actually taken. Had we taken the other, we should never have come to the spot where we actually picniced. The hypothesis of fraud

in this affair is, as I have said, a defiance of common sense when worked out in any imaginable way. The extravagance of this explanation will, moreover, be seen to heighten as my narrative proceeds, and as the incident just related is compared with others which took place later. But I have not yet done with the incidents of the cup-morning.

The gentleman called X . . . had been a good deal with us during the week or two that had already elapsed since Madame Blavatsky's arrival. Like many of our friends, he had been greatly impressed with much he had seen in her presence. He had especially come to the conclusion that the Theosophical Society, in which she was interested, was exerting a good influence with the natives, a view which he had express d more than once in warm language in my presence. He had declared his intention of joining this Society as I had done myself. Now, when the cup and saucer were found most of us who were present, X . . . among the number, were greatly impressed, and in the conversation that ensued the idea arose that X . . . might formally become a member of the Society then and there. I should not have taken part in this suggestion — I believe I originated it — if X . . . had not in cool blood decided, as I understood, to join the Society; in itself, moreover, a step which involved no responsibilities whatever, and simply indicated sympathy with the pursuit of occult knowledge and a general adhesion to broad philanthropic doctrines of brotherly sentiments towards all humanity, irrespective of race and creed. This has to be explained in view of some little annoyances which followed.

The proposal that X . . . should then and there formally join the Society was one with which he was quite ready to fall in. But some documents were required — a formal diploma, the gift of which to a new member should follow his initiation into certain little masonic forms of recognition adopted in the Society. How could we get a diploma? Of course for the group then present a difficulty of this sort was merely another opportunity for the exercise of Madame's powers. Could she get a diploma brought to us by „magic?" After an occult conversation with the Brother who had then interested himself in our proceedings, Madame told us that the diploma would be forthcoming. She described the appearance it would present — a roll of paper wound round with an immense quantity of string, and then bound up in the leaves of a creeping plant. We should find it about in the wood where we were, and we could all look for it, but it would be X . . ., for whom it was intended, who would find it. Thus it fell out. We all searched about in the undergrouth or in the trees, wherever fancy prompted us to look, and it was X . . . who found the roll, done up as described.

We had had our breakfast by this time. X . . . was formally „initiated" a member of the society by Colonel Olcott, and after a time we shifted our quarters to a lower place in the wood where there was the little Thibetan temple,

or rest — house, in which the Brother who had been passing through Simla — according to what Madame Blavatsky told us — had spent the previous night.

We amused ourselves by examining the little building inside and out, „bathing in the good magnetism", as Madame Blavatsky expressedit, and then, lying on the grass outside, it occurred to some one that we wanted more coffee. The servants were told to prepare some, but it appeared that they had used up all our water. The water to be found in the streams near Simla is not of a kind to be used for purposes of this sort, and for a picnic, clean filtered water is always taken out in bottles. It appears that all the bottles in our baskets had been exhausted. This report was promptly verified by the servants by the exhibition of the empty bottles. The only thing to be done was to send to a brewery, the nearest building, about a mile off, and ask for water. I wrote a pencil note and a coolie went off with the empty bottles. Time passed, and the coolie returned, to our great disgust, without the water. There had been no European left at the brewery that day (it was Sunday) to receive the note, and the coolie had stupidly plodded back with the empty bottles under his arm, instead of asking about and finding some one able to supply the required water.

At this time our party was a little dispersed. X . . . and one of the other gentlemen had wandered off. No one of the remainder of the party was expecting fresh phenomena, when Madame suddenly got up, went over to the baskets, a dozen or twenty yards off, picked out a bottle — one of those, I believe, which had been brought back by the coolie empty — and came back to us holding it under the fold of her dress. Laughingly producing it, it was found to be full of water. Just like a conjuring trick, will some one say? Just like, except for the conditions. For such a conjuring trick, the conjuror defines the thing to be done. In our case the want of water was as unforeseeable in the first instance as the want of the cup and saucer. The accident that left the brewery deserted by its Europeans, and the further accident that the coolie sent up for water should have been so abnormally stupid even for a coolie as to come back without, because there happened to be no European to take my note, were accidents but for which the opportunity for obtaining the water by occult agency could not have arisen. And those accidents supervened on the fundamental accident, impropable in itself, that our servants should have sent us out insufficiently supplied. That any bottle of water could have been left unnoticed at the bottom of the baskets is a suggestion that I can hardly imagine any one present putting forward, for the servants had been found fault with for not bringing enough; they had just before had the baskets completely emptied out, and we had not submitted to the situation till we had been fully satisfied that there really was no more water left. Furthermore, I tasted the water in the bottle Madame Blavatsky produced, ant it was not water of the same kind as that which came from our own filters. It was an

earthy — tasting water, unlike that of the modern Simla supply, but equally unlike, I may add, though in a different way, the offensive and discoloured water of the only stream flowing through those woods.

How was it brought? The how, of course, in all these cases is the great mystery which I am unable to explain except in general terms, but the impossibility of understanding the way adepts manipulate matter is one thing; the impossibility of denying that they do manipulate it in a manner which Western ignorance would describe as miraculous is another. The fact is there whether we can explain it or not. The rough, popular saying that you cannot argue the hind leg off a cow, embodies a sound reflection which our prudent sceptics in matters of the kind with which I am now dealing are too apt to overlook. You cannot argue away a fact by contending that by the lights in your mind it ought to be something different from what it is. Still less can you argue away a mass of facts like those I am now recording by a series of extravagant and contradictory hypotheses about each in turn. What the determined disbeliever so often overlooks is that the scepticism which may show an acuteness of mind up to a certain point, reveals a deficient intelligence when adhered to in face of certain kinds of evidence.

X . . ., I should add here, afterwards changed his mind about the satisfactory character of the cup phenomenon, and said he thought it vitiated as a scientific proof by the interposition of the theory that the cup and saucer might have been thrust up into their places by means of a tunnel cut from a lower part of the bank. I have discussed that hypothesis already, and mention the fact of X . . .'s change of opinion, which does not affect any of the circumstances I have narrated, merely to avoid the chance that readers, who may have heard or read about the Simla phenomenon in other pages, might think I was treating the change of opinion in question as something which it was worth while to disguise. And, indeed, the convictions which I ultimately attained were themselves the result of accumulated experiences I have yet to relate, so that I cannot fell how far my own certainly concerning the reality of occult power rests on only one example that I have seen.

It was on the evening of the day the cup phenomenon that there occurred an incident destined to become the subject of very wide discussion in all the Anglo-Indian papers. This was the celebrated „brooch incident". The facts were related at the time in a little statement drawn up for publication, and signed by the nine persons who witnessel it. This statement will be laid before the reader directly, but as the comments to which it gave rise showed that is was too meagre to convey a full and accurate idea of what occured, I will describe the course of events a little more fully. In doing this, I may use names with a certain freedom, as these were all appended to the published document (s. *Sinnet*), u. s. w. (in der „Occult World").

„Die Sphären der Geisterwelt sind die äussere Hülle oder die Schale, zu der die Erde so zu sagen der Kern ist; die unterste beginnt in der niederen Atmosphäre auf der Oberfläche der Erde selbst" (s. Stafford). Hare sagt: „Die Geisterwelt liegt zwischen 12 und 24 deutschen Meilen von der Erdoberfläche". Diese Stelle ist unklar (fügt Dr. Robert Friese hinzu). „Um zu entscheiden, ob die unterste Sphäre sich mit ihren Landschaften unmittelbar an die Erdoberfläche anschliesst, wurden gleichzeitig verschiedene Geister befragt, die dann durch verschiedene Schreibmedien sofort antworteten" (1879 p. d.). „Aer est spacium a terra ad lunam, ether a luna ad celi firmamentum" (im Bildergarten der Aebtissin Herrad von Landsperg). „In gleicher Weise, wie die Alten mit jenen vier Rädern in das Himmelreich kommen müssen, also müssen die kleinen Kinder mit diesen vier Rädlein auf ihren kleinen Wägelein kommen zum Himmelreich" (predigt Bruder Berthold) von der Taufe (s. Stolz), in den vier Tugenden (Christenglaube, Hoffnung, Minne und Stetigkeit) zum Fahrzeug (grossen und kleinen Yana's). Fludd († 1637) believed in two universal principles, the northern or condensing and the southern or rarifying power, and in the existence of four elemental spirits (man was a representation or miniature of the universe). „Die Erde bildet nur eine dünne Decke, unter welcher das Fegefeuer brennt, von dessen Flammen die Verstorbenen gereinigt werden; Engel ziehen einige daraus hervor" (s. Quandt), auf dem Gemälde des Königs René (in der Karthause). „Zwischent gottes Höhi und des tufels abgrunde is noch zweigerhande vegefur; in den zwein vegefuren is manigerleie pine und not" (Schwester Mechthildis). Hades (Polydektes, Polydegmon or Pankrates, the hospitable one) „must be addressed not as Hades the unseen, but as Plouton (Pluto) the wealthy" (s. Cox). Vor der Sendung des Heilandes ruhten die Frommen in Abrahams Schooss, nach der Sendung aber fanden sich die Seelen unter dem Altar, bis beim jüngsten Gericht über

dem Altar in einen verklärten Zustand versetzt (lehrte Papst Johann XXII.). „Steigen und Fallen, Sicherheben und Sinken, Fluthen und Ebben, — dies ist die Form jedes Gefühlprozesses, daher auch die Glückseligkeit“ (s. L. G. Lindner). In der Abbildung des Erschaffungsmomentes (b. Herrad) „hält der Schöpfer zwichen den Knieen die aus gelbem Thon gedrechselte Menschengestalt, woran er noch zu modeln fortfährt, zunächst bläst er dem Menschen einen Schwall lebendigen Athems in dessen begierig geöffneten Mund“ (s. Ch. M. Engelhardt). St. Michael malt man „eine Waage in der Hand und heisset ihn den Wäger, weil er uns wiegt gegen des Teufels Gefahr“ (s. Berchthold). „Dis wart gewiset und ich sach, wie das paradys geschaffen was (Schwester Mechtild). Do sach ich zwene man inne, das was Enoch und Helyas. Enoch der sas und Helyas der lag an der erden in grosser innekeit. Do sprach ich Enoch zu. Ich vragete in, was si lebten no menschlicher nature? Do sprach es: Wir essen ein wenig von den äppfelen und trinken en wenig des wassers, im zwivalt paradys“ (das himelsche ist da oben, das hat das irdensche teil beteket vor allem Ungewitter. In dem höchsten teil da sint inne die seelen, die des vegevures nit wurdig waren, und doch noch nit in gotz rich waren komen). „Und also hat Gott der almechtige auss der ersten Materien, der schwebenden Lufft, welche prima materia ein Anfang, den obersten Thron des Himmels und der Engel, und darnach auss der ersten Materien der Wassern, die vier Elementa, und darnach alle Creaturen durch die vier Elemente geschaffen“ (s. Theoph. Paracelsus). At the beginning of each dispensation or mystical year, the angel with the diamond spear strikes the egg, left like Brahma's egg behind by the dead race, and at once the yolk and the white divide (im Buddhistischen „mystical egg“): „one part represents the unrevealed Buddha, the other the conceivable Buddha (s. Lillie). Aus chinesischer Taikie findet sich das Symbol in Korea (und unter den Verzierungen der Haidah im ethnologischen Museum). Aus Ymir's Leib ward die

Welt geschaffen (wie aus Puntan's). Als die Götter Purusha theilten (in den Vedas) „the Brahman was his mouth, the Rajanya was made his arms, the being called the Vaisya, he was his thighs, the Sudra sprang from his feet; the moon sprang from his soul (manas), the sun from his eye, Indra and Agni from his mouth and Vayu from his breath; from his navel arose the air, from his head the sky, from his feet the earth, from his ear the four quarters" (s. Muir). Die Aptraganga („Revenants") oder (in Tyrol) „Pütze" spuken (im Lechrain) oder „weizen" (strafen); Gespenst kommt von „spanan" (s. Simrock). Die Fälle des Hindurchgehens durch verschlossene Thüren, (bei Dominikus, Mauritius vom Predigerorden, Clara de Agolantibus, Pater Mutius), sucht Görres durch Hinweisung auf gewisse galvanische Prozesse, bei denen eine Säure und eine Basis einander wechselweise durchdringen, zu erklären (s. Zöckler). Die Somnambulen lesen Briefe durch den Magen (und sein sympathisches Nervennetz). Der Pochkäfer pocht als Todesuhr (oder Todtenkäfer). Von langer Zeit her hörte man in dem von Frau Hauffe's Vater bewohnten Hause in Oberstenfeld) „oft nächtlich ein unerklärliches Gehen, Klöpfeln an den Wänden und Fässern des Kellers dann Töne, als würfe man mit Kieseln oder rollte eine Kugel auf und ab; oft auch hörte man melodische Metalltöne" (s. Kerner). Auf die gegebenen Fragen hat der Geist gleichsam „Ja" gesagt mit Thürklopfen, „Nein" aber mit Auslassung dieses Klopfens (berichtet P. Aloysius Lintschinger) von D. Val. Alberti, Prof. Publ. zu Leipzig, in: „Theologische Gutachten über eine jesuitische Relation von einer aus dem Fegefeuer unlängst erschienenen Seele zu Leopoldstadt" (1693). Und so hat es lange bereits gepocht und geklopft (in Klopfhäusern), vor der Erfindung des Alphabets (durch die Fuchsfamilie), s. „In Sachen des Spiritismus etc." (S. 71).

Wie der spiritistische Hokuspokus in China aussieht, ergiebt sich aus folgender Beschreibung:

Die Art, irgend eine Gottheit durch ein Medium zu befragen, wird entweder in einem Tempel oder noch häufiger in einem

Privathause abgehalten (in mancher Beziehung dem Geisterklopfen analog). Für gewöhnlich wird dies Befragen der Gottheit des Abends vollzogen, und zwar im Allgemeinen mehr als ein Freundschaftsdienst für Jemanden, denn für Geld. Es wird wohl ein Geschenk von demjenigen dargereicht, welcher die Ausübenden zu sich geboten hat.

Ausser demjenigen, der die Gottheit zu befragen wünscht, werden noch zwei Ausführende zugezogen. Der eine von diesen nimmt auf einem Stuhle vor dem Tische Platz, auf welchem Weihrauch und Lichter brennen, dem Idol gegenüber. Der andere Mann nimmt einen Griffel und zeichnet einen Zauberkreis auf ein Stück gelbes Papier. Alsdann brennt er es an einem der Lichte an, und während es brennt, bewegt er es langsam vor der sitzenden Person auf und nieder. Dies geschieht, um alle schädlichen Einflüsse aus ihm zu vertreiben, und seinen Körper geschickt zu machen, um zum zeitweiligen Wohnsitz der angerufenen Gottheit zu dienen. Dann erhebt dieser sich von seinem Sitze, die Augen geschlossen, und erhält von seinem Genossen einen Stab mit angezündetem Weihrauch, den er mit beiden Händen ergreift und ruhig vor seiner Brust festhält, wobei er fortwährend die Augen geschlossen hält und mit dem Rücken dem Tische zugewandt stehen bleibt. Die andere Person macht sich nun daran, die Finger seiner beiden Hände miteinander zu verflechten, in einer gewissen Weise, die als besonders der angerufenen Gottheit wohlgefällig betrachtet wird. Bald geht er auf den Andern zu, der dasteht, und mit einer plötzlichen Bewegung hebt er seine Hände gegen dessen Gesicht, gerade als ob er ihn schlagen wollte. Während die Finger fest ineinander gefügt waren, lösen sie sich durch diese Bewegung. Der Andere flechtet sie abermals ineinander, und wiederum schlägt jener auf ihn los. Diese Operation wiederholt sich verschiedene Male und wird als besonders wirksam betrachtet, den Besuch der Gottheit zu bewirken. Die Person, deren Augen während dieser ganzen Zeit geschlossen geblieben, giebt nun alsbald die Anzeichen zu erkennen, welche als ein unverkennbarer Beweis dafür gelten, dass dieselbe von einer übernatürlichen und unsichtbaren Macht besessen ist. Der Körper schwebt vor- und rückwärts; der Stab mit der Flamme entfällt seiner Faust, und er fängt an mit besonders grossen Schritten umherzugehen und die sonderbarsten Stellungen anzunehmen, die man als jener Gottheit eigenthümliche betrachtet. Dies ist nun ein unumstösslicher Beweis von der thatsächlichen Anwesenheit der Gottheit im Körper des Mediums. Zuweilen jedoch sollen auch nur einige der Diener der Gottheit statt dieser erscheinen, was vom Medium durch eine

besondere Attitude, die dem betreffenden Gehülfen eigenthümlich ist, angezeigt wird. Besteht aber das Individuum, auf dessen Wunsch die Gottheit citirt wird, darauf, dass die Hauptgottheit selber zu dieser Konsultation erscheine, so nimmt das Medium nach einer kleinen Pause gewöhnlich auch jene bezeichnenden Manieren an, die jener Gottheit eigen sind, und dies ist ein Zeichen, dass dieselbe in das Medium hineingefahren ist.

Der Bittende tritt jetzt heran, drei brennende Stäbe mit Weihrauch in den Händen; er wirft sich vor dem Medium auf die Kniee und bittet ihn, sich zu setzen. Nachdem er sich gesetzt, erzählt der Bittende den Gegenstand, betreffs dessen er die Anwesenheit der Gottheit gewünscht hat. Ueber diese Angelegenheit entspinnt sich nun häufig eine Unterhaltung zwischen den beiden Parteien, wobei die eine versichert, die gewünschte Auskunft zu geben, welche die andere mit Demuth, Dankbarkeit und Ehrerbietung entgegennimmt. Aber zuweilen passirt es auch, dass die Gottheit, welche sich der Zunge des Mediums bedient, den Bittenden derbe ausschilt, weil er sie zu Hülfe gerufen zu ungesetzlichen und unwürdigen Absichten, und zuweilen schlägt die Gottheit es entschieden ab, die begehrte Information zu ertheilen. Nach Schluss der Zusammenkunft fällt das Medium anscheinend auf einige Sekunden in den Schlaf. Bei seinem Erwachen wird ihm etwas Thee gereicht, und bald kommt er wieder zu sich. Sehr viele Leute wenden diese Methode an, um die Art und Weise zu erfahren, wie sie von einer Krankheit genesen können, ebenso auch, um die Kenntniss zu erlangen, welche man in einer besonderen Art von Lotterie verwenden muss.

Die zweite Art, um eine Gottheit zu befragen, besteht darin, indem man mit einer Feder im Sande schreibt. Die Feder besteht im Ganzen aus zwei Stücken Holz. Das grössere Stück, das gewöhnlich zwischen zwei und drei Fuss lang ist, wird meistens aus dem Holze des Maulbeerbaumes, der Weide oder des Pfirsichbaumes angefertigt. An Gestalt hat es sehr grosse Aehnlichkeit mit einer Harke des Landmannes oder mit dem Buchstaben V, indem es aus einem recht krummen Zweige zurecht geschnitten ist, oder aus einem Zweige besteht, welcher mit dem Stamm des Baumes zusammen abgeschnitten wird. Das vordere Ende dieses hakenähnlichen Stabes enthält gewöhnlich den chinesischen Drachen eingeschnitzt. Ein kleines Stück von einer jener oben genannten drei Holzarten von ungefähr fünf oder sechs Zoll Länge ist an der vorderen Spitze unter einem rechten Winkel eingeklemmt, so dass das ganze Geräth aussieht wie eine Harke, die nur einen Zahn hat.

Wünscht nun Jemand eine Gottheit durch dieses Mittel her-

beizurufen, so giebt er seine Absicht Jemandem kund, der einer Gesellschaft angehört, welche sich zur Erleichterung solcher Konsultationen etablirt hat. Vor das Bildniss der erflehten Gottheit oder ihren Emblemen wird ein Tisch gerückt, auf welchem ausser Lichte und Weihrauch noch frische Blumen hingestellt werden, sowie auch Thee oder falsches Geld. Diesem Tische gegenüber, aber weiter ab von dem Idol, wird ein anderer Tisch hingestellt, auf welchem ein flacher hölzerner Teller von vier Fuss Länge, zwei Fuss Breite und einige Zoll Dicke liegt; der Teller ist beinahe ganz mit trockenem Sand gefüllt. Nachdem Kerzen und Weihrauch angezündet worden, kniet der Bittende nieder und spricht seine Wünsche mit den gewöhnlichen Ceremonien. Alsdann steht er auf, Zauberei-Papier wird angezündet, und während es verbrennt, wird es über die Feder, den Sand und die beiden Personen geschwenkt, welche die Feder halten, um diese sämmtlich zu reinigen. Diese beiden Leute stehen so, dass sie den Tisch mit dem Teller voll Sand zwischen sich und das Idol im Rücken haben, nehmen schweigend und ehrerbietig das hakenförmige Geräth an beiden Enden, so dass der Zahn an der vorderen Spitze im Sande ruht. Eine besondere Art von Zaubermittel wird jetzt angezündet und in die Rauchpfanne gelegt, welche auf dem Tische vor dem Bildnisse steht, um auch dieses rein zu räuchern. Ein anderes Zaubermittel wird an einer Stelle in der Nähe verbrannt, offen oder dem direkten Himmelslicht ausgesetzt. Dies geschieht, um die Gottheit zu veranlassen, herabzukommen, in die Feder zu steigen und durch Schreiben ihren Orakelspruch kund zu thun. Zeigt dieselbe nicht alsobald ihre Anwesenheit an, so wird ein anderes Mittel angebrannt. Ihre Anwesenheit kündigt sich durch eine leise Bewegung der Federspitze an, welche Schriftzüge in dem Sande ausführt. Nachdem eine oder zwei Reihen in dem Sand geschrieben worden, hält die Feder mit ihren Bewegungen inne, und die Schriftzüge werden auf Papier übertragen. Ist diese Antwort unvollkommen, so wird eine neue Reihe geschrieben und so fort, bis die Feder ihre Bewegung gänzlich einstellt, was anzeigt, dass die Gottheit aus derselben entwichen ist. Was nun noch zu thun übrig bleibt, ist, die Bedeutung des Orakels festzustellen, was öfters eine recht schwierige Aufgabe ist. Zuweilen wird dasselbe in Form eines Gedichtes gegeben, mit Anspielungen auf alte Zeiten und Menschen, oder es ist in einer alten chinesischen Schrift dargestellt, die heute nicht mehr allgemein gebräuchlich ist, oder auch in abgekürzter Currentschrift. Hin und wieder hat das Orakel (wie es in seiner Natur liegt), irgend einen zweideutigen Sinn.

Es bleibt demnach dem Bittenden nichts weiter übrig, als

die erste beste Bedeutung, die er aus dem Orakelspruch des Idols herauszulesen vermag, zu glauben. Leute aus der wissenschaftlichen Welt sind es meistens, die diese Methode gebrauchen, wenn sie sich an die Gottheiten um Rath wenden wollen.

Drittens benutzen Frauen häufig weibliche Medien. Sie benutzen dieselben, um sich Nachricht zu verschaffen über verstorbene Verwandte oder Freundinnen, oder über die ärztliche Hülfe, die einer gewissen kranken Person gebracht werden solle, damit dieselbe genese u. dergl. Es giebt zwei Arten solcher weiblichen Medien.

Die eine Klasse behauptet, die Nachrichten, welche erkundet werden sollen, vermittelst eines sehr kleinen Bildnisses, das aus Weidenholz gefertigt ist, zu erhalten. Das Bildniss wird zuerst neunundvierzig Nächte lang dem Thau ausgesetzt, alsdann ist es, nach Vollziehung einer Ceremonie voller Aberglauben, im Stande zu sprechen. Das Bildniss wird auf den Magen der Frau gelegt, welcher es gehört. Vermittelst desselben behauptet sie, das Medium der Kommunikation zwischen den Lebenden und den Verstorbenen zu werden. Sie giebt vor, das Bildniss in die Welt der Geister zu schicken, um dort diejenige Person aufzusuchen, über welche man etwas zu wissen wünscht. Es verwandelt sich alsdann in eine Elfe oder einen Geist und macht sich auf die Reise. Der Geist jener Person begiebt sich in das Bildniss und bringt die Nachrichten, wonach die überlebende Verwandte forscht. Die Frau spricht dabei anscheinend kein Wort, die Botschaft scheint vielmehr von dem Bildniss herzurühren. Die Fragen werden an das Medium gerichtet; die Antworten scheinen aus ihrem Magen zu kommen. Dies wird „Finden und Suchen nach dem Faden" genannt. Wahrscheinlich aber wird eine Art Bauchrednerkunst angewandt. Die Thatsache, dass die Stimme augenscheinlich aus der Magengegend des Medium kommt, ist der Täuschung zweifellos behülflich. Von Weihrauch und Kerzen macht das Medium bei dieser Methode keinen Gebrauch. Derselben bedienen sich Wittwen, welche Nachricht über ihren verstorbenen Ehemann zu haben wünschen, oder kinderlose Ehefrauen, die über die Zukunft etwas zu wissen wünschen. Die Ausgaben hierfür sind nur gering, meistens kann man für zwei und einen halben Cent Nachricht aus der Geisterwelt erhalten. Zuweilen wird auch das hölzerne Bildniss an das Ohr der Wünschenden gehalten, damit sie um so besser verstehen kann, was ihr über den Gegenstand ihrer Nachfrage mitgetheilt wird.

Die zweite Klasse der Weiber, welche vorgeben, Nachrichten über Verstorbene erhalten zu können, verfahren auf eine ganz andere Weise. Das Medium sitzt an einem Tische. Nachdem ihr der Vor- und Zuname des Verstorbenen genannt worden, sowie

der Todestag, legt sie den Kopf auf den Tisch, so dass ihr Gesicht verborgen bleibt. Auf dem Tische stehen drei Stäbe mit angezündetem Weihrauch, zuweilen in einem Räucherbecken, zuweilen auch in horizontaler Lage in einer Schale mit gekochtem Reis. Ferner werden zwei brennende Kerzen auf den Tisch gestellt. Die Frau, welche die Nachrichten begehrt und die eine oder andere ihrer Bekanntschaft treten nahe hinzu in tiefem Stillschweigen. Nach kurzer Zeit erhebt das Medium das Haupt und redet mit geschlossenen Augen die Frau an. Es heisst, das Medium ist jetzt von dem Geiste desjenigen besessen, von dem man Nachricht haben will; mit anderen Worten: der Verstorbene ist in ihren Körper gefahren und benutzt ihre Organe, um sich den Ueberlebenden verständlich zu machen. Es beginnt eine Unterhaltung zwischen Lebenden und Verstorbenen, wobei sie gegenseitig Fragen austauschen. Bei Schluss des Zwiegesprächs senkt das Medium den Kopf wieder nieder auf den Tisch, und nach wenigen Minuten fängt sie an sich zu übergeben. Nachdem sie ein wenig Thee getrunken, kommt sie wieder zu sich, der Geist des Verstorbenen hat sich zurückgezogen.

Das Medium giebt auch zuweilen vor, durch ganz besondere Mittel von dem Geiste eines Gottes oder einer Göttin besessen zu werden, alsdann ist sie im Stande, der Kranken die nöthige Medizin zu verschreiben. Man glaubt in solchen Fällen, dass die Medizin von der angerufenen Gottheit selber verordnet sei. Der Gott oder die Göttin wirft sich in das Medium und diktirt demselben die Heilmittel, die den Kranken wieder herstellen. Gelegentlich muss die Bittende eine bestimmte Gottheit günstig stimmen, bevor sie die Medizin gebraucht" (cf. *Doolittle*). Die Traumorakler hatten dies in ein System gebracht (den Jüngern Aeskulap's). „Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen" (für Mephistopheles), weil je unverständlicher und unverständiger desto besser für die Unverständigen, denn „minorem fidem homines adhibent iis, quae intelligunt" (s. Plinius), und so umfängt gläubige Bethörung (den Thoren).

Was in der Ethnologie zur Behandlung kommt, bezieht sich auf diejenigen Vorarbeiten, welche dahin gerichtet sind, die in den naturwissenschaftlichen Disziplinen gültige Untersuchungsweise auch in der philosophisch-historischen, die bisher davon getrennt geblieben sind, zur Anwendung und Verwerthung zu bringen.

Unser Zeitalter, die Gegenwart, in welcher wir leben, hat seinen spezifischen Charakter, als naturwissenschaftlichen, auf-

geprägt erhalten, und Einheit der Anschauung wird also nur bei durchgängigem Festhalten einer naturwissenschaftlichen gewahrt werden können.

Je einfacher der Ideenkreis, worin ein Volksstamm lebt, desto einheitlich abgerundeter erweist sich die Weltanschauung, meist durch den religiösen Glauben überwölbt. Mit dem Erwachen des Denkens, im Wissensdurst, springt der Zweifel auf, und beginnen die frühere Ordnung zu zerstören, unter temporär zerrüttenden Uebergangszuständen, die sich für höheren Abschluss einheitlicher Betrachtung wieder hindurch zu kämpfen haben.

Mit jenen Revolutionen, in denen die Welt des Alterthums und Mittelalters zusammenbrach, — die siderische für Aenderung des Himmels, und die geographische auf dem Globus, — mit solcher Doppel-Revolution setzte der neue Tag die Neuzeit an, für diejenige Phase der Kulturgeschichte, in welcher wir geboren sind. In den Geschichtsbüchern der Philosophie stehen an ihrer Spitze die Namen Cartesius und Bacon, für die Hinweisung auf zwei verschiedene Forschungsrichtungen, die nebeneinander verliefen, in Idealismus und Materialismus getrennt, und dann seit Hume mit tief greifenden Skeptizismus versetzt (für Kant's Kritizismus).

In einschneidender Spaltung steht jetzt schroff in sich abgeschlossen der Materialismus da, in abwehrender Haltung gegen die idealen Güter, welche der Mensch als seine heiligsten und werthvollsten zu schützen pflegt. Vielfach ist die Einigung versucht, stets ist sie fehlgeschlagen, in den Kernfragen über eine naturwissenschaftliche Psychologie, um nämlich die Probleme der naturwissenschaftlichen Disziplinen, welche soweit sinnliche Wissenszweige einbegreifen, von den des anorganischen Reichs an (in Chemie, Physik, Mineralogie) durch das organische hin (in Botanik, Zoologie, Physiologie) einheitlich zu verknüpfen und auch die Psychologie einzureihen, als Naturwissenschaft.

Seitens der Philosophie sowohl, wie seitens der Naturwissen-

schaften haben sich bestgemeinteste Versuche bisher bekanntermaassen als ohnmächtig erwiesen, um hier ein Modus vivendi herzustellen und die (von der Philosophie beansprucht) Psychologie nach einheitlichem Plan zu behandeln, wie wir es in naturwissenschaftlichem Sinne gewohnt sind.

Die Schwierigkeiten, woran die Bemühungen scheiterten, liegen offen vor Augen, weil in der Induction begründet, die mit der komparativ-genetischen Methode zu arbeiten hat, also thatsächlich Erfahrungen als Bausteine voraussetzt.

Solche fallen aus in der Subjektivität einer individuellen Psychologie, und sie zu erlangen ist erst seit den letzten Dezennien eine Aussicht eröffnet, mit der objektiven Umschau auf die Völkergedanken, wie sie in den Variationen des Menschengeschlechts sich manifestiren, und also beim Ausgang nicht von den zoologischen Bimanus, sondern von dem „Homo sapiens“ (als Zoon politikon), und dieser zwar auf den psycho-physischen Stützen (in der Anthropologie) in der Culturgeschichte entfaltet (unter den naturgeschichtlich bedingenden Agentien der geographisch-historischen Umgebung).

In solcher Auffassungsweise der Ethnologie, als das Vorbereitungsstadium für eine naturwissenschaftliche Durchbildung der Psychologie, ist der Zusammenhang mit dem, was bisher unter dem Namen der Ethnologie bezeichnet wird, grösstentheils abgebrochen, und die fortan vorliegende Aufgabe erscheint unter verschiedenen Aspecten, bei den zunächst zwei Punkte besonders in Betrachtung kommen, nämlich der Begriff des Menschen, als Zoon politikon, (in dem für ihn charakteristischen Typus der den Ausgang zu bilden hat für das Verständniss des Individuums), und dann was zur Lehre der Geographischen Provinz gehört, wie sie in den übrigen Forschungskreisen des organischen Reichs zu ihrer Durchführung bereits gelangt ist (in Hinrichtung auf die Wissenschaft vom Menschen als anzustrebendes Ziel).

Dass für den Menschen die Wissenschaft vom Menschen, der

eigentliche Zielpunkt, der höchste und letzte alles Wissens und Forschens zu bilden habe, ist von jeher, (seit jenem alten Orakelworte des „Gnothi Seauton“ bereits), geahnt und gefühlt worden, es haperte nur an dem: wie? das zu geschehen hätte, und hierfür bietet sich neuerdings eine bisher unbetretene (weil soweit noch nicht aufgeöffnete) Forschungsbahn, um die Induktion in der Psychologie thatsächlich zur Verwerthung zu bringen, indem uns jetzt in dem Völkergedanken das Material der Bausteine geliefert wird, für Vergleichungen zur Verwendung der komparativen Methode, und der genetischen zugleich, indem hier primäre Vorstadien vorliegen, so dass eine Evolution auszuverfolgen möglich (nach dem Leitungsfaden logischen Rechnens). Aus solcher Sachlage ergiebt sich alles Weitere gewissermassen von selbst, so dass es bei diesen Einleitungsworten keiner weiteren Ausführung bedarf. Es handelt sich nicht um ein Meinen oder Scheinen, um einen Glauben, der sich annehmen oder verwerfen lässt, sondern um zwingende Naturgesetze organischer Entwicklung, so dass Jeder, der es der Mühe Werth hält, sich hineinzudenken, zu richtiger Weiterfolgerung fortgeführt sein muss (wenn frei von den zur Gewohnheit gewordenen Anticipationen).

Werfen wir indess noch einen kurzen Blick auf die Geschichte der Ethnologie, oder vielmehr ihre Vorgeschichte, ehe sie selbst in die Geschichte eingetreten war.

Was wir als Weltgeschichte zu bezeichnen pflegen, ist derjenige Theil der Menschheitsgeschichte der die eigene miteinschliesst, in dementsprechend erweiterter Volksgeschichte.

Von der Volksgeschichte ist überall die Geschichte ausgegangen, ein jeder Volksstamm kennt nur sich selbst, in gesellschaftlicher Subjektivität, als den Menschen *κατ' ἐξοχην*, mit Freunden und Feinden, oder dämonische Unmenschen, jenseits der Grenze seines Gebiets. So lagert um das durch die Civilisation erhellte Hellenenthum, die dunkle Nacht des Barbarenthums,

ohne Interesse für dasselbe anzuregen, bis das praktische Interesse politischer Verwicklungen zu genauerer Kenntniss veranlasste, als der „Vater der Geschichte" die umliegenden Länder (Aegypten, Asien, Indien u. s. w.) mit in den Rahmen der Betrachtung zog, und die Römer in ihren Eroberungen erweiterten dann den Umkreis der orbis terrarum, auf dem der germanisch-romantische Kulturzweig erwuchs (bis zu mehr und mehr internationaler Ausdehnung).

Im Alterthum liegen, in der Geschichte, die Kulturschöpfungen der begabtesten Völker auf der Erde vor, in gross mächtiger und emporstrebender Spirale, aber nur in einer einzigen, weil durch den Faden steten Zusammenhanges verbunden, und indem einerseits in den höchst vollendetsten Erzeugnissen das Problem für erste Angriffsweise sich allzu complizirt erweisen musste, fiel andererseits die Vergleichung aus, wie erst mit Umsegelungen des Globus eingeleitet (in den Anfangsstadien der Ethnologie).

So datirt die Möglichkeit der Ethnologie überhaupt seit kaum drei Jahrhunderten erst, und ihre ernstliche Bearbeitung konnte nicht eher einsetzen, als bis die naturwissenschaftliche Weltanschauung zum vollen Durchbruch gekommen war (vor drei Dezennien etwa). So ist sie jung diese neue Wissenschaft, und in Anbetracht der Kürze der Zeit, scheint bereits Mancherlei geschehen.

Früher, als die Ethnologie, kam die ihr eng verschwisterte Anthropologie zu systematischer Begründung, bei ihrem engen Anschluss an den auf naturwissenschaftlichem Gebiet ältesten Wissenskreis, der Medizin, die, weil bei der Gebrechlichkeit des irdischen Lebens als nahegelegt erfordert, überall auf der Erde als frühst kultivirtes Fachstudium hervortritt (unter den Gestalten der Zauberärzte bei den Naturstämmen).

Wie in die Anthropologie der physische Habitus des Menschen, fällt die psychische Hälfte desselben in die Ethnologie, die sich dadurch also mit der Philosophie berührt, aber bisher in den Systemen keinen Boden zu finden vermochte, weil der von den

ältesten Philosophen bereits ausgesprochene Satz über die Menschen als Gesellschaftswesen von den späteren vergessen worden war.

So wurde anfänglich der ethnologisch eröffneten Perspektive geringe oder nebensächliche Beachtung geschenkt, und die Ethnologie figurirte nur als nebensächlicher Anhang in den geschichtlichen oder geographischen Handbüchern, um mit ein paar gelegentlicher Bemerkungen erledigt zu werden, über die Wildstämme der Unkultur, oder solchen Kulturen, die nicht würdig waren, der unserigen an die Seite gesetzt zu werden.

Indess sah sich die Weltgeschichte durch die in ihrem eigenen Gange abspielenden Ereignisse zu allmähligen Konzessionen veranlasst. Indien wurde bei philosophischer Sichtung des Sanskritstudiums zugelassen, und auch den alten Kulturen Ostasiens (den chinesischen und japanischen) einige Berücksichtigung vielleicht vergönnt.

Sofern dagegen die wilden Naturstämme ebenfalls in den historischen Gesichtskreis zuzulassen wären, so bedingte sich das durch Anerkennung der naturwissenschaftlichen Evolutionstheorien, und der grossartigen Erfolge derselben, wie sich in der Zelltheorie z. B. erwiesen hatte, bei dem Studium der Kryptogamen (für Durchbildung einer wissenschaftlichen Botanik.

Und in solcher Bedeutung für die Kulturgeschichte werden die Naturstämme zu gelten haben (als Kryptogamen des Menschengeschlechts).

Der Weg, der einzuschlagen ist, liegt deutlich vorgezeichnet da.

Was thut die Zoologie für systematische Anordnung ihres Wissensgebäudes? Sie sammelt zunächst aus allen Theilen der Erde die zoologischen Repräsentanten, für Vereinigung in einem Museum, (wie die Botanik die Vertreter des Pflanzenreiches).

So für naturwissenschaftliches Studium des Menschen gilt es zunächst die ethischen Organismen zu sammeln, im Ueberblick der Variationen des Menschengeschlechts, unter welchen es auf der Erdoberfläche erscheint, und zwar nicht nur körperlich, dem äusseren

Habitus nach, unter Färbung des schwarzen, rothen, gelben und weissen Menschen, sondern vor Allem nach den Eigenthümlichkeiten des ethisch umschlossenen Gedankenganges, wie in dem Völkergedanken manifestirt. Hiermit bleibt es freilich noch traurig bestellt.

Was weiss man in den gebildeten Kreisen, den „zehntausend Oberen", selbst bei denen, die für die Pflege unserer Kulturentwickelung maassgebend mitgesprochen haben, von den Elementargedanken der Naturstämme den Papua, Nigritier, Indianer u. s. w.? all den Vertretern der bisher in vornehmer Selbstweisheit verachteten Naturkinder, auf dem weitaus grössten Theil der Erde. Höchstens etwa kennt man aus den populären Ammenmärchen, die Schauergeschichten von kannibalischer Anthropophagie und sonstigen Robinsonaden, wie früher durch Schiffsagenten oder Matrosenfahrten in die Handbücher der alten Ethnologie übergingen, aber von einem Einblick in ihren Gedankengang keine Spur, und da solcher unverständlich bleibt, führt das des Fremdsprechigen wegen (selbst wenn eine lingua franca im Verkehr gebräuchlich) zu den Missverständnissen, die in blutigen Kolonialkriegen oft berichtigt werden müssen.

Die Ethnologie hat die induktive Behandlungsweise zu liefern für diejenigen Zweige angewandte Philosophie, welche in Fachwissenschaften übergreifen, — das Naturrecht in die Jurisprudenz, die Religionsphilosophie in die Theologie, die Ethik in die Sozialogie und die Logik in die Denklehre überhaupt, zu richtiger Verwendung des zum Rechnen bestimmten Instruments (im psychologischen Apparat).

Für Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie hat Allem voran die Materialbeschaffung selbst zu gehen, im psychischen Bereiche der Völkergedanken, um dann aus komparativgenetischem Ueberblick erst die gesetzlich ausgesprochenen Richtungen für ordnendes Sichten weiter zu verfolgen, denn „Alles hat

seine Zeit" (wie längst gepredigt ward), γιγνωσκε καιρον (nach Pittakus' Wort).

Der psychologische Prozess, der bei Ueberführung auf das ethische Gebiet, zu dem, was in kultureller Auffassungsweise als Religion bezeichnet, dafür dort zu gelten hat, hingelangt, nimmt seinen Ausgangspunkt vom Unbekannten, was im unheimlichen Schrecken zunächst oder im Staunen sodann, die Denkfrage zur Beantwortung reizt (und unbewusst schon zwingt). In jedem, das nicht neu (als eigenem Willen unterworfen), waltet ein Fremdes, der Einsitzer oder Innuae, im Steine selbst (und je nach dem Eindruck des Sonderbaren schlagender hervortretend), (M. i. d. G., I. S. 185), im lebend wachsenden Baum die Frau (wie „frawe Weckolter" u. s. w.), gleich der Nang (in Siam), (Völker d. östl. As., III. S. 252), mehr noch das Freibewegte im Thier (Rlgph. Probl., II. 2. S. 52 u. flg.), und dem Geistigen tritt am unmittelbarsten diejenige Geisterwelt heran, welche in der Erinnerung (melanesischer Nanuai) aus den und mit den Abgeschiedenen spricht (im Traum, oder Halbtraum des Wachzustandes), auch mit der Stimme des herabgestiegenen Herrn, (oder Chao), redend (in ecstatischer Inspiration). Wie weit sich dies in mythologischen Gestaltungen malt, hängt von den schöpferischen Spiegelungen des Völkergedankens ab (und seine Abhängigkeit wieder von historisch-geographischer Umgebung).

Die dafür einem Ahnenkultus entnommenen Motive tragen vielfach den, Abwehr durch Apotropaioi (mit dem „Mana" eines mächtigeren Atua) fordernden, Charakter des bösartig Feindlichen, wie Alles aus unbekannt fremder Ferne befremdlich Schreckende, gewähren aber dann auch wieder, in Charistia-Festen gepflegt, aus Ueberzeugung patriarchalischen Schutz (der Ehre und Verehrung), s. M. v. d. G., (II. S. 380), wie der Tjabal-balak (auf Java), in Dorfgemeinden auch zugleich Beschwörer so lange, um bei Sidekah oder Opfermahlen in guter Stimmung (für die Nachgeborenen) erhalten zu werden.

Wenn mit undeutlicher entschwindenden Generationen, die Tritopatoren, im oberen Luftraum (der Winde) sich schliesslich ganz der Anschauung entziehen, — um von dort zu donnern und blitzen (auf Oceanien's Inseln), — dann leitet leicht sich der Uebergang ein zu wolkenumlagerten Bergspitzen und den Himmelswesen, die den Donnerkeil dort führen, auf des Olympes Höhe, oder als Vajra geschwungen von Indra's Händen, im Palast der Chatumaha-raja (eine Walhalla der Helden gleich Bolotu's Hofstaat). Doch sein Gleichgewicht anzustreben, sehnt sich der Geist zu höheren Regionen empor, auf die Rupaterrassen der Meditationshimmel hin, und dann bei verschwindender Fernsicht fliesst es auseinander in Nichts (eines Nirvana, als subjektive Negation des „Pleroma") oder einheitlich zusammen, — **οὐδεὶς ἀγαθὸς εἰ μὴ εἷς ὁ θεός** („god âna") —, und so mag das „Thegathon" (779 p. d.), in Plato's **τ' ἀγαθόν,** („summus et princeps omnium deorum", aus Scipio's Traum), für epikuräischer Ruhe (des Gottes) in Unnahbarkeit, (eines Mawu oder Zambi), weithin zurücktreten, unbegreiflich wieder (gleich „Wakan") und „agnostisch" als neueste Errungenschaft des, durch gnostisch unbefriedigende Lösungsversuche, ermüdeten Denkens, — dem jedoch noch die Schlussarbeit übrig bleibt, in naturwissenschaftlicher Behandlung der Psychologie (auf Grund der ethnisch beschafften Thatsachen). Zum ersten Mal nicht fest auf seinen Füssen zu stehen, gesteht der „Realist" (im Walpurgisnachttraum), da noch die Psychologie fehlt (unter seinem naturwissenschaftlichen Rüstzeug).

Berichtigungen zu Band I.

S. 320	Z. 16	v.	o.	statt	hinzuweisen	lies	hingewiesen
„ 337	„ 7	„	„	„	Sinns	„	Seins
„ 337	„ 8	„	„	„	Sinn	„	Sein
„ 505	„ 7	„	„	„	springt der	„	springen die
„ 505	„ 14	„	„	„	der neue	„	am neuen
„ 506	„ 16	„	„	„	in	„	aus
„ 509	„ 3	„	u.	„	ethischen	„	ethnischen
„ 510	„ 3	„	o.	„	ethisch	„	ethnisch

Ausserdem wird der Leser gebeten, die nachfolgend erforderlichen Verbesserungen entschuldigen zu wollen: der (337), Bulbus (408), Unkristallisirten (410), Haidah (425), deity (430), Prakriti (434), Pleroma (450), der (464), studirt (465), dem (467), seine (467), verstorbene (467), Archon (470), through (483), therefore (484), handwriting (485), myself (485), sous (486), in (486), Inder (487), tricks (487), den (504), die (505), einen (506), dem (506), denen (506), des (508), mächtig (508), die (510), angewandter (510), Nunuai (511), i. (511).



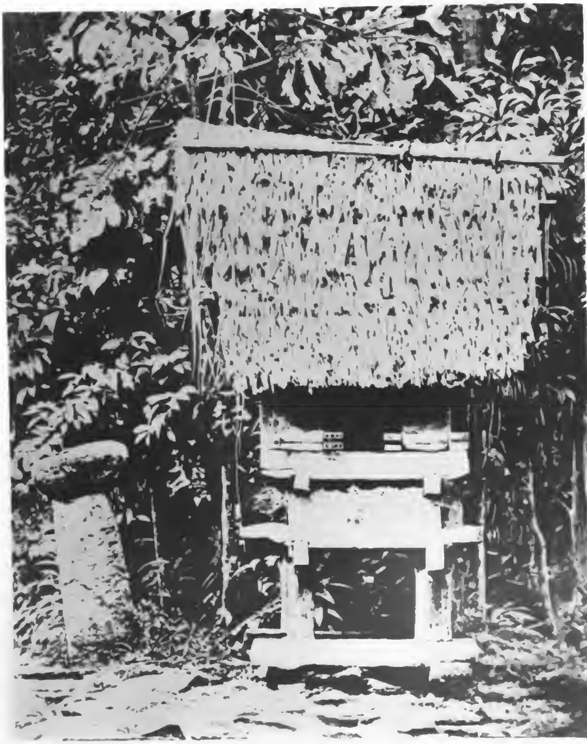
Original-Photographie von J. S. Kubary.

Aulonga-Schrein und Telegiyl-Haus bei der Wohnung des Priesters in Ngarupešang, Pelau-Inseln.



Original-Photographie von J. S. Kubary.

Ngar Assias eine alte pelauische Wohnung mit einem Fed-Schrein (links) und einem Gumreu (rechts) den Hausgöttern gewidmet. Ngarupešang, Pelau-Inseln.



Original-Photographie von J. S. Kubary.

Der Schrein und der Steinsitz des Gottes Angel le Kaliꝺ bei dem Bay in Ngarupešang.